
DER TÜRMER


G. REINHARDT
CADEBUSCH
EX LIBRIS

Der Türmer

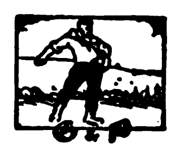
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Achtundzwanzigster Jahrgang

(Oktober 1925 bis März 1926)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften



Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik



Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen



Eberhard Ege

Abend in einer römischen Villa



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. | Oktober 1925 | Heft 1

Jetzt oder nie!
So muß die Ehre immer sprechen;
ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da;
sie kann nichts verschieben, sie darf nichts
von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen,
ihr Gesetz bleibt immer das kurze und runde:
Tue, was du mußt, siege oder stirb und
überlaß Gott die Entscheidung!

Ernst Moritz Arndt
(„Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze")

Von der Vaterlandsliebe

Von Prof. Dr. Bruno Bauch

Reich, wie die Liebe selbst, ist der Sinn ihres Namens. Eine andere ist die Liebe des Liebenden zur Geliebten, eine andere der Liebenden zum Geliebten. Wieder eine andere ist die Liebe des Gatten zur Gattin, eine andere die der Gattin zum Gatten, eine andere die zum Vater, eine andere die zur Mutter, eine andere die zum Kinde, eine andere die zum Sohne, eine andere die zur Tochter. Anders ist die Liebe von Freund zu Freund, anders die von Freundin zu Freundin, anders die von Freund zu Freundin, von Freundin zu Freund. Noch ganz anders ist die Liebe zu Besitz und Erwerb. Wiederum eine ganz andere ist die Liebe zu seiner Aufgabe, seinem Werke, seiner Bestimmung. Wieder anders ist die Liebe zu seiner Ehre. Ja, es gibt auch eine Liebe zum Niedrigen und Gemeinen, wie es eine Liebe zum Hohen und Ungemeinen gibt. Schwer wäre es, alle die Formen, in denen sich die Liebe darlegt, zu erschöpfen oder auch nur zu nennen. Viel verschlungen sind ihre Wege, wie das Labyrinth der Seele, die sie alle durchziehen können.

Jede dieser Formen hat ihre eigene Prägung und Stellung. Und unter ihnen hat wiederum ihre besondere eigene Prägung und Stellung auch die Liebe, die wir nennen: die Liebe zum Vaterlande. Daß wir von Vaterlandsliebe sprechen können, das beleuchtet Vaterland und Liebe zugleich. Es zeigt, daß uns das Vaterland nicht bloß ein geographischer Begriff ist, wie der Nordpol oder der Südpol. Von Nordpolliebe oder von Südpolliebe zu reden, dürfte uns ungereimt erscheinen. Zwar mag den Forscher die Liebe zur Forschung, die Sehnsucht nach Erkenntnis auch zum Südpol oder zum Nordpol unwiderstehlich hinziehen können, mit derselben Unwiderstehlichkeit, mit der die Geliebte den Liebenden an sich zieht. Aber das ist dennoch keine Liebe zum Südpol oder zum Nordpol selber; sondern die Liebe zur Erforschung von Nordpol oder Südpol ist Liebe zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Wahrheit selbst. Das Vaterland aber lieben wir selber, und darum ist es uns mehr als ein bloß geographischer Begriff, auch wenn wir es als Land auf der Landkarte umgrenzt finden können. Zur Erforschung des Nordpols können sich hingezogen fühlen Forscher, die sehr verschiedenen Vaterländern angehören. Keiner wird von *seinem* Nordpol, aber jeder wird von *seinem* Vaterland sprechen können. Keiner wird von irgendeinem Menschen in seinem eigenen Vaterlande voraussetzen, daß ihn dieselbe Liebe zur Forschung und Erforschung erfülle, wie ihn. Aber er wird, wenn anders in ihm selber der Sinn für Vaterlandsliebe nicht verschüttet und erstorben ist, jedem seiner Vaterlandsangehörigen ansinnen, daß er sein Vaterland gerade als Vaterland liebe. In dieser Ansinnbarkeit offenbart sich der besondere Sinn der Vaterlandsliebe, offenbart sich, *wie* wir in der Vaterlandsliebe lieben, und *was* wir im Vaterlande lieben. Ich sinne keinem anderen an, daß er meine Gattin als seine Gattin, meine Geliebte als seine Geliebte liebe. Solche Liebe könnte ja gerade zu Liebeskonflikten führen. Wohl aber sinne ich allen meinen Vaterlandsangehörigen an, daß sie mein Vaterland auch als ihr Vaterland lieben, wie ich jedem ansinne, daß er den Nächsten, ja selbst seinen Feind als Nächsten liebe, mag er ihn als Person auch hassen.

Hier werden wir auf den tiefen Unterschied geführt, den Luther unter religiösem Gesichtspunkte selber wundervoll tief bezeichnet hatte: den Unterschied zwischen der an die individuelle Person gebundenen Liebe und der über die Grenzen der Person hinausgreifenden Liebe; ein Unterschied, den alle die verkennen, die in der von Luther geforderten Christenliebe eine Sinnlosigkeit sehen, gerade weil sie ein Gebot darstelle, während die Liebe sich doch nicht fordern und gebieten lasse. Gewiß, die Liebe zu meiner Geliebten, zu meiner Gattin kann ich als Liebe zu seiner Geliebten, als Liebe zu seiner Gattin nicht von einem anderen fordern. Sie hängt ab von der Person in ihrer Individualität, die gerade ich liebe, und ich kann von keinem anderen voraussetzen, daß auch er sie liebe oder lieben könne. Hier entscheidet immer das Persönliche, das Individuelle. Aber wie nach Luther die Christenliebe „unabhängig ist von der geliebten Person" und gerade darum eine geforderte Liebe sein kann, so ist noch viel offenbarer die Vaterlandsliebe eine nicht an eine Person gebundene Liebe; sie ist eine geforderte Liebe. Darum dürfen wir auch geradezu von der Forderung, dem Gebot der Vaterlandsliebe sprechen, wie wir vom christlichen Liebesgebot sprechen dürfen. Beide haben, wie gewiß auch viele Formen der persönlichen Liebe, ihre Wurzeln in den tiefsten Schichten der religiösen Innerlichkeit. Daraus begreift es sich freilich auch, daß sie einer an den Oberflächen des Lebens dahinschiebenden Zeit verloren gehen können. Wer nur an der Oberfläche lebt, wird weder sein Vaterland, noch den Nächsten als Nächsten, noch auch eine Persönlichkeit in ihrer besonderen Individualität aus den Tiefen der Seele lieben können, weil seiner Seele die Tiefen fehlen.

Wenn wir also fragen, wie wir das Vaterland lieben und lieben können, so müssen wir die Frage dahin entscheiden: im Sinne einer Forderung, eines Gebotes, nach dem wir es lieben sollen. Und wenn wir fragen, was wir im Vaterland lieben, lieben können und lieben sollen, so können wir die Frage einstweilen nur negativ dahin entscheiden, daß wir es nicht bloß im geographischen Sinne eines gerade so oder so umgrenzten Landes zu lieben haben. Gewiß ist auch das Land als solches gerade für die Vaterlandsliebe nicht gleichgültig. Aber in dem Worte Vaterland ist doch der erste, nicht der zweite Wortbestandteil entscheidend. Ein Land bloß als Land könnte aus sehr verschiedenen Gründen geliebt werden. Es könnte um seiner landschaftlichen Reize und Schönheiten willen geliebt werden. In diesen könnte irgend ein fremdes Land das Vaterland weit überragen. Diese Liebe wäre keine Vaterlandsliebe. Es könnte jemand ein Land lieben, weil er in ihm begütert ist und seinen Besitz hat, ohne daß es sein Vaterland ist. Solche Liebe stünde nicht höher als die zum Besitze überhaupt, die sehr traurige und niedere Formen annehmen kann. Wie leicht wird ihr der Landbesitz zum bloßen Spekulationsobjekt. Ganz anders liebt der Bauer sein Land; er liebt es nicht als toten Besitz, sondern, weil er ihm durch lebendige Arbeit verbunden ist. Er bestellt den Acker, den vielleicht schon sein Vater und Großvater bestellt hat. Sie haben ihm die Hingabe ihrer Arbeit geschenkt, wie er ihm nun die Hingabe der seinigen schenkt. Unter seinem Dache hat sich das Schicksal seiner Vorfahren abgespielt, die Bilder an seinen Wänden sind stumme Zeugen der Geschichte seiner Familie und ihrer Geschicke. Ihre Arbeit spricht zu ihm aus Hof und Haus, aus Wald und Feld, sie mahnt ihn, sie fortzu-

führen, damit er sie dereinst übergebe seinen Kindern und damit auch diese sie fortführen. Schon gehen sie ihm vielleicht dienend und helfend zur Hand. Sie lernen von ihm zu schaffen und zu wirken, wie er von seinem Vater einst zu schaffen und zu wirken gelernt hat und wie dereinst ihre Kinder von ihnen zu schaffen und zu wirken lernen werden. Arbeit und tätiges Leben, Lebensschicksal und Lebensgeschichte bindet durch Generationen hindurch in Liebe den Landmann sichtbar an das von ihm bestellte Land und unsichtbar an die Lieben, die es vor ihm bestellt haben und nach ihm bestellen werden. Darum liebt er sein Land, und darum ist es ihm nicht gleichgültiges, einfach veräußerliches Objekt.

Diese Liebe ist es, von der aus wir im Kleinen zur Vaterlandsliebe im Großen geführt werden, die uns das Vaterland nicht bloß als Land, sondern als Vaterland, als unserer Väter, unser eigenes, unserer Kinder Land verstehen hilft. Wir lieben also im Vaterland nicht allein das Land, sondern die in ihm lebenden und wirkenden Menschen, die verbunden sind durch gemeinsame Arbeit, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Geschicke. Es sind gemeinsame Arbeit, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Geschicke einer großen gemeinsamen Familie, des gemeinsamen Blutes des Volkes.

Die Liebe zum Vaterlande ist darum die Liebe zu dem Lande, in dem unser Volk lebt, wirkt, schafft und tätig ist, ist darum zugleich auch die Liebe zu unserem lebendigen Volke selbst. Das Volk aber ist, wie Fichte einmal tief und treffend gesagt hat, „das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht“. Auf zwei Seiten ist dabei also zu achten. Im Volke liegt auf der einen Seite die natürliche Abstammungsgemeinschaft, in deren Sinne Fichte auch vom „verbrüderten Stamme“ spricht. Das Fremdwort „Nation“, das vom Lateinischen „nasci“ = geboren werden sich herleitet, und dessen Sinn wir auch in dem Worte „Natur“ wiederfinden, drückt in seiner ursprünglichsten Bedeutung diese natürliche Abstammungsgemeinschaft aus, in deren Sinne Goethe einmal sehr schön von der Gemeinschaft der „Mitgeborenen“ spricht. (Das alte „cogneti“ sagt dem genauen Wortlaute nach dasselbe.) Auf der anderen Seite liegt im Volke die Gemeinschaft des inneren geistigen Lebens, des Lebensschicksals und seiner Geschichte, wie sie sich darstellen im ganzen seiner völkischen Kultur. Die Kultivierung des Landes im ursprünglichen Sinne weitet sich zur Pflege der ganzen Güter des Volkstums im Sinne seines ganzen geistigen und sittlichen Lebens und der Entwicklung „des Göttlichen aus ihm“.

In ihm gipfelt die Vaterlandsliebe. Sie erhebt sich zu der besonderen Bestimmung, die ihrem Volke im Göttlichen und zum Göttlichen gewiesen ist. Nicht verkennt sie, daß jedem Volke eine solche Bestimmung im Ganzen der Menschheit zukommt. Aber sie weiß auch, daß jedes Volk in diesem Ganzen gerade seine besondere Bestimmung habe, ohne die es kein Volk wäre, und ohne die es für das Ganze der Menschheit keine Bedeutung hätte, wie ohne sie auch die Menschheit eine leere, tote Abstraktion wäre. Darum also umfaßt die Vaterlandsliebe die besondere Bestimmung gerade ihres Volkes, um für diese Bestimmung zu leben und, wenn es

nottut, auch zu sterben. Wer sein Vaterland liebt, erfaßt es in seinem tiefsten Inneren, daß es nicht unter allen Umständen nötig ist, daß gerade er lebe, daß es nötig sein kann, zu sterben, damit sein Volk und Vaterland auch nach ihm in Zukunft lebe. Das Bewußtsein der Verbundenheit durch gemeinsame Geschichte und gemeinsame Geschicke wendet die Vaterlandsliebe also nicht etwa nur der Vergangenheit zu. Gewiß wird sie immerdar besonders den großen Gestalten dieser Vergangenheit, die der Bestimmung ihres Volkes ganz und vorbildlich hingegeben, auch vorbildlich gewirkt und das geschaffen haben, an dem die Folgezeit weiterwirken und weiterschaffen konnte, aus ganzer Seele selber hingegeben sein. Aber jenes Bewußtsein wendet die Vaterlandsliebe ebenso der Zukunft zu, um, sei es im Großen, sei es im Kleinen, wiederum zu wirken und zu schaffen, was kommende Geschlechter weiterbilden und weiterführen können. Immer wird ihr die Gegenwart Glied in der Kette der Generationen ihres Volkes sein, damit das Ewige und Göttliche gesenkt und gesäet werde in die unendliche Zeit.

In der Gewißheit der Bestimmung ihres Volkes zu ewigen, göttlichen Werten wird der Vaterlandsliebe die Zeit selber zur Geburtsstätte der Ewigkeit, für die, was ihr Volk an Werten durch Arbeit, Tat und Leistung geschaffen hat, unverloren bleibt. Darum kann Fichte, ebenso schön wie wahr, von der Vaterlandsliebe sagen, daß gerade sie es ist, die „die Nation als eine Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll“. Und er kann die Vaterlandsliebe geradezu bezeichnen als „das Erfassen seines irdischen Lebens als eines ewigen und des Vaterlandes als Träger dieser Ewigkeit“.

Herbstgnade

Von Lotte Tiedemann

Der erste Herbst, der diese Welt betrat,
Begann mit Inbrunst die Vernichtungstat
An Baum und Strauch, wo er vorüberstreifte.
Und als nun Ast um Ast sich weiß bereifte
Und langsam Blatt auf Blatt herniederfiel,
So ohne Willen, ohne jedes Ziel:
Empfand der Schöpfer mitleidsgroße Güte,
Und er durchrieselte wie eine Blüte
Jedwedes Blatt verheißungsvoll mit Glut,
Auf daß es tropfenweise fiel, wie Blut,
Und flammend ruhte auf erfror'nem Pfade
Zum Zeichen seiner wandellosen Gnade.

Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

Wir beginnen hier mit der Veröffentlichung der stimmungsvollen Roman-Dichtung eines in Deutschland lebenden Vlamen.

Die Legende

Die Kinder sitzen auf ihren roten Stühlen und lauschen. Sie wollen immer wieder die Legende vom ewigen Licht hören. Sie kennen sie auswendig, und sobald ich etwas auslasse oder hinzufüge, und sei es auch nur ein Wort, gleich merken sie es. Auch der Hund scheint es zu merken: er hebt dann vorsichtig den Kopf und blinzelt mich an.

— Von Anbeginn war das ewige Licht, das im Herzen Gottes heller leuchtet als die Sonne an einem windstillen wolkenlosen Sommertag. Und wer von diesem Licht einen einzigen Strahl erhascht, auf welchem Stern er auch geboren sei, der fühlt sich erhöht und schöpferisch beflügelt, und stände er in den Tiefen der sündigen Leidenschaft als ein schwacher gottloser Mensch. Niemand kann der heimlichen Macht sich entziehen, die einem solchen Strahle innewohnt; er trägt ihn Zeit seines Lebens mit sich umher und lacht verlegen, wenn andere weinen müssen, und weint, wo anderen das Lachen ankommt. Einsam geht er seinen Weg durch eine ewige Sommernacht, seine Gedanken sind erfüllt von einem seltsamen Glanze, und gelingt es ihm je sie auszudrücken, seine lichten Gedanken, so ähneln sie dem Herzen Gottes und haben ein tiefinneres Leuchten und eine Reinheit, die sie über die Gedanken anderer Menschen erhebt. Aber es gelingt ihm nur selten, oft nur ein einziges Mal, ein von solch leuchtenden Gedanken erhöhtes Werk zu schaffen, das Gott wohlgefällt ... —

Die Kinder schauen mich erwartungsvoll an. Der letzte Satz gehörte nicht mehr der Legende an; er schien eine Fortsetzung zu verheißen, als wüßte ich von einem Menschen zu erzählen, der unter dem Banne von Gottes Herzen dahingegangen.

— Ehe wir von Holland fortzogen, wollt' ich euch immer noch einmal von dem Leben seines größten Sohnes erzählen. So klein ihr auch damals waret, ihr liebtet sein Hundertguldenblatt und die Holzhackerfamilie, ihr liebtet sie mit eurem kindlichen Herzen. Nun sind Jahre verflossen, seit wir dies glückgesegnete Land verließen, und anstatt der Märchen und Geschichten, die mir eine glückliche Stunde eingab, und denen ihr stundenlang zuhören konntet, wollt ihr jetzt von den wahrhaftigen Dingen des Lebens hören. Ich will euch deswegen die Tragödie Rembrandts erzählen, eines Mannes aus dem Volke, den seine Mitbürger zum Ruhm erhoben hatten, solange er ihnen wohlgefällige Werke schuf, seine Seele aber steinigten, als diese sich von ihnen abwandte, um der Verherrlichung Gottes in mystischen Bildern zu leben, denn die Menschen mißgönnen in ihrem glanzlosen Dasein jedem Lichterfüllten die Versunkenheit und Hingabe an sein Werk.

Kunst und Künstler

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde.

Der Künstler schuf die Kunst nach seinem Bilde.

Der Drang nach Darstellung der lebendigen Wahrheit in der Natur bis zur Entschleierung der Seele ist die schöpferische Kraft, die den Künstler bildet und treibt.

Jeder schöpferische Drang ist göttlich.

Jedes Lichtbringen in ein Chaos ist göttlich.

Jede Offenbarung ist ein Lichtbringen.

Jede Kunst ist Offenbarung.

Offenbarung der äußeren Welt, wie sie sich unserem Auge gibt, wird von einem Künstlertemperament bewirkt, das in einem außergewöhnlichen Maße die Gabe der Beobachtung und der Berechnung besitzt. Ihre großen Maler waren klare kühle Geister, die aus dem hellen Born eigener Erkenntnis schufen. Die Zahl der Nachempfinder ist Legion, die der Vollender ganz gering.

Fast jede Kunst, ob Dichtkunst, Malerei oder Bildhauerei, ist Offenbarung der äußeren Welt in diesem Sinne.

Offenbarung aber der unbegreiflichen inneren Welt, wie sie sich unserer Seele gibt, wird von einem Künstlertemperament bewirkt, das von einer feierlichen Ekstase oder dichterischen Einbildungskraft geläutert ist.

Wird aber Temperament, Einbildungskraft, Ekstase, Beobachtung und Berechnung von einer ursprünglich schöpferischen Seele beflügelt, so entsteht im Gegensatz zur geschilderten Darstellung der Welt eine ewig lebendige von Seele zu Seele schwingende Kunst. Sie ist formgewordene Seele, lebendigster Ausdruck in die Welt ausbrechender Gefühle.

Wie oft ist sie der befruchtende Regen aus der Wolke Leid!

Ihr Erzeuger gibt seiner Zeit das Gepräge seines weltumfassenden Geistes.

Rückblickend ist sie ohne ihn gar nicht mehr faßbar.

Er bildet seine Zeit.

Seine Malart ist ursprünglich und unbegreiflich, seine Erfindungskraft schwingt sich bis an das Ende der Welt.

Er gebietet über die tote und lebendige Natur wie ein Gott.

Er zwingt alle Künstler seiner Zeit unwillkürlich in seinen Bann.

Diese Kunst ist göttlich. Göttlich die leuchtende Geistigkeit, der harmonische Welteinklang in den gedankenreichen Werken Lionardos, Dürers, Titians und Rubens, göttlich die sich emporbäumende Dämonie eines Michelangelos, eines Rembrandt.

Was bedeuten ihr Schönheit und Häßlichkeit? Sie dienen ihr nur als Ausdrucksmittel.

Ihr Schöpfer kann beide zugleich in eine Form zwingen.

Rembrandts Heroen sind häßliche Menschen mit schönen Seelen.

Wir müssen sie lieben, weil sie göttliches Leid verkünden.

Häßliche Züge bewirken den stärksten seelischen Ausdruck.

Was erschüttert stärker: Michelangelos gigantisches Pathos oder Rembrandts völlig unpathetisches Insichversunkensein?

Zwei unendlich verschiedene Gefühlswelten und doch eine und dieselbe dämonische Urwelt.

Diese Kunst macht alle Kritik bedeutungslos: sie spricht von selbst.

Die Erscheinung

Es tanzt die Springflut am Katwijker Strand. Die von Englands Kreidefelsen heranbrausenden Böen singen ihre alten Wikingermelodien. Seit Tagen jagen die heulenden Windstöße abwechselnd im schrillsten Diskant und tiefstem Baß über die aufgewühlten Sandberge landeinwärts, und die Wogen klatschen und spülen über den Basalt der Strandmauern bis hinan an das Rietgras der höchsten Dünenkämme.

Ich liege bewegungslos, völlig sturmerschöpft in der schmalen niedrigen Wohnkammer beim Heringsfischer Molenaer in der krummen Seestraße, in die ich mich vor der Menschenwelt auf einige Vorfrühlingstage geflüchtet, ganz zerschlagen von dem Klirren der losen Scheiben, die jeden Augenblick einzubrechen drohen. Wie müde bin ich des ewigen Graues der schäumigdunstigen Wasserfläche! Molenaer ist bei den Rettungsbooten beschäftigt; er weiß nichts von meiner müden Stimmung, der Glückliche!

Es ist Abenddämmerung; kaum erkenne ich noch die Umrisse der hohen strohgeflochtenen Stühle im Zimmer. Im Kamin scheinen sich alle Klagegeister der aufgewirbelten Natur eingefunden zu haben; das Feuer raucht und schwelt. Die ganze Hilflosigkeit der menschlichen Seele ist über mich hereingebrochen, und ich ertrinke in den Wellen des zerbrochenen Willens. Die alte Angst vor Schatten und Schemen ist wieder in mir wach geworden; ich fürchte dieses Hineinbrüten in einen Zustand der heraufdämmernden Visionen eines unbefriedigten Lebens. Ich muß mich vor dieser Gefahr schützen und in die funkelnde Welt der Einbildung hineinflüchten. Ich muß mich erfüllen lassen von dem Wesen und den Gedanken eines ersehnten Menschen. Stimmen werden laut, die ich zu erkennen meine und die ich doch nicht kenne.

Eine vergangene Welt dämmert herauf; noch kann ich keine der im Nebel verschwimmenden Gestalten unterscheiden, bis plötzlich durch die bewegte Masse ein alter gebückter Mann daherkommt, der gerade auf mich zugeht und mir lange forschend in die Augen sieht, als wolle er Sinn und Wesen meines Seins erprüfen. Doch sein Mund bleibt stumm, und die welken Lippen zucken in unsagbarer Entsagung. Er legt mir die Arme um den Hals, und seine Gedanken wollen sich meiner bemeistern. Ganz erfüllt bin ich von dieser seltsamen Vision, die in mir glüht in der dunkeln stürmischen Nacht, wo nur die Leuchtfeuer ins Meer hinausblinken. Ach, du erschütternd alter Mann, du Schatten eines ersehnten großen Toten, ich flehe dich an: Behüte mich vor der Irre der ewigen Finsternis!

Du stehst neben mir in dem dunkeln Zimmer, deine Augen glühen im unheimlichen Glanze der Entrücktheit, deine Stimme klagt eindringlich leise:

— Eingekerkert war ich in dieser Welt, sie selber war das graue Gefängnis, in dem ich litt. Nach allen Seiten hin hätte ich durch die Türen und Gänge der menschlichen Eitelkeit entweichen können, ich aber wollte und konnte nicht. Mein Blick

ging senkrecht die Wände hinauf. Aus ungeheurer Höhe sank das verzauberte Licht in die Dunkelheit meiner Zelle, mein Wesen bäumte sich empor; unendlich hoch stiegen die Mauern zum Zenit hinan, die ringsum mit geheimnisvollen Zeichen und Visionen bedeckt waren. Ach, mein Wesen suchte nicht die behagliche Fülle und Breite des Lebens, es wollte steil empor und stieß sich wund und blutig an den schartigen Kanten und Fugen des grauen Gesteins.

Selten, selten kam aus den Irrgängen hervor ein liebreiches Frauenantlitz und lächelte mich an, Trost spendend mit seiner holden Seelen- und Lebenswärme. Da quoll ein Blutstrom neuen Lebens durch mein Verließ. Und da sang ich, im Anschauen des hohen geheimnisvollen Lichtes und der lieblichen Erscheinung versunken, mein Leid, betete meine Lieder und malte die Schmerzen meiner Einsamkeit auf die kalten tauben Wände des Kerkers. —

Die Stimme des Einsamen verstummte. Als ich wieder aufblickte, war die Erscheinung verschwunden, und der helle Schein, der im Zimmer glänzte, erlosch langsam. Die Nacht war immer noch wild und stürmisch, und da träumte mir von einer funkelnden Flamme in der Dunkelheit, die lange gegen den Sturm und die Wellen mühsam und flackernd im Winde ankämpfte, bis sie von ihnen nicht mehr erreicht werden konnte und hoch über den Sternen herrlich einging in die Fülle des ewigen Lichtes.

Das Buch der Einkehr

1640

1.

Amsterdam ist die großmächtige Handelsstadt der Welt geworden, der bedeutendste Stapelplatz des Festlandes. Einst war es Venedig, die Gleißende, das Emporium zwischen Orient und Okzident. Gleichzeitig erhob sich Brügge, die stolze nordische Frau im Dunst des Meeres, die Königin der Nordmänner. Die See zog sich vor ihr, der Hochmütigen, zurück und ließ sie stehn in einer Wüste. Sie versandete, die unheimlich funkelnde Stadt. Da ward Brügge zur klösterlichen Frau; die Abgeschiedene starb für die prunkende Welt. Die Zeiten verändern das Angesicht der Erde. An der Schelde wuchs Antwerpen empor, die Stadt der Üppigkeit und Lebensfreude, das schöne fürstliche Weib der flandrischen Tiefebene. Philipp der Spanier ließ sie am Marterpfahl bluten. Sie schwieg geduldig und erhob sich noch einmal in der Gunst der Welt, als Rubens, der Maler, sie malte als üppige Frau. Die Sinjorenstadt liebte die gefüllte leckere Tafel, von der sie sich nicht mehr erheben konnte; so gemästet hatte sie sich. Sie fiel unter den Tisch.

Auf ihrem breiten Platz an der Tafel der Welt saßen plötzlich zwei wolfshungrige Buben, Leiden und Amsterdam, die Städte Calvins, und begannen in die Bratenschüssel zu langen mit gierigen Händen.

Fleißig, fürwahr, waren die Jungen, der Handwerker und der Handelsmann. Sie blieben zusammen in Eintracht, bis Amsterdam Leiden an Macht und Ansehn überflügelte. Sein Hunger war nicht mehr zu befriedigen; bis nach Indien und Peru segelten seine gewaltigen Kauffahrer und Kriegsschiffe, um die kostbarsten Leckerbissen herbeizuschaffen. Amsterdam der Handelsmann siegte über den Handwerker.

Triumphiere nicht zu früh! Albion rüstet sich im stillen. Was Albion will, das erreicht es mit seiner stiernackigen Zähigkeit.

Aber die Dichter besingen dich, Amsterdam, auch als die lieblichste der nordischen Städte. Lieblich ist diese stolztürmige, hochgieblige Stadt am J. Jede Straße hat ihr eigenes Gepräge. Sie liebt es, im Bogen zu laufen, sich an der Kühlung einer Gracht, die von breitblättrigen Linden bedeckt wird, in heißen Sommern zu laben, oder sie windet sich im Zickzack hin und her, von irgendeinem verwitterten Stadttor beschattet. Die Höhe der schmalen sechsstöckigen Häuser ist erstaunlich; oft muß noch der Söller zum Warenlager herhalten. Würden die sich gegenüberstehenden schwarzberußten Backsteinhäuser einmal das verständige Bedürfnis empfinden, sich nach dem langen Stehen der Länge nach auf das Straßenpflaster hinzulegen, sie würden sich böse die Köpfe stoßen.

Unzählige im Bogen erbaute Holzbrücken überqueren die Grachten. Nur wenige sind befahrbar für die hohen roträderigen Staatskarossen und die schweren plumpen Gefährte der Gemüsebauern, die mit ihren Kollegen, den Viehzüchtern, weit aus dem Ackerland der Polder und dem Weideland der Flüsse in die Stadt fahren, um ihre Kunden zu bedienen und die großen Märkte zu beliefern. Die aus den ferneren Teilen des Landes stammenden Lebensmittel werden in einer Leichterflotte nach Amsterdam verfrachtet. Vor den Brücken und Schleusen stauen sich die schwerfälligen Kähne, auf denen sich die Schifferfrauen in ihren bunten Kopftüchern fröhlich die Neuigkeiten des Tages zurufen.

2.

Fabritius und de Koninck sind Freunde. Ihrem Lehrvertrag mit dem Meister Rembrandt gemäß müssen sie bei Aufgang der Sonne in der Anthoniesbreestraat, dicht an der Brücke, mit der Arbeit beginnen. Fabritius ist der Liebling des Meisters, der von ihm sagt, er sei der einzige seiner Schüler, der den Funken des göttlichen Lichtes in sich trage. Ach, es ist so schwer, sich mit übernächtigen Augen an die Arbeit zu machen. Der Meister grollt auch, wenn er Seegras in den Augen der jungen Leute aufspürt, und er sieht doch alles. Noch in der Dunkelheit schleichen die Jünglinge von Vlooienburg fort, an den langen schmutzigen Häuserreihen vorbei, die nach verwestem Fleisch riechen, und in deren Türen die schwarzhaarigen Mädchen der Israeliten stehen und ihnen nachschauen. Sie wollen sich in der Seeluft des Hafens die Augen taufrisch durchwehen lassen. An den östlichen Seilerbahnen geht es entlang bis nach Kattenburg, wo ein Teil der stolzen Kriegsflotte liegt. Noch arbeitet keine Hand; in unheimlicher Stille ruht der glitzernde Hafen. Sie lassen sich nach dem Haringpakkerturm mit der Fähre übersetzen. Dann klettern sie hurtig an Land und wandern Arm in Arm an den Werkstätten der Tuchmacher und Tuchfärber vorbei, wo es immer so übel nach Säure und Beizen riecht. Indigofarbige Stoffe werden hier gewalkt und gefärbt, auch scharlachrote für die englische Kundschaft. Hier nahbei werden die Farben aus wertvollen fremdländischen Hölzern und Erden gewonnen. Ein scharfer Pechgeruch erfüllt die Luft, und der üble Gestank von ungegerbten Häuten und roher Wolle schlägt einem an die Nase.

All dies ist Amsterdam, die großmächtige Metropole des Handwerks und Handels, die Stadt der Heringe und Käse, der geteerten Taue und Tranfässer, der Zünfte und Gilden, der Grachten und bewimpelten Kauffahrer, die Stadt der Sekten und Synagogen, der Laster und Lebensfreude, die Stadt der fleißigsten Männer und der schönsten Frauen.

Hier inmitten dieser bunten waffenstrotzenden und -klirrenden Handelsstadt, die das Herz der Welt genannt wird, lebt Rembrandt, der ruhmreiche Maler der Patrizier, in deren Häusern er ein und aus geht, besucht von den Forschern und Reisenden, die des Weges kommen, geehrt von den Rabbinern und Pfarrern, die er zu jeder Stunde der Erholung und der Erbauung in seinem prächtigen, mit Kunstschätzen und Sonderlichkeiten angefüllten Hause empfängt, geliebt von den Armen, die er unermüdlich beschenkt.

Zu ihm eilen Fabritius und de Koninck. Fabritius mit wütenden Gebärden des Ekels vor der Arbeit, die er vollbringen muß, um sein Meisterbild zu vollenden, de Koninck mit dem ewigen Grinsen, das ihm anhaftet und sein unschönes Gesicht zur Fratze entstellt.

1641

— Laß die Herren herein, Saskia. Wer alles ist denn gekommen? Frans Baning Cocq und seine fünfzehn Leute? Wo bleibt der Leutnant Ruytenburch? Kommt später? Ist noch jemand da? Ein junger Mann vom Magister Olfers aus Leiden, der die Geschichte meiner Vaterstadt neu herausgibt; biographische Notizen über Rembrandt will er haben. Den berühmtesten Maler des Nordens hat er mich genannt? Ha, ha, ha, worauf die Leute nicht alles kommen! Was macht unser kleiner Schreihals, der Titus? Er kräht vor Vergnügen, das will ich meinen. Saskia, mein Lieb, bist du endlich ganz, ganz glücklich? Als Mutter und als Weib, wirklich? Laß die Herren herein! — Immer höher steigt mein Ruhm, immer höher. Wo soll das noch hinführen? Mein Glück scheint keine Grenzen mehr zu kennen. Alles gedeiht mir: die Liebe, das Leben, die Kunst! Welche Zeiten, Rembrandt, welche Zeiten! —

— Herein, meine Herren, herein! Es wird eine langwierige Sitzung geben. Saskia, laß den Morgentrunk umherreichen. Kapitän Baning Cocq, über die Bedingungen sind wir wohl einig. Jeder zahlt hundert Gulden, die Hälfte im voraus. Das ist schön. Aber die allübliche steife Gruppierung um einen langen Tisch, das geht doch nicht an bei siebzehn wackeren Schützen. Was ich vorschlage? Was meinen die Herren dazu, wenn wir den Augenblick wählen, da die stolze Kompagnie ausrückt zu einem fröhlichen Fest beim Klang der Pfeifen und Trommeln? Beraten sich die Herren einmal darüber. Saskia, das Glas des Kapitäns dürstet nach mehr. Fabritius, de Koninck, seid den Herren behilflich. —

— Junger Herr aus Leiden, leider kann ich mit keinen Anekdoten aufwarten. Spitz die Ohren: ich bin ein vielgeplagter Mann, meine Zeit ist scharf bemessen. Am fünfzehnten Juli des Jahres Sechs dieses für unsere Republik glorreichen Jahrhunderts wurde ich zu Leiden in der Weddesteeg als vierter Sohn des Malzmüllers Harmen Gerritssohn van Ryn und seiner Ehefrau Neeltje Willemstochter van Zuytbrouck geboren. —



— Wie, Kapitän, die meisten der Leute ziehen den langen mit einer roten Decke geschmückten Tisch vor, an dem sie in würdevoller Haltung abkonterfeit werden wollen, wie Frans Hals und Miereveldt es hundertfach mit ihren Vorfahren getan? Das will mir gar nicht recht gefallen. — Überreden Sie Ihre Leute zu etwas Besserem! —

— Bist du soweit mit deinem Geschreibsel? Meine Eltern waren herzensbrave Leute — sie ruhen schon im Frieden der Ewigkeit —; ihr Lieblingsgedanke war, aus dem aufgeweckten Jungen einen gelahrten Stubenhocker zu machen. Das wollte dem Bürschlein nicht im geringsten gefallen. Es gab Tränen und böse Kämpfe, bis ich endlich zu dem biederen Malermeister Swanenburch in die Lehre kam, drei Jahre lang; dann auf ein halbes Jahr zu Pieter Lastman nach Amsterdam, länger hielt ich es dort nicht aus: mich langweilte die abgedroschene italienische Manier, die pathetische Gebärde mit den himmelnden Augen. Und ewig Schüler sein, das lag mir nicht im Sinn, wenn es auch die meisten Maler, die keine eigenen Schwingen haben, lebelang bleiben. —

— Das ist recht, Kapitän: das Los soll entscheiden. Fabritius, gebrauch Fetzen Leinwand dazu. —

— Nun wieder zu dir, Freund Skribent. Ich machte mich in meiner Vaterstadt selbständig. Jan Lievens, mein alter Jugendfreund, tat ein gleiches. Wir waren ungeheuer fleißig; Greisenköpfe und Orientalen gelangen dem Lievens besser als mir. Er hatte den Zug ins Große, mir stand die Herzenseinfalt besser an. Wie soll ich dir dies deuten? Ich nahm das ungeschminkte und unerhöhte Leben der kleinen Leute zum Stoff. Und vermittelst eines bestimmten malerischen Farbenzaubers oder irgend eines Linienreizes bekleidete ich das nackte brutale Leben, wie ich es sah, mit einem unirdischen Schimmer. Dies war die umgekehrte Art der gebräuchlichen Manier, die nach irgend einem poetischen Motiv sucht, um dieses möglichst lebenswahr zu gestalten. Verstehst du mich? Nicht ganz? —

— Mein Gedanke, Frans Baning Cocq, hat also obgesiegt. Das freut mich. Da Ihr nun alle hier versammelt seid, liebe Herren, — dort kommt ja auch der Leutnant — reizt es mich, mit Feder und Tusche eine ungezwungene Gruppe zu gestalten. Kapitän und Leutnant kommen natürlich in den Vordergrund, in das stärkste Licht. Der Trommler geht vorneweg. Oder soll er zum Sammeln trommeln? Das würde die fröhliche Gemeinschaft außerordentlich beleben. Von allen Seiten strömen die Schützen herbei, darunter auch Zuschauer, vor allem Kinder, und diese mannigfaltigen Gruppen in eines zusammenzufassen, das gäbe ein großes lebendiges Bild. Nur keine Unnatur, keine gesuchten poetischen Situationen. Hier, meine Herren, ist der flüchtige Entwurf! —

— Auch du, mein Freund aus Leiden, wirst endlich begriffen haben, was ich meinte. Warum Jan Lievens und ich nicht nach Italien zogen, wie es bisher Brauch und gute Sitte verlangten? Vielleicht war es bei mir die Furcht, von dem Wege meiner natürlichen eigenbrödlerischen Veranlagung abgedrängt zu werden, die mich zu Hause bleiben ließ. Ich wollte die Welt mit meinen holländischen nordischen Augen betrachten, nicht mit denen einer angelernten angebildeten Kultur. —

— Herr Hauptmann, Herr Leutnant, ich dränge beileibe um keine Entscheidung.

Besprechen Sie meinen Vorschlag in aller Ruhe mit den Kameraden der Gilde. In diesem Jahr kann doch nicht mehr mit dem Schützenstück begonnen werden; noch bin ich zu stark mit anderen Aufträgen in Anspruch genommen. Ihr Besuch, meine Herren, hat mich geehrt. Vielleicht kommen wir bald zu einem allseitigen Einverständnis. Fabritius, de Koninck, begleitet die Herren hinaus. —

— Bestell dem Magister Olfers meine Grüße. Seit wann ich hier wohne? Laß sehen, es wird um das Jahr Dreißig gewesen sein. In Leiden erhielt ich damals aus Amsterdam eine solch erkleckliche Anzahl bedeutender Aufträge, daß ich mich entschloß, hierher überzusiedeln. Nun bin ich an dieser feuchten klammigen Erde kleben geblieben und kann nicht wieder davon los. Ob ich mich gesund fühle? Prächtig gesund, mein wissensbegieriger Freund, und glücklich, so glücklich! Schau dir einmal dies leckere holde Weibchen an, meine Saskia, und den Krakehler, den kleinen Titus! Die müssen hier für mich sprechen. Ob ich noch mehr Kinder mein Eigen nenne? Ach, drei winzige Kinderleichen mußten wir schweren Herzens unter ihre kleinen Grabsteine bergen. Dein Mutterherz blutet, ach, Saskia! Wenn wir nur dem Wege treu bleiben, den der Herr uns weiset! —

1642

In scheuer Ehrbarkeit, in ehrbarer Scheue vor der Weihe der Liebe, wie in einem Gefühl der immer näher heranrückenden Brautnacht, hatten sich alle zurückgezogen und den Meister allein gelassen. Die seidenen Vorhänge des freistehenden Ehebetts waren zurückgeschlagen worden und legten die geschnitzten Figuren der Säulen frei, die den Baldachin trugen. Auf jeder der vier Seiten standen silberne Leuchter, denjenigen aus dem Tempel der Juden nachgebildet und ihre Flammen warfen flakkernde Lichter in den nächtigen Saal. Totenstille herrschte in ihm, nur zuweilen von den Glocken der Oude Kerk unterbrochen. Doch sie jubilierten zu keiner Hochzeit, sie lockten zu keinem strahlenden Fest der Seele. Sie riefen ernst und mahnend den entseelten Leib zur letzten Ruhestatt.

Der einsame gebeugte Mann, der entblößten Hauptes in der Stille des Gemaches zu Füßen des Bettes stand, hörte die Glocken nicht. Seine Gedanken gingen absonderliche seltsame Wege, abseits der Erregungen und Mahnungen der Stunde. Unbeweglich stand er vor der hochgebetteten tiefblassen jungen Frau, die unheimlich still mit gefalteten Händen auf dem Lager lag, angetan mit dem Myrtenkranz, dem Brautschleier und dem weißseidenen Hochzeitskleide, das er so gut kannte.

Dies sollte Saskia sein? Nein, sie war es nicht. Es war eine andere Frau, mit der er keine Gemeinschaft hatte. Ach, Saskia! Sie war für ihn der Traum des Lebens gewesen, ein sprühendes Feuer von Geist und Blut, zart und lieblich, heiter und geduldig. Vom ersten Tage ihrer Liebe an hatte er sie vergöttert, sie zu seiner Muse gemacht, sie immer wieder geliebkost; er hatte zu ihren Füßen demütig im Staube gelegen, denn sie hatte ihn reich und groß gemacht. Wie fröhlich war ihr Necken gewesen, wie übermütig ihre Launen. Die große Dame und das verliebte Naturkind in einer Verschmelzung. Und fiel ihn die Lust an nach den Geistern des Weines, immer war sie es, die sich ihm gesellte. Nahm ihn Trauer gefangen, der

nie ganz zu überwindende Weltschmerz in die zitternden Arme, sie, seine Saskia, strich ihm zärtlich mit guten Worten die Falten von der Stirn, die sich bei ihm so tief zwischen den Augenbrauen einnisteten. Und wollte er allein sein mit seinem Selbst, mit seinen brausenden Gedanken, sie hielt Wache vor seiner Tür, und niemand konnte zu ihm eindringen. Ach, Saskia, du warst das heiße sprühende Leben, das er liebte, aber die bleiche leblose Gestalt dort auf dem Lager war ohne Glanz des Geistes, ohne Licht der Liebe, ohne Sonne der Seligkeit. Sie war der tote bleiche Mond in trüben nebligen Nächten. Jedes Sonnenstäubchen, das im Weltall tanzte, stellte sie in den Schatten.

Und doch, er begriff diese Abneigung nicht: jene Frau war doch derselbe Leib, dessen Blut er geliebt, der an seinem Herzen gelegen, dessen Herzschlag er in unruhigen Nächten gelauscht, wenn die Ziegeln im Sturm auf die Straße fielen und zerschlugen. Es war der Leib, der ihm Kinder geschenkt, es war das Fleisch, das blonde, rosig angehauchte Fleisch, das er immer wieder gemalt, in blühende Farben gehüllt und mit dem Schmuck seiner Phantasie behängt und verbrämt hatte. Jedes Fältchen, jedes Grübchen kannte er, jede Ader und Linie der Hände war ihm im Gedächtnis. Und erst ihr rötlichgoldiges Haar mit den neckischen Löckchen!

Und doch, dieser Leib war nicht mehr Saskia. Es war tote Natur, kalt wie Stein, entseelt, ohne Säfte und lebendige Kräfte. In diesem Leibe herrschte der Tod, nicht mehr der schöpferische Gott des allmächtigen Lebens. Dieser Leib war der Tod selbst.

Warum stand er hier wie angeklammert? Was verband ihn noch mit dieser toten Frau? Konnte er sie kraft seiner Liebe vom Tode erwecken wie Christus den Lazarus? Es war das grenzenlose Gefühl der Ehrfurcht, das ihn gebannt hielt. Diese Tote hatte ihn im Leben mit der Macht ihres Reichtums, mit der Kraft ihrer Liebe zum Abgott von Amsterdam erhöht, hatte ihn auf den Thron des Lebens und Ruhmes erhoben. Der Erwerb all der Kunstschätze, die ihn läuterten und verinnerlichten, die ihn die Harmonie mit dem Weltall lehrten, von denen er sich angefeuert fühlte im Kampf gegen die Launen der Welt, war nicht ohne ihre Zustimmung möglich gewesen. Ja, es war die zarte Scheu der Ehrfurcht, die ihn diesen erkalteten Leib noch ehren ließ mit der Demut seines zerschlagenen Herzens.

Er war arm geworden; die Heimsuchung des unerbittlichen Schicksals hatte begonnen, er war aus dem Eden seines Daseins gestoßen; Mühsal und jeglich Ungemach würden sich an seine Fersen heften, sie würden seinen männlichen Mut Stück um Stück zerbrechen. Die Freude war gegangen, und die Bettlerin Notdurft würde eines Tages die Herrin seines Lebens werden.

Da stürzte er schluchzend auf die Knie und schlug sich an die Brust und wehklagte, daß es im ganzen Hause zu hören war, und die Freunde und das Gesinde in Tränen ausbrachen.

Als er sich wieder erhob, war es ihm, als wäre das Gemach von einem unsagbar zarten Schimmer erhellt, und eine Stimme hub an zu sprechen:

— Das Glück hat sich aufgemacht; die Mauern des Hauses sind kalt geworden und die Gemächer dunkel und trostlos. Die Einsamkeit hat die Schwelle betreten, und die Erinnerungen werden ihren scharfen Zahn in dein Fleisch bohren. Die

Dämonen in deiner Brust sind erwacht und werden dich quälen und mit glühenden Zangen dir die Augen der Seele zu blenden versuchen. —

Eines der Fenster flog auf. Das Klirren der Scheiben ließ die Stimme verstummen. Ein milchiger Mond schien die Nacht zu erhellen. Ein überirdisches Lächeln lag auf den Zügen der Toten.

Und die Stimme hub wieder an zu reden:

— Ich bin das Licht deiner Seele. Behüte und bewahre mich in dem Sturm der Welt! —

Der Schimmer war vergangen, und die Tote hatte zu lächeln aufgehört.

(Fortsetzung folgt)

Zwei Sonette

Von Kurt Geucke

Die Schöpfung

Im Anfang war der Geist und stieß die Finsternis.
Da ward aus Nacht, drin Zeit und Raum verloren,
Aus Weltendämmerung das Licht geboren
Und fraß die Nacht mit seinem Sterngebiß.

Ein Schleierstrom vom Eisgesichte riß
Der Ewigkeit, die in dem Nichts erfroren.
Was in dem Urschoßdunkel glanzerkoren —
Jetzt war's der Stunde, jetzt des Lichts gewiß!

Weltfeuer ballte sich zu Mond und Sonnen.
Es schieden sich die Vesten und die Bronnen.
Es wechselten die Eimer Tag und Nacht.

Ein Stern sank ab voll Schmerzen und voll Wonnen —
Und sieh, der Wunder höchstes ward vollbracht:
Aus Gott und Erde ward der Mensch gemacht!

Tod und Leben

Am Seil der Zeit, im Brunnen der Spiralen
Seit ewig zwischen Grund und Brunnenmund,
Herauf, hernieder um das Weltenrund
Zwei Eimer wechseln und zwei goldne Schalen.

Und was die Räderwerke droben mahlen
Der Zeitenmühle, daß es werde kund:
Es wärmt, es glänzt, es sinkt hinab zu Grund
Zu jenen Spiegeln, die kristallen strahlen

Aus Rätseltiefen blaues Sonnenlicht.
So tausendmal — das schöpfen keine Zahlen! —
Geheimnisschwer, zu abertausend Malen,

Gezogen von der Eimer Flutgewicht —
Hier Tod, hier Leben, rollend Schicht um Schicht —
Herauf, hernieder gehn zwei goldne Schalen ...

Zwei Oberlinbriefe

Des Elsässer Pfarrers Oberlin so starke als väterlich gütige Persönlichkeit ist uns allen wohl bekannt. Lienhards Roman hat uns sein anziehendes Bild neu vor die Seele gestellt. Um so sicherer können die beiden Briefe, die bis jetzt unter Familienpapieren verborgen lagen, des Anteils eines größeren Leserkreises sein. Sie sind gerichtet an

Monsieur Hermann
Docteur et Professeur en Médecine
Strasbourg.

Wer dieser Mann war, der das Steintal vom Pfarrer bis zum Hirtenknaben (und auch andere Leute, gelehrte wie ungelehrte im Elsaß und weit drüber hinaus) in den Dienst seiner Sammler- und Gelehrtentätigkeit stellte, das wollen wir nachher hören.

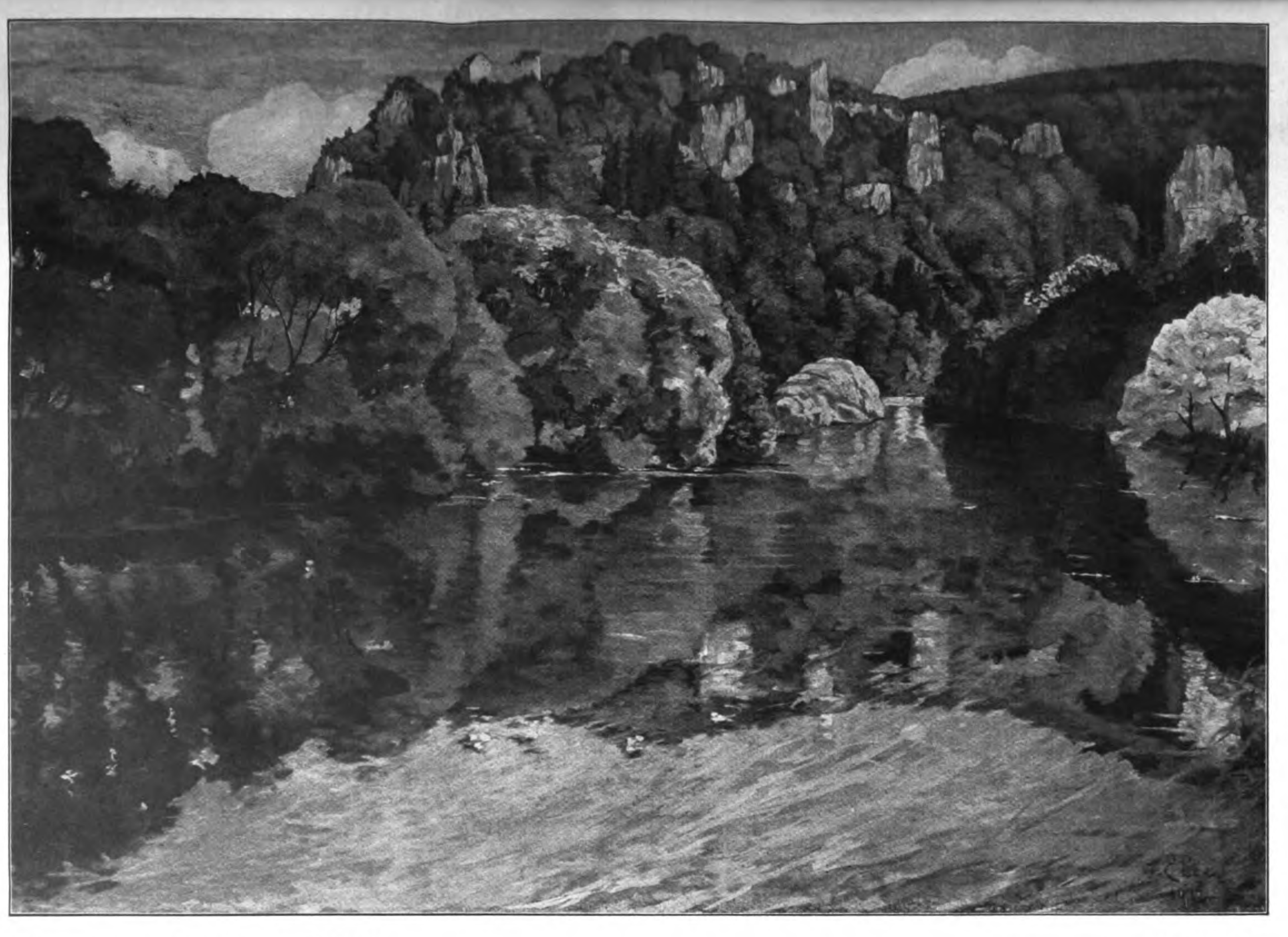
Gut ist es vielleicht, vorauszuschicken, daß damals eine fast leidenschaftliche Begeisterung für die neuerwachenden Naturwissenschaften durch alle Kreise ging. Die Beschäftigung damit hatte, bezeichnend für die kulturelle und politische Atmosphäre der Zeit, fast die Stelle eingenommen, die früher der Kunst zukam. Mit den Naturwissenschaften befaßte sich auch der Laie in seinen Mußestunden.[1]

Und nun die beiden Briefe.

Liebster Herr Professor!

Nun ist der Feldzug bald vorbey, und nichts noch hab ich erobert, das Ihrer werth wäre; so sehr ich mich auch darnach gesehnet. Ich selbst bin oft drauf ausgegangen, und habe nichts, nichts gefangen; worüber ich mich aber doch nicht sonderlich wundere, da ich mich vors erste der Sonne kaum zeigen darf, zweitens um des Zahnwehes willen mich nicht leicht bücken, und nicht leicht eine schnelle Bewegung machen darf; sondern meistens meinen Kopf wie einen übervollen Hafen schön stät und sanfte tragen muß. So ist mir meine Lieblings-Beschäftigung so gut als untersagt.

Mit den Steinthälern mag ichs nur nicht mehr versuchen. Ich habe nun zwei Jahr im Frühling diejenigen Hirten Knaben, die mir unter allen die fähigsten hiezu schienen, zu mir gerufen, ihnen Messer, Scheeren etc. gezeiget und versprochen. Laden (Schachteln), Nadeln und Büchslein aber sogleich gegeben, und sie unterrichtet, was und wie ichs wünschte. Einigen, wo ichs gut zu seyn glaubte, gab ich gleich ein Messer oder Scheer. Die einen oder andern brachten mir, nachdem sie meine Gedult ziemlich geübet hatten, endlich Schachteln voll der allergewöhnlichsten Insecten, Papillon und Roßkäfer, lauter zu Ihrem Zweck untaugliche Waare — und dies 1, 2, 3 mal — und blieben so dann nach und nach alle, alle aus. Da dieses zum Theil daher kommt, weil sie so gar nichts kennen, und ganz keinen Geschmack daran haben; so hab ich den Schuhlmeistern, jedem eine Insecten Tafel gegeben, worein ich die Eintheilung der Insecten in die 7 Ordnungen gestecket. Ins Künftige denke ich ihnen noch mehr zu geben, damit vors erste die Schuhlmeister und hernach durch sie, die Kinder Kenntnis und Geschmack daran bekommen — haben wir das (aber wie viel Gedult zu allem gehört, erfahr ich immer besser) so werden wir sie sodann zu unserm Zweck besser gebrauchen können; wiewohl gewiß nie so gut als gewickelte (gewandte),



Spätsommernachmittag (Donaulandschaft) Eberhard Ege

von Kind auf lebhaft und wißbegierig gezogene Straßburger, denen noch dazu das Land und alles was es liefert, was neues ist.

Nun lieber Freund! wissen Sie was? Da Sie dergleichen Sachen auch nicht nachlaufen können, so schicken Sie ins Künftige jährlich einen jungen Studenten hieher, der für Sie auf die Jagd gehet 8, 14 Tag und zwar, wann Sie es gut finden, in verschiedenen Jahreszeiten. Kost und Logis stehen demselben mit wahrem Vergnügen zu Diensten, so wie auch der Vorrath an Messern, Scheeren und sofort, der von dem überschickten noch übrig ist. Der junge Student hätte ohne Zweifel an einer solchen Kommission Freude; wir — gewiß; Sie — kämen zu Ihrem Zweck — und vielleicht brächte ein solcher die jungen Steinthäler selbst auf die Spur, und jagte ihnen durch sein Exempel einen Sporn in den Leib. Machen Sie es so, mein lieber Herr Professor; — und wenn Sie glauben daß es noch ein wenig Zeit ist, machen Sie es dies Jahr noch so — und bleiben Sie, sammt Ihrem lieben Weibgen gewogen

Ihrem

betrübten, trostlosen, leider ohne seine Schuld unnütz gewordenen, Insecten-Jäger-Freund und Diener
Hans Fritz Oberlin.

Waldersbach, Montag
den 13 Oct. 1777.

Wald., den 24 März 78.

Mein liebster Herr Professor!

Nun recht, daß Sie nicht bös auf mich sind! Auch hätte ichs nicht verdienet, denn ich bin Ihnen herzlich gut.

O wegen Ihrer Jungfer Schwester[2] seyen Sie doch ruhig! Man schnurrt ja hier an Leib und Seele ein, wenn man nicht bisweilen Menschen von seiner Art sieht. Ihrer Jungfer Schwester Besuch ist uns immer in mehrerem Betracht nützlich, so daß wir Ihnen immer heraus schuldig sind. Und welche Freude, diejenigen wieder so ganz bei sich zu haben, die man vorher zu bearbeiten berufen war! O unsrem Wunsche nach wäre vieles, das nicht ist — ja unsrem Wunsche nach besäßen wir jede unsrer Jungfern wieder jährlich einige Wochen. Wären wir reich, so ließen wir eine um die andere in der Kutsch abholen.

Meinen Schülern hab ich Lanius (Würger), Muscardinus (Haselmaus) etc. etc. anempfohlen, und Messer, Scheeren etc. versprochen. — Es ist alles (unleserliches Wort). Doch vielleicht kommts wieder.

Linderns Hortus Alsaticus[3] habe ich schon lange nicht mehr — ich habe Ihnen denselben nebst dem andern Buch, so dabey war, längstens wieder zurück gegeben, und wo ich nicht irre, einen Verweis von Ihnen gekriegt, daß ich ihn nicht länger behalten.

Vergeben Sie, daß ichs Ihnen nicht schon lange berichtet, ich hatte vergessen diesen Artikel in Ihrem Briefe gelesen zu haben, und gleich konnte ich nicht schreiben. Geschäfte, Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, Faulheit und andere heiten.

Ich war, wie es ganz Straßburg weiß, einige Tage über Rhein, — auch zu Breysach. Die ganze Strecke der kleinen Leinenberge vom alten Schloß Limburg an (gegen Markolsheim über) bis gegen Köndringen kam mir als Überbleibsel von

Volcans vor. Schreibe ich Ihnen was altes, oder gar was dummes, das weiß ich nicht, ich wollte doch Ihnen meine richtigen oder unrichtigen Gedanken eröffnen. Zu Köndringen sagte mir Herr Sander[4], ein Bürger habe schöne Bausteine gefunden, zusammengeführt um zu bauen — da aber die Sonne drauf geschienen, seyen sie in Stücke zerfallen. Ich dachte, die Steine müßten im Feuer gewesen seyn, und zu schnell kalt geworden, vielleicht wäre es Lava, konnte aber keine zu sehen bekommen. Zu Basenweiler (Wasenweiler) fand ich einen Mann viereckigte Steine abladen, ich wünschte ihm dazu Glück, er sagte sie zerfallen wenn die Sonne drauf scheint. Bald fand ich den ganzen Steinbruch, viele Manns hoch, schwarz oder schwärzlich mit Spatadern durchflossen von oben herunter, ich nahm einige Stücklein mit — und schabte ich aus einem Ritz ein wenig Spat-Erde heraus, so viel ich bey der ziemlich strengen Kälte kriegen konnte. Zu Breysach fand ich dann ganz ähnliche Steine, woraus der Berg besteht. Bey Fort-Mortier fand ich am Wege wieder ähnliche, weiter aber nicht. Da ich zurück kam, zeigte ich sie (und gab échantillons) meinen Schuhlmeistern, denen ich eine kleine Steinsammlung zur bessern Einsicht des neuen Orbis Pictus[5] zu verschaffen suche — ließ bald darauf 2 davon übern Rhein gehen, um die dortigen Schuhlen zu sehen, sie fanden schon zu Saspach beim Schlosse Limburg, wo man mit der Fährt von Markolsheim anländet, solche Steine, und sagten es wäre daselbst alles voll. Sie brachten kaum soviel mit, daß ich und ihre 2 andern Amtsbrüder ein Stückchen davon nehmen konnten. Ist Ihnen das alles bekannt genug, oder wünschten Sie einige solcher Steine zu sehen und zu haben, so befehlen Sie, so bringe ich mit, wann ich in 14 Tagen nach Straßburg gehe, den 5 Aprill.

Laden (?) habe ich nie keinen gesehen, kenne auch den Basalt und den Schörl (Turmalin) nicht, und verschiednes sonst, das im neuen Orbis Pictus vorkommt.

Herr Kirchen Rath Sander und Hofrath Schlosser (Goethes Schwager), denen ich die 3 Bögen davon zugeschickt, sind darüber ganz ausnehmend vergnügt, und lassen durch mich die lieben Freunde bitten, doch ja sich ihre Mühe damit nicht verdrießen zu lassen. Nein, mein liebster Herr Professor in Ihrem Leben haben Sie keine Zeit besser angewandt. Ich kann es immer mehr und besser einsehen, insonderheit wenn es der Schuhlmeister in meiner Gegenwart den Kindern auf Patois[6] erklärt. Die armen Steinthäler! man behandelt sie französisch, und ihre Sprache ist dem Französischen so weit oft als dem Griechischen entfernt. Ich lerne dadurch Patois.

envénimé = èvoeulmè.	la cage = dchesatte.
le hoquet = lo sonkiotto.	l'automne = lo voyin.
fermenter = perrè.	la salive = da chkeu.
un pan de l'habit = dèchatte und sofort.	

Kein Wunder, daß es in unseren Schuhlen so fürchterlich schwehr hält. Ich hoffe aber der liebe Orbis, das Hauptdenkmal Ihrer Liebe zum armen, armen, armen elenden Steinthal soll eine Reformation zu Wege bringen.

Leben Sie doch wohl, und behalten Sie nebst Ihrem verehrungswürdigen Weibgen lieb

Ihren

Oberlin.

* * *



Wer war nun der Verfasser dieses „Orbis Pictus", das die Kinder des Steintals sowohl im Lesen des Französischen üben, als auch über die sie umgebenden Dinge der Natur unterrichten sollte?

Johann Hermann[7], geboren zu Barr im Elsaß am 31. Dezember 1738, also wenig älter als Oberlin, und wie dieser ein Pfarrerssohn, besuchte mit 7 Jahren das Gymnasium, mit 15 Jahren die Universität in Straßburg, wo er Literatur, Philosophie, Physik und Mathematik, schließlich Medizin studierte. Neigung und Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn jedoch, anstatt einer ärztlichen Praxis nach beendeten Studien Vorlesungen über Naturwissenschaften zu beginnen. Diese Wissenschaft war bis dahin in Straßburg noch nicht öffentlich gelehrt worden. Junge Leute aller Fakultäten, ja auch Damen, besuchten diese Vorlesungen. Seine vollendete Kenntnis des Deutschen, Französischen und Lateinischen befähigte ihn, dieselben je nach Belieben in einer dieser Sprachen zu halten.

Von der republikanischen Regierung zum Professor an der neuen „Ecole Centrale du Bas-Rhin" ernannt, setzt der fleißige Gelehrte, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, neben seinen Vorlesungen seine Sammlertätigkeit für das von ihm begründete naturwissenschaftliche Museum fort, unterhält einen regen Briefwechsel „mit allen Gelehrten Europas und der neuen Welt", leitet wissenschaftliche Exkursionen und arbeitet unermüdlich an vielen kleineren und einem großen Werk: „Tabula affinitatum animalium uberiore commentatione illustrata", Strasb. 1783. „Erschöpft durch übermäßige Arbeit", wie es in seiner Biographie von Lauth heißt, starb er am 4. Oktober 1800 in Straßburg.

Oberlin und Hermann, diese beiden in Beruf, Lebensführung und Persönlichkeit so verschiedenen Männer haben mehr als ein Gemeinsames in Charakter und Wesen. Zwar der eine sitzt in Sammlungen und Büchern vergraben in seiner Straßburger Gelehrtenstube, allerdings von Zeit zu Zeit mit Schülern und Freunden Streifzüge durchs Elsaß machend, von denen er mit wissenschaftlicher Beute beladen zu den zarten, vielleicht etwas verzärtelten Damen seines Hauses zurückkehrt in ein behagliches Heim, in die schöne elegante Stadt, während der andere im armen, rauhen Steintal Wege und Brücken baut, Schulen verbessert, Sparkassen gründet, und das entsagungsvolle Leben des Bergpfarrers lebt, und als die Revolution kommt, sich naturgemäß für diese begeistert, — wogegen der Gelehrte, dessen Sammlungen sie zu zerstreuen, dessen mit vielen persönlichen Opfern angelegten botanischen Garten sie in einen Nutzgarten umzuwandeln droht, ihr wenig Neigung entgegenzubringen vermag. Doch können alle Umwälzungen und daraus entstehenden Unbequemlichkeiten und Gefahren weder den einen von seiner tiefen und tätigen Liebe zur Menschheit abbringen, noch den andern von seiner heißen Begeisterung für die Wissenschaft — beide nicht von der Gewißheit, daß sie ihrem Vaterlande am besten dadurch dienen, daß sie ihre Arbeit gewissenhaft fortführen. Während der Professor Briefe empfängt und beantwortet, die, gleichviel ob von Metternich, J. H. Merck, Cuvier oder andern, mit Politik kaum etwas zu tun haben und sich nur um wissenschaftliche Fragen drehen (die Ereignisse der Zeit werden in den Familienbriefen eingehend behandelt), finden bei dem Pfarrer der Revolutionsmann wie der flüchtende Adelige, der Priester wie der Jude eine gastliche Stätte und ein warmes Herz. Unerschüttert

stehen diese beiden echten Elsässer und echten Deutschen im Sturm der Zeit, ein Trost und Beispiel für viele. E. Reinsch

* * *

[1] Bezeichnend hiefür ist eine Stelle aus einem Briefe Clemens Metternichs (datiert: Rastatt, 19. Sept. 1798), der Hermann eine Schildkröte, einen Pelikanbalg und Mineralien verspricht, und am Schlusse sagt, er danke ihm für Belehrung in einer Wissenschaft, die zu allen Zeiten und besonders „in dem Jahrhundert in dem wir leben" den Reiz des Lebens ausmacht, indem sie uns auf die Betrachtung der Natur konzentriert „en nous éloignant de tout ce qui n'est pas aussi stable qu'elle".

[2] Oberlin hatte diese, die Tochter des Diakonus Joh. Hermann an der neuen Kirche zu Straßburg, wie andere junge Mädchen, eine Zeit lang zur Erziehung in seinem Hause gehabt.

[3] Lindern, François Balthasar de: „Hortus Alsaticus, plantae in Alsatia nobili etc." Argent. 1747.

[4] Verfasser einer Naturgeschichte und mehrerer Andachtsbücher (s. Oberlins Lebensgeschichte, Dr. Hilpert, Stöber u. a.).

[5] Gemeint ist damit Hermanns Buch: „Coup d'Œil sur le Tableau de la Nature", Straßburg 1779. „Anonymus libellus in usum puerorum vallis rupeae" (s. Vitam Johannis Hermann, scripsit Thomas Lauth, Argent. 1801). Dieses Naturgeschichtsbüchlein mit einem Anhang über Gesundheitslehre sollte dazu dienen „die Kinder des Steintals im Lesen zu üben" und ihnen die ersten naturwissenschaftlichen Begriffe geben.

[6] Die eigenartige Mundart trug wohl an der Abgeschnittenheit des Steintals sowohl von der deutschen als auch der französischen Kultur viel Schuld.

[7] Vgl. Sitzmann, Alsaciens célèbres; Lauth, Vitam Joh. Hermann, Argent. 1801.

Nachtboot auf dem Rhein

Von Leo Sternberg

Auf Strom und Bergen rabenschwarze Nacht . . .
Horch, unterirdisches Stampfen! . . Dumpfer Radschlag,
Der näherkommt! . . Jetzt, dort aus Felsentoren —
Was glüht heran mit roten, grünen Augen?
Es kreuzt von Landesteg zu Landesteg
Mit Doppelgalerien goldner Fenster;
Der Tiefe Lampenkette drunter her . . .
An gegenüberliegenden Stationen,
Wo trüb die späte Wachtlaterne brennt,
Der Passagiere Schatten aus und ein . . .
Dann schaufelt rasch die schwimmende Sonneninsel
Von hinnen, wie sie kam . . . Kein winkend Tuch . . .
Nur ein Vermummter, mit ans Land gestiegen,
Das ausgestorbne, das die Wogen schlagen,
Verfolgt das Licht in ferne Finsternis . . .

Spätsommergespenst

Novelle von Curt Hotzel

Es war ein melancholischer Spätsommer, den ich am Bodensee in dem uralten Meersburg zubrachte.

Es hatte viel geregnet. Tag für Tag wälzten sich die grauweißen, nassen Wolken am Himmel hin, und manche Bäume ließen schon dem Westwind gelbe Blätter in Menge. Besonders die Abende waren von einer eigenen Traurigkeit, die mit langen Nebelschleiern das Gemäuer des tausendjährigen Schlosses umzog. Hin und wieder blitzte eine sonnige Stunde durch das eintönige Grau, und dann war der See frisch und strahlend, und das helle Grün der Ufer leuchtete fröhlich in erwachter Sommerseligkeit.

Am Abend eines solch seltenen Tages, an dem man sich, über die spät reifende Pracht der Weinberge hinwegträumend, des sonnigen Bildes freuen konnte — traf ich an der Torbrücke der Burg, da wo die prächtige Barocktreppe des neuen Schlosses aufsteigt, im Dämmer auf eine Frauengestalt, der ich in diesen Wochen schon mehrfach begegnet war. Wo ich sie zum ersten Male gesehen hatte, konnte ich mich nicht mehr genau erinnern. Sie war in meiner Nähe aufgetaucht wie ein Schatten. Möglich, daß ich sie unten am Landungsplatz zuerst erblickte, nach der Ankunft eines Dampfers im regennassen Winde — jedenfalls hatte sich mir diese etwas altmodische Figur eingeprägt, ohne daß aber mein Interesse irgendwann bei ihr verweilt hätte.

Ich kam aus der dunkelnden Gasse und sah sie im Halblicht des Durchblicks zwischen den Schlössern auf der Brücke stehen. Sie blickte hinaus, über die Dächer der Unterstadt hinweg auf den See. Das Mondlicht silberte auf dem weiten Wasser, und drüben glitzerten die Lichter von Konstanz. Ich blieb in diesen ungewöhnlich schönen Anblick versunken etwas entfernt von ihr stehen.

Da geschah etwas Seltsames. Sie wandte sich langsam um, wie magnetisch gezogen, ihre Augen starrten mich weitgeöffnet an — und dann lief sie schwebend auf mich zu und begann die Arme auszubreiten! Plötzlich aber blieb sie erstarrt stehen — fuhr sich mit der Hand über die Augen und stammelte: „Verzeihung! . . . Eine Verwechslung!“

Weshalb bin ich ihr damals nicht ausgewichen, wie es ein gewisses Taktgefühl doch erfordert hätte? Ich habe das später oft bereut. Nun — ich blieb stehen, wohl auch durch das fast erschreckende Gebaren der fremden Frau gebannt, und sie raffte sich auf und stellte eine Frage. Ich hatte den Eindruck, als wollte sie den Bann brechen und Gespenster verscheuchen.

„Ach, können Sie mir Auskunft geben,“ sagte sie mit leiser und feiner Stimme, ein wenig ängstlich, „ob das Schloß noch immer gezeigt wird?“ Ich muß gestehen, daß ich von dieser Frage beinahe unheimlich berührt war . . . „Noch immer . . .“ das klang aus einer Dämmertiefe. Wenn ich jetzt daran denke, so höre ich immer noch das dumpfe Rauschen des Mühlbachs, der unterhalb der Brücke über ein seltsam hohes Rad läuft . . .

Aber ich antwortete damals höflich und sachlich: „Jawohl, gewiß wird das Schloß gezeigt. Bei Tage —“

„Natürlich — bei Tage!“ fiel sie mir mit einem gezwungenen Lachen ins Wort. Und ich wollte doch nur erläuternd sagen: Bei Tage finden Sie dort am Tor eine Anzeige der Besuchtszeit ...

Da die Fremde noch verweilte, ich aber auch nicht gehen mochte aus Höflichkeit oder, Gott weiß, welchem Grunde, so fühlte ich mich verpflichtet, noch einige Worte zu sprechen. „Ja — es ist wohl wert, besucht zu werden, das alte Schloß ... Die Erinnerungen überwältigen einen dabei ...“

Da bemerkte ich, wie sie mich wieder mit einem erschrockenen Ausdruck anstarrte. Ihre grauen, alten Augen waren weit aufgerissen. Dann, als ich weitersprach, schienen sie wieder in sich selbst zurückzukehren. „Dort ist zum Beispiel eine Inschrift, dem unglücklichen Konradin zum Gedächtnis, der von hier nach Neapel aufs Blutgerüst ging ...“

Sie hüllte sich fester in ihren Schal und sah recht altjüngferlich aus. Als ich nun etwas betreten schien, nickte sie mir schnell einen Gruß zu und verschwand in der Dunkelheit.

Es folgten wieder trübe Tage. Trotzdem drückte eine feuchte Wärme auf das Land. Die Fische im See sprangen, und die Erde wurde nicht trocken. Es roch überall modrig. Auch das Seewasser hatte einen üblen Geruch nach Fischen. Ich machte also meine Spaziergänge auf die freieren Höhen hinauf, wo die Zinnen des Schlosses und selbst der hohe Kirchturm bald hinter prächtigen Buchenwipfeln verschwinden. Dort saß ich dann lange auf den Bänken und sah auf die weite Wasserfläche hinaus und in das wechselnde Spiel der Wolken, die manchmal die Schweizer und Tiroler Bergspitzen in zarten Umrissen freigaben. Es geschah wohl auch, daß ein Sonnenstrahl irgendwo drüben einen Fleck Ufers grüngolden erglühen ließ.

So kam ich zwei Tage nach der abendlichen Begegnung auf der Schloßbrücke von einem solchen Gang am Spätnachmittag den Weg oberhalb der Weinberge zurück und wollte noch einmal auf jenen Aussichtspunkt hinaustreten, der mit einem Spalier von Lebensbäumen gegen die Straße abgegrenzt ist, hoch oben am Felsen. Dieses immergrüne Gatter mit einem Denkstein inmitten, ehrwürdig und feierlich, hatte mich immer an einen Friedhof gemahnt. Es schien, als ob hier Tage versunkener Sommerfreude eines stilleren Jahrhunderts eingesargt wären.

Dort nun fand ich auf einer schmalen Bank die altjüngferliche Fremde. Ich bin wohl ein wenig betroffen stehen geblieben, denn ich entsinne mich des ängstlichen Blickes, mit dem sie mich empfing Aber ich grüßte, und sie dankte mit einem Lächeln um die schmalen Lippen, das so viel wehmütiges Verzeihen ausdrückte, wie ich es nie wieder in einem Menschenantlitz gefunden habe.

„Das sind trübe Tage in diesem Spätsommer“, sagte ich, nur um etwas zu sagen. Aber sie schüttelte den schmalen Kopf und sprach leise vor sich hin: „Es schadet nichts, wenn man nur die hellen Tage gekannt hat.“

Das schien mir eine ziemlich nichtssagende Bemerkung zu sein, und meine Anteilnahme an dem Schicksal der merkwürdigen Frau erlosch mit dieser ernüchternden Begegnung fast völlig.

Am Abend trat der Rat Spitzel aus dem Schwäbischen an mich heran: „Hatten Sie nicht nach den Wetteraussichten gefragt?“ Da ich damals noch nicht wußte, daß

der alte Kauz alle Gespräche und Mitteilungen mit solchen improvisierten Anfragen zu eröffnen pflegte, war ich ein wenig verlegen. „Ja, also dann kommen Sie mit hinaus“, fuhr er entschlossen fort. Draußen am Hafenplatz erklärte er mir die Wetterlage und folgerte umständlich, daß es vor dem Herbst noch heißes Wetter geben müßte. Das wäre auch dem Wein sehr zu wünschen ...

Mitten im Fluß seiner Rede unterbricht er sich aber, nimmt mich beim Rockknopf und zieht mich zu sich heran: „Da schauen Sie nur, wie die blonde Dame Sie fixiert ... Schon eine ganze Weile steht sie da und läßt Sie nicht aus den Augen.“

Es war die Fremde, die ich am Nachmittag auf der Bank oben wiedergefunden hatte. „Kennen Sie die Dame?“ frage ich den allerweltsklugen Rat, und er antwortet mit einem listigen Blick hinüber: „Ja — nein! Oder doch: Hinrichsen heißt sie — ja, Hinrichsen. Sie hat einen Tag hier unten gewohnt. Jetzt soll sie in der Oberstadt gemietet haben ... Hinrichsen ...“ wiederholte er noch einmal und strich sich scheinbar gedankenvoll den Bart. Dann setzte er lächelnd hinzu: „Das ist aber nichts für Sie ... A bah ... alte Jungfer ... Nur schönes blondes Haar ... Aber ich denke, wir trinken noch.“

Nun — ich kam nach einer längeren Sitzung beim Meersburger Roten um Mitternacht auf meinem Kämmerlein oben im Dachgeschoß eines der alten Häuser an. Der Mond schien gerade durchs zerrissene Gewölk und bleichte die Gasse unten mit seinem Licht. Da sah ich von ungefähr einen Schatten an den Häusern hinhuschen. War es nun der Wein in meinem Kopfe oder eine peinliche Erinnerung — ich empfand etwas wie einen leichten Schreck: Das war doch das Fräulein Hinrichsen, die da die Gasse entlang schwebte... Und trug sie nicht Blumen in den Händen? Ein ganzes Bund oder gar einen Kranz? Sie war aber im Augenblick verschwunden. Ich ging zu Bett und wurde im Traum von einer spukhaften weißen Frau verfolgt.

Auch die folgenden Nächte waren mondhell, und ich entschloß mich eines Abends zu einer Wanderung oberhalb des Städtchens die Straße hinaus. Im grünlichen Licht lagen die Türme und Giebel hinter mir. Ich setzte mich auf einen Meilenstein und träumte. Es ist nicht sehr verwunderlich, daß ich mich der weißen Mondfrau erinnerte, die in meinem Traum gespukt hatte. Ich wollte die Erinnerung abschütteln, denn sie wurde mir lästig; aber es gelang mir nicht. Meine erregte Phantasie suchte Gestalten in dem Schattengewirr unten. Ein leichter Wind bewegte die Wipfel und Zweige. Tolle Schattenfiguren tanzten im Mondglast. Ich stand auf und suchte den Weg heimwärts. Das schwarze Loch eines der alten Stadttore nahm mich auf. Ich wußte, dort hinten führte der Weg zum Friedhof, und lächelte über mich selbst und meine gelinde Furcht vor Spuk und Traum. Aber es wollte mir nicht aus dem Sinn: Dort hinten liegt die Droste begraben, die romantische Magierin, die in dem alten Schlosse drüben ihre letzten einsamen Jahre verträumte... Wenn sie nun mit einer unerfüllten Sehnsucht verlöschte... Haben Sehnsüchte magisch begabter Menschen nicht erweckende Kraft?

Auf einmal war es mir, als ob Fräulein Hinrichsens blasser Schatten hinter mir herhuschte und seitwärts in einer Gasse verschwand. Ich beschleunigte meine Schritte, um in mein Haus zu gelangen. Mit klopfendem Herzen legte ich mich nieder — noch immer meine Spukfurcht belächelnd. Endlich schlief ich ein.



Am nächsten Morgen machte ich einen erfrischenden Gang in die Felder hoch über dem See. Ich freute mich des reifenden Obstes, der fetten Wiesen, der üppigen Gärten voller Gemüse. Dies saftige, kräftige Leben tat mir wohl. Kinder saßen am Raine, braun und übermütig, und lachten mich an, indes die Alten eifrig auf den Feldern schafften.

Da war auch ein farbenstrotzender Blumengarten. Ich sah die mannshohen Stockrosen leuchten und daneben Gladiolen und andre späte Blumen. Süßer Duft schwebte herüber. Als ich weiter ging, sah ich Fräulein Hinrichsen hinter der Mauer der Stockrosen stehen — sie ließ sich gerade von dem Gärtner einen Strauß binden. Bei einer Wendung erblickte sie mich. Ich grüßte, wieder verlegen, und sie redete mich auch etwas verwirrt an: „Sind das nicht herrliche Blumen? So üppig findet man sie bei uns doch nicht im Freien, auf dem Felde ...“

„Ja, das ist freilich ein anderes Klima. Ich vermute, Sie kommen aus Norddeutschland?“

„Ja — aus Hamburg ...“

Während sie nun dem Gärtner Geld gab, sprach sie weiter — wie um mich von ihrem Einkauf abzulenken:

„Und darf ich fragen, wo Ihre Heimat ist?“

Ich gab ihr Auskunft und mußte währenddessen an die Blumen in ihrer Hand denken, als sie in jener Nacht durch meine Gasse im Städtchen schlich. Sie behielt mich fest im Auge, und es schien mir, als sähe sie durch mich hindurch...

Auf einmal fragte sie unvermittelt: „Sagen Sie — glauben Sie an die Wiederkehr des Gleichen?“

„Sie meinen,“ forschte ich aufmerksam vortastend, „die Wiederkehr desselben Menschen in anderer Gestalt?“

Darauf sah sie ins Weite und lachte gezwungen: „Ach — das sind ja nur solche Gedankenspielereien ...“

Damit verabschiedete sie sich und eilte der Stadt zu.

Der alte Gärtner schüttelte den Kopf und meinte in seiner derben Mundart: „Ein absonderliches Fräulein! Kauft jeden Tag da so einen Bund Blumen... Hat sie jemanden auf unserm Gottesacker liegen — einen Liebsten vielleicht, He?“ Mit meckerndem Lachen machte sich der Alte wieder an seine Arbeit.

Mir aber erschien der ganze Garten jetzt als ein großer trauriger Friedhof...

Ohne Zweifel: sie hatte in mir den Doppelgänger eines Verlorenen erblickt...

Von dieser Stunde an mochte ich mich selbst nicht mehr gern im Spiegel sehen. Auch das Alleinwandern war mir verleidet. Wenn ich durch den dumpfen Wald ging, so blieb ich plötzlich stehen und bekam beinahe Furcht vor den bleichen Pilzen. Ich sprang dann über die morastigen Stellen weiter durchs Dickicht über knackende Fichtenreiser hinaus auf die Wiesenböschung gegen den See hinunter. Dort ließ ich mich aufatmend ins Gras fallen und war froh, wenn sich der Himmel ein wenig aufklärte.

Ich war jetzt öfters der Kneipenkumpan des Rates Spitzel. Der sagte wohl einmal: „Wenn Sie mich danach fragen — was das Fräulein Hinrichsen betrifft... Nun, seien Sie nur still: ich hab' Sie mit ihr gesehen! — Ja, dann kann ich Ihnen nur

antworten: ihr Geschau will mir gar nicht gefallen... Nein, gar nicht! — Als ob sie Gespenster am hellichten Tage sähe... Ein zu merkwürdiges Geschau!“

Das waren seine Worte; und wenn ich auch nicht viel darauf gab, so trafen sie mich doch ins Herz. Es ist ja seltsam, von welchen Gespenstern wir aufgeklärten Menschen uns erschrecken lassen. Aber was hilft es, sich einen Narren zu schelten, wenn man fremde Gewalten um sich spürt?

So ging es mir jetzt oft. Ich wich dem Fräulein Hinrichsen geflissentlich aus. Ich wollte ihr nicht die Ruhe dieser letzten Sommertage opfern, zumal sich das Wetter besserte. Der Ostwind hielt an und Land und See glühten auf wie Edelgestein unter der Sonne.

Nach einem der ersten sonnigen Tage kehrte ich von einer Seefahrt zurück und saß unschlüssig in meiner Kammer im Erker des alten Hauses. Die Nacht stieg nur langsam herauf. Die Giebel drüben standen noch lange im bleichen Licht, und die Gasse hallte von Menschenstimmen wider, denn die Leute waren spät von den Feldern und Weinbergen gekommen. Ich mochte nicht schlafen. Bei einer Kerze begann ich zu lesen. Als ich um Mitternacht einmal aufschaute, sah ich mich im Spiegel.

Und dann überkam mich jenes seltsame und erschütternde Gefühl, diesen Augenblick schon einmal erlebt zu haben... Diese Gasse zu kennen von einer früheren Jugend und diese Spätsommerangst schon einmal durchlitten zu haben... Um Worte, Zeichen drehte sich der Kreis der Wiederkehr des Gleichen ... Grauenhaft! Ich nahm meinen Hut und ging hinunter. Unschlüssig trieb es mich umher. Das Städtchen lag still. Ich lief auf den Fußspitzen durch den hallenden Hof des Reithauses jenseits der Vorburg. Ich stand im Nachtwind auf dem Känzele, jenem Erker der Mauerbrüstung hoch über dem Hafen. Der See lag dunkel und still unter den funkelnden Sternen. Drüben blitzten noch Bergfeuer im Schweizer Hochland. Mir wurde die Brust weit, und ich fühlte mich hineingezogen in dieses Wogen der Weltennacht, in diesen Reigen der Gestirne, unter denen nach festem Plan die Zeiten auffsteigen und versinken. Ich spürte das Leben dieses seligen Landes um mich kreisen, in mir weben ... Zeitlos ... Völker kommen und gehen, Vesten, Burgen, Städte wachsen, vergehen. Der Wein reift, wird von blühenden Menschen gekeltert, kreist im Blut, weckt Leben, zeugt Leben... Ein ewiges Auf und Ab! ...

Keine Wiederkehr? — Hinunter, hinunter das Vergangene!

Erschreckt sah ich mich um. Es war mir, als raschelte ihr leichter Schritt im frühen Herbstlaub am Boden. Aber es war der Wind. Dann machte ich mich auf den Rückweg. Und fand mich bald vor der Burg, auf der Brücke, dort wo dieses seltsame Doppelspiel der schemenhaften Frau begonnen hatte. Da wehte mich plötzlich süßer Duft an. Gab es hier Blumen? Rosig, wie Fleisch und Blut leuchtete es von der Ruhebank, einem der Lieblingsplätze des unsteten Fräulein Hinrichsen. Als ich näher trat, fand ich einen Kranz Blüten, Rosen und Gladioalen, Lilien und Gartenblumen...

Und ich war überzeugt: *sie* hatte diese Stätte bekränzt. Wem zu Liebe? Zu wessen Gedächtnis?

Ich floh den Ort. Der Wind ließ die Wetterfahnen kreischen hinter mir her...

Am nächsten Tage schien die Sonne warm und hell in mein blaues Kämmerlein,

als ich erwachte. Der nächtliche Spukgang war vergessen. Ich ließ mich durch einen Blick aus dem Fenster belehren, daß es Sonntag war; die Gasse lag still, und die Kinder gingen steif in ihren hellen Kleidern umher, frisch gebügelt.

Um die frühe Mittagsstunde stieg ich hinab zum Hafen, wo um diese Zeit das Schiff aus dem Österreichischen anzulegen pflegte. Ich fand denn auch viele Menschen dort, wo der große Dampfer lag mit der Bregenzer Flagge. Oben auf dem Deck spielte eine Kapelle, Männer mit Spielhahnfedern auf den Hüten, die heitere Musik des Donaulandes. Es war eine festliche Stimmung über allem; aber ich wurde all dieser Freudigkeit nicht froh und hatte auch bald die Ursache meiner Beklommenheit gefunden: Die Fremde stand dort hinten am Rande der Straße und beobachtete mich! Als ich sie erblickte, sah sie zur Seite, und bald darauf verschwand sie vom Platze.

Ich war in diesem Augenblick froh, auf Rat Spitzel zu stoßen. „Ha — Sie waren es doch," fragte er getreu seiner Art, „der den vorzüglichen Ungarwein in Wasserburg probieren wollte?" — Ich fügte mich diesmal gern, und er forderte mich auf: „Gut. Kommen Sie, es wird die höchste Zeit. Da ist das Schiff." Ich ging mit ihm an Bord; aber der Kapitän nahm sich offenbar Zeit, oder der rührige Rat hatte sich nur meiner Gesellschaft versichern wollen und mich vorzeitig hinaufgelockt. Er begann nun von der besten Art der Bodenseefelchen zu erzählen, und wie man diese Fische am schmackhaftesten zubereite. Jahrzehntelange Erfahrungen standen ihm zur Verfügung. Schließlich blieb er bei einer feinen Manier, sie in Butter zu braten, dann seien sie zart und zerflössen auf der Zunge wie Forellen. „Forellen, junger Freund," fuhr er im Schwunge fort, „ißt man ..." Da blieb ihm das Wort wie eine Gräte im Halse stecken, denn Fräulen Hinrichsen strich vorüber. Wie war sie an Bord gekommen? Das Schiff dampfte schon eine geraume Weil gegen Friedrichshafen hin. Selbst der lustige Rat schien über ihr Erscheinen ein wenig erstaunt, denn er flüsterte mitten in den schmackhaften Rezepten: „Ein Geschau ... närrisch ..."

Ja, wie kam es, daß ich mich bald von ihm losgemacht hatte, um mich in einem Gespräch mit ihr wiederzufinden? Besaß sie magische Macht über mich?

„... Ich wollte meine Scheu vor festlichen Menschen überwinden, wissen Sie. Früher war das etwas, worauf ich mich die ganze Woche über freute, diese Sonntagsfahrten daheim auf der Unterelbe." So plauderte sie lebhaft. Ich war sehr verwundert, weshalb erzählte sie mir dies alles? Ein paar rote Flecken leuchteten krankhaft auf der zarten Haut ihrer schmalen Wangen.

Und während wir nun im warmen Wind auf dem obersten Deck standen, den Blick auf den weiten, blauen, Goldfunken sprühenden Spiegel des Sees gerichtet und die lustigen Orte des flachen Uferlandes, die drüben vorüber zogen, ließ sie gleichsam im Selbstgespräch ihre eigene Jugend vor sich aufsteigen. Ich sah zu meiner höchsten Verwunderung im Geiste die stille Wohnung der Kaufmannswitwe draußen an der Außenalster im Obergeschoß der Villa Hinrichsen, in der nun fremde Leute wohnten; die mühsam mit dem Erlös kostbarer Handarbeiten verdeckte Not, die fast puritanische Frömmigkeit... „Jeden Sonntag gingen wir morgens in die alte Margaretenkirche. Ja, Mutter war sehr streng gegen sich... Und nachmittags leisteten wir uns im Sommer die billigen Dampferfahrten. Ach, es waren schöne Stunden..." Sie sprach

das St nach hanseatischer Art. „Und dann kam wieder die Woche mit ihrer eintönigen Arbeit und den Erinnerungen an die früheren Jahre, an Papa und das große Haus, ehe das Unglück kam... Ja ... damals als Papa starb, war ich achtzehn ...“ Sie strich sich sinnend mit der Hand über die Stirn.

„Einmal fuhren wir auch im Frühling hinaus... Wir glaubten, die Obstbäume blühten schon, aber es war noch kalt, und am Nachmittag kam nasser Nebel von der See her, und Schneetreiben setzte ein... Damals erkältete sich Mama sehr heftig... Sie lag zwei Monate zu Bett bis ...“ Sie machte eine lange Pause. „Nun, es ist vielleicht ganz gut, daß es so gekommen ist ...“

Nun lebte Fräulein Hinrichsen allein von dem Erlös der mühseligen Arbeit, und sie hatte wohl alle Ersparnisse der letzten einsamen Jahre zusammengerafft, um diese Sommerreise zu machen. „Nach Meersburg, wo ich mit den Eltern damals vor dem Unglück ...“

Sie brach jäh ab. Die Flecke in dem blassen Gesicht schienen größer zu werden, und sie sah mich wie aus einem Traum erwachend erschreckt an. Das Schiff bog um den Kopf der Mole von Friedrichshafen, wo die Leute fröhlich aus einem eisernen Pavillon winkten.

„Ach,“ rief Fräulein Hinrichsen plötzlich, „sehen Sie doch dieses reizende Städtchen!“

„Kannten Sie es noch nicht?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und sah scheinbar interessiert nach der Landungsbrücke hinüber.

Wir fuhren dann zusammen weiter, aber sie blieb schweigsam. Und ich wagte es, offen gestanden, nicht, sie nach jenem früheren Besuch der alten Bodenseefeste zu fragen. Er mußte ihr die seltsame Begegnung gebracht haben, die jetzt in ihrer Seele gespensterte...

Vor Wasserburg stieg sie aus. Ich atmete auf. Rat Spitzel kam zu mir heran. „Hören Sie, ich bin froh, daß sie nicht bei uns bleibt, denn ... Na, Sie wissen ja ... Es wär übrigens schade um Sie...“

„Sie wollten mir doch,“ schnitt ich ihm das Wort ab, „etwas von den Forellen erzählen.“

Er sah mich unangenehm überrascht an. Als ich den Blick aber kalt erwiderte, begann er langsam in sein altes Fahrwasser zurückzukehren. Und als wir die erste Flasche des schweren Ungarweins in Wasserburg hinter uns hatten, war er mit den Forellenrezepten ziemlich zu Ende.

Auf der Rückfahrt am Abend meinte der allwissende Rat mit Bedeutung: Das Wetter werde wohl bald wieder umschlagen. Ich spüre es schon im linken Bein ...

Es folgte nun ein Tag, dessen traumhaftes Erleben mir heute noch ganz unbegreiflich ist.

Ich traf Fräulein Hinrichsen auf dem Nachmittagsspaziergang. Es fiel mir sofort auf, daß sie heller gekleidet war als sonst, duftiger in ein weißes Mousselinkleid. Ihre Haut schimmerte rosiger, und ihr Blick war hell und frei. Wir gingen durch den abgetrockneten Wald und bewunderten das grüngoldene Licht, das in den Buchenhallen wogte. Wir blieben oft stehen und lachten uns an —in einer Art Glückseligkeit, die jenseits des Begehrens liegt.

Auf einer Wiese zwischen hohen Buchen und Eichen, den Blick hinaus auf den silbernen See, ließen wir uns im hohen Grase nieder. Moospolster machten das Lager angenehm und trocken. Wir waren ausgelassen wie Kinder im späten Sommerglück.

„Wie schön, daß uns diese Tage noch geschenkt sind“, sagte ein über das andere Mal Fräulein Hinrichsen und sah mich dabei voll und froh an. Ihre blonde Haarkrone funkelte unter den schrägen Sonnenstrahlen. Wie verjüngt sie aussah!

Und dann sagte sie wieder: „Manchmal meine ich wirklich, es müßte noch ein größeres Glück kommen. Vielleicht sind es schon solche späten Tage voll Sonne und Freude. Oh — sehen Sie nur: diesen Käfer, wie er funkelt, grüngolden. Und dort jetzt die Mainau... Wie ein Traumschloß am Meer... Davon hab' ich immer wieder geträumt, von dieser glückseligen Insel...“

Darauf wurde sie still. Die Mücken surrten und Libellen kamen herauf. Ich schlug jetzt vor, weiter zu wandern, weil ich das Gespenst in ihrer traumbeladenen Seele fürchtete. Sie stand auf, und wir waren bald in der Nähe einer kleinen Ortschaft am See. Fräulein Hinrichsen war bis dahin schweigsam geblieben. Jetzt sah sie mich wieder an und sagte verlegen: „Wissen Sie, wozu ich Lust habe? — Ein Glas Wein zu trinken, roten Meersburger.“

Ich nahm ihren Vorschlag mit Freuden auf. Wir wollten ja auch hier das Schiff für die Rückfahrt erwarten.

Ein Gasthof bot seine zwischen üppigen Gärten am Ufer gelagerte Terrasse zum behaglichen Dämmerschoppen. Bald stand der hellrote Wein vor uns. Der See funkelte unter der sinkenden Sonne. Golden gezackt stand das ferne Gebirge im blauen Nebel.

Wir tranken uns zu.

„Ich bin so dankbar für diesen Tag“, sprach sie leise vor sich hin, und ihre schmalen Lippen schienen nun röter als sonst.

Mich hatte der Drang, das Geheimnis ihrer früheren Begegnung zu erforschen, längst verlassen. Ich freute mich ihrer heiteren Gelassenheit. Jetzt verlor sich ihr Blick in die Dämmerung, die im Osten heraufstieg. Dunkel blaute dort der See unter dem leuchtenden Grün der überhängenden Bäume.

Ich stieß mit ihr an, obgleich die Becher recht unbeholfen waren und nur einen matten klirrenden Ton gaben.

Noch immer in die blauende Dämmerung hinausstarrend, legte sie vertraulich ihre schmalen Hände auf meinen Arm. Ich spürte peinlich einen Strom Wärme von ihr zu mir herüber ... und hielt doch still und wagte nicht, mich ihr zu entziehen. Es war, als sähe sie fern über den Wassern den Verlorenen und wollte ihm mein Leben einverleiben ...

Ich fröstelte. Sie muß es gespürt haben, denn sie sah mich mit warmem Blick groß an und streichelte meine Hand.

Da pfiff schrill und schreckhaft der Dampfer hinter uns am Steg, und wir eilten zum Schiff hinunter. Ich war glücklich, dieser quälenden Situation entronnen zu sein. —

Am nächsten Tage machte ich mit Rat Spitzel wieder eine kleine Reise am Ufer entlang.

Als wir am Abend nach Meersburg zurückkehrten, fanden wir das Städtchen illuminiert. Musik erklang an allen Ecken. Rat Spitzel war sehr entrüstet darüber, daß man ihm den schnellen Entschluß zu einem Sommernachtsfest nicht vorher mitgeteilt hatte. Er stellte sich aber bald in den Mittelpunkt der Festlichkeit, während ich nicht recht wußte, was ich anfangen sollte. Mich rührte der Jubel der Einheimischen über ihre Musikkapelle, die wieder und wieder heitere Weisen anstimmte. Der kleine Marktplatz zwischen den Giebelhäusern und Erkern gleich einer erleuchteten Szene aus den „Meistersingern". Feuerwerk sprühte draußen über dem dunklen See, und bald erstrahlte dieser und jener Teil der Burg im farbigen Licht.

Plötzlich stand Fräulein Hinrichsen neben mir, scheu, als suche sie Schutz in dem Getümmel. Wir sprachen wenig. Aber ich bemerkte im bunten wechselnden Lichterschein den wärmeren Ausdruck ihrer Augen, wenn ihr Blick den meinen traf. Das festliche Treiben half mir über das Unbehagen hinweg, das diese Veränderung wieder in mir erweckte. Ja, das unsichere flackernde Licht machte es auf den Treppen und Steigen notwendig, meine Begleiterin zu stützen. Ich bot ihr den Arm. Sie nahm ihn mit ungewohnter Vertraulichkeit, und ich spürte ihre zarte Schlankheit warm an meiner Seite. Wir gingen umher und wurden eigentlich wieder recht fröhlich — vielleicht auch nur, um uns über das Neue und Ungewohnte der Situation hinwegzutäuschen. Schließlich, als das Umhergehen ermüdete — es war schwül an diesem Abend —, setzten wir uns auf das Känzele.

Die Leute hatten sich jetzt in die Gastwirtschaften verlaufen, und es wurde bald ganz still hier oben, auf dem weiten dunklen Platz zwischen dem Viereck des Reithauses und dem massigen Bau des Priesterseminars. Der See lag schwarz in der Tiefe. Hin und wieder flackerte Wetterleuchten im Westen.

Wir saßen nebeneinander auf der Bank, die ins Mauerwerk des Balkons eingelassen war und schauten in die Nacht hinaus. Ich fühlte, wie die aufgesammelte Sehnsucht des späten Mädchens in dieser lockenden Sommernacht erwachte, und wie sie sich in die Gegenwart zurückfand.

Ich wurde sehr traurig und fand doch nicht den Mut, abzubrechen. Zaghaft faßte sie meine Hand. Vom See her drang fernes unheimliches Brausen, während der Wasserspiegel unten noch glatt und still war. Der erste Blitz zerriß die Nacht über dem Gebirge drüben. „Hören Sie das Wetter? — Ob es zu uns kommt?" Angstvoll drückte sie meine Hand, und im Scheine der nun schnell auf einander folgenden fernen Blitze sah ich ihre Augen weit und flackernd.

„Es wird wohl bald hier sein", sagte ich. Und sie schmiegte sich noch enger an mich.

Der Sturm flog dem Wetter voraus. Strähne ihres Blondhaars peitschten mir das Gesicht. Da fiel ihr Kopf an meine Schulter. Klatschende Regentropfen, Vorboten des Unwetters, trug der Sturm heran. Der Donner rollte.

Wie hilflos war ich damals! Ich hätte diesen müden Kopf ganz zart in meine Hände nehmen und die schmalen zaghaften Lippen küssen mögen ... unendliches Glück verströmend in ein glückloses Herz ... aber ich saß still. Ich fühlte tiefstes Mitleid mit dieser trostlosen Frau und konnte es ihr doch nicht bezeigen. Denn war es nicht ein anderer, den ihre Seele hier suchte? ... Wie ein Frost fiel es über mich im Tosen des nahenden Wetters: war ich es denn, dem sie sich jetzt anschmiegte?

Ich saß still, bis sie sich aufrichtete, langsam, angstvoll. Und als sie dann zu mir aufsah, Tränen im Blick, und ich mich dennoch in einem Gefühl wärmster Teilnahme mit einem nur geahnten Schicksal ihrem Munde näherte, zerriß ein greller Blitz die Nacht über uns, und der Donner schütterte krachend das Firmament... Im kalten Lichte des Wetters aber erlosch mein mattes Verlangen.

Vom Regenguß gepeitscht, eilten wir in den Schutz der Häuser. Und im Torweg des Reithauses lehnte sich das verzweifelte Mädchen in einen Winkel, die Stirn auf den Arm gegen die Wand pressend, und schluchzte. Ich trat zu ihr und empfand tief, daß sich hier ein grausames Schicksal erfüllte. Es ging über mein junges Trostvermögen.

Das Wetter zog schnell vorüber. Als das Rauschen des Regens nachließ, wandte sich Fräulein Hinrichsen jäh um, und ehe ich's mich versah, war sie in der Dunkelheit verschwunden.

Ich versuchte ihr zu folgen, rief und irrte im Regen umher — sie blieb verschwunden. Müde und gänzlich verwirrt langte ich in meiner Mansarde an.

Tags darauf sah ich mich vergeblich nach Fräulein Hinrichsen um. Ich machte meinen Spaziergang über die Höhen nnd durch den Wald. Alles atmete Frische, die Sonne schien heiß, und das Erdreich duftete. Aber ich blieb allein. Das Unwetter schien alle Gespenster vertrieben zu haben.

Als ich am Abend Rat Spitzel traf, sagte er: „Wissen Sie, daß Fräulein Hinichsen ganz plötzlich fort ist? Abgereist, mit dem ersten Schiff heut in der Frühe ...“

Du sagst ...

Von Heloise von Beaulieu

**Du sagst, du liebtest dieses kleine Zimmer,
Und dächtest gern daran, wenn du geschieden,
Und sögest dir aus der Erinnrung immer
Ein Wohlgefühl von wundervollem Frieden.**

**Wie wohl vermochten das die armen Wände,
Die nur von Leiden und Entbehren wissen,
Wie eine Jugend langsam ging zu Ende,
Von Hoffnungen, die Stück für Stück zerrissen — ?**

**Das mein Geschick umschloß seit langen Jahren,
Mein armes leidbeschriebenes Gefängnis,
Sollst du so spät ein Wunder noch erfahren?
— Ich frage nicht und danke dem Verhängnis.**

**Verstummt ist heut' das unheilvolle Raunen,
Die Qualgestalten blassen und zerfließen.
Die Wände sind voll Freundlichkeit. Sie staunen,
Weil sie zum erstenmal ein Glück umschließen.**

Rundschau

Spanische Reise

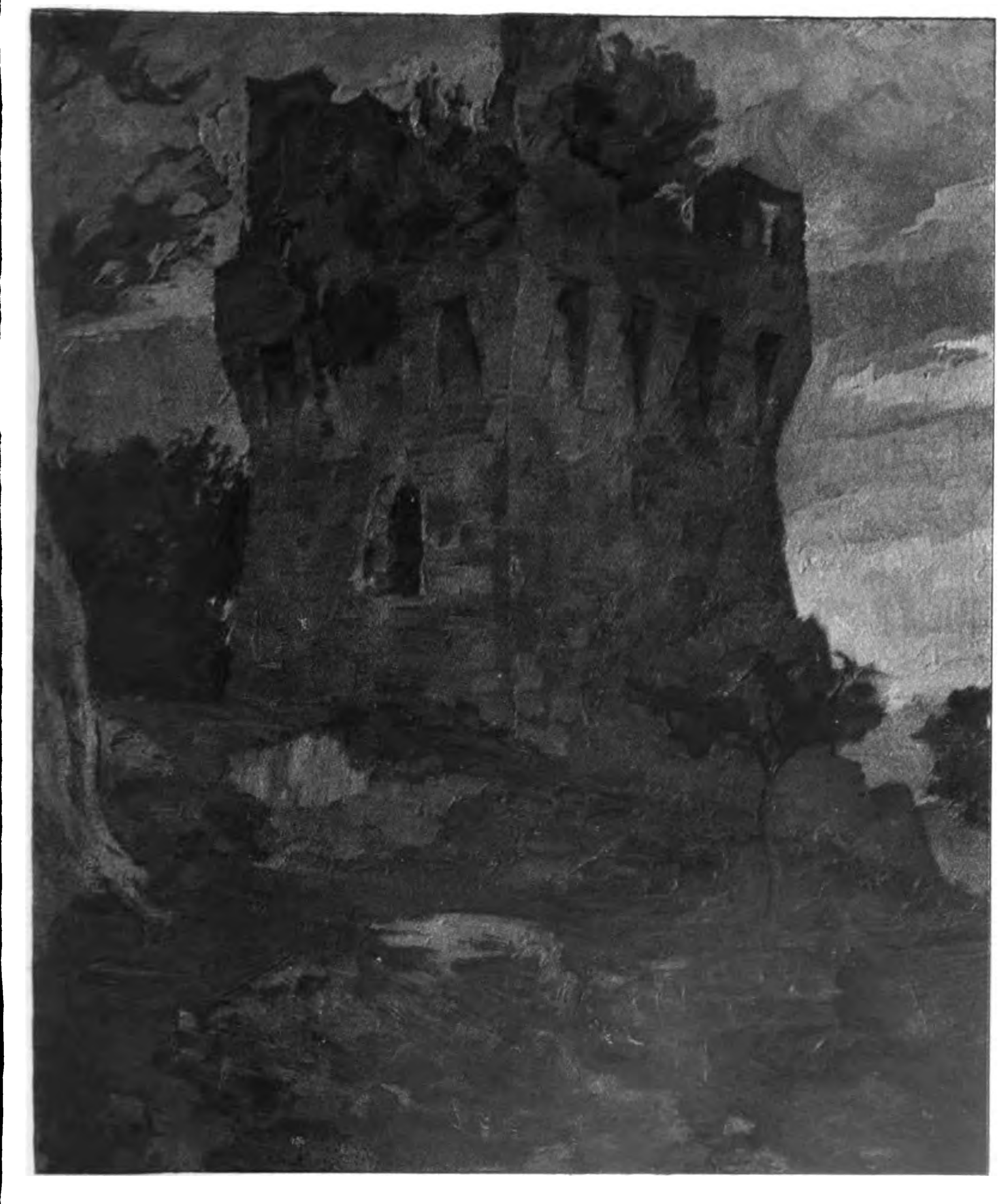
Nachdem eine Reihe bekannter deutscher Gelehrter seit Kriegsende Spanien offiziell besucht hat, um Kunde von den Leistungen deutscher Wissenschaft zu unseren iberischen Freunden zu tragen, war es ein guter Gedanke des kunstsinnigen deutschen Generalkonsuls in Barcelona, des Herrn v. Hassell, auch einmal einen Vertreter deutscher Musikwissenschaft über die Pyrenäen zu locken, und ich bin gern seiner Einladung im letzten März gefolgt. Wie geplant, rollte die Reise in etwa drei Wochen glatt ab — ich gab auf Einladung der katalonischen Gesellschaft Amics de musica in ihrem eignen Sinfoniehaus (Palau catalán) einen Vortragsabend mit eingestreuten Liedern — unter mehreren vorgeschlagenen Themen hatte man dortseits als volkstümlichstes „Das deutsche Lied von Schubert bis Brahms" gewählt, und die Zeitungen von Barcelona vermerkten nachher mit verwunderter Freude, daß man ganz neue große Meister wie Löwe, Franz, Jensen, Cornelius dadurch erstmals kennen gelernt habe. Aus den später noch zu besprechenden politischen Schwierigkeiten hatte ich den Ausweg gewählt, weder katalonisch noch spanisch noch gar französisch zu sprechen (letzteres wäre mir in dieser Zeit als durchaus unmögliche Kulturpropaganda für den Landesfeind erschienen), sondern das dem Katalonischen nah verwandte Italienisch zu gebrauchen, das denn auch bestens verstanden wurde; die Lieder sang ich deutsch, aber die Zuhörer hatten auf dem Programm treffliche katalonische Übersetzungen von Herrn Francisco Pena in der Hand, dem ausgezeichneten Barceloneser Wagnerübersetzer, dessen katalonische Ausgabe der Lieder Beethovens z. B. zu den besten überhaupt gehört. Dann hielt ich im Deutschen Klub von Barcelona sechs deutsche Vorträge mit Lied-, Opern- und Oratorienbeispielen über die deutsche Musikentwicklung der letzten zweihundert Jahre, eine allgemein einführende Übersicht, die von diesem weiteren Laienkreise dankbar aufgenommen wurde, wie die von Abend zu Abend steigende Zuhörerzahl deutlich erkennen ließ. In Madrid wurde ein Vortrag vor Spaniern in der Weise gehalten, daß einer der ersten dortigen Musikkritiker eine Übersetzung meines Vortrags kastilisch vortrug, die liebenswürdig Herr Dr. Moldenhauer, der Leiter der Vermittlungsstelle für deutsch-spanischen Wissenschaftsaustausch angefertigt hatte, während ich wieder in deutscher Sprache — im Saal der deutschen Schule — sang; und schließlich hielt ich auch noch einen Liederabend vor deutschem Publikum im Madrider Klub „Germania" ab — ein etwas anstrengender Dienst an neun von zwölf Abenden, zumal da ich die betreffenden Tage doch bis an den Rand mit Besichtigungen des fremden Landes auszunutzen trachtete. Immerhin scheint der beabsichtigte Werbezweck für die deutsche Sache erreicht worden zu sein; und dies sowie die Fülle herrlich fesselnder Eindrücke hat mir die kleinen Strapazen der Unternehmung doppelt wettgemacht.

Ursprünglich hatte ich gehofft über Genua und von dort mit dem Dampfer nach Barcelona reisen zu können, doch stellte sich dieser Weg als teuer und unregelmäßig gangbar heraus, während meine Zeit knapp bemessen und pünktliches Eintreffen Pflicht war. So wurde die Landroute über Basel—Genf—Lyon—Narbonne—Port Bou gewählt. Das preußische Kultusministerium besorgte in liebenswürdigster Weise beim Auswärtigen Amt die mancherlei Visa für Hin- und Rückfahrt, und ich konnte pünktlich abfahren. Bis auf die leidige Einrichtung, daß man vom Schweizer Personal auf der kurzen Nachtstrecke Basel—Genf viermal zwecks Fahrkartenrevision geweckt wurde, bleibt über den ersten Teil der Reise nichts zu vermelden. Sonntag früh auf dem Genfer Wartesaal fand man sich inmitten übernächtiger Bummler- und studentisch frühaufsteherischer Skipärchen durchaus schon in französischem Sprachbereich; herrlich die Fahrt dann längs der durch den Jura brechenden Rhone bis zu der mit Recht so benannten Grenzstation „Bellegarde", von wo sich's mählich nach Lyon hinabsenkt, der schön um eine Rhoneinsel aufsteigenden Handels-

stadt. Sehr lohnend weiter die Ausblicke auf südlicher Pelem-Fahrt: jede Viertelstunde bringt neue Vegetationsbilder, immergrüne Eiche, Lorbeer, Zypresse, Ölbaum, Zitrone finden sich an, schöne Mittelgebirgssilhouetten wie jene des (wenig phantasievoll benannten) Montagne du Lionnais oder ein vereinsamtes Seealpenmassiv begrenzen den Horizont, aus immer trocknerem Gebirgsland ragen verfallene Troubadourburgen und seltsam tote Städtchen an weißgelben Berglehnen empor — jenes Provencer Lied aus Lienhards „Spielmann" tönt unwillkürlich auf. Orange und das zinnengeschmückte Avignon der Päpste rollen vorbei, bei dem „unsterblichen" Tarascon des französischen Nationalhelden Tartarin geht's über die breite Rhone auf schönen Brücken, dann über abendliches Hochplateau, wo nur noch kurzes Gras Schafherden lockt. Ich grüße Montpellier mit seinen Motettenhandschriften des 13. Jahrhunderts, spüre bei Cette nächtliche Mittelmeerbrise und verbummle mehrstündigen Aufenthalt im stillen Narbonne mit seinen Kanälen und dem träumenden gotischen Rathaus. Perpignan wird verschlafen, aber plötzlich wecken Zollschranke und Umsteigepflicht: bei Portbou sin dwir in Spanien. Grellster Mondschein schlägt mir entgegen, drohend nahe Pyrenäenberge zeigen auf seltsamen Abfallrücken à la Doré bunte Hazienden, Gepäckträger mit ihren malerischen Mützen, Apachenschals und weißen Stickereiblusen schleichen auf ihren nationalen Filzschuhen umher und zeigen uralte Mönchsgesichter — man spürt die Versetzung ins Märchenland; und irgendwie bleibt dieser Unterton des unwahrscheinlich Märchenhaften seither auf der ganzen Reise mein Begleiter.

So läßt Aufregung über alles Neue den Fremden auch nicht mehr auf der Weiterfahrt im bequemen spanischen Schnellzug die Augen schließen, und man wacht gern den Tag heran. Eigentümliche Baumgruppen, zumeist Maulbeer und Platane, auch seltsam gekugelte Pinien fesseln das Auge, vor allem seltsam aber wirken die dreieckigen Formen der Äcker, wie denn überhaupt in allen Grundrissen ein phantastischer, uns irgendwie tiefverwandter Hang der Spanier zum Unregelmäßigen, Spitzwinkligen, eine Abneigung gegen die ruhige Geschlossenheit der italienischen Kunst, stets wieder erstaunen macht. Endlich Barcelona, die volkreichste Siedlung des Landes, die alte Hauptstadt Kataloniens.

Man darf die Kultur der Stadt nicht nach der argentinisch prunkvollen Geradlinigkeit der neueren Teile messen, obwohl sich's auch da stellenweis sehr hübsch „unter Palmen wandelt" und sogar bemerkenswert eigenwilliges Drängen nach einem eigenen, bodenständigen Baustil in einigen Palästen und Kirchen neu hervortritt. Aber das eigentliche Barcelona ist doch die Altstadt nach dem Hafen zu mit ihrem unendlichen Menschengedränge zwischen Blumenständen und Vogelhändlern, Stehkonditoreien und Hundchenverkäufern die „Rambla" hinab, mit den bunten Mittelmeeraquarien der Fischereien und den unendlich engen Nebenstraßen voll Fremdländerei und Malerreiz. Das ganze Spaniertum spricht aus dem mystischen Dunkel des Doms, aus dem nur allmählich Goldgepränge, Architektur, wundervolle Vierungsdämmerung hervortritt, jener düstere Gekreuzigte, der sich in der Seeschlacht von Sepanto als Gallionfigur an der türkischen Kanonenkugel vorbeibog, vor dem nun hundert Frauen mit weißen Spitzentüchlein auf dem Scheitel knien und Ministrantenkerlchen wichtig knicksen. Westgotische Rätselrunen im würflig-eckigen Torbau des Kirchleins San Pedro in Campo, breite Hallen-Spätgothik bei Santa Maria del Pino, vor allem phantastische Höhen des Domkreuzgangs, in dessen Mitte heilige Enten ihr Schwimmfeld haben, bleiben als starke Eindrücke haften. Und all die entzückenden, verträumten romantischen Claustri (Kreuzgänge), ins Land hinein, all die verschwiegenen armen Bergkapellchen, deren mittelalterliche Fresken-Phantastik sich jetzt dem staunenden Betrachterauge im Catalonischen Nationalmuseum darbietet — ein unerschöpfliches Land! Unerschöpflich auch für andere Forschungsgebiete, wenn man sieht, wie ein ausgezeichneter dortiger Prähistoriker, Schüler unseres Berliner Meisters Karl Schuchhardt, in wenig mehr als einem Jahrzehnt einesd er bedeutendsten Vorgeschichtsmuseen Europas, die Sammlung höchst selbständiger neolithischer Stilrichtungen, mit dem Ausgrabespaten in Barcelona zusammengetragen hat. Unerschöpflich vor allem auch als Quelle für die Staatengeschichte des spätmittelalterlichen



Torre di Sangue Eberhard Ege

Europa, wenn man ehrfürchtig durch die katalonischen Archive wandert, deren lückenlose Rechnungsbücher, Urkunden und Gesandtschaftsberichte vom 14. Jahrhundert an ein erstaunliches Bild der damaligen Welt malen.

Es rührt den Besucher zu sehen, mit welcher opferwilligen Begeisterung die Katalanen, lauter junge Gelehrte, ihre Nationalbibliothek fast aus dem Nichts zu einer Hochburg der Forschung ausgebaut haben, und man empfindet reg die Schwere ihrer gegenwärtigen Lage. Damit berühre ich kurz die innerpolitischen Probleme des Landes, an denen man nicht vorüberkommt. Spanien erscheint uns von Deutschland her als ein besonders straff einheitliches Staatsgebilde. In Wirklichkeit lebt, wie das Königreich aus mehreren Teilstaaten historisch zusammengewachsen ist, noch immer ein starker Partikularismus, der sich schon auf die erheblichen Sprachunterschiede zwischen Kastiliern, Katalanen, Basken, Andalusiern und Portugiesen stützen kann. Unter dem älteren, läßlichen Regime hat sich dieses Dezentralisationsbestreben als eine der vielen nationalromantischen Wellen des 19. Jahrhunderts kräftig entfaltet und z. B. in Barcelona zu einem Aufschwung des eigenen geistigen Lebens geführt, den jede einsichtige Zentralregierung als ein kulturelles Mehr für die Gesamtheit buchen und unterstützen sollte. Nun scheint ihr dies aber allmählich von einigen Enthusiasten etwas schwer gemacht worden zu sein, deren Eigenbrötelei zumal durch französische Einflüsse so gesteigert wurde, daß man in Madrid das Gespenst eines schließlichen Separatismus aufsteigen fühlte. Als nun Primo de Rivera durch sein kraftvolles, auch persönlich tapferes Eingreifen mit einem Schlage die ewigen syndikalistischen Bombenattentate zu Barcelona unterdrückte, fühlte sich zunächst alles erleichtert. Aber als das Direktorium gleichzeitig auch allen katalanischen Sonderbestrebungen mit Härte einen Riegel vorschob und die Zufuhren unterband, wich die Dankbarkeit für das Direktorium zorniger Verzweiflung. Auf die Dauer muß hier eine Verständigungsbasis gewonnen werden, wenn der Schade für beide Parteien nicht immer steigen soll: die Katalanen werden lernen müssen, ihre Sonderbestrebungen wirklich nur auf kulturellen Boden zu beschränken und rein staatlich durch ein kräftiges Bekenntnis zur gesamtspanischen Sache Madrid allen Vorwand zur Abdrosselung zu entziehen; die Zentralregierung ihrerseits wird begreifen müssen, daß ihre bisherige Überstrenge nur Märtyrer vom irischen Muster schafft und absolute Bildungswerte mindert, an deren Stelle sie nichts Ähnliches zu setzen vermag. Dem Diktator könnte ein Blick auf Deutschland zeigen, was eine kulturelle Dezentralisation bei politischem Unitarismus an geistigem Reichtum und innerem Segen bedeutet, zumal da dem ganzen Wesen der Spanier dieses Prinzip eines kulturellen Föderalismus viel näher verwandt erscheint als der Zentripetal-Bau von Frankreich-Paris. Dann werden die französischen Nachbarn mit ihrer mephistophelischen Propaganda des „Divide et impera" hier doppelt das Nachsehen behalten und die schöne Utopie eines „Landweges nach Tunis" so weit entschwinden sehen als sie es irgend verdienen. So wünschen wir unseren ritterlichen spanischen Freunden doppelt aufrichtig den inneren und äußeren Frieden zur weiteren Aufwärtsentwicklung ihres Landes, die zumal seit den Neutralitätsjahren während des Weltkrieges so bedeutsam eingesetzt hat und, wie schon die erstaunliche Baulust zeigt, trotz gelegentlicher Marokko-Rückschläge vermöge nationaler Tüchtigkeit weiter anhalten wird.

Spanien ist sehr unitalienisch und darin wesentlich anders, als es wohl der deutsche Reisende zunächst erwartet. Schon landschaftlich — die Luft ist von einer oft schier erschreckenden Klarheit, die alle Konturen mit einer seltsamen Überdeutlichkeit, mit einer scheinbar geradezu veränderten Perspektive vor unser Auge setzt und auch den Farben eine andere Brechung zu verleihen scheint. Ich glaube, die herrlichen Grecos, die ich in Toledo sah, und die erstaunlichen Goyas im Madrider Prado sind recht eigentlich nur aus den besonderen Lichtgesetzen der spanischen Luft zu verstehen. Spanien ist noch immer in irgend einer Art gotisch, in der zackigen Eigenwilligkeit seiner Sitten, die in tausend besonderen Zügen frappieren, im stolzen Freimut der Charaktere, deren unerhörten Individualismus wohl niemand so tief erraten hat wie Velasquez in seinen Porträts, am tiefsten vielleicht in dem einsamen Leidensantlitz seines Aesop, das mich seitdem

nicht wieder verlassen hat. Und Spanien ist zugleich viel mehr Orient als unsereins zunächst glaubt — in der Harem-Strenge, mit der der Spanier Fremden seine Kemenate verschließt, wie in der Gestalt des Landes. Wenn man etwa bei Tarragona (der herrlich mit Römerruinen bestandenen Weinstadt am Meer!) die Küste verläßt und am Ebro aufwärts nach Saragossa fährt, so erschüttert die gewaltige Ödnis dieser wasserlosen, rotgelben Felsenwüsten, dieses furchtbar erhabene Trümmerfeld der kastilischen Hochebene, wo man immer auf den nächsten Löwen warten möchte — leonum arrida nutrix. Gotisch erscheint der schnurrige Humor des Volkes, arabisch die spitzenfeine Architektur, die etwa in den Moschee-Synagogen von Toledo ihre magischen Wirkungen entfaltet; katalanisch sind die grellbunten Kacheln, die in den Villengärten um Barcelona leuchten und noch die Bergkirche auf dem Tibidabo mit kindlicher Freudigkeit schmücken. Jener beherrschende Berg über der Großstadt, auf den der Versucher den Herrn entführt haben soll: „Knie nieder und bete mich an — tibi dabo alle Herrlichkeiten der Welt" —, so schön ist der Blick von dort zu den Pinienwäldern hinab und über das Häusergewirr, hinter dem sich das Meer spannt, und zu den Schneehäuptern der Pyrenäen hin und zum heiligen Berge Montserrat hinüber. Spanisch inbrünstig wie die geistlichen Verzückungen in Hugo Wolfs Liederbuch ist die unerhörte Pracht der Goldgewänder im Domschatz von Toledo, spanisch eigenwillig der Anblick des Marktplatzes von Manresa (am Fuß des Montserrat), wo wir Sonntag mittags Hunderte sich zum Rhythmus der Sardana im Tanz schwingen sahen: mit einer versunkenen Feierlichkeit halten Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge aller Altersstufen und Klassen, ohne sich zu kennen, einander an der Hand und schreiten in Gruppen zu zehn bis zwanzig ihren Ringelreihen, während eine Musikbande mit trompetenstarken Altoboen, Hörnern, Kontrabaß ihre prickelnden, kirchentonartlich gefärbten Melodien spielen; und niemandem darf das Mittanzen verweigert werden — schönes, rührendes Mittelalter.

In hundert kleinen Paradoxen zeigt Spanien seinen Eigenwillen. Das Lieblingsgetränk der erwachsenen Männer ist heiße Milch mit Zucker; aber bei Kindergesellschaften gibt man zu trockener Schokolade und Weißbrot — ein großes Glas Wasser. Gehst du abends nach Hause, so beginnt der junge, bettelarme Nachtwächter des Bezirks mit Kerze und Spieß einen Wettlauf, um vor dir am Haustor zu sein und sein Sperrsechserl zu verdienen — gewinnst du aber zum Spaß den Wettlauf, so quittiert er mit dem Lachen eines Kavaliers die Tatsache deiner längeren Beine und leuchtet dir. Die Eselquälereien des Italieners kennt er nicht, aber die Blutekstasen des Stierkampfes, und selbst beim Baskischen Ballspiel (das ich mir statt jener Roheit ansah) kann er grausam und wütend gegen die unerhört geschickten Matadore mit ihrer Handschute werden, die gewöhnlich früh an Herzüberanstrengung sterben.

Einer der schönsten Tage in Spanien wurde der Ausflug zum Einsiedlerberg Montserrat, der seinen Namen als „gesägter" Gipfel zu vollem Recht trägt — diese säulenhaften Zinnen, die die Bildungen der sächsischen Bastei verhundertfacht in den blauen Himmel tragen, könnten wirklich wie sonst kein zweiter Punkt der Welt die Gralsburg des Heils, den Montsalvat (= Wildenberg und Heilsberg) des Wolfram von Eschenbach getragen haben. Der beste spanische Kenner der mittelalterlichen Musikgeschichte, Pater Anglès, machte den liebenswürdigen Führer, durch ihn konnte ich bei den freundlichen Mönchen des Bergklosters seltene Notenpergamente sehen und durch ihre Bibliotheksräume gehen (das alte Kloster mit seinen unermeßlichen historischen Quellen haben französische Melacs von 1809 verbrannt), wo zwei Drittel der Bücherbestände in deutscher Sprache gedruckt sind. Wo mein Italienisch zur Verdolmetschung nicht ausreicht, hilft Latein, besonders fesselt eine reiche Sammlung von biblischen Realien. Aber all dies Menschenwerk verschwindet gegen die feierliche Einsamkeit Gottes zwischen den kahlen Felsbastionen droben, wo ich zwischen Schneeresten die ersten kleinen gelben Narzissen, unsere Osterblumen, pflücke, der Lieben daheim gedenke, und etwas wie Brucknersche Adagiofrömmigkeit in mir aufklingt. Ich mag den Anachoretenberg nicht beschreiben, man lese in Lienhards „Spielmann" nach: der Dichter hat den Berg recht gesehen

Und ob ich dann in Madrid durch die erdrückende Gemäldeherrlichkeit des Prado gewandert bin oder in Toledo auf der Burg des Cid geträumt habe oder in San Sebastian gegen die Brandung des azurblauen Ozeans anzustürmen versuchte — trotz all dieser Herrlichkeiten blieb doch der „heilige Berg von Katalonien" das vielleicht größte Erlebnis auf dieser Reise.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Die neuidealistische Pädagogik der Gegenwart

Neben die beiden großen und verbreiteten pädagogischen Strömungen, die wir als Sozialpädagogik und Individualpädagogik zu bezeichnen pflegen, ist seit längerer Zeit in Deutschland eine neuidealistische Pädagogik getreten, die sich im wesentlichen an die Philosophie Rudolf Euckens anschließt. Sie wurde eingeleitet durch eine Anzahl kleinerer Schriften, von denen hier O. Kästner, Sozialpädagogik und Neuidealismus, O. Braun, Rudolf Euckens Philosophie und das Bildungsproblem sowie meine Schriften „Versuch einer prinzipiellen Begründung der Pädagogik der höheren Knabenschulen auf Rudolf Euckens Philosophie" und „Die Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit" erwähnt seien, an die sich bald andere Schriften und Aufsätze anschlossen. Im Jahre 1914 ist dann mein Werk „Noologische Pädagogik" im Verlag von Beyer & Söhne in Langensalza erschienen, in dem ich versucht habe, auf der Grundlage der Philosophie Euckens ein eigenes System der Pädagogik aufzubauen und auch die aus einem solchen System sich ergebenden Folgerungen für die pädagogische Praxis herauszustellen. Die Bezeichnung „noologische Pädagogik" habe ich im Anschluß an die von Eucken in seiner Philosophie befolgte „noologischen Methode" gewählt; sie soll besagen, daß die Grundlage dieser Pädagogik ebenso wie der Philosophie Euckens das natur- und zeitüberlegene Geistesleben bildet, das im Mittelpunkt der Weltanschauung des Jenenser Denkers steht. Weil die Lehre Euckens einen neuen Idealismus darstellt, so hat man sie auch eine neuidealistische Philosophie und auch die an sie sich anschließende Pädagogik die „neuidealistische Pädagogik" genannt.

Die moderne Sozialpädagogik ist aus der auf dem Boden des von dem Franzosen A. Comte vertretenen Positivismus erwachsenen neuen Wissenschaft der Soziologie hervorgegangen, die nach einer besonderen Methode die verschiedenen Zustände der ganzen Menschheit in ihrer Aufeinanderfolge und nach ihrem historischen Zusammenhang vergleichen will. Im Lichte dieser Soziologie erscheint als der Hauptquell aller Mißstände des modernen Lebens die intellektuelle Zerrüttung, die darin hervortritt, daß das Leben in lauter individuelle Meinungen und Strebungen auseinandergeht und daß es an einer genügenden Gegenwirkung gegen die Selbstsucht der Individuen fehlt. Diese unhaltbare Lage kann nach Comte nur durch die Wissenschaft überwunden werden, die uns lehrt, den biologischen Begriff des Organismus auf die menschliche Gesellschaft zu übertragen, die eben die höchste Form dieses Organismus darstellt. Bei solcher Betrachtung wird es klar, daß alles menschliche Leben sich nur im Zusammensein, nur innerhalb der Gesellschaft entwickelt und daß sich nach ihrem Stande auch die Art und das Wohl des individuellen Daseins bemißt. Das ist ein Gesichtspunkt, den auch die Erziehung zu beachten hat. Sie darf nicht individualistisch gerichtet sein, sie darf nicht den Zweck jeder individuellen Leistung außerhalb des sozialen Lebens setzen, denn sonst befördert sie den Egoismus. In dieser Beziehung war nach Comte die bisherige Erziehung auf einem falschen Wege. Sie kann nur dann auf den richtigen Weg gebracht werden, wenn die Biologie und die Soziologie die Grundwissenschaften der Pädagogik werden. Die Biologie zeigt uns, daß es sich bei den Neigungen, Gefühlen und Fähigkeiten des Menschen um sehr biegsame Organisationen handelt, die in jedem Sinne modifizierbar sind. Wie aber diese Modifikation, d. h. in diesem Fall die Erziehung, zu erfolgen habe, das kann uns nicht mehr die Biologie, sondern das kann uns nur die



Soziologie lehren. Sie stellt aber als den höchsten Gesichtspunkt, unter dem sich das Individuum betrachten läßt, die Gesellschaft hin. Deshalb muß die Gesellschaft das Ziel sein, nach dem hin die Entwicklung des Individuums systematisch zu leiten ist. Die Pädagogik muß daher eine Sozialpädagogik werden, die alle ihre Ziele und Aufgaben von der Gesellschaft aus bestimmt und die Wege zu diesen Zielen aus der Biologie entnimmt. In Deutschland hat diese positivistische Sozialpädagogik vor allem einen Vertreter gefunden in Paul Bergemann, dessen im Jahre 1900 erschienenes Werk „Soziale Pädagogik auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage und mit Hilfe der induktiven Methode als universalistische oder Kulturpädagogik“ sich in den Grundgedanken durchaus an Comte anschließt. Beide wollen das Erziehungsziel der empirisch vorhandenen Gesellschaft entnehmen.

Einen anderen Ausgangspunkt als diese positivistische Sozialpädagogik nimmt die idealistische Sozialpädagogik der Gegenwart, deren bedeutendster Vertreter der im vorigen Jahre gestorbene Marburger Universitätsprofessor P. Natorp ist. Sie entnimmt das Erziehungsziel nicht der Erfahrung, sondern einer Idee, nämlich der Idee dessen, was sein soll, also der Idee des Guten oder des Vollkommenen. Diese ist aber nicht in der Erfahrung gegeben, die wohl zeigt, was ist, aber nicht, was sein soll. Jene Idee stammt vielmehr nach Natorp aus dem menschlichen Selbstbewußtsein. Nun ist aber die Entwickelung des Selbstbewußtseins nur möglich im Wechselverhältnis von Bewußtsein zu Bewußtsein, folglich nur in und mit der Entwickelung der Beziehungen, die aus dem empirischen Bewußtsein des einzelnen Subjekts hinaus zur Gemeinschaft hinüberreichen. Deshalb führt die Frage, wie im Menschen das Selbstbewußtsein sich entwickelt, mit Notwendigkeit zu einer Sozialpädagogik. Zwischen Gemeinschaft und Erziehung besteht nicht bloß ein äußeres Verhältnis, sondern die Erziehung beruht schon ihrem Begriffe nach auf der Gemeinschaft, und es ist auch eines ihrer wichtigsten Ziele die Tauglichkeit nicht nur zum Leben in der Gemeinschaft, sondern zur eigenen Teilnahme am Aufbau einer menschlichen Gemeinschaft. Von dieser Gemeinschaft kann die Erziehung gar nicht absehen, sie muß vielmehr daraus ihre Zielsetzung entnehmen. Aber es handelt sich bei dieser Gemeinschaft nicht um die empirisch vorhandene Gesellschaft, von der die positivische Sozialpädagogik ausgeht, die Natorp ablehnt, sondern um eine angenommene ideale Gesellschaft, in der die Idee der Sittlichkeit verwirklicht gedacht wird. Diese Idee stammt aus dem Selbstbewußtsein, das Selbstbewußtsein aber entwickelt sich nur in der Gemeinschaft; somit ist diese Gemeinschaft auch in letzter Linie die Schöpferin der Idee und muß deshalb auch, weil diese Idee allein für die Erziehung zielbestimmend sein darf, die eigentliche Grundlage der Pädagogik sein.

Gegen die Sozialpädagogik wendet sich die moderne Individualpädagogik. Sie nimmt ihren Standort nicht in der Gesellschaft, weder in der empirisch vorhandenen noch in einer ideal gedachten, sondern in dem Individuum. Sie geht in erster Linie auf Nietzsche zurück und berührt sich mit ihm in der Verwerfung aller sozialistischen Gleichmacherei, durch die ihrer Meinung nach die individuelle Eigenart des Menschen, die an ihm gerade das Wertvollste ist, vernichtet wird. Die Sozialkultur will die Gesellschaft zum Träger und Maßstab des Lebens machen; sie will das Individuum, um mit Nietzsche zu reden, der „Herde“ opfern. Doch „die Herde,“ heißt es bei Nietzsche, „ist Mittel, nicht mehr. Aber jetzt versucht man, die Herde als Individuum zu verstehen und ihr einen höheren Rang als dem einzelnen zuzuschreiben.“. „Das Individuum ist etwas ganz Neues und Neuschaffendes, etwas Absolutes, alle Handlungen ganz sein Eigen. Die Werte für seine Handlungen entnimmt der einzelne zuletzt doch sich selber, weil er auch die überlieferten Werte sich ganz individuell deuten muß.“ Und dieses so wertvolle Individuum will der Sozialismus beseitigen, um die Masse zur Herrschaft zu bringen. „Der Sozialismus,“ bemerkt Nietzsche an einer anderen Stelle, „ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reaktionär. Denn er begehrt eine Fülle der Staatsgewalt, wie sie nur je der Despotismus gehabt hat; ja er überbietet alles Vergangene dadurch, daß er die förmliche Vernichtung des Individuums an-



strebt, welches ihm wie ein unberechtigter Luxus der Natur vorkommt und durch ihn in ein zweckmäßiges Organ des Gemeinwesens umgebessert werden soll." Wenn man das Entstehen großer und seltener Männer von der Zustimmung der Masse abhängig gemacht hätte, würde es niemals einen bedeutenden Menschen gegeben haben. Der große Mensch kann sich nur entwickeln, wenn er sich von aller Bindung an die Gesellschaft frei macht.

Das hat auch die Erziehung zu beachten. Sie darf in ihren Maßnahmen nicht von der Gesellschaft, sondern sie muß vom Individuum ausgehen. Nicht die Tauglichkeit für die Zwecke der Gesellschaft soll deshalb nach Nietzsche das Ziel der Erziehung sein, sondern die höchstmögliche Ausbildung des einzelnen Individuums oder vielmehr eigentlich die Züchtung des Genies. Nun kann man aber innerhalb der heranwachsenden Jugend das Genie nicht von vornherein erkennen; deshalb muß eine große Menge von Menschen herangebildet werden, allerdings nicht um ihrer selbst, sondern um des Genies willen, das unter ihnen aufwächst. Diese Masse von Auserlesenen, unter denen das Genie lebt und die selbst ihm näher oder entfernter verwandt sind, nennt Nietzsche die Jugend der „ersten Generation". Sie stellen die Starken, die Kommenden, die Vernichter dar, die berufen sind, die ganze Afterbildung der Gegenwart zu stürzen. Diese „erste Generation" muß ganz selbständig und frei von allen Einflüssen der Kultur und der Gesellschaft erzogen werden. Auch dürfen ihr keine religiösen Bindungen auferlegt werden. Der Religionsunterricht ist aus der Jugendbildung zu entfernen. Dagegen muß in ihr die Kunst eine hervorragende Rolle spielen, denn sie ist besonders geeignet, die heranwachsende Jugend auf sich selbst zu stellen und so wahrhaft frei zu machen, so daß sie selbst die Gestalter ihres Lebens und Menschen werden können, die von allen äußeren und inneren Bindungen losgelöste, nur in sich selbst das Gesetz ihres Handelns suchende und findende selbstherrliche Persönlichkeiten sind. Eine solche Erziehung setzt aber Lehrer voraus, die selbst ausgeprägte Individualitäten und Künstlernaturen sind. Der Lehrer muß nicht in erster Linie ein Übermittler der Tradition, sondern vielmehr eine aus dem eigenen Innern schöpferisch gestaltende Persönlichkeit, er muß nicht sowohl Gelehrter als Künstler sein.

So stehen sich in der Sozialpädagogik und in der Individualpädagogik zwei entgegengesetzte Anschauungen gegenüber, zwischen denen es keine Vermittelung zu geben scheint. Die eine will alle Aufgaben und Maßnahmen der Erziehung allein von der Gesellschaft, die andere allein von dem selbstherrlichen Individuum aus bestimmen. Damit verfallen beide in eine Einseitigkeit, die einer wahrhaften Menschenbildung hinderlich wird. Es fehlt bei beiden Richtungen der erforderliche Ausgleich zwischen den sozialen und den individuellen Belangen. Dazu kommt, daß beide das Erziehungsziel aus dem bloß menschlichen Kreise entnehmen, der keine absolutwertigen Normen zu bieten vermag, weil alles bloß Menschliche immer noch in der Entwickelung begriffen und deshalb unvollkommen ist, demnach auch immer nur relative, und keine absoluten Werte zu geben vermag. Das gilt vor allem von der positivistischen Sozialpädagogik, die das Erziehungsziel von der empirisch vorhandenen Gesellschaft aus bestimmt. Diese Gesellschaft kann aber für die Erziehung keine festen Normen abgeben, weil sie selbst solche nicht besitzt.

Den dadurch bedingten Relativismus überwindet aber auch die idealistische Sozialpädagogik Natorps nicht, obgleich sie nicht auf der Erfahrung, sondern auf einer Idee fußt. Das kommt daher, daß Natorp den Ursprung dieser Idee in das menschliche Selbstbewußtsein verlegt, das er wiederum aus der Gemeinschaft hervorgehen läßt, daß er also damit auch innerhalb des menschlichen Kreises bleibt, aus dem nun einmal keine absoluten Werte zu gewinnen sind. Alles, was jenem Kreise entstammt, bleibt unvollkommen. Mithin kann die Idee des Guten oder des Vollkommenen nicht in diesem Kreise ihren Ursprung haben, sie kann vielmehr nur einer diesem Kreise überlegenen Instanz angehören. Wird dieser Ursprung bestritten, dann hörte jene Idee auf, die Idee des Vollkommenen zu sein und verliert ihren absoluten normgebenden Wert. Das trifft auch auf die Idee zu, die Natorp seiner Sozialpädagogik zugrundelegt und zu der er



auf dem Wege einer bloß logischen Erkenntnis, durch Analyse des Bewußtseins gelangen zu können glaubt. Noch viel weniger wird der Relativismus aber überwunden von der auf Nietzsche fußenden Individualpädagogik, die vom Individuum aus das Erziehungsziel bestimmt und alle Metaphysik nicht minder schroff verwirft wie die positivistische Sozialpädagogik.

Die Pädagogik bedarf absoluter Werte. Woher kann sie diese nehmen? Darauf gibt die Philosophie Euckens die Antwort, und deshalb ist gerade sie so geeignet, die Grundlage für eine Pädagogik der Gegenwart zu liefern. Sie bietet uns in dem Geistesleben, das in ihrem Mittelpunkt steht, die Instanz, aus der wir ein von allem Wandel menschlicher Verhältnisse und Meinungen unabhängiges absolutwertiges oberstes Erziehungsziel gewinnen können.

Dieses Geistesleben ist der Natur und dem menschlichen Kreise überlegen; mit seiner Hilfe können deshalb die Einseitigkeiten überwunden werden, die den bloß aus der Natur und dem menschlichen Kreise geschöpften Weltanschauungen anhaften, wie sie uns in dem Positivismus, dem Natorpschen Logizismus, dem Sozialismus und dem Individualismus entgegentreten. Mit seiner Hilfe können wir auch von einem höheren Standort aus den Gegensatz zwischen einer Sozialpädagogik und einer Individualpädagogik überbrücken. Denn nun handelt es sich nicht mehr um die Frage, ob die Aufgaben und Ziele von der Gesellschaft oder vom Individuum aus bestimmt werden sollen, sondern jetzt wird vielmehr die Forderung aufgestellt, daß sich beide, Gesellschaft und Individuum, den unwandelbaren und ewigen Normen des Geisteslebens unterordnen und nach ihnen das Leben zu gestalten sich bemühen. Damit wird der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft in einer höheren Einheit aufgehoben und zugleich der Relativismus aller aus dem bloßen menschlichen Kreise stammenden Werte durch Setzung absoluter Werte überwunden. Ohne ein solches Geistesleben ist auch nicht zu einer wahren und echten Ethik zu gelangen, aus der allein das Persönlichkeitsideal zu gewinnen ist, das aller Erziehung vorschweben muß. Indem das Geistesleben, das an sich einer höheren Ordnung der Dinge angehört, in den menschlichen Kreis hinabsteigt, gerät es in Kampf mit dem Bloßmenschlichen und muß ihm gegenüber seine Selbständigkeit behaupten. In diesem Kampf des Geisteslebens gegen das Bloßmenschliche hat jeder einzelne Mensch als Teilhaber am Geistesleben mitzuwirken. Das versetzt sein Leben in eine gewaltige innere Bewegung, die zu einer aktivistischen Ethik führt.

Man redet heute viel von Persönlichkeitsbildung, faßt dabei aber meistens den Begriff der Persönlichkeit einseitig oder direkt falsch. Sehr oft wird dieser Begriff mit dem der sinnlich selbstischen Individualexistenz des Menschen verwechselt. In Wahrheit führt aber das Problem der Persönlichkeit gerade über diese Individualexistenz hinweg, und es wurde, wo eine Welt des Persönlichseins zu kräftiger Entfaltung gelangte und die Menschheit über die bloße Natur wesentlich hinauszuheben suchte, jene Existenz überschritten, ja ein Kampf gegen sie aufgenommen. Wenn Persönlichkeit nichts anderes bedeutet als ein von den Zusammenhängen der Wirklichkeit möglichst abgelöstes Fürsichsein, dann kann sie kein lebengestaltender Faktor sein. Der Begriff der Persönlichkeit verdient nur dann die hohe Schätzung, die ihm hervorragende Denker bis zur Gegenwart haben zuteil werden lassen, wenn er den Träger eines neuen Lebens gegenüber der bloßen Natur bedeutet. „Wer im Zusammenhang einer Weltanschauung für Persönlichkeit eintritt," bemerkt Eucken, „behauptet damit, daß das Geistesleben keinen bloßen Anhang der Natur, sondern eine eigentümliche Art des Seins besagt; er behauptet, daß es nicht in einzelne Betätigungen und Vermögen aufgeht, sondern eine ihnen überlegene und sie umfassende Einheit enthält und damit zu einem Beisichselbstsein, einem Selbstleben wird; er behauptet endlich, daß dies Selbstleben kein bloßer Sammelpunkt ihm zugeführter Elemente, sondern aktiver Art ist, eine umwandelnde Kraft an allem Empfangenen übt und das ganze Dasein auf eine höhere Stufe hebt. Nur wenn dies alles zutrifft, bringt Persönlichkeit etwas wesentlich Neues in unser Dasein und rechtfertigt damit den Affekt, mit dem sie von vielen ergriffen wird."



In dem Sinne des Euckenschen Personalismus, der oben kurz gekennzeichnet ist, eine Persönlichkeit zu werden, ist die Bestimmung des Menschen. Weil nun die Erziehung den heranwachsenden Menschen vor allem auf seine eigentlich menschliche Bestimmung vorbereiten und ihn ihr zuführen soll, so muß es das erste und oberste Ziel aller Erziehung sein, in den jungen Menschen die Persönlichkeit wachzurufen und zu pflegen. Wir erkannten nun, daß wahre Persönlichkeit nur aus dem Geistesleben erwachsen kann. Deshalb muß dieses der Standort werden, von dem aus die Pädagogik ihre Ziele und Aufgaben zu bestimmen hat; seinen Forderungen haben sich Gesellschaft und Individuum gleichmäßig zu unterwerfen. Damit wird die Pädagogik über Sozialpädagogik und Individualpädagogik mit aus dem bloßen menschlichen Kreis geschöpften relativen Werten hinausgehoben zu einer auf noologischer Grundlage ruhenden, d. h. im Geistesleben wurzelnden Persönlichkeitspädagogik mit aus diesem Geistesleben geschöpften absoluten Werten.

Im Hinblick auf die Möglichkeit der Erziehung und ihre verschiedenen Ziele ergibt sich für eine solche noologische Pädagogik Folgendes: der Mensch ist ein Naturwesen und ein Geisteswesen. Als Naturwesen gehört er der Welt der Erfahrung an und untersteht als solcher dem die ganze Natur beherrschenden Kausalitätsgesetz, als Geisteswesen gehört er dem Geistesleben an, das eine ihm überlegene Welt darstellt, die aber doch auch in ihn hineinreicht und von ihm angeeignet werden kann. Als ein solches Geisteswesen besitzt er eine Freiheit des Willens, so daß er zwischen gut und böse wählen und angeleitet werden kann, sich für das Gute zu entscheiden. Ohne eine solche Willensfreiheit wäre jede Erziehung illusorisch; sie erst gewährleistet die Möglichkeit der Erziehung. Welche Ziele muß sich nun eine das Geistesleben als oberste Instanz anerkennende Pädagogik setzen? Eben weil für sie dieses Geistesleben die höchste Instanz ist, muß ihr erstes Anliegen sein, die Jugend so zu erziehen, daß sie die Forderungen des Geisteslebens als unbedingt bindende Normen anerkennt und zur Erfüllung dieser Forderungen fähig wird. Damit legt sie die Grundlage zu einer wahren Persönlichkeitsbildung, die, wie wir sahen, allein auf dem Boden des Geisteslebens erwachsen kann. Und weil sie dadurch den Menschen zu seiner eigentlichen Bestimmung als Mensch führen soll, nennen wir dieses oberstes Erziehungsziel das humanistische. Man könnte es auch das religiös ethische nennen. Diesem obersten Erziehungsziel haben sich die anderen Ziele unbedingt unterzuordnen. Vor allem gilt dies von dem sozialen Erziehungsziel, das die Sozialpädagogik an seine Stelle setzen möchte. Ein soziales Erziehungsziel ist an sich durchaus anzuerkennen, denn der Mensch gehört nicht bloß dem Geistesleben, sondern auch der Welt der Erfahrung an, in der er innerhalb einer Gemeinschaft zu leben und zu wirken berufen ist. Da nun jede Gemeinschaft bestimmten Existenzbedingungen untersteht, die von dem einzelnen Menschen, der ihr angehört, anerkannt und beachtet werden müssen, so muß der Mensch auch so erzogen werden, daß er die Bedingungen und Forderungen eines sozialen Zusammenlebens kennenlernt und gewillt wird, sich ihnen zu fügen. Aber dabei darf die Erziehung nie aus den Augen verlieren, daß die sozialen Forderungen, zu denen wir in diesem Zusammenhang auch die staatlichen rechnen, in keiner Weise den Forderungen des humanistischen Bildungszieles, dessen Primat unantastbar ist, widersprechen dürfen, sondern sich diesen unbedingt unterordnen müssen, daß, mit anderen Worten, auch die soziale Erziehung ihre Richtlinien von einer im Geistesleben wurzelnden Ethik erhalten muß und die humanistische Persönlichkeitserziehung nicht beeinträchtigen darf, wie dies z. B. unter dem Einfluß eines auf Hegels Überspannung der Staatsidee zurückzuführenden Politismus (der Ausdruck stammt von Eucken) im vorigen Jahrhundert vielfach geschehen ist. Zu dem humanistischen und dem sozialen Erziehungsziel kommt dann noch ein drittes hinzu, das ich das naturhafte genannt habe, und das sich aus dem Umstande ergibt, daß der Mensch auch ein Naturwesen und als solches an die Gesetze gebunden ist, die die Natur beherrschen.

So prävaliert in dieser Zielsetzung das humanistische Erziehungsziel, das die Bildung zu wahrem Menschentum erstrebt, und damit greift die neuidealistische Pädagogik



der Gegenwart auf den Standpunkt der Führer der deutschen Erziehung zurück, die bei aller Verschiedenheit darin einig waren, „daß der Mensch an erster Stelle nicht für draußen befindliche Ziele, auch nicht für die menschliche Gesellschaft, sondern für sich selbst zu bilden sei, indem er zu einer selbständigen Persönlichkeit und zu einer geistigen Individualität erhoben werde", und „daß der Mensch eben dann, wenn er nicht den äußeren Nutzen zum Hauptziele macht, sondern vor allem seine Seele vertieft und kräftigt, auch in der sichtbaren Welt am meisten wirken und erreichen wird".

In den Dienst jener Zielsetzung hat sich auch der Unterricht zu stellen, der niemals Selbstzweck werden darf, sondern in erster Linie als ein Mittel zur humanistischen Persönlichkeitsbildung angesehen und gestaltet werden muß. Deshalb müssen auch die Ziele des Unterrichts den Erziehungszielen entsprechen. Demnach muß der Unterricht in erster Linie eine humanistische Bildung erstreben, d. h. nach unserer Fassung eine Bildung, die in dem Zögling die Quellen des Geisteslebens zum Fließen bringt, die ihn mit den Forderungen dieses Geisteslebens bekannt macht und in ihm die Lust und den Willen weckt, sich ihnen zu unterwerfen. Die Quellen des Geisteslebens sind im Menschen Gemüt, Wille, Intellekt und Phantasie. An sie alle muß der Unterricht sich wenden; er darf nicht die eine Kraft auf Kosten der anderen pflegen. Damit ist dem einseitigen pädagogischen Intellektualismus, der nur auf Verstandes- und Gedächtnisbildung abzielt und der seit Hegels Zeit in verhängnisvoller Weise in der deutschen Schule vorgeherrscht hat, das Urteil gesprochen. Er unterbindet die wahre Persönlichkeitsbildung. Neben das humanistische Unterrichtsziel muß dann, dem sozialen Erziehungsziel entsprechend, auch ein soziales Unterrichtsziel treten. Dieses verlangt, daß die Schüler im Unterricht einmal darüber belehrt werden, wie überhaupt menschliche Gemeinschaften wie Volk, Staat usw. entstehen und sich entwickeln, und besonders wie sich die engere Gemeinschaft, der sie angehören, also das eigene Volk und der eigene Staat, gebildet hat, und daß sie andrerseits erfahren, welches die Grundlagen der Organisation dieser Gemeinschaft sind, und auf welchem Übereinkommen, welchen Gesetzen und Verordnungen sie beruht. Es bedarf also mit anderen Worten einer geschichtlichen und einer staatsbürgerlichen Unterweisung. Endlich muß, dem naturhaften Erziehungsziel entsprechend, auch ein naturhaftes Unterrichtsziel gefordert werden. Dieses besagt, daß die Schüler die Gesetze kennen lernen müssen, die in der Natur herrschen und durch deren Kenntnis sie sich die Natur dienstbar machen können, und daß sie ferner auch mit den Bedingungen bekannt gemacht werden müssen, an die alles organische Leben geknüpft ist und die sie deshalb auch bei der eigenen Körperpflege zu beachten haben. Daraus ergibt sich die Forderung eines naturwissenschaftlichen Unterrichts, der eine Unterweisung in der Biologie in sich einschließen muß.

Im Hinblick auf diese drei genannten Unterrichtsziele werden auch die Unterrichtsgegenstände oder die Lehrfächer ausgewählt und bewertet werden müssen. Entsprechend der Vorrangstellung des humanistischen Erziehungs- und Unterrichtszieles werden im Mittelpunkt des Lehrplans diejenigen Fächer stehen müssen, die für die humanistische Bildung am meisten zu leisten vermögen. Das sind aber die sogenannten ethischen Fächer, also Religion, Deutsch und Geschichte. Es kann deshalb vom Standpunkt der neuidealistischen Pädagogik aus nicht gebilligt werden, daß bislang in den höheren Schulen die fremden Sprachen und die Mathematik die Zentralstellung innehaben, die den ethischen Fächern zukommt. Dieser Lehrplangestaltung ist es zuzuschreiben, daß die höheren Schulen bisher zu sehr bloße Gelehrtenschulen gewesen sind, die vorwiegend im Dienst einer bloß intellektuellen Kultur stehen, während sie Menschenbildungsanstalten sein sollten, deren Hauptziel eine ethische Kultur ist. Auf diese Einseitigkeit des höheren Schulwesens hat seinerzeit schon Nietzsche in seinen Baseler Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten überzeugend hingewiesen. Sie wird besonders bedenklich gerade in unserer gegenwärtigen Zeit, die leider ein sittlicher Tiefstand kennzeichnet, trotzdem sie große intellektuelle Leistungen aufweisen kann, und für die deshalb in besonderem Maße die folgenden Worte



Schillers in seinen Briefen über ästhetische Erziehung gelten: „Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredelung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden." Aus diesem Grunde lautet auch die erste der Forderungen, die ich in dem jetzt als Broschüre (Verlag Beyer & Söhne in Langensalza) vorliegenden Vortrag über das Thema „Was fordern wir für die Neubildung der höheren Schulen?" (1924 im Auftrage des Euckenbundes in Jena gehalten), aufgestellt habe: Wir fordern im Interesse einer ethischen Kultur als pädagogisches Leitmotiv für die höheren Schulen statt des seit Hegels Zeit in ihnen vorherrschenden Intellektualismus einen religiös sittlichen Voluntarismus oder, um mit Eucken zu reden, einen ethischen Aktivismus und eine dieser Forderung entsprechende Gestaltung des Lehrplans und der Methodik der ethischen und fremdsprachlichen Lehrfächer.

Man sieht hieraus auch, daß es sich bei der neuidealistischen Pädagogik der Gegenwart nicht etwa um eine für die Praxis der Jugendbildung belanglose bloße pädagogische Theorie handelt, sondern daß sie gerade für diese Praxis durchgreifende und für die innere Erneuerung unsres Volkes äußerst wichtige Folgerungen ergibt. Prof. Dr. Gerhard Budde

Das Haus der Brentano zu Winkel im Rheingau

Wenn mit der Wende des 18. Jahrhunderts die Geschichte der nationalen Erneuerung einsetzt, so hat die Romantik daran wesentlichen Anteil. Sie war der Sehnsucht eines Geschlechtes entsprungen, das unter der Trostlosigkeit der politischen Verhältnisse, unter der Ohnmacht, Armut, Enge und Nüchternheit eines durch Fremdherrschaft ausgebluteten und gefesselten Volkes litt und der die Welt entgötternden Aufklärung oder dem Klassizismus, der mit Winkelmann das absolute Ideal von Kunst und Leben in der Antike sah, daher kein gläubiges Ohr mehr lieh. Obwohl sie scheinbar ein ästhetisches Lebensideal an Stelle des sittlichen der Klassiker setzte, handelt es sich doch nicht um eine Kunstbewegung, sondern um eine neue Weltanschauung, die auf einer mystischen Empfindung beruht. Denn unter der Urpoesie, die darnach alles durchdringen sollte, verstand man nichts anderes als die Immanenz des Göttlichen, in dessen zentraler Harmonie und magischem Universalismus die Gegensätze zwischen Glauben und Wissen, Phantasie und Wirklichkeit, Kopf und Herz versöhnt waren. Wissenschaft, Natursinn, Vaterlandsliebe erfuhren in einem so verinnerlichten, übersinnlichen, aus einem religiösen Zentrum gespeisten Weltgefühl höchste Belebung. So wurde auch die deutsche Dichtung von ihr auf heimatlichen Boden zurückgeführt. Doch wenn Friedrich Schlegel auch derjenige sein mag, der sie zuerst auf den Rhein als das treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters verwies, so hat die spezifische Rheinromantik doch im Rheingau ihren Ausgangs- und Mittelpunkt, und das Haus Brentano in Winkel ist ihr Stammsitz.

Wohl haben Klopstock, Claudius, Hölty und Hölderlin ihre Rheinlieder gedichtet, aber der romantische Klang fehlt ihrer Harfe vollkommen. Anders verhält es sich mit Goethe. Wenn seine Rheingauerinnerungen in „Dichtung und Wahrheit" oder die Aufsätze von seinen Rheingaureisen in den Jahren 1814 und 1815 in ihrer wissenschaftlichen Sachlichkeit das Gefühls- und Stimmungsmäßige auch vermissen lassen, so bedeuten sie trotzdem einen Sieg der Rheinromantik. Denn sie bezeugen das unter ihrem Einfluß wiedererwachte Heimatgefühl des großen Kosmopoliten, das ihn auch zum deutschen Mittelalter bekehrte. Sicherlich hatten ihn die schwärmerischen Naturschilderungen Bettinas aus Winkel in das Brentanosche Landhaus dort

gezogen, von wo er den Niederwald, Rüdesheim, Eibingen, Notgottes, Schloß Vollrads, Ingelheim und zum zweitenmal den Rochusberg besuchte, Wanderfahrten, die ihm das „St. Rochusfest zu Bingen", „Im Rheingau Herbsttage" sowie die „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" eintrugen. Die Fülle der geologischen, historischen, sozialen, volkswirtschaftlichen, landschaftlichen, kunst- und naturwissenschaftlichen Beziehungen, mit denen er darin den Rheingau umspannt, und die Tatsache, daß er als Fortsetzung der Aufsätze die Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" begründete und bis zu seinem Tode redigierte, verraten deutlich, daß der Rheingau auch ihn in seinen Zauberkreis gezogen hatte.

Wenn im Lande selbst Pater Bär aus Kloster Eberbach die Kultur des Rheingaus erforschte, in der Gerichtsrepositur zu Eltville eine Handschrift des Schwabenspiegels ausgegraben wurde, der ehemalige Franziskaner Kindlinger aus Neudorf und Bodmann die rheingauische Altertumskunde förderten, die Familie von Ostein das Jagdschloß auf dem Niederwald mit phantastischen Zauberhöhlen und Aussichtstempeln in hoch überm Rhein hängendem Parke schuf, so sind auch darin Auswirkungen der neuen Lebensrichtung zu erkennen.

Alle einheimischen Einzelleistungen treten jedoch zurück vor der seltsamen Erscheinung, der schon Bodmer Ausdruck verliehen:

> Hier ist poetisches Land, das die Gabe vom Himmel empfangen,
> Dichter in seinem Schoß zu erziehn.

Denn tatsächlich wurde jetzt eine Landschaft zur schöpferischen geistigen Macht und formte sich eine Dichtergeneration, in der sie sich vermenschlichte. Es ist die balladeske Stromstrecke, die die Schiffer das Gebirg nennen, im Gegensatz zu den episch sich ausbreitenden Ufern oberhalb der Binger Lochbänke. Hier fand Brentano das Element, in dem er nach dem Ideal der Romantik Zauberer und Verzauberter zugleich sein konnte. Auf zwei Reisen, einer mit Arnim und einer mit Savigny, sog er die belebende Atmospäre ein:

> O, willkomm! willkomm! willkommen!
> Wer einmal in dir geschwommen,
> Wer einmal aus dir getrunken,
> Der ist Vaterlandes trunken.

Mit blauer Halsbinde, roter Freiheitsmütze auf den schwarzen Locken und dünnem Rohrstöckchen, zu Fuß und zu Schiff ging es stromabwärts mit dem Vertrauten —

> der Braune trug die Laute,
> das Lied der Blonde gab —

und fast jede Örtlichkeit zwischen Winkel und Bacharach lieh seiner Dichtung Farben. Seine durch Rüdesheimer Schauplätze inspirierten Rheinmärchen, entzückende Gebilde volksmäßiger, mit alten Sagenzügen frei schaltender Phantasie, sind ebenso wie sein Roman „Godwi" von solchen Romanzen durchrankt, und manches, was er hier aus dem Munde des Volkes erlauscht, wurde bei der Überarbeitung des mit Arnim herausgegebenen „Des Knaben Wunderhorn" in diese erfrischende Volksliedersammlung eingeschmolzen, die durch ihre überraschende Urwüchsigkeit Epoche machte. Denn man fühlte darin den geborenen Schatzgräber der deutschen Seele an der Arbeit, dem sein Hang, sich das Leben zur Poesie zu machen, dabei trefflich zustatten kam. Wie er, auf der Rheinfahrt zufällig mit einem Theaterdirektor bekannt geworden, der ein neues Stück sucht, das Notizbuch zieht und das Singspiel „Die lustigen Musikanten" für ihn entwirft, so fand er in jedem, der seinen Weg kreuzte, in Bürger und Bauer, Mann und Weib, Wandergefährten, griff zur Gitarre und lockte alte Mären und Weisen, an denen der Mittelrhein so ergiebig ist, als reisender Spielmann aus ihrer Verschollenheit.

Wie Brentano, so durfte auch seine Schwester Bettina vom Rheingau sagen:

Wie Reben sich ranken
mit innigem Trieb,
so, meine Gedanken,
habt hier alles lieb.

Sich wesensgleich, wie Zwillingsgeister, entdeckte Bettina den Rheingau episch, wie ihr Bruder ihn lyrisch entdeckt hatte. Freilich ist ihre Prosa vollkommen in Lyrik aufgelöst, wie es nicht anders sein kann bei einer dämonischen Elementarkraft, die selbst bekennt: „Ich bin elektrischer Natur; alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung." Niemals hat eine Dichterseele solche Zwiesprache mit einer Landschaft gehalten, wie sie mit den rheingauischen Nächten, wo sie allein durch die langen, bis zum Rhein führenden Traubengänge ihres Winkeler Gartens geht, sich über die Mauer lehnt, ins Geplätscher der Wellen; ringsum „glanzverhüllt liegen die Berge da mit ihren Rebstöcken und saugen schlaftrunken das nahrhafte Mondlicht. Soll vielleicht der Mensch die Natur erlösen?" Sie fährt in laubbekränztem Nachen den Rhein hinab, um die hundertfältige Feier des Weinfestes an beiden Bergesufern mitanzusehen, während auf allen Ruinen große Tannen aufgepflanzt sind, um bei anbrechender Dämmerung entzündet zu werden; sie folgt den Prozessionen, die den steilen Rücken des Johannisberges hinaufklettern, um den Weinbergen Segen zu erflehen; sie durchstreift den nächtigen Bergwald mit dem Felsennest, das über dem schäumenden Bingerloch hinabsieht, wo die schlanken Dreiborde wie Eidechsen durch die reißende Flut am Mäuseturm vorbeischießen; morgens, abends, in Nebel, Regen und Sonnenschein ersteigt sie den Rochusberg, der von der Ferne lockt, so glatt und sammetartig, daß man ihn gerne befühlen, streicheln möchte; sie legt sich auf eine der Felsenplatten, die wie harte, kalte, heilige Betten aus der Wisper ragen, und läßt sich beregnen von den stürzenden Wassern; sie begleitet den Leinpfad entlang das fackeltragende Nachtschiff, dessen Schatten in dem erleuchteten Rhein wie ein Ungeheuer mitsegelt und mit grellem Feuer über die Auen flammt; liest, von der zuhörenden Bauernschaft umlagert, auf mondweißen Uferwiesen die Homerischen Gesänge — und verwebt dies alles in kristallenen Mitternächten zu jenen einzigen Naturevangelien, die voll sind von der Musik des Stroms und die Seele der Landschaft atmen, als fühle die Natur sich hier selig im Geiste des Menschen.

Sie richtete diese berauschendsten Stimmungsbilder in deutscher Sprache seit „Werther", die später in ihrem Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" erschienen, nach Weimar. Denn ihre Liebe zu dem Goetheschen Genie wie zu den Mächten dieser Natur flossen aus derselben Quelle, und ihr Verkehr mit beiden bewegte sich daher auf der „Geisterbasis des Übermenschlichen", die sie in ihnen fand: „Als ich von meinem Bett aufstand in die kühle Nachtluft am Fenster, da war der Mond schon eine halbe Stunde aufgegangen und hatte die Welten unter sich getrieben ... Ich nahm das volle Laub des Weinstocks, der an meinem Fenster hinaufwächst, in den Arm ... Keinem Lebendigen hätte ich den Augenblick dieser Liebe gegönnt."

So hat sie das Winkeler Landhaus, wo ihr „die Allmacht Gottes zu jedem Fenster hereinschaute", zur Hochburg der Romantik erhoben und mit der überströmenden Zärtlichkeit ihrer franziskanischen Naturbefreundung der Landschaft des Rheingaus die gültige romantische Gestalt gegeben, wie nur ein sympathetischer Geist sie bleibend unserer Vorstellungswelt einverleiben konnte.

Blut von ihrem Blut pulst in ihrer Freundin Karoline von Günderode, die sich aus unglücklicher Liebe zu dem Geschichtsprofessor Creuzer in den Uferweiden von Winkel den Dolch in die Brust stieß.

„Erde, du meine Mutter, du, mein Vater, der Lufthauch,
und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, o Strom"



beginnt die Grabschrift, die sie sich selber wählte, und Novalissche Vorstellungen sind es, denen wir auch bei Bettina begegnen, wenn sie in ihrem „Mohamed“ sagt: „Die Seele des Menschen stirbt nicht mit dem Tode des Leibes; sie steigt empor in den Raum der Gestirne und bildet sich einen Körper aus Luft, der alle Sinne hat wie der vorige, nur in einem höheren Grade.“ Aber während Bettinas Drang, sich über das ganze Erdenleben hinauszuheben, immer von dem Flügel südlichen Temperamentes und rheingauischer Fröhlichkeit getragen ist, wendet sich bei Karoline von Günderode, auf deren Dichtung noch Ossianische Sturmwolken niederhängen, alles in Düster und Schwermut, ein Gegensatz, dem sie selbst den ergreifenden Ausdruck verliehen:

Phönix der Lieblichkeit,
dich trägt dein Fittich weit
hin zu der Sonne Strahl —
Ach, was ist dir zumal
mein einsam Leid!

Die Novelle „Melück Maria Blainville“, in der Arnim das Andenken ihres „musenheiligen Lebens“ ehrte, sowie das aus Erinnerungen und phantastischen Ausschmückungen gemischte Buch „Die Günderode“, in dem Bettina der Jugendfreundin das Denkmal setzte, haben dazu beigetragen, daß auch die unglückliche Sängerin, derer „leerer Nachen im nächtigen Rheine treibt, zur Huldin jener Sagengaue“ geworden ist.

So wurde der Same der Romantik, der an dem Winkeler Stromufer aufgegangen war, von dem Brentanoschen Freundeskreise weiter ausgestreut, und bald hatten sich um die von Arnim, Brentano und Görres herausgegebene „Zeitung für Einsiedler“ alle aufbauende Kräfte der zerrütteten Nation gesammelt: die Brüder Grimm, Creuzer, Eichendorff, Fouqué und Uhland. Die Pflege des deutschen Geisteserbes vereinte sie alle und bereitete damit nicht nur den Boden für die vaterländische Bewegung vor, die der Druck des völkischen Schicksals allmählich unter ihnen auslöste, sondern verklammerte zugleich Grenzland und Mutterland aufs innigste, als die Fremdherrschaft ihren Zusammenhang gefährdete. Mit Recht konnte daher der Freiherr vom Stein sagen, daß in diesem Kreise ein guter Teil des Feuers sich entzündet habe, das später die Franzosen verzehrte.

Leo Sternberg

Urwelt, Sage und Menschheit

Das unter diesem Titel bei R. Oldenbourg, München, erschienene Werk Edgar Dacqués trägt den bemerkenswerten Untertitel: „Eine naturhistorisch-metaphysische Studie“. Ein ungewohnter Zusammenklang zweier Begriffe, aus denen die Gegenwart in der Regel nur eine scharfe Dissonanz herauszuhören pflegt! Vor 120 Jahren wäre man über eine solche Zusammenstellung weniger überrascht gewesen. Im Zeitalter der deutschen Klassik und Romantik hatte sich das Bedürfnis nach lebendiger Gesamtanschauung in Goethes Naturbetrachtung und in der romantischen Naturphilosophie ein Gegengewicht gegen die zerstreuten Einzelresultate der exakten Wissenschaft zu erzeugen gewußt. Freilich, die Wirkung dieser Ideen hielt nicht lange an. Das 19. Jahrhundert verwarf nicht nur Lösungen und Betrachtungsweisen jener Denker vollkommen, es arbeitete darüber hinaus nach Kräften daran, eine möglichst tiefe Kluft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft aufzureißen.

Wir stehen heute nicht mehr auf dem gleichen Punkte. Das 20. Jahrhundert erkennt den Sieg der mechanistischen Anschauung mehr und mehr als Pyrrhussieg, es hat den traurigen Surrogatcharakter materialistischer „Naturphilosophie“ längst durchschaut; ja, es hat wieder Verständnis für Forschungsziele ähnlich denen, wie sie einst Goethe, Schelling und Novalis

vorgeschwebt hatten, d. h.: im Gegensatz zu der einseitigen Zurückführung alles Qualitativen auf Quantitatives die Idee einer Auffassung von Natur, die die innere Bedeutsamkeit ihrer Erscheinungen ergreift, die einen einheitlichen Sinn in der Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens aufsucht. Freilich: es besteht ein Unterschied zwischen dem „inneren Geist" der Zeit und ihrer sichtbaren Außenform. In der Praxis des heutigen wissenschaftlichen Lebens regiert noch beinahe unbestritten der mechanistische Gedanke. Deshalb bedeutet eine Veröffentlichung wie die von Dacqué ein kühn entschlossenes Heraustreten aus der äußerlich festgefügten naturwissenschaftlichen Gesamttradition.

Man darf nicht übersehen, daß es, im Unterschied zu ehedem, ein Naturforscher ist, der den neuen Schritt wagt. Darin liegt ein Moment von mehr als nur historischer Bedeutung. Zunächst erscheinen die Vorbedingungen gerade für den Naturforscher günstiger zu sein: seine Bestrebungen werden wohl nie den festen Untergrund des strengen wissenschaftlichen Methodenbewußtseins, der kritisch-nüchternen Tatsachenforschung ganz verleugnen können. Gerade in dieser Richtung war ja von der romantischen Naturphilosophie am meisten gefehlt worden; ihre Gegner hatten gegen diesen Punkt ihre Angriffe konzentrieren können. Anderseits: so, wie die Dinge heute stehen, kann ein derartiger Versuch den Charakter eines Übergriffes, einer Grenzüberschreitung, kaum vermeiden. Es ist bei der materiellen Ausdehnung der heutigen Einzelwissenschaften so gut wie unmöglich, daß sich mit der vollen Beherrschung des Fachgebiets die zu einem solchen Unternehmen geforderte philosophische Schulung verbinden läßt. Und in der Tat — um dies vorwegzunehmen — der philosophische Leser wird oft genug Anstoß nehmen können an dem Mangel einer soliden logisch-erkenntnistheoretischen Fundamentierung, er wird öfters zurückschrecken vor dem naiv-unbekümmerten Hantieren mit der philosophischen Terminologie. Es läßt sich nicht leugnen, daß infolge dieser Umstände Dacqués Werk gewissermaßen zwischen zwei Stühle gerät: die Naturwissenschaft wird ihm gram sein wegen der immer noch verpönten philosophischen Grundeinstellung, der Philosoph wird sich an den unvermeidlichen formalen Mängeln stoßen. Jedoch: der Geist der Werkes ist es, auf den alles ankommt. Ist der Geist zu bejahen, so muß man auch einige Löcher im Kleid verzeihen können. Vielleicht ist mehr Freude im Himmel über einen Naturforscher, der — wenn auch mit nicht ganz adäquaten Mitteln — eine Vereinigung mit übergreifender philosophischer Gesamtanschauung zu verwirklichen strebt, als über tausend gerechte Nur-Einzelwissenschaftler. —

Das Hauptthema des Werks: die Ermittlung des erdgeschichtlichen Alters des Menschen, die Einsicht in die älteste Entwicklung und die frühesten Zustände des Menschenstamms, wird von Dacqué wesentlich unter der Form eines historischen Problems erfaßt. Die Voraussetzung dafür ist eine ungeheure Erweiterung des geschichtlichen Sehens. Denn hier handelt es sich nicht darum, in Jahrhunderten oder in Jahrtausenden zu denken, sondern in beinahe unfaßbar großen planetarischen Zeiträumen. Da diese gewaltigen Perioden zunächst nur durch Naturbestimmungen zu unterscheiden sind, entsteht aber von vorherein die Gefahr einer im Prinzip naturalistischen Betrachtungsweise; das zeigt sich vor allem in der Verwischung der Scheidelinie, des „qualitativen Sprungs", zwischen Prähistorie und historischer Kulturmenschheit (... „So ist es in der organischen Welt, und hierin ist kein Unterschied zwischen den Gattungen der Lebewesen und den Lebensbildungen der Kulturen"). Jedenfalls wird gerade durch Dacqués Untersuchungen die Bedeutung jenes Problems ins Licht gerückt, das gleichsam den Gelenkpunkt zwischen Naturhistorie und Kulturhistorie darstellt: die Frage nach dem „Anfang" der Geschichte im engeren Sinn, die einst von Hegel mit solchem Ernst behandelt worden ist.

Die materielle Hauptschwierigkeit für die Durchführung liegt nun in dem Mangel an geschichtlichen „Quellen" im eigentlichen Sinn. Nur durch scharfsinnige methodische Divination kann das Fehlende ersetzt werden, wenn nicht hemmungsloser Hypothesenbildung das Feld überlassen bleiben soll. Mehr noch: die besten spezialwissenschaftlichen Kenntnisse allein können nicht zum Ziele führen; die Art der Aufgabe erfordert es, „die äußere Empirik der Wissenschaft

mit der Innenschau des Sehers zu vereinigen zu einem vertieften symbolischen Weltbild". In welcher Weise dieses Ziel zu erreichen sei, darüber spricht sich Dacqué in dem einführenden Kapitel „Theorie und Wissenschaft" aus. Der uralte Gegensatz zwischen Denken und Schauen, zwischen Wissen und Glauben, bildet das Grundmotiv dieser Ausführungen, die als Stimmungssymptom höchst bemerkenswert sind. Eine gewisse Hinneigung zur Begriffsfeindschaft, eine überbetonte Stellungnahme zugunsten der alogischen, nur gefühlsmäßigen Unmittelbarkeit ist nicht zu verkennen; die erkenntnistheoretische Sackgasse der „Lebensphilosophie" wird nicht ganz vermieden. Allein viel bedeutsamer im Vergleich dazu ist die Tatsache, daß das im Bereich der Naturwissenschaft von heute ungewöhnliche Bekenntnis deutlich und kraftvoll ausgesprochen wird: Wahrheit liegt nur im Ganzen, wahre Wissenschaft ist Gottsuchen; „wir alle suchen im Grunde Religion, insofern wir Wahrheit meinen und inbrünstig wollen".

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte: „Naturhistorie" und „Metaphysik". Das objektive Schwergewicht ruht auf dem ersten Teil; als Ausdruck persönlicher Überzeugung ist der metaphysische Teil wichtiger. Der „naturhistorische" Teil behandelt zunächst die Deszendenztheorie in eingehender Kritik. Es ist höchst verdienstvoll, daß ein Naturforscher selbst einmal dieses immer noch herumspukende Gespenst energisch von der Schwelle weist (nachdem die logisch-erkenntnistheoretische Fragwürdigkeit der Deszendenztheorie von anderer Seite aus schon herausgearbeitet worden ist); um so mehr, als er sich nicht auf bloße Negation beschränkt, sondern eine plausible positive Anschauung an ihre Stelle setzt. Dacqué zeigt, wie unbiologisch im Grunde jener Erklärungsversuch der lebenden Form ist, der durch zufällige Häufung kleinster Varianten die Mannigfaltigkeit der Arten entstanden denkt. Die begriffliche Unsicherheit und faktische Erfolglosigkeit der Stammbaumkonstruktionen wird aufgedeckt; es zeigt sich, daß ihr letzter Ausgangspunkt keineswegs eine mit innerem Verständnis für das Lebendig-Organische erschaute Urform, sondern ein abstrakt konstruierter, formaler Schemen ist. Dacqué stellt dem von einem verzerrten Entwicklungsbegriff beherrschten linearen Schema der Abstammungslehre seine Typentheorie entgegen. Ihre Basis ist die Annahme eines gleichzeitigen, freien Nebeneinanderbestehens von Grundformen, innerhalb deren allein von Evolution die Rede sein kann. Zu diesen, die bleibenden Merkmale der gegebenen Geschlechterfülle bezeichnenden Grundtypen tritt aber ein weiterer Aspekt (durch den zugleich ein eigentlich „historisches" Moment sich Eingang verschafft): ähnlich wie im geschichtlichen Leben ein „Zeitgeist", so muß auch im prähistorischen Bereich ein die verschiedenen Perioden charakterisierender biologischer „Zeithabitus" angesetzt werden, der alle Organismen durchdringt und zu einer gewissen Einheitlichkeit verbindet, z. B. der Amphibien-, Reptil- oder Affencharakter. Die bleibenden Grundtypen und die von Periode zu Periode sich wandelnde Zeitsignatur überschneiden sich; durch ein Gegeneinanderabwägen beider läßt sich die Fülle der organischen Formen, ihr Kommen und Vergehen, erklären und entwirren.

Der Typentheorie kommt eine außerordentliche methodische Bedeutung zu. Sie ermöglicht eine neue, gesichertere Altersbestimmung des Menschengeschlechts und zugleich eine entscheidende Widerlegung der Hypothese der Affenabstammung des Menschen. Dacqués letzte Absicht ist die Versöhnung zwischen der „uralten, das Bild des Menschen rettenden Schöpfungsidee und der ... neuzeitlichen Abstammungslehre". Den Abschluß bildet der Gedanke: „So ist doch der Mensch ... die Krone der lebenden Natur; aber nicht im Gedankengang der älteren Abstammungslehre als ein letzter Zweig, auch nicht im Sinn einer mißverstandenen religiösen Auffassung als eigenes, der Tierwelt fremd gegenüberstehendes Schöpfungswerk: sondern als beides zugleich, indem seine jetzige vollendete Gestalt im Lauf eines langen Leidensweges sich immer reiner als Ausdruck der lebendig in ihm liegenden Entelechie heraushob ... wobei sein ursprünglicher, das Tierische mitumfassender Stamm alles das aus sich entließ, was sich im Lauf der erdgeschichtlichen Zeit an Gestalten neben ihm entfaltet hat".

Diese naturgeschichtliche Theorie aber stellt nur die Vorbereitung dar für das oben bezeichnete Hauptziel der Arbeit: Aufbau eines „historischen“ Gesamtbilds der Urmenschheit. Den Weg zu diesem Ziel bahnt sich Dacqué mit Hilfe eines neuen methodischen Gedankens, der sich als sehr fruchtbar erweist. Er versucht die rein natur- und entwicklungsgeschichtliche Forschung mit einer Deutung des reichen, aber chaotischen Guts, das in den ältesten Sagen und Mythen überliefert ist, zu vereinigen. Von der Kombination beider Betrachtungsweisen erhofft er eine im Vergleich zu unserer bisherigen Kenntnis viel umfassendere Dechiffrierung gleichsam des lückenhaften Hieroglyphenbildes der Urvergangenheit. Die Grundvoraussetzung zu solcher Vereinigung ist aber die, daß den Sagen und Mythen wenigstens in gewissem Maß dokumentarischer Wert zugesprochen werden darf. Dacqué nimmt Stellung gegen die rein philologische, in psychologisierenden und allegorisierenden Möglichkeiten sich erschöpfende Sagenauslegung und sucht in wertvollen und vielfach überzeugenden Ausführungen die Antithese zu begründen: im alten Sagengut liegt unbewußt überlieferte natur- und menschheitsgeschichtliche Wirklichkeit. Die Schwierigkeit bei der Herausarbeitung des wirklichkeitshaltigen Kerns liegt in der richtigen Erkenntnis und Ausscheidung der Überschichtungen und Entstellungen, die durch die (uns im allgemeinen allein zugänglichen) Spätfassungen des Sagenmaterials hervorgerufen sind. Aber das Korrektiv liegt eben in der Heranbringung naturgeschichtlicher Tatsachen und Möglichkeiten. Wie weit die Freilegung des Ursprungsgehalts der verschiedenen Sagenmotive als gelungen zu betrachten ist, könnte nur durch eingehende kritische Untersuchung der Einzelfälle entschieden werden. Die Fruchtbarkeit, der heuristische Wert der Methode als solcher wird kaum bezweifelt werden können.

Es heben sich schließlich aus dämmerndem Halbdunkel die (freilich vielfach hypothetischen) Umrisse eines vorgeschichtlichen Menschheitslebens heraus: bisher unverstandene, aber hartnäckig wiederkehrende Motive erhalten Sinn; undurchdringlich erscheinende Zeiträume gliedern sich in abgrenzbare Epochen; völlig verblaßte und nur noch ahnend ertastete vorgeschichtliche Ereignisse (Untergang der Atlantis, die Sintflut) gewinnen wieder Farbe und Bedeutung. In Verbindung damit baut sich, greifbar bis zu einem gewissen Grad, die Gestalt des vorgeschichtlichen Menschen auf, der sich im Zusammenhang mit seiner geographischen und tierischen Umwelt entfaltet und eer im Laufe der großen Perioden gewisse Wandlungen durchzumachen hat. (Leider geraten in einem Abschnitt „Kulturseele und Urwelt“ die Fäden durch den sachlich kaum begründbaren Versuch einer Amalgamierung mit den Anschauungen von Spengler und Frobenius etwas in Verwirrung.) Nicht nur die körperliche Bestimmtheit des Urmenschen, auch seine seelische Beschaffenheit sucht Dacqué zu rekonstruieren. Er kommt dabei zu Entwürfen, die von hohem Interesse sind und die möglicherweise Anwendung finden könnten zur Aufhellung gewisser Fragen, die sich in der Gegenwart immer stärker hervordrängen: des ganzen Komplexes der magischen Erscheinungen. Dacqué glaubt als Hauptkennzeichen des vorgeschichtlichen Menschen seine „Naturverbundenheit“ und damit im Zusammenhang das Vermögen der „Natursichtigkeit“ (als Inbegriff der magisch-dämonischen Anlagen) feststellen zu können. Der Wert dieser und ähnlicher Anregungen ist unbestreitbar, auch wenn es sich oft nur um kurze und nicht bis in die letzten Konsequenzen verfolgte Ausblicke handelt.

Zweifellos hat Dacqués Methodik ihre Gefahren. So wohltuend in unserer Zeit des intellektuellen Hochmuts jenes Moment der Ehrfurcht vor der Menschheit uraltem Wissen empfunden wird, so leicht kann diese Tendenz zu einer Schwächung der Kritik und zu einer Überspannung der konstruktiven Phantasie verleiten. Wissenschaftlicher Verstand und anschauende Phantasie, begriffliche Durchdringung und frei schaffende Einbildungskraft wohnen auf diesem Felde näher beieinander als in anderen Wissensgebieten. Aber daß es doch wesentlich der Gegenstand selbst ist, der hier den stark hypothetischen Charakter aller Erkenntnisse bedingt, das lehrt ein Vergleich von Dacqués Ergebnissen etwa mit der Phantastik mancher darwinistischer Konstruktionen, oder auch mit den Erklärungsversuchen formal allegorisierender Mythologien.

Eine völlig neue Ebene bezeichnen die Ausführungen des 2. **Hauptteils** („Metaphysik"), die besonders wichtig sind für das volle Verständnis des Werks, und zwar von der menschlich-persönlichen Seite her. Dem populären Interesse kommen die hier niedergelegten Gedanken wenig entgegen („Denn wir gehen in die Tiefe, zu den Müttern" — wie der Autor sagt). In sachlicher Hinsicht fällt jetzt die Beschränkung auf den naturhistorischen Gesichtskreis hinweg; vielmehr dringt das für die Gesamteinstellung entscheidende Motiv des Philosophisch-Religiösen völlig zur Oberfläche durch. Es ergibt sich, daß hinter dem auf die äußeren Naturbeziehungen gerichteten Forscher der religiöse Dichter steht, der sich über die endliche Betrachtung der Erscheinungen zu erheben und ihre Beziehung zum Ewigen zu ergreifen trachtet. In diesem neuen Zusammenhang handelt es sich nicht mehr um Klausalerklärung, sondern um das Gewinnen einer vertieften, unter dem Gesichtspunkt des **Symbolischen** stehenden Anschauung, d. h. um ein konkretes Ineinssehen von Äußerem und Innerem, von sichtbarer Wirklichkeit und geistigem Sinn — beherrscht von dem hohen Ziel eines verstehenden Umfassens des Natur- und Menschheitsganzen.

Lebendiges Gefühl der Totalität ist der Nährboden dieser Vorstellungen. Aber das Gefühl ringt sich nicht immer zum klaren **Gedanken** der Totalität durch. Ein in sich hineinhorchendes, der Fülle seiner oft ans Visionäre streifenden Gesichte nachgehendes Meditieren ist am Werk, nicht ein objektiv-systematisch gerichtetes Denken. Auf eine eingehende Erörterung muß leider verzichtet werden; es sei nur kurz der Umkreis der berührten Fragen bezeichnet: die Bedeutung des Metaphysischen in Natur und Mythus, Probleme der Kosmogonie (mit einer eigenartigen Emanationstheorie der Mensch- und Tierschöpfung), die Polarität von Naturdämonie und Göttlich-Apollischem im Menschenwesen, das Problem von Tod und Erlösung. Ihrem Charakter entsprechend gehören diese Ausführungen, in denen die gedankliche Klärung des erlebten Gefühlsgehalts noch nicht überall bis ans Ziel gelangt ist, nicht vor das Forum philosophischer Kritik im wissenschaftlichen Sinn. An vielen Stellen aber finden sich tiefe und wahrhaft spekulative Formulierungen; und dort fühlt der Leser, daß er sich in unmittelbarer Nähe dessen befindet, was die großen einsamen Geister von der christlichen Mystik bis zu Hegel erfüllt und bewegt hat.

Dr. Friedrich Seifert

Vom ungegebenen Gotte

Nicht an alle Menschen treten die Rätsel des Kosmos und des Lebens als ein gedankliches Problem heran. Aber wohl jeder hat die Problematik des individuellen Daseins **erlebt**, der aus inneren und äußeren Wirrnissen nach Erlösung in wahrem Glücke suchte. Das Bewußtsein der Endlichkeit und Begrenzung irdischen Glückes führte eine letzten Endes doch weltverneinende Religion und Philosophie zur Forderung eines „jenseitigen" Lebens. In ihm solle die Seele, von aller Last des Sinnlichen befreit, als reiner Geist ein unendliches Glück genießen. Die Unzulänglichkeit der irdischen Güter sei dort in einem höchsten Gute, in **Gott**, aufgehoben. Faßte man Gott hier einerseits als höchsten **Wert**, der dem Sehnen der gehetzten und innerlich zerrissenen Kreatur als letztes Ziel und alleiniger Spender vollkommenen Glückes erschien, so wurde er andererseits zugleich auch als Urgrund des Daseins, als Schöpfer der Welt gedacht. Wertgrößtes und Seinsgrößtes oder, wie man es auch ausgedrückt hat, „axiologischer" Gott und „kosmologischer" Gott verschwammen in eins.

Hier setzt die Frage nach dem Wesen Gottes ein, die **Hermann Schwarz** in seiner „**Philosophie des Ungegebenen**" (H. Schwarz, Das Ungegebene. Eine Wert- und Religionsphilosophie. Tübingen 1921), ausgehend von Gedanken der mittelalterlichen Mystik und des deutschen Idealismus, einer tiefgegründeten Lösung entgegengeführt hat.

Mit seinem Erkennen reicht der Mensch nicht an transzendente Bezirke heran, sie sind ihm ewig verschlossen. Lediglich des äußerlich Gegebenen, der Welt der Erscheinungen und des innerlich Gedachten, Gewollten und Erlebten wird er gewiß. Ein solches innerlich Gedachtes ist auch Gott als Schöpfer oder als Herr der Welt oder als Seinsgrößtes. Es ist ein Bild, eine Idee, eine Vorstellung im menschlichen Bewußtsein. Aber diese Betrachtungsweise hält das Bild für eine „jenseitige Größe", nimmt Gott als „übersinnlichen Gegenstand". Es kommt hinzu, daß der Mensch diesem jenseitigen Größten auch Wertunendlichkeit beimißt. So genommen soll die Gottesvorstellung nicht nur dem rein gedanklichen Streben nach Vereinheitlichung des Weltbildes dienen, sondern dieses Gottesbild ist geboren aus der Wertnot der Seele und soll ihre Wertleerheit füllen. Indes die Vorstellung eines höchsten Gutes da draußen im Weltraum gibt dem Hunger der Seele nach echten Werten kein Brot des Lebens. Gott bleibt hier immer nur ein Bild. Nur ein wirklicher Wert könnte uns satt machen, und der bleibt, wieviel man das Gedankenbild Gottes ausschmücke, dem Herzen ungegeben. Seligkeit und Frieden könnte die Seele erst gewinnen, wenn sich die bloß vorgestellte Wertunendlichkeit in ihr zu einer realen Macht verlebendigte, wenn Göttlichkeit als nicht überbietbarer Lebensgehalt sich in der Seele entsiegelte. Worin aber offenbart sich uns das Wesen solchen unendlichen Lebensgehaltes?

Auf der Suche nach Werten haftet der Blick zunächst am Gegebenen. Die Gegenstände unseres Gefallens stellen sich uns in einem eigentümlichen Glanze dar, der von ihrer Werthaftigkeit auszuströmen scheint: sie stehen für uns im Wertschein. Wertgehalt, so meint man, sei schon in den Dingen gegeben und man brauche nur in diesen auswärtigen Reichtum, in die Welt der Natur und Kultur hineinzulangen, um daran satt und selig zu werden.

Indessen, Werthaftigkeit ist keine wirkliche Eigenschaft des Seins, die auf uns überströmen könnte. Alles Seiende an sich, losgelöst von jedem schätzenden Bewußtsein, ist seinem innersten Wesen nach nicht werterfüllt gegeben, es ist vielmehr Sein schlechthin und nichts weiter. Die Welt des Gegebenen, der Vielheit, hat sich aus einer ursprünglichen gottheitlichen Einheit entfaltet, die indes bar ist jeder Wertgöttlichkeit. Auch die entfaltete Welt ist wertfrei geblieben. Die Gegenstände dieser Gegebenheitswelt, z. B. unsere Mitmenschen, unser Volkstum, Kunstschönes usw. treten uns lediglich als Werterscheinungen gegenüber, unser Gefallen an ihnen verwandelt sie nicht in objektive Werte. Aber wir verwandeln uns in Wert, wenn wir in eine unselbstische und bejahende Beziehung zu den Werterscheinungen treten, d. h. wenn wir es vermögen, sie nicht in selbstischer Weise als Mittel zur eigenen Lusterhöhung, sondern als Aufgaben zu ergreifen, die von uns Opferung und liebende Hingabe verlangen.

Noch genauer: ein Wertstrom erschafft sich in unserer Seele. In dem Augenblicke, wo ich einer Werterscheinung mein Herz und meinen Willen schenke, hat sich schon eine Wertwirklichkeit in mir entsiegelt, die sich mir schenkt. Sie allein vermag das Ich mit Gehalt zu erfüllen und erfüllt es mit bleibendem Gehalt, wenn dieses sein Leben einheitlich auf Dienen und Opfern, Schaffen und Helfen stellt. Diese uns durchlebende Wertwirklichkeit erschiene als Göttlichkeit, wenn sie als die Selbstexistenz eines höchsten, nicht überbietbaren Werts sich darböte. In solchem Wertwunder hätte sich eine Gottesgeburt in der Seele vollzogen.

Der Mensch, der die Werte als seiende Größen draußen denkt und sich ihnen in selbstischem Wollen naht, der gewinnt nur Lust. Aber Lust schenkt dem Ich keinen bleibenden Lebensgehalt, sondern nur die Annehmlichkeit von Augenblicken. Hier wird das Ich immer ärmer durch neu geschaffenes Bedürfnis. Im Genuß vergänglicher Lüste verflüchtigt sich jeder Ansatz zu echtem Wertleben.

Auch der Personwertgläubige, der Narr eines Selbstkultus, der Wert als etwas Gegebenes in sich zu tragen glaubt, sei es als stets hervortreibbaren Vollwert, sei es als entwicklungsfähigen Keim, gelangt nicht zu echtem Wertleben, weil das Ich nicht werthaltig, sondern wertbedürftig gegeben ist. An sich ist das Individuum ohne Wertgehalt, erst die Bewegung über das eigene Selbst hinaus treibt den ungegebenen Wert ans Licht.

Das Wesen der unselbstischen Einstellung beruht darin, daß wir uns der Gegenstände unserer Hingaben nicht zu Eigennutz bemächtigen, sondern daß wir uns ihnen mit allen Kräften schenken, damit sie leben. Der metaphysische Sinn dieses Tuns, das wir auch Liebe nennen im weitesten Sinne, liegt in seiner Einigungskraft, dem Fundament alles Wertlebens. In der Liebe will Gott als Wert Wirklichkeit gewinnen. Das selbstische Streben erwirkt immer nur Vereinzelung, Besonderung und damit Feindschaft: sie ist das Grundprinzip alles Bösen. Liebe aber eint auch das Gegensätzliche, sie sucht den Widerstreit und die Seins-Vielheit der Dingwelt aufzuheben in einer höheren Wert-Einheit und ist deshalb das Grundprinzip alles Guten. Liebe gebiert, nein, sie ist das Wertleben der Seele und erfüllt diese mit bleibendem Lebensgehalt, wenn der Mensch unabhängig von den Wünschen des Augenblicks immer die Liebe als Grundhaltung seines Wollens wählt. Ein solches Leben, das Einheit in sich und zugleich einend in seiner Beziehung zur Umwelt ist, erhebt das Individuum zur Bedeutung der Persönlichkeit.

Die Tiefe des Wertlebens, in dem Gott als Liebe sich entsiegeln will, hängt von der Kraft und Fülle der Hingabe ab. Da ist es nicht gleichgültig, welchen Gegenständen wir unsere Hingabe schenken. Nehmen wir Einzelmenschen als Aufgaben unseres selbstlosen Handelns, so betätigen wir die altruistische Form der Hingabe. Göttlichkeitsleben regt sich schon hier in der Seele, aber in unvollkommener Weise. Daneben können auch ideelle Gegenständlichkeiten, wie Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit liebend ergriffen werden. Eine Erhöhung seines Wertlebens erfährt das Ich durch sie nur dann, wenn nicht der Ichwille, sondern der Werkwille es treibt.

Mit reicherer Selbstsetzungskraft bricht die Gottesmacht im Menschen hervor, wenn die Vaterlandsliebe sein Wollen ergreift und bewegt. In den überpersönlichen Hingaben, die aus dem tat- und opferbereiten Vaterlandsgefühl herausquellen, wurzelt die Gemeinschaft. In ihr ist die sich widerstreitende Vielheit der Einzelwillen durch den Einheitsgeist des Gemeinschaftswillens aufgehoben.

Nicht auf dem Gedankenwege über eine Idee oder über einen jenseitigen Gott kommen wir zu solcher Willensgemeinschaft. Sondern als etwas Ursprüngliches ergreift uns die Liebe zu den Stammesbrüdern. Sie ist Gottesdrang des ungegebenen Göttlichen in uns, das nach Dasein verlangt. Wer im Gemeinschaftsgeiste lebt, in dem hat sich das Göttliche in einer höheren Lebensform verwirklicht, als jegliche Einzelhingabe sie zu schenken vermöchte. Noch aber ist nicht die höchste Form in uns sich setzenden Gotteswertes gegeben.

Erst dort, wo in einer hingebenden Seele die Liebe so stark und weit geworden ist, daß sie mit Allkraft alles umspannt, kommt es zum vollen Durchbruch des Gotteslebens. Solche Liebe ist das größte Werterleben der Seele und bedeutet deshalb eine Überhöhung aller Hingabe- und Gemeinschaftserlebnisse, nicht etwa eine bloße Addition. Sie ist ihrem Wesen nach Erlösung, weil alle Wertnot des Ich in der Seligkeit der sich vollendenden Setzung Gottes versinkt. Die Seele ist zur Allmöglichkeit geworden; alle Träger und Ziele von Hingaben sind der Möglichkeit nach in sie hineingehoben, und kein Unterschied im Rang der Objekte bestimmt mehr die Willenshinwendung ihrer Güte. In der Liebe, die alles sein kann, versteht sich der in uns entsiegelte Gott mit den Gottesquellen in jedem beliebigen Menschen. Dies verwirklichte Gottmenschentum der Liebe ist jedem aus sich selbst schenkende Hilfe zur Verwirklichung seiner Gotteskindschaft.

Dr. Dr. Paul Wolfgang Junker

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Christengemeinschaft

Vorbemerkung. Die folgenden Ausführungen betrachte man als einen Nachhall zu unsren Erörterungen über „Kirche und Religion“, die sich durch die letzten Hefte gezogen haben. D. T.

Im Sommer 1922 begann eine kleine Schar von Mitarbeitern in aller Stille ein religiöses Wirken, auf dem eine große Hoffnung ruht. Selten wohl haben sich so verschiedenartige Menschen in einem großen Willen zusammengefunden: Theologen und Naturwissenschaftler, Künstler und Arbeiter, Philosophen und Landwirte. In der Überzahl waren es junge Menschen, viele unter ihnen durch das Sehnen und Streben der Jugendbewegung gegangen, lauter Menschen, in denen es drängte nach einem kraftvollen innerlichen Wirken in dieser Zeit, zu dem sie die Möglichkeit innerhalb der bestehenden Kirchen nicht gefunden hatten. Auch einige Frauen fanden sich mit gleichen Hoffnungen und Wünschen unter ihnen ein. Mystische Sentimentalität war nicht in diesem Kreis, aber die Selbstverständlichkeit einer großen klaren Berufung, die das ganze Leben in eine höhere Sphäre hebt. Kein reicher Gönner stand hinter der Sache, keine sichernde Summe, nur eine Gewißheit, die einen festen Willen gebiert. In einem kleinen Dorf an einem oberbayrischen See kamen die Mitarbeiter zusammen, noch nicht fünfzig an der Zahl, und hielten in einem verlassenen Stall, der zum dürftigen Versammlungsraum umgewandelt war, ihre vorbereitenden Besprechungen. Seitdem sind in etwa vierzig deutschen Städten Gemeinden entstanden, noch klein, zum Teil sehr klein, aber von seltener Opferwilligkeit und sieghafter Hoffnungskraft. Aus den bisherigen Kirchen lösten sich die werdenden Gemeinschaften nicht los. Sie stellten sich mitten hinein, boten sich allen an und warteten auf die Antwort. Alle Mitarbeiter wissen, daß erst im Kleinen erprobt werden muß, ob wirklich werden kann, was für einen größeren Kreis segensmächtig werden soll: Religiöse Erneuerung und Christengemeinschaft. Um die Zeitschrift aber, die wie eine Fahne der Schar vorangeht, „Die Christengemeinschaft“, sammelt sich eine täglich wachsende Zahl von aufmerksamen Lesern. (Alle Literatur der jungen Bewegung, zum Beispiel auch die Schriftenreihe „Christus aller Erde“, 18 Bändchen umfassend, durch die Geschäftsstelle der Christengemeinschaft, Stuttgart, Urachstraße 41.)

Wenn hier auf Wunsch des Herausgebers vom Leben der Christengemeinschaft erzählt werden soll, so kann das ja nur sein wie ein Glockenläuten, das wohl weithin gehört werden mag, aber doch nur ein Rufen ist und Einladen über einem Heiligtum, das sein Geheimnis für den Kommenden selbst aufbewahrt. Die Seele der Christengemeinschaft ist nicht ein Glaube oder gar ein Dogma, nicht ein Streben oder gar ein Programm, sondern Christus selbst als lebendige, schaffende Gegenwart. Nicht ein vergangener geglaubter, nicht ein kommender erhoffter, sondern der heute wirkende Christus ist das strahlende Herz der Christengemeinschaft. Die Priester der Gemeinschaft fühlen sich wie das Blut, das zur Reinigung und Stärkung immer ins Herz zurückkehren muß in Meditation und „Einkehr“, um dann alle Weiten des Welt-Körpers mit Leben erfüllen zu können in wahrhaft sakramentalem Wirken.

Wenn viele religiöse Gemeinschaften dem lebendigen Christus dienen, wird sich ihr Wert bestimmen durch die Kraft und Ausschließlichkeit, mit der sie für ein solches Christuswirken da sind. In einem aber unterscheidet sich die Christengemeinschaft von allen religiösen Gemeinschaften, die außer ihr heute da sind: darin, daß Christus in ihr als ein schaffend Handelnder gegenwärtig erlebt wird. Nur die katholische Kirche hat auch diesen Charakter, aber in Formen, die in einer vergangenen Zeit ihre Wahrheitsgröße und Lebensgewalt besaßen, aber vom lebendigen Geist der Gegenwart immer stärker als fremd empfunden werden.

Noch ausschließlicher und zugleich mitten aus dem lebendigen Gegenwartsgeist heraus will die Christengemeinschaft ganz dem umschaffend wirkenden Christus dienen. Die Sonne kann man still betrachtend schauen. Will man mit ihr leben, so muß man mit ihren Strahlen gehen und wirken. Nicht anders ist es bei Christus. Die Sentimentalität und Seligkeitsschwärmerei, die man so oft in Kreisen findet, die sich für auserwählt christlich halten, der ganze Heilsegoismus, der im eignen Ich die Gnade einsperrt, ist die Anbetung eines ganz anderen Gottes als Christus. Dort ist Christus, wo Wandlung ist. Man könnte auch das Johanneswort gebrauchen, das in der Lutherbibel mit „Verklärung" wiedergegeben ist. Aber nichts Luziferisch-Ästhetisches dürfte darin empfunden werden, sondern das Göttlich-Werden aller Dinge, das Eingehen des Christus-Wesens in alles, was lebt und ist, damit Gott werden kann alles in allem. Will man also sagen: Die Christengemeinschaft bringt einen neuen Sakramentalismus, so ist das richtig nur, wenn man unter Sakrament nicht das Intellektualistisch-Ausgedörrte versteht, wie allermeist in der evangelischen Kirche, und nicht das Magisch-Isolierte, wie allermeist in der katholischen Kirche, sondern wenn man versteht, daß Christus alles, was er berührte, was er nur anschaute, zum Sakrament machte, zum Erdenträger göttlicher Wesenserstrahlung, daß jedes Wort, das er sprach, Sakrament war. Man kann ja auch wirklich heute noch aus einem Christuswort, wenn man es nur stark genug in sich da sein läßt, seinen Leib und sein Blut empfangen. Was wissen die Theologen, die heute unter der Losung: „Nicht buddhistische Versenkung, sondern christliches Gebet" gegen die christliche Einkehr und Einswerdung ankämpfen, von der lebendigen Anwesenheit Christi in seinen Worten, aus denen er hervortreten kann auferweckend, wie wenn aus dem Altarschrein eine Lichtgestalt lebendig hervortritt und dem Menschen das Abendmahl reicht. Man redet heute an den größten Geheimnissen unkundig vorüber.

Aus ihrem Grunderlebnis von der Wandlungsmacht des Christus ist die Christengemeinschaft auch der Überzeugung, daß alle sogenannte „reine Ethik", wie man sie ihr oft entgegenhält, eine schwache Ethik ist. Stark fängt die Ethik erst an zu werden, wenn man davon etwas spürt, wie das Heilige umschaffend wirken kann bis ins Körperliche hinein, zunächst im Menschen, dann aber durch den Menschen auch weit über den Menschen hinaus. „Magischer Idealismus" hat Novalis gesagt. Er hat abgewiesen ebensowohl eine Magie, die nicht aus reinen Kräften stammt, wie einen Idealismus, der keine Verwandlungskraft hat.

Wem Christus als Weltwirklichkeit da ist, der spürt immer erschauernder bis ins Mark hinein, wie grundverdorben die Menschheit ist, wie grundverdorben vor allem er selbst ist. Nur durch die seit Jahrtausenden in der Menschheit wühlende Sünde konnte er das werden, was er jetzt ist. Allein Christus mit der Kraftfülle seines göttlichen Gnadenwesens vermag eine neue Welt zu schaffen, zunächst im Menscheninnern. In ihm tritt die siegende Allgewalt hinein in das Reich des Niedergangs, und nur, wo ihr Einlaß wird, kann Heil werden. Da aber wird alles von Grund auf neu. Es ist heute viel peinliches Streiten unter den Theologen, ob die Sünde auch „ernst genug" genommen wird. Die Christengemeinschaft hat keine Neigung, sich an diesen Diskussionen zu beteiligen, auch nicht, wo es gegen sie selbst geht. Jeder aufrichtig Wollende aber kann einsehen, daß ein Sakramentalismus, wie wir ihn geschildert haben, nur Sinn hat, wenn Christus als neue Weltschöpfungskraft inmitten einer von Verderbensmächten ergriffenen Welt erlebt wird. Es gibt kein stärkeres Bekenntnis zu Christus als dem alleinigen Heiler als einen solchen Sakramentalismus. Wenn gegen die Christengemeinschaft gesagt worden ist, vor aller Gnade müsse erst die „peinliche" Einsicht kommen, daß nur der Sünder Gott recht sei, so verrät sich uns allerdings in solchem Fordern und Formulieren der Geist einer individualistisch-intellektualistischen Zeit, die wir hinter uns gelassen haben. Das ist mißhandelter Paulus. Die Wahrheit ist, daß gerade die echten Kinder der Zeit sich gar nicht so als Einzelne fühlen können, ohne unwahr zu werden, daß sie sich ganz anders fühlen in und mit der Menschheit, in und mit der Welt. Und die Wahrheit ist, daß solche Forderungen der Fülle und lebendigen Tiefe des religiösen Geschehens nicht gerecht werden können. Das stammt aus einer gedanklichen Einstellung, die den

Schritt von der Bewußtseinskultur zur Wesenskultur, von der Selbstkultur zur Weltkultur noch nicht getan hat. Positiv gesprochen: Laßt Christus zu den Menschen kommen und wehret ihm nicht! Reißt nicht auseinander, was eine Einheit ist: Selbsterkenntnis und Christuserkenntnis! Reißt nicht an die Oberfläche, was in der Tiefe lebt: Sündenbekenntnis und Christusbekenntnis! Laßt nur Christus da sein, so stark und ausschließlich als es möglich ist, und überlaßt ihm selbst, was er den Menschen zu sagen hat!

Die Christengemeinschaft fühlt sich im Glanz einer neu aufgehenden Christussonne. Sie redet nicht bloß von einer neuen Morgenröte. Sie fühlt sich in ihr. Sie ist selbst ein Teil von ihr. Ihre eigene Verbindung mit Christus ist ihr so heilig, daß sie davon hier nicht reden möchte. Sie weiß, daß Christus auch außerhalb ihrer auf vielerlei Weise den Menschen nahe sein kann und nahe kommen will. Aber sie weiß auch, daß Christus sie selber zu seinem Organ geschaffen hat. Alles ist in der ersten Entfaltung. Mächtig aber schreitet heute schon Christus durch die Weihehandlungen der Christengemeinschaft. Eine reine Weihe des ganzen Lebens, wie sie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ersehnte, wie sie in der Gott-entleerten Gegenwart immer mehr Menschen elementar sich wünschen, ist im Kommen. Nur eine Christustat kann sie sein. Als wir den neuen Sakramentalismus empfingen, erkannten wir nachträglich zu unsrer größten Freude, wie in ihm wiedergeboren sind für unsre Zeit die sieben Großtaten des Christus, die im Johannesevangelium berichtet werden. Viel Ähnliches könnte erzählt werden. (Vergleiche z. B. „Welterneuerung" in der Schriftenreihe „Christus aller Erde".)

Eine Erlösung wird heute von vielen ersehnt. Die Natur ist uns tot geworden. Nur im Gefühl spricht sie noch mächtig zum Menschen. Das „Wort" ist gestorben in der Natur. Die alten Germanen hörten es noch, wenn sie in die Natur lauschten: Göttergeschehen war es, was im Sturm an ihnen vorüberzog. Die alten Griechen lebten menschenwürdiger als wir. Auf den Sonnenstrahlen hörten sie einen Gott sein hehres Harfenlied spielen. Christus ist gestorben in der Natur, das „göttliche Schöpferwort", von dem noch das Johannesevangelium spricht, nicht aus „gnostischer Spekulation", sondern aus Offenbarung. Das ist ihrem innersten Wesen nach die Baldurtrauer der Germanen, die in allen unsern Seelen lebt. Wir haben heute eine tote Naturwissenschaft. Aber in hohen Welten hat sich begeben, wovon die Lazarusgeschichte im Johannesevangelium ein Erdennachhall ist. „Lazarus, unser Freund, ist gestorben, doch ich gehe hin, daß ich ihn auferwecke" — sprach Christus in der Höhe, hinabblickend auf das im Erdengrab gestorbene göttliche Lebenswort, zu sich selbst. Er kam auf die Erde. Und seitdem begann die Erde wieder zu klingen. In seinen Gleichnissen hebt es an. Das göttliche Wort wacht auf. Christus aufersteht aus dem Erdengrabe. Nicht nur einmal geschah es im fernen Land, es ist das heilige Geschehen der ganzen kommenden Menschheitsgeschichte. Im Menschen, der durch ihn Leben geworden ist, holt er sich auch die Welt zurück.

Wir sind eingetreten in ein gewaltiges Neu-Aufwachen der Christustat auf Golgatha. Allüberall erleuchtet sie sich uns als der tiefste Sinn der Menschheitsgeschichte. Kein Gespräch kann wahrhaft geführt werden zwischen Mensch und Mensch, ohne daß Christus mitten unter ihnen ist. Sie werden sich nur verstehen in dem Maß, als sie sich einander „hingeben", als das Mysterium von Tod und Auferstehung Christi unter ihnen ist. Ja auch jeder Einzelne: er kann fühlen, daß jedes ungütige Wort, das er spricht, eine Fortsetzung der Fluchtat auf Golgatha ist an dem heute lebenden Christus. Jedes Wort wahrer Güte aber ist ein spürbares Aufleben Christi. Auferstehung will alles ergreifen. Lebend weiht und wandelt Christus die Welt. Aus dem Menschen heraus wirkt er, aus seinem Schauen, aus seinem Sprechen, aus seinem Handeln, aus seinem Denken. Die Welt will neu werden. Wer das nicht spürt, kennt Christus nicht. „So denket in uns Christi Leidenstod, seine Auferstehung, seine Offenbarung durch alle folgenden Erdenzeiten."

Wenn über den Menschen dies Große kommt: „Ich will nichts wissen als Christus den Gekreuzigten und Auferstandenen", ihn aber will ich wissen in allem —, dann fühlt er sich, wenn er sich's ehrlich gesteht, heimatlos in den heutigen Gottesdiensten. Er möchte Christus schauen

in reiner Anbetung. Er möchte atmen in seiner Nähe. Er möchte aufleben in der Gegenwart seines heilenden Wesens. Er möchte auferstehen lernen in ihm. Ein Gottesdienst, der ihm dies brächte, steht als Ahnung vor ihm. Er ahnt den neuen Kultus.

Wissen die Menschen heute, was Gottesdienst ist? Es soll nicht vergessen sein, welche unendliche Mühe sich viele protestantische Pfarrer mit ihren Predigten geben, und wieviel Gutes von ihnen ausgeht. Aber die Predigt ist im besten Fall Gottesdienstvorbereitung, im schlimmen Fall, der gar nicht selten vorkommt, ist sie Gottesdienststörung. Der katholische Gottesdienst geht auf vielen anderen Wegen in die Seele hinein. Aber die Menschen des vollerwachten Gegenwartsbewußtseins und des frei gewordenen Ich haben in ihm doch das klare Gefühl, daß sie sich selbst verleugnen müssen, wenn dies ihr Leben werden sollte, aber nicht in dem Sinn, wie Christus Selbstverleugnung von seinen Jüngern fordert. Sie fühlen ebenso die Vergangenheitsgröße, wie die Gegenwartsfremdheit des echten Katholizismus. Was an neuen Gottesdiensten auftaucht aus dem aufwachenden Sehnen der Zeit, ist entweder unwahre Altertümelei oder kurzatmiger Subjektivismus. Wo ist ein Gottesdienst, an dem alle Engelwelten Freude haben, in dem sich der Raum erfüllt mit stillem, überirdischem Jubeln bis hoch zum göttlichen Thron hinauf? Die Christengemeinschaft hat zu verkündigen, daß ein solcher Gottesdienst da ist. Langsam tritt er aus dem Dunkel der göttlichen Welt hervor. Die Not der Zeit hat ihn gerufen. In der Menschenweihehandlung ist da, was je an Gottesdiensten groß war in allen Völkern und Zeiten. „Eine deutsche evangelische Messe" ist zu wenig von ihr gesagt, es sei denn, daß man unter „deutsch" reines Geistdienen versteht, und unter „Messe" gegenwärtiges Christushandeln in Opfer und Auferstehung, und unter „evangelisch": Dasein des Himmels im liebenden Ich des Menschen. Noch werden viele Vorurteile überwunden werden müssen, ehe die Menschenweihehandlung anerkannt ist als das, was sie ist. Ja wir müssen selbst erst lernen, unsre Gottesdienste, die uns anvertraut sind, zu feiern. Aber wir haben schon Gottesdienste gehabt, da stand wie eine göttliche Heimat der Himmel auf der Erde, mitten unter den Menschen. Man meinte, Engel haben diesen Gottesdienst auf die Erde getragen, damit alle Hungrigen und Durstigen herbeigerufen werden können: Nehmet! Esset!

Ist es dies, was in der bitteren sozialen Bedrängnis der Gegenwart uns not tut? — Wer an Vereine und Parteien, Prinzipien und Programme glaubt und in ihnen die göttlichen Lösungen für alle Not der Zeit erblickt, wird sagen: Nein! Wer sich nach dem Aufspringen neuer Quellen der Kraft und Klarheit sehnt, wer neue Weihestätten der Menschheit, in denen die Augen aufgehen im göttlichen Licht, in denen die Seelen auferstehen in göttlicher Reinheit und Kraft, für das Allerdringendste hält, wird sagen: Ja!

Aber „das Volk"? Ist dies alles nicht viel zu hochgeistig und lebensfern für die große Masse? Brauchen wir nicht für das Christentum, wenn es die weiten Reiche der Menschheit ergreifen soll, die wuchtig echte Volkstümlichkeit, in der der einfachste Mann sich selbst neu erleben kann? Wenn einmal nicht falsche Volkstümlichkeit gesucht, sondern echte Volkstümlichkeit verstanden wird, dann wird man sehen, wie in Bild und Wort des neuen Kultus die edle Allgemeinmenschlichkeit da ist, die von den Menschen der verschiedensten geistigen Höhen aufgenommen werden kann, wenn keine Vorurteile mehr die religiöse Empfänglichkeit lähmen. Daß auch die Probe der Dauer bestanden werden wird, wissen wir heute schon aus Erfahrung. Aus Wort und Bild des neuen Kultus, der zugleich alt-heiligen Anbetungsformen der Menschheit verwandt ist, aus Wort und Bild eines neuen Evangelienverständnisses, in dem wir leben, wird auch allmählich eine neue Volkstümlichkeit der religiösen Rede erblühen, die wir heute noch nicht haben, aber ahnen.

Aber warum nicht in der Kirche? Muß immer gleich eine neue „Sekte" gegründet werden? Ist nicht all dies auch recht gut innerhalb der Kirche möglich, wenigstens innerhalb der protestantischen Kirche? Ganz gewiß ist es innerhalb der Kirche möglich — und es geschieht ja innerhalb der Kirchen. Aber es geschieht nicht im Namen des offiziellen Kirchenamtes. Und man muß wenig Erfahrung haben von dem Tempo der Kirchenentwicklungen, wenn man glaubt, daß man

der Menschheit ein Neues, Göttliches erst bringen dürfe, wenn es den Weg gemacht hat durch Pfarrkonferenzen, Kirchensynoden und Konsistorien. Darauf kann unsre Zeit nicht warten. Darauf kann auch das Neue selbst nicht warten. Dem kann es sich gar nicht ausliefern, wenn es nicht Selbstmordgedanken hat. Rein von Verfälschungen kann es sich nur bewähren, wenn es frei und stark aus sich selbst heraus sein Leben beginnt. So wenig wie Christus, wenn er heute unter uns erschiene, den Weg durch die kirchlichen Prüfungen und Vorrückungsordnungen ginge, so wenig kann auch ein Christuswerk, das sich von Christus unmittelbar an die Menschen innerer Not gewiesen sieht, erst um einen kirchlichen Stempel sich bewerben. Man hilft heute auch der Kirche am besten von außerhalb der Kirche, das heißt von außerhalb ihrer steifgewordenen Ordnungen. —

Wir haben nun noch kein Wort gesprochen von dem Zusammenhang der neuen religiösen Bewegung mit der Anthroposophie. Das Neue wollte seine eigene Seele sagen. Aber es will nun auch aussprechen, wem es Dank schuldet. Wer nicht das Gute und Wahre anerkennen kann, woher es auch sei, kommt ja doch als ernsthaft religiös Suchender nicht in Betracht.

Die jungen Menschen, von denen wir erzählten, kamen aus den verschiedensten Lebenskreisen. Sie kamen auch und vor allem von den drei Universitäten, die heute die protestantische Theologie führen: Berlin, Marburg, Tübingen. Gerade dort hatten sie nicht gefunden, was sie suchten. Aber sie ließen sich auch nicht abhalten durch Zeitvorurteile, bei einem Mann um Hilfe zu fragen, den keine offizielle Universität anerkannte: Dr. Rudolf Steiner. Es war die einzige Stelle in der Welt, wo sie nicht enttäuscht wurden. Nur als ein dienender Vermittler und freier Rater wollte er unter ihnen sein. Aber sie kamen immer wieder. Er wurde ihnen eine ganze Universität. Er wurde ihnen mehr: er wurde ihnen eine Stimme aus den Tiefen des Universums selbst. Wer Rudolf Steiner hat walten sehen unter diesen Menschen, die durch Jugendbewegung und Kriegserleben gegangen im Selbstgefühl gärender Kraft nach starker, hilfemächtiger Religion fragten, der findet nichts falscher und unwirklichkeitsgemäßer als das Reden von dem suggestiven Machtgelüste des Anthroposophiebegründers. Er war nichts anderes als ein bescheidener, reiner, gütiger Bote aus dem Heiligtum einer höheren Welt. Er fühlte sich selbst, so überragend menschlich groß er war, als Vorbereiter dessen, was kommen soll, als gehorchender Diener des Christus. Darum bewahren die Gründer und Führer der Christengemeinschaft keinem Menschen tiefere Dankbarkeit als Rudolf Steiner, und sprechen dies um so deutlicher aus, je mehr die dunklen Wolken der Verkennung diesen lichtumstrahlten Geistesboten der Menschheit verhüllen wollen. Darum dürfen sie aber auch nach der andern Seite hin sagen: Kommt zu uns, ohne irre zu werden durch das Wort Anthroposophie, ohne euch abhalten zu lassen durch üble Vorurteile gegen den Führer der Anthroposophie! Prüft mit aufgetanem Geist und Herzen was uns gegeben ist, und was wir allen anzubieten den Auftrag haben!

Dr. Friedrich Rittelmeyer

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Halbe

Zum 60. Geburtstage des Dichters, 4. Oktober

Vorbemerkung. Dieser westpreußische Dichter ist an demselben Tage desselben Jahres geboren wie ich, der Elsässer: er um 1 Uhr morgens, ich um 3 Uhr nachmittags, was einigen Astrologen zu ganz artigen Vergleichen Anregung gegeben hat. Unser Leben hat sich nach anfänglichen kurzen Berührungen in Berlin sehr verschiedenartig gestaltet. Man kann sich nun, auf der Höhe des Lebens, zum gemeinsamen Geburtstag unbefangen beglückwünschen. F. L.

Am Vormittage des 23. April 1893 brauste ungeheurer Jubel durch das Residenztheater Siegmund Lautenburgs zu Berlin: Max Halbes „Jugend" erlebte ihre Premiere. Kaum einer von allen denen, die dieser frühlingssonntäglichen Aufführung beiwohnten, wußte etwas über den jugendlichen Verfasser und über die vielen Enttäuschungen, die seine siebenundzwanzig Jahre schon umschlossen; und keiner der Freunde, der nach diesem stürmischen Theatererfolge dem Dichter eine glänzende dramatische Laufbahn prophezeite, hat Recht behalten. In Halbes Leben ist jener 23. April 1893 ein Sonntag geblieben — und die Lebenswoche hat viele Alltage.

Alltag war schon seine Kindheit gewesen, sonnenloser Alltag droben im dörflichen Guettland, im Werder der Weichsel, über das vom Meere her die Stürme gehen, über das blau und silhouettenhaft die alten Türme von Danzig schauen und durch dessen endlose Weite Winters der Eisgang donnert und schollert. Das Kind einer disharmonischen Ehe — und selber früh voller Disharmonien. Das Elternhaus verödete, als mit dem beginnenden Kulturkampf die Protestanten der Gegend die katholische Familie Halbe gesellschaftlich boykottierten. In dieser Umgebung wuchs der Knabe heran, einsam innerlich und äußerlich, mit dem Schweinejungen als einzigem Spielgefährten, zudem schon zeitig, allzuzeitig von den Leidenschaften der Wut und des Trotzes gezaust. Wilde Gymnasiastenjahre in Marienburg, im Schatten des alten Deutschordensschlosses, folgten. Verbummelt, düster und menschenfeindlich, bei Mitschülern und Lehrern als „Anarchist" verschrieen — die Novelle „Dr. Sieverings Heimfahrt" berichtet davon — verließ der noch nicht Achtzehnjährige im April 1883 die Schule. Es war, als könnte er die Heimat gar nicht weit genug hinter sich lassen. Heidelberg, die Feine, ward erste Station auf der Lebensfahrt, für zwei juristische Semester, die gleichwohl auch unterm Sterne des großen Mannes an der Alma mater standen: Kuno Fischers ... und, last not least, des vortrefflichen Markgräflers, von dem der junge, schon in Marienburg dem Alkohol nicht abgeneigte Studiosus auf seiner Bude ein ganzes Siebzigliterfaß in der vorgeschriebenen Zeit bewältigte. Literatur? Sie war damals noch nicht ernstlich über den Lebenshorizont getreten, obwohl im Heidelberger „Frühlingsgarten", den später, viel später die gleichnamige Novelle verklärt auferstehen läßt, hie und da ein Gedicht aufblühte, wie in der so ganz anderen Atmosphäre der Schule ein paar kecke Satiren von der Lippe gesprungen waren. Lebensmacht wurde sie erst, als Halbe ein Jahr später nach München übersiedelte: hier geriet sein irrendes Lebensschifflein alsbald in stürmisch gehende vorrevolutionäre Wogen. Franz Held, den man um seiner kühnen Neuerungsversuche willen den Georg Kaiser seiner Zeit nennen könnte; Gottheil-Christaller, der Verfasser der „Aristokratie des Geistes als Lösung der sozialen Frage"; Ludwig Scharf, der Sänger der Tschandala-Lieder; der spätere Abgeordnete Schönlank, damals Redakteur der „Münchener Post" und zugleich stadtbekanntes Original, der zum Gaudium der Münchener seine frugale Abendmahlzeit auf den Stufen der Staatsbibliothek einzunehmen liebte: das war der

Kreis des jungen Studenten — der hier im Übrigen seiner Fakultät entlief und zur Germanistik überging, um Moritz Carrière, den großen W. H. Riehl und den alten Bernays zu hören. Friedrich Hebbel, Heinrich von Kleist, Otto Ludwig waren seine geistige Nahrung; indem er an ihren Felsen schlug, begann ihm selbst die dramatische Ader zu rinnen. Im September 1884 wurden die ersten Szenen zum „Emporkömmling" geschrieben.

Man lebte leicht und lustig, allzuleicht und allzulustig in der Münchener Bohème. Nach einem Jahre dieses Treibens hatte der westpreußische Bauernsohn das stark ans Gewissen pochende Gefühl, daß er abermals am Rande des Verbummelns stand. Gesunder Instinkt trieb ihn hinweg. Er schnürte sein Ränzel und zog nordwärts, nach Berlin. Das quartier latin wurde neuer Lebensschauplatz — das Haus in der Brunnenstraße Nr. 4, wo er wohnte und bald die spätere Gattin kennen lernte, zehn Jahre später heiterer Schauplatz der Komödie „Lebenswende".

In Berlin sattelte er zum zweiten Male um. Geschichte war das Fach, das ihn nun lockte, und die Papstgeschichte sein besonderes Lieblingsgebiet. Ihr entnahm er das Thema zur Doktordissertation: „Kaiser Friedrich II. und sein Verhältnis zu den Päpsten seiner Zeit". Die Vorarbeiten wurden in Berlin angefangen — Weiterarbeit am „Emporkömmling" und seine schließliche Beendigung gingen nebenher, und nebenher ging ein reger Verkehr mit dem Hause Marschall, das, gleichfalls aus dem Danziger Werder entstammend, später der „Vossischen Zeitung" den glänzenden Musikkritiker — und Gerhart Hauptmann die zweite Gattin gegeben hat. Dort lernte er den Maler Walter Leistikow kennen, dort führte er den jungen Naturburschen Emil Strauß ein, mit dem er gewaltige Nachtmärsche in die Berliner Umgebung machte. An Literarischem brachte die Zeit einen größeren Aufsatz über Ibsens „Frau vom Meer", den Michael Georg Conrads aufrührerisches Kampfblatt „Die Gesellschaft" druckte, wo bald auch die ersten dichterischen Arbeiten des jungen Autors eine Heimstätte finden sollten. Diesen Aufsatz sandte Halbe an den damals, noch unberühmt, noch kaum bekannt in Erkner lebenden Gerhart Hauptmann: die Antwort war ein Exemplar des Schauspiels, das bald darauf die künstlerische Welt in einen heißen Streit der Meinungen stürzen sollte: „Vor Sonnenaufgang".

Aber ehe noch mit der stürmischen Aufführung dieses Stückes die große Epoche des Naturalismus begann, hatte Halbe Berlin bereits wieder den Rücken gekehrt und sich abermals nach München gewandt, wo er, Hörer Grauerts und Heigels, den philosophischen Doktorhut erwarb, im Übrigen aber, Mitglied des Kreises um Conrad und Conradi, sich schon durchaus als Jüngstdeutscher fühlte. Das dauerte zwei Jahre.

Dann tauchte, den Kopf voller dramatischer Ideen, der Vierundzwanzigjährige wieder in Berlin auf. Nun lernte er auch Hauptmann kennen — in dessen Wohnung in der Schlüterstraße, und in Gesellschaft Otto Brahms, an jenem denkwürdigen Abend, an dem die Aufführung von „Vor Sonnenaufgang" in der „Freien Volksbühne" beschlossen wurde. Wie für das ganze Jüngste Deutschland begann an jenem Tage unter dem starken Eindruck des Stücks auch für Halbe die rein naturalistische Epoche, — die lange Zeit Licht und Schatten über den Lebensweg des Dichters werfen sollte.

Der erste Tribut, den er der neuen Kunstrichtung zollte, war das 1890 beendete Schauspiel „Freie Liebe" mit dem Untertitel: „Szenen junger Leute von 1890". Der Stern Hebbels, der noch über dem „Emporkömmling" geleuchtet hatte, war verblaßt, ein Eigenes, Selbständiges war gefunden — und wurde von den Theatern prompt abgelehnt ...

Der Sommer 1890 sah Halbe bereits wieder in München und als eifriges Mitglied des „Akademisch-philosophischen Vereins" und der „Gesellschaft für modernes Leben". Gumppenberg und Schaumberger wurden die nächsten Genossen, in stürmischer Anziehung lernte er Frank Wedekind kennen, heftige Debatten bei tropfenden Kerzen in leergetrunkenen Weinflaschen hielten die Freunde oft bis vier Uhr morgens an den Marmortischen des Café Luitpold fest. Anderthalb Jahrzehnte war dieser enthusiastisch-wechselvollen Freundschaft zu dauern beschieden.

Wieder schlug das Lebenspendel nach Berlin zurück. Der Fünfundzwanzigjährige gründete Familie und Haushalt: eine Zweizimmerwohnung in der Kulmstraße wurde der Schauplatz ersten Ehe- und Vaterglücks (denn 1891 wurde der erste Sohn geboren, dem in kleinen Abständen eine Tochter und abermals ein Sohn folgten) — und ernster Arbeit in dem frei gewählten und hoffnungsvoll vor dem jungen Stürmer und Dränger liegenden Beruf. Er stand nun auf eigenen Füßen, und es galt für ihn, sich durchzubeißen. Eine lange Novelle „Fertig“ wurde geschrieben; unter dem Titel „Der Kämpfer“ ging sie später in die Buchausgabe über. Das soziale Drama „Eisgang“, das seine Motive aus der westpreußischen Heimat schöpfte, entstand rasch, während die freundschaftlichen Beziehungen seines Verfassers zu Otto Erich Hartleben, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, Richard Dehmel und dem ganzen Friedrichshagener Kreis sich anspannen, in dem gelegentlich auch die faustische Gestalt Strindbergs auftauchte. In Friedrichshagen las Halbe vor den Freunden und außerdem vor den beiden Volksbühnengewaltigen, den Brüdern Heinrich und Julius Hart, sein Stück zum ersten Male vor, und die Aufführung in der „Freien Volksbühne“ wurde ins Auge gefaßt. Zum ersten Male, nach vielen Enttäuschungen, eroberte sich also ein Drama des jungen Dichters die Bretter, und wenn es sich auch darauf nicht halten konnte, so gab doch die Aufführung seinem Verfasser manchen nützlichen Wink für die Bühnenwelt und ihre nur im Rampenlicht sich entschleiernden Gesetze; und obendrein gab sie ihm als schönstes Geschenk die Lebensfreundschaft mit dem damaligen Regisseur, J. G. Stollberg, der nachmals, als Direktor des Münchener Schauspielhauses, manchem Halbeschen Stück, sei es mit Segensspruch, sei es mit der Geburtszange, ans Licht der Theaterwelt verholfen hat.

Gleich nach der Aufführung, befeuert von dem noch nachhallenden Bühnenerfolge, gereizt auch durch manchen Widerspruch der Kritik, warf sich Halbe auf einen neuen dramatischen Plan. Wie beim „Eisgang“ bot die westpreußische Heimat die Menschen und den Schauplatz. In zwei Monaten wurde das Stück niedergeschrieben. Es trug den Titel „Im Pfarrhofe“ und wurzelte in Eindrücken, die, neun Jahre früher, der junge Mulus auf einem Verwandtenbesuch beim alten Pfarrer Rompf in Griebenau nahe Thorn gewonnen hatte. In der Literatur- und Bühnengeschichte aber lebt es und wird es leben unter dem Titel „Jugend, ein Liebesdrama“. Paradox und fast humoristisch erscheint es, daß dieses Werk, noch heute eines der meistgespielten deutschen Schauspiele, ehe es das Licht der Rampen erblickte, eines der meistabgelehnten Stücke gewesen ist und daß ein Theaterdirektor — wir wollen den Namen mit dem Mantel christlicher Liebe decken! — in seinem Ablehnungsbrief wörtlich schrieb: „Ein Bühnenerfolg ist nahezu ausgeschlossen“!

Den Sommer nach der Beendigung des Werkes verlebte Halbe mit seiner Familie, im heiterländlichen Genusse der neugewonnenen Freundschaft Otto Julius Bierbaums, in Amerland am Starnberger See; von hier aus gingen die Abschriften seines Schmerzenskindes an die Theaterkanzleien, und hierher kamen sie, eine nach der andern, wie Bumerange zurückgeflogen. Des Dichters besorgte Gattin stellte sich allmorgendlich vor der Poststation auf, um den Briefträger „abzufangen“ und dem nervös und nervöser werdenden unglücklichen Autor die neue Enttäuschung möglichst schonend beizubringen.

In Leistikows Berliner Atelier las Halbe, nach der Reichshauptstadt zurückgekehrt, das Werk Emanuel Reicher vor, der damals gerade ein Stück für die Wiener Theaterausstellung suchte; auch Hartleben und Ludwig von Hofmann waren dabei. Doch die Sache kam auch diesmal nicht zustande, die martervolle Wartezeit begann von neuem. Inzwischen entstanden dem unermüdlich arbeitenden Dichter die ersten Szenen zum „Amerikafahrer“. Endlich zeigte sich ein Lichtblick: durch die Freie Volksbühne war Halbe in Verbindung mit Rudolf Rittner, dem nachmaligen ersten Darsteller des Florian Geyer, gekommen, der die Handschrift dem in allen Wassern und Laugen des französischen Schwankes gewaschenen Intendanzrat Siegmund Lautenburg, Ritter vieler Orden, übermittelte; und Lautenburg erklärte endlich gnädig, daß er das Stück spielen wolle — unter gewissen Kautelen allerdings: er könne die Aufführung nämlich nur wagen, wenn

sein nächster französischer Schwank im Residenztheater einen **mittleren** Erfolg habe; habe er nämlich großen Erfolg, so sei an ein neues Stück nicht zu denken — und habe er keinen Erfolg, so müsse sofort ein neuer französischer Schwank die Scharte im Hauptbuche auswetzen. Von solchen Vorbedingungen also hing das Schicksal eines Stückes ab, das nachmals zahllosen Theaterdirektoren besser als alle französischen Schwänke die Kassen gefüllt hat!

Im März 1893 war es, daß Hauptmanns „Weber" mit ungeheurem Erfolge zum ersten Male gespielt wurden. Mit geballten Fäusten saß Halbe, der warten, warten und nochmals warten mußte, im Hause seines Schwiegervaters in Derben a. d. Elbe: alle kamen sie dran — wann würde denn einmal seine Stunde schlagen?!

Sie schlug schnell und ganz unvermittelt. Sonntag, den 16. April liest der ahnungslose Dichter zufällig in der Zeitung, daß die Proben zu „Jugend" begonnen hätten und daß die Aufführung auf den 23., nächsten Sonntag also, festgesetzt sei. Er eilt nach Berlin und findet die Vorbereitungen bereits in vollem Gange. Lautenburg selbst, der geringes Vertrauen zu der Sache hat, hält sich abseits und greift erst bei der Hauptprobe mit seinen erfahrenen Händen ein. Und dann kommt jene Aufführung mit Rittner, Jarno, Biensfeldt und der herrlichen — bisher überall entlassenen — Vilma von Mayburg als Ännchen, kommt jener erste große Erfolg, von dem später der alternde Dichter selbst melancholisch rückblickend bekannte, daß er ihn „schwer errungen und teuer bezahlt" hat.

Gott weiß, aus welchen vertraglichen Gründen Lautenburg das erfolgreiche Stück nach sieben Aufführungen absetzte! Erst im Oktober desselben Jahres wurde es im „Neuen Theater" wieder aufgenommen und erst zwei Jahre, auf den Tag, nach der Premiere im Residenztheater begann es, von der Bühne des Brahmschen „Deutschen Theaters" aus, seinen eigentlichen Siegeszug.

Kaum daß die Woge ihn emporgehoben, glitt Halbe wieder ab. Ein Schwank in Knittelreimen, der schon während der Wartezeit begonnene „Amerikafahrer", erlebte dreiviertel Jahre nach dem Erfolg der „Jugend", am 3. Februar 1894, einen Durchfall ohnegleichen. Der schwer enttäuschte Dichter ging auf eine längere Reise, die ihn über Hamburg und Bremen, über Köln, Wiesbaden, Frankfurt und München nach Zürich und schließlich an die Riviera führte. Neues Mißgeschick harrte dort seiner: das Manuskript eines Romans, den er in Amerland, auf einen Vorschuß des Verlegers S. Fischer hin, zu schreiben begonnen hatte (und aus dem die Künstlergeschichte „Ein Meteor" ein Bruchstück ist) wurde ihm gestohlen. Auf der Rückreise fand er am Bodensee, in Kreuzlingen, ein schönes Landhaus, das es seinem Herzen antat. Der Abschied von Berlin, der Stätte so vieler Enttäuschungen, war leicht beschlossene Sache. An seinem alten Schicksalstage, dem 23. April, elf Jahre nach der Jugendpremiere, ein Jahr vor der Wiederaufführung im „Deutschen Theater", zog Halbe mit den Seinen in Kreuzlingen ein.

Es war eine glückliche und doch auch nicht glückliche Zeit, die der schwer kämpfende Dichter an dem schönen, rebenbekränzten, obstbehangenen Ufer des Schwäbischen Meeres verlebte. Bedenkliche Nervenzustände leiteten eine böse innere Krisis ein. Menschliche Konflikte bedrängten ihn: er trennte sich von seinem Verleger S. Fischer; durch Vermittelung Paul Schlenthers fanden seine Werke bei Georg Bondi eine neue Heimstätte. Anderes kam hinzu: das Drama, mehr noch das Theater hatte ihn vielfach enttäuscht, mit Macht zog es ihn zum epischen Schaffen. Unter dem milden Stern Gottfried Kellers entstand allerlei Prosaisches, aber die Kraft reichte nicht aus, es blieb Bruchstück, es blieb liegen. Der Plan zum „Tausendjährigen Reich", der hier entworfen wurde, war des Dichters Echo auf den magischen Lockruf des Theaters, der in seiner Brust nicht verstummen wollte. Er verließ die Seinen und stürmte, von Unrast gejagt, nach Berlin, nach Wien. Schließlich brach er sein Gezelt in Kreuzlingen ab und zog am 14. März 1895 in München ein — das ihm nun für immer zweite Heimat wurde.

Das „Tausendjährige Reich" war liegen geblieben, wie so vieles, wie fast alles aus jener Zeit; die Komödie „Lebenswende" hatte es verdrängt. Ihr gehörte Halbes Arbeit während des Jahres 1895, und er mochte große Hoffnungen auf dieses Kreuzweg- und Übergangsstück mit dem neu-

geschaffnen Titelwort setzen, das gerade zu seinem dreißigsten Geburtstag fertig war. Am 21. Januar wurde die Komödie in Brahms „Deutschem Theater“ mit Rittner als Ebert, mit Else Lehmann, Pauli Eberti, Emanuel Reicher zum ersten Male gespielt — aber die Aufnahme war, nach des Dichters eignen Worten, „nur so zwischen Schlaf und Wachen“.

Große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Halbes, dem sich, nach jähem Aufstieg, der dramatische Erfolg nun schon zum zweiten Male hartnäckig versagte. Wieder, wie schon in Kreuzlingen, langte er in dieser Stimmung nach epischen Stoffen, wieder nahm er seinen Roman auf, wieder brach er ihn ab. War die Zeit der epischen Reife noch nicht gekommen? Man könnte es glauben, wäre nicht in jener Zeit eine Novelle entstanden, die zu dem Besten zählt, was Halbes Kunst überhaupt gelang: die Dorfgeschichte „Frau Meseck“, ein wahres, den besten Vorgängern seiner Gattung nicht unebenbürtiges Kabinettstück der Menschengestaltung, Landschaftschilderung und Stimmungsmalerei, das denn auch sofort einen nachhaltigen literarischen Erfolg einbrachte. Und so stark und lebenskräftig war der Stoffkomplex, der sich zu dieser Erzählung verdichtete, daß er, unmittelbar nachdem er in Zweig und Blüte geschossen, noch ein zweites Reis emportrieb: den Plan zu „Mutter Erde“.

Freilich kam es nicht sogleich zur Ausführung dieses großen Gedankens. Schwere Lungenentzündung warf den Dichter nieder, bange, lebensgefährliche Wochen vergingen, ehe die erlösende Krise eintrat. Auf einer weiten Reise, nach Italien, suchte er Erholung und die Kraft, die zur Meisterung des weitschichtigen Stoffes nötig war. Im Herbst nächsten Jahres, am 18. September, erschien „Mutter Erde“ zum ersten Mal auf dem „Deutschen Theater“, in einer Besetzung, die einzigdastehend und des starken, dramatisch-lebenskräftigen Werkes würdig war. Die Hauptrollen trugen die ersten Namen der naturalistischen Schauspielkunst: Else Lehmann, Rudolf Rittner, Hermann Müller, Paul Biensfeldt, und auch die kleineren Rollen waren sämtlich mit Schauspielern besetzt, die nachmals zu Führern einer neuen theatralischen Generation werden sollten. Max Reinhardt spielte den Inspektor Zindel. Der Erfolg war groß.

Aber auch diesmal wollte er Halbe nicht treu bleiben. Als der Dichter übers Jahr sein erstes historisches Schauspiel, das Renaissancedrama „Der Eroberer“, auf die Bühne brachte, gab es einen riesigen Theaterskandal mit wildgewordenen Parkettbesuchern, die während der letzten drei Akte fast ununterbrochen zischten, johlten, lärmten, wieherten — und einigen Börsianern sogar, die vor der Direktionsloge ausspuckten ...

Doch Halbe erlebte eine rasche Genugtuung. Das Schauspiel „Die Heimatlosen“, dessen Idee sich in seinem Hirn noch während der Aufführung des „Eroberers“, im Lärm der hitzigsten Theaterschlacht, geboren hatte, errang in derselben Spielzeit, auf der selben Bühne, vor demselben Publikum einen schönen Erfolg. Und das gleiche Jahr — 1899 — sollte sich dem Dichter noch als besonders produktiv erweisen, denn es schenkte ihm endlich den großen Wurf des „Tausendjährigen Reiches“, das schon vor Jahren in Kreuzlingen zum ersten Male über den Horizont getaucht war, und dessen Uraufführung am Hoftheater München — Halbe kehrte nun zum ersten Male den Berliner Theatern den Rücken — einen außerordentlichen Erfolg brachte.

Wieder war Halbe von den epischen Zielen, die er sich gestellt und zu denen er schon einen glückverheißenden Schritt getan hatte, abgedrängt worden, und noch ein volles Jahrzehnt sollte es dauern, bis er den Weg zu ihnen zurück suchte. Ein Jahrzehnt, in dem es „bergauf, bergab, im Reifedrang des Strebens“ ging. Das Schauspiel „Haus Rosenhagen“ fand bei seiner Uraufführung in Dresden großen Beifall und ist seitdem Repertoirestück der deutschen Bühnen geblieben; „Walpurgistag“ wurde ebendort lau aufgenommen. Der „Strom“, nächst „Jugend“ Halbes bekanntestes Drama, erneuerte noch einmal den alten Glücksstern, und sein Erfolg, ausgehend von der Wiener „Hofburg“, schuf für den Dichter, innerlich wie äußerlich, eine neue Situation. Die stark satirische „Insel der Seligen“ wurde in München ausgezischt, das große dramatische Gemälde des „Wahren Gesichts“ fand, unter Baron Bergers verständnisvoller Leitung, im „Deutschen Schauspielhaus“ in Hamburg freundliche Aufnahme. Und schließlich brachte



1908 die Künstler- und Ehekomödie von den „Blauen Bergen“ in Berlin wieder einen unverhohlenen Mißerfolg. Da endlich brach der epische Strom, der lang aufgestaute, durch — es war genau zehn Jahre nach dem „Tausendjährigen Reich“.

Dies ganze Jahrzehnt hatte Halbe in München gelebt, wo sich, besonders seit der Jahrhundertwende, um ihn, um den Grafen Eduard von Keyserling und um den eben aus der Pariser Verbannung zurückgekehrten Frank Wedekind ein sehr geschlossener Kreis gesammelt hatte. Diese drei Männer bildeten damals so etwas wie einen Dreibund, der in allen künstlerischen Dingen Münchens eine Art Diktatur ausübte. Alle drei standen zu jener Zeit auf der Sonnenhöhe ihres Lebens und in der Vollkraft ihres Schaffens: Keyserling schrieb in diesen Jahren „Dumala“ und die „Abendlichen Häuser“, er war noch nicht von dem Siechtum befallen, das ihn so bald an die Matratzengruft fesseln sollte, und Wedekind brannte eben das Feuerwerk des „Marquis von Keith“ ab. Damals, in dem ersten Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende, ging es in Schwabing nicht weniger leicht und lustig her, als in den Tagen, da der junge Student diesem Capua und der Gefahr des Verbummelns entflohen war. Es war die tolle Zeit der „Elf Scharfrichter“, mit denen Halbe enge Verbindung unterhielt; es war die Zeit, da die Schwabinger Kunst- und Literaturkreise sich nächtlicherweis auf den berühmten Kegelbahnen versammelten, da Wedekind allnächtlich bis zum Morgengrauen in der Torggelstube zu finden war, da der Fasching mit seinen lebenslustigen Bals Parés in voller Blüte stand, die große Zeit des „Simplizissimus“, zu dessen Verleger Albert Langen Halbe in jenen Jahren überging. Wie ein Schatten fällt über diese Zeit ein schwerer menschlicher Konflikt mit Wedekind, der die alte Freundschaft zerstörte, und auch, als er nach drei Jahren mittels einer etwas künstlichen Versöhnung beigelegt wurde, nur verharschte, nicht vernarbte.

1910 erfolgte der epische Durchbruch: Halbe sandte seinen ersten großen Roman hinaus, „Die Tat des Dietrich Stobäus“; und sechs Jahre später ließ er ihm einen zweiten mit dem Titel „Jo“ folgen, der so recht sein Lebensroman geworden ist. Beide zeigen eine gereifte meisterliche Kraft der Gesichte, der Darstellung und des Gedankens, wie sie leider nicht überall in gleichem Maße in den in der Zwischenzeit entstandenen Dramen — „Der Ring des Gauklers“ und „Freiheit“ — wirksam ist. Schuld daran mag wohl sein, daß der Dichter in diesen Jahren eine lange und schwere Nervenkrise, mit schlimmen Zuständen von Angst und Verfolgungswahn, durchlebte, die nur langsam verebben wollte und, als sie verklang, unmittelbar in den bald nach der Aufführung von „Freiheit“ losbrechenden Krieg mit seinen Sorgen und Schrecken einmündete. So ist seither Halbes Schaffen, das seinem Werke die Dramen „Schloß Zeitvorbei“, „Hortense Ruland“ und die Komödie „Kikeriki“ hinzufügte, spärlich und ohne den rechten Segen gewesen. Vergeblich harren bis heute die vielen Freunde seiner in hohen Auflagen verbreiteten Romane darauf, daß er aus problematischen Komödienversuchen den Weg zum Roman zurückfindet, der offensichtlich seinem besonderen Talent größere und breitere Wirkungsmöglichkeiten gibt als das Drama und namentlich die Komödie.

Denn gerade die Romane und ein Werk wie „Frau Meseck“ zeigen, daß Halbe ein echt deutscher Dichter im umfassendsten Sinne des Wortes ist: kühn in Sturm und Drang, aufrecht in der Gesinnung, innig im Gefühl und im Verhältnis zur Mutter Erde, zart in den Naturstimmungen, stark im Erklingenlassen betörender Lebensmelodie. Den Glauben an die unsichtbaren Schicksalsmächte, an die Erde, die Liebe, die Jugend und das Glück hat in unserer Zeit kaum ein anderer Dichter so leidenschaftlich und innig zu verkünden gewußt wie dieser Sohn der westpreußischen Scholle, deren großes, heute doppelt schmerzlich-zeitgemäßes Epos wir noch immer von ihm, gerade von ihm erwarten und fordern.

Hans von Hülsen

Bruno Bauchs Hauptwerk

Der Jenenser Philosoph Bruno Bauch hat vor 2 Jahren ein umfangreiches Buch erscheinen lassen, das dem Gebiete der wissenschaftlich-systematischen Philosophie angehört und den Titel „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit" trägt (erschienen im Verlag von Felix Meiner in Leipzig, 1923, VIII., 543 S.). Die große Bedeutung, die diesem neuesten Werke Prof. Bauchs innerhalb der Veröffentlichungen der philosophischen Literatur etwa des letzten Jahrzehnts zukommt, rechtfertigt es, wenn wir die Aufmerksamkeit des im allgemeinen nicht fachphilosophisch vorgebildeten Leserkreises des Türmers diesmal auf etwas schwierige und abstrakte Gedankengänge hinlenken.

Auf Grund des Titels könnte es den Anschein gewinnen, als ob es sich in dem vorliegenden Buche um die Darstellung der drei in der Überschrift bezeichneten speziellen philosophischen Probleme handelte. In der Tat stehen die Wahrheitsfrage, die Wertfrage und das Wirklichkeitsproblem im Mittelpunkt der Untersuchungen. Wie es aber in der Philosophie streng genommen überhaupt keine Sonderprobleme gibt, sondern jedes Sonderproblem in den Gesamtzusammenhang des Systemganzen hineingeflochten ist und nur von diesem aus Sinn und Bedeutung und seine Lösung erfahren kann (im Gegensatz zu den empirischen Wissenschaften, in denen sich Einzelprobleme sehr viel leichter gesondert behandeln lassen), so hat auch der Verfasser mit der Herausstellung dieser drei Problemkomplexe nichts anderes liefern wollen und können als Bausteine zur Errichtung eines systematischen Ganzen. Er hätte sein Werk daher mit vollem Recht einen Systemversuch nennen können, sofern das philosophische System Voraussetzung und Ziel all seiner Untersuchungen ist in dem Sinne, wie er selbst zwischen historisch in die Erscheinung tretenden Systemversuchen und dem diesen objektiv zugrunde liegenden Systemganzen der Philosophie unterscheidet.

Das philosophische System ist ein lebendiger Organismus, ein Gebilde von Fleisch und Blut, von Knochen und Muskeln, und vor allem mit einem Herzen, welches das Ganze durchwaltet und durchpulst. Dadurch unterscheidet es sich von dem bloßen Aggregat beliebig zusammengesetzter Ansichten, aus dem man ohne Schaden einen Teil herausnehmen und einen anderen dafür einsetzen kann. Bauchs Werk ist ein System von echtem Schrot und Korn, einheitlich und organisch geschaut und gedacht; man fühlt den Pulsschlag des Herzens und die volle Hingebung der Seele nicht nur in seinen zentral gelegenen Teilen, sondern bis in die peripherischen Auswirkungen und Ausstrahlungen hinein.

Was also die historische Orientierung angeht, so muß zuvor noch auf einen prinzipiellen Punkt hingewiesen werden. Er betrifft die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung, den Fortschritt des philosophischen Gedankens von System zu System. Auch hierüber finden sich in dem Werke sehr wertvolle und treffende Bemerkungen. Man hat die gesamte Philosophiegeschichte gelegentlich mit einem großen Friedhof verglichen, auf dem sich ein Systemgrab an das andere reiht, und man stößt oft auf die ebenso irrige wie weitverbreitete Ansicht, daß jeder Denker eigentlich ganz von vorne anfangen müsse, wenn er sein System errichtet, daß jeder Systematiker gleichsam in einem selbstgezimmerten Gehäuse sitze, aus dem er nicht mehr heraus könne und das ihn von jeder Berührung mit der Außenwelt absperre. Solche Meinungen münden dann meist in völligen Skeptizismus aus, in radikalen Zweifel daran, ob die Philosophie überhaupt einen Sinn und eine Existenzberechtigung habe. Daß diese Ansicht völlig verfehlt ist und als solche von jedem erkannt werden muß, der einmal tiefer in die Problemzusammenhänge der Geschichte der Philosophie eingedrungen ist, dafür liefert gerade Prof. Bauchs vortreffliches Buch den besten Gegenbeweis. Auch die Philosophie ist und soll nichts anderes sein als strenge und ernste wissenschaftliche Arbeit, die in einem kontinuierlichen Zusammenhang steht, wo ein Problem das andere aus sich hervortreibt und ein Forscher da weiterarbeitet, wo der andere aufgehört hat. So gibt es in der Philosophie ebenso einen Fortschritt wie in den besonderen Wissenschaften, wenn dieser auch nicht so sichtbar und handgreiflich in die Erscheinung



tritt und durch häufigere Rückschläge und Seitensprünge gehemmt und aus der geraden Bahn herausgeworfen zu sein scheint. Dies kann nicht anders sein, wenn man unter Philosophie wie Kant, Hegel und der Verfasser unseres Buches nicht ein fertiges, zu irgend einer Zeit abgeschlossenes und zu Ende gekommenes Gebilde, sondern eine Aufgabe und ein Ziel versteht, eine zu erfüllende Idee, der alle wirkliche, von Menschen erdachte Philosophie stets nachzustreben, von der sie jeweils ein Stück an sich zu reißen hat, damit dem Ziel wohl näher zu kommen, es aber nie ganz zu erreichen vermag.

Von hier aus gesehen bedeutet es nun sicherlich keine Schmälerung und Herabsetzung der durchaus originalen und selbständigen Leistung des Verfassers, sondern vielmehr gerade die höchste Anerkennung derselben als solcher, wenn wir sagen, daß hier im Anschluß und unter voller Berücksichtigung und Verarbeitung des bisher im Rahmen des kantischen und neukantischen Denkens Geleisteten ein wirklicher Fortschritt über dieses hinaus erzielt worden ist; hier ist die Kontinuität mit dem bisher Vorhandenen im besten Sinne gewahrt und gerade deshalb ist die wissenschaftlich-philosophische Arbeit durch dieses Buch um ein gutes Stück vorwärts gekommen. Geschichtlich aber fügen sich die Untersuchungen des Verfassers ganz allgemein in den weiten Rahmen ein, den wir kantische oder Transzendental-Philosophie nennen. Das schließt nicht aus, daß auch wichtige Gedanken der griechischen Philosophie, besonders Platons, weitergebildet und nach ihrem Durchgang durch den transzendentalen Grundgedanken und im Sinne dieses neu bearbeitet und fortgeführt werden; das schließt ferner nicht aus, daß auch Hegel hier in irgend einer Weise aufgearbeitet ist, weniger vielleicht durch unmittelbaren Anschluß an seine Problemstellungen als in der allgemeinen philosophischen Einstellung überhaupt und der methodischen Behandlung dieser Probleme. Darüber wird später noch zu reden sein. Innerhalb des Neukantianismus steht Prof. Bauch der südwestdeutschen Schule am nächsten, was durch die Widmung des Werkes an Heinrich Rickert, den derzeitigen Führer dieser Schule, schon äußerlich zum Ausdruck kommt; aber auch von Lotze, dem diese Schule vieles verdankt, spüren wir starke Einflüsse, und schließlich stimmt der Verfasser in wesentlichen Punkten mit Gedanken der Marburger Schule, also vor allem Hermann Cohens, überein. Gerade dieses Letztere scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein; es dürfte viel dazu beitragen, diese beiden im Vordergrund stehenden neukantischen Schulen einander anzunähern und damit zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenzuschließen. Insofern trifft ein lange vor dem Erscheinen dieses Werkes geschriebenes Wort Rickerts auch heute noch den Nagel auf den Kopf, welches sagt: „Bruno Bauch zeigt, daß sich Marburger Anregungen sehr gut mit südwestdeutschem Denken vereinigen lassen". Aber es kann sich bei der Aufzeigung derjenigen philosophischen Richtungen und Strömungen, an die des Verfassers Werk mittelbar oder unmittelbar anknüpft, wie noch einmal besonders hervorgehoben sei, nicht um mechanisch zusammengelesene Bestandteile aus verschiedenen Systemen, also um so etwas wie einen eklektischen Synkretismus, handeln, sondern wir haben es hier mit einem streng in sich geschlossenen, wertvolle Gedanken verschiedener Schulen zusammenschweißenden, aus einem einheitlichen Grundprinzip organisch entwickelten Systemversuch zu tun oder zum mindestens doch mit den sorgfältig und gewissenhaft aufgeführten Grundmauern zu einem solchen. Denn daß hier drei zentrale, mit dem Ganzen des Systems innig verschlungene Problemzusammenhänge herausgegriffen und nicht in ihrer Besonderheit, sondern vor allem in ihrer durchgängigen Bezogenheit aufeinander und auf das Ganze dargestellt werden, darin liegt die in hohem Maße systembildende Kraft dieses Werkes bereits beschlossen. Wir haben es aber hier nicht mit einem vollabgerundeten Systemgehäuse zu tun, in dem sich sicher und bequem wohnen läßt, also nicht mit letzten und endgültigen Festlegungen, sondern der Charakter dieses Systemversuchs besteht gerade darin, daß er der weiteren philosophisch-wissenschaftlichen Arbeit vollen Spielraum läßt, überall die Tore künftiger Forschung weit offen hält und somit streng genommen kein geschlossenes, sondern ein „offenes System" im Sinne Rickerts ist.

Daß der Verfasser nicht einseitg auf eine ganz bestimmte Schule oder Richtung festgelegt ist, darin sehen wir die besondere Stärke seiner Position. Dies soll im folgenden kurz gezeigt werden, indem wir aus der Fülle der behandelten Probleme und Fragen nur einige besonders fruchtbare und bedeutsame herausgreifen.

An den Untersuchungen über das Problem der Wirklichkeit lassen sich Methode und Behandlungsweise des Verfassers besonders deutlich aufzeigen. Die Empfindung ist zunächst das wichtigste Wirklichkeitskriterium, sofern sie dasjenige Element im Problem des Erkennens bildet, das uns in irgend einer Weise auf den wirklichen Gegenstand hinweist, uns mit diesem in Beziehung setzt. Davon aber, daß der reine Sensualismus dieses Problem in seiner ganzen Komplexheit und Verschlungenheit lösen könnte, kann allerdings nicht die Rede sein. Der Empfindung kommt lediglich die Aufgabe der besonders deutlichen Stellung und Aufzeigung des Problems zu. Sie gibt gleichsam nur den ersten Anstoß dazu, daß das Wirklichkeitsproblem einmal in seiner ganzen Problemhaftigkeit überhaupt gesehen werden kann. Und daß die Probleme als Probleme überhaupt richtig gesehen und gestellt werden, damit ist gegenüber der Problemblindheit zahlreicher Richtungen der gegenwärtigen Philosophie schon viel genommen. Philosophie ist eben schließlich nichts anderes als die Schärfung des Blicks für die Problematik des Seins, als das Sichtbarwerden von Problemen und Problemzusammenhängen, an denen das naive Denken und z. T. sogar die Einzelwissenschaften mit gutem Recht sorglos vorübergehen. Bei der Empfindung können wir also nicht stehen bleiben. Die Wirklichkeit ist vielmehr mit dem objektiven Geltungszusammenhang der Wahrheit selbst unlöslich verbunden. Und gerade weil sie vom subjektiven Denken des Individuums unabhängig ist, ihm gegenständlich gegenübersteht, muß sie vom objektiven Denken ihre Geltung empfangen, um überhaupt wirklich sein zu können. So wenig sie mit der Wahrheit selbst zusammenfällt, so ist sie doch nichts ohne und außerhalb der logischen Geltung der Wahrheit. Sie ist selbst nichts anderes als eine kategoriale Geltungsform, die das Wirkliche als ihr Material in sich einbezieht und damit dem Herrschaftsbereich des Logos unterwirft. Schon hier finden wir eine bedeutsame Abweichung von der südwestdeutschen Schule eines Rickert und Lask, die ein Wirkliches, Empfindungshaltiges, bloß Gegebenes, also einen irrationalen, von der Ratio nicht umschlossenen Faktor außerhalb des theoretischen Geltungsbereichs stehen lassen und somit eine Sphäre irrationaler Geltungsstruktur prinzipiell anerkennen. Und zugleich sehen wir, wie das Wirklichkeitsproblem mit dem Wahrheitsproblem unlöslich verbunden ist und ohne dasselbe nicht einmal als Problem sichtbar wird, geschweige denn einer Lösung entgegengeführt werden kann.

Dieser Abschnitt ist besonders charakteristisch für die bohrende Tiefe des Gedankens, die dem Verfasser eigen ist. Nichts wird hier einfach hingenommen; in immer tiefere Schichten gräbt die Pflugschar des Denkens hinunter, immer weiteres Erdreich wühlt sie auf. Wo ein neuer Begriff auftaucht, wird er alsbald wieder in den Schmelztiegel der Problemhaftigkeit hineingeworfen und darin von neuem aufzulösen versucht, nur um eine neue, tiefere Problemstellung aus sich herauszutreiben. Manchmal wird an einem Punkte der Untersuchung eine scheinbare Lösung erreicht, aber alsbald zeigt sich auch sie für den weiteren Fortgang als unzulänglich, stellt sich heraus, daß hier zwar ein Problem als Problem gestellt, aber noch keine Lösung gefunden ist.

Ein Teilproblem kann losgelöst von den letzten Zusammenhängen des Systems allenfalls eine vorläufige Lösung finden. Die endgültige Lösung offenbart sich erst, wenn das Ganze des Systems sichtbar wird. „Die Wahrheit ist das Ganze", so drückt Hegel diesen Gedanken aus, und daran werden wir in den vorliegenden Untersuchungen ständig erinnert. Und so ergibt sich weiter, daß das Wahrheitsproblem mit dem Geltungsproblem in enger Beziehung steht, und dieses wiederum mit dem Wertproblem. Daher bietet erst der 4. und letzte Teil des Buches Ausblicke in diejenigen Regionen des philosophischen Systemganzen, in denen die einzelnen Probleme wie die Töne einer Melodie oder eines Akkordes zusammenklingen und somit erst auf dieser zuletzt erreichten Stufe ihrer Auflösung entgegengehen. Hier kündigt sich



Festlicher Rhein — Georg Broel

auch das an, was ich den „metaphysischen“ Grundgedanken dieses Werkes nennen möchte, so wenig auch sonst von Metaphysik die Rede ist, der Gedanke nämlich von dem alles durchdringenden Logos, aus dem die Wirklichkeit zeitlos entsprungen ist und dem sie als Ziel ihrer zeitlichen Existenz wiederum zustrebt. Leider konnte gerade dieser letzte Abschnitt nur noch skizzenhaft ausgeführt werden; aber auch dies hängt sicherlich mit der Selbstbescheidung und vornehmen Zurückhaltung des Verfassers zusammen, die nur zaghaft und mit einer gewissen Scheu an die letzten Dinge rührt.

Der 2. Teil beschäftigt sich mit den fundamentalen Strukturformen der Wahrheit und gibt eine bis ins Einzelne ausgeführte Urteils- und Begriffstheorie; dieser Abschnitt behandelt also das eigentliche Gebiet der Logik. Wenn man heute noch in weiten Kreisen unter Logik nichts anderes versteht als die traditionelle formale Logik mit ihrer Lehre vom Begriff, vom Urteil und vom Schluß, die von Aristoteles ihren Ausgang genommen und von der Kant gesagt hat, sie habe bis auf seine Zeit nicht den geringsten Fortschritt über Aristoteles hinaus gemacht, so zeigen diese grundlegenden und ganz neue Ausblicke eröffnenden Untersuchungen, welche ungeheuren Fortschritte gerade auf diesem Gebiet die wissenschaftliche Philosophie seit Kant in steter, zäher und unermüdlicher Arbeit gemacht hat. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß die Einsichten, die der Verfasser über die logische Struktur des Urteils und vor allem des Begriffs gewinnt, zum Bedeutendsten, Tiefsten und Originellsten gehören, was seit Hegels Logik in der philosophischen Literatur zu Tage getreten ist.

Der 3. Teil behandelt Fragen der Wissenschafts- und Methodenlehre und schließt sich enger an die bekannten Untersuchungen Rickerts über die Methodologie der Wissenschaftsstrukturen an. Aber auch hier steht der Verfasser durchaus selbständig den schon zur Genüge behandelten Problemen gegenüber, und wenn er in den Ergebnissen in vielem mit seinem Lehrer übereinstimmt, so gelingen ihm doch oft überraschend neue und eigenartige Begründungen. So wird z. B. der vielumstrittene Gedanke der Wertbeziehung durch die scharfen, vielfach über Rickert hinausgehenden feinen und feinsten logischen Unterscheidungen m. E. bedeutend gestärkt und vertieft und die noch schwankende und oft mißverstandene Position Rickerts damit wesentlich befestigt. Grundsätzlich trifft gerade hier das oben erwähnte Wort Rickerts zu: mit der Marburger Schule verbindet den Verfasser der streng durchgeführte Methodenmonismus, die scharfe Herausarbeitung der Einheit aller wissenschaftlichen Methode und Methodenstruktur aus der übergreifenden Gesetzlichkeit des Logos selbst, von der die Naturgesetzlichkeit der exakten Wissenschaften und die Wertgesetzlichkeit der Geschichts- und Geisteswissenschaften nur besondere Fälle sind. Daß hiermit die neuen und fruchtbaren methodologischen Gedanken der südwestdeutschen Schule voll vereinbar sind, das beweist das tiefe Verständnis, mit dem der Verfasser in die logische Struktur der Geschichte als der zum Besonderen divergierenden, von allgemeinen Momenten aber ebensosehr wie die Natur durchdrungenen Wissenschaft der Wertgesetzlichkeit hineinblickt. Damit überwindet er einerseits den schroffen Methodendualismus Rickerts, dessen allzuscharfe logische Grenzabsteckungen dem wirklichen Wissenschaftsbetrieb nicht gerecht zu werden vermögen, andererseits die an der Mathematik und den mathematischen Naturwissenschaften allzu einseitig orientierten Gedanken Cohens und der Marburger, für welche eine große Wissenschaftsgruppe, nämlich die Geisteswissenschaften, überhaupt noch nicht für die methodologisch-philosophische Besinnung reif geworden war.

Diese Überwindung ist aber nicht eine Negierung der wertvollen Gedanken, an die der Verfasser anknüpft, sondern eine „Aufhebung“ im Hegelschen Sinn der Aufbewahrung in einer höheren Synthese. Und damit kommen wir zu dem, was wir am besten als das spezifisch Hegelsche Moment in der Grundeinstellung des Verfassers bezeichnen möchten. Kant hat das Geschäft der Kritik, d. h. des Analysierens, Scheidens, Absteckens der Grenzen und Bezirke vielleicht etwas zu gründlich betrieben und nicht immer den Weg zum Zusammenschluß der so getrennten Glieder und Momente zurückgefunden. Der philosophische Grundzug Hegels dagegen, des

größten Systematisators in der Geschichte des Denkens, liegt darin, daß er überall zur Vereinigung, zum synthetischen Zusammenschluß des vom Verstande Getrennten und Isolierten weitergeschritten ist. Ohne die analytische Vorarbeit Kants wäre dies nicht möglich gewesen; erst nachdem das Verstandesdenken seine Arbeit geleistet hatte, konnte das Vernunftdenken zur Synthese emporsteigen. Ein solch Hegelscher Grundzug liegt nun m. E. auch den Untersuchungen dieses Werkes durchgängig zugrunde. Überall werden Gegensätze und Alternativen ausgeglichen und versöhnt, überall wird nach der über- und umgreifenden Einheit gestrebt, überall die zunächst gegeneinander isolierten Momente und Faktoren wieder in einem höheren Begriff zusammengeschaut und vereinigt. Insofern wird man des öfteren an die dialektische Methode erinnert. Wir können dies an einem Beispiel kurz zeigen. Einer der prachtvollsten Abschnitte ist der über Rationalität und Irrationalität, ein wahrhaftes Meisterstück tiefdringender Denkanalyse. Während gewöhnlich das Rationale und das Irrationale als zwei sich ausschließende Bezirke schroff einander gegenübergestellt werden, wird hier ein Begriff des Irrationalen gefunden, der die Alternative rational-irrational übergreift und auch das Irrationale in die möglichst weit gefaßte Rationalität mit hineinbezieht. Ein schlechthin Irrationales, das gleichsam von aller Vernunft verlassen wäre, ist undenkbar; auch das Irrationale muß noch der Ratio als dem Inbegriff der Möglichkeitsbedingungen des Denkbaren irgendwie unterstehen. Es ist zwar nicht, wie Hegel sagt, selbst vernünftig, wohl aber vernunftbedingt.

Damit ist der Standpunkt des Hegelschen Panlogismus oder, wie Lask es nennt, der Panarchie des Logos gewonnen, und der Begriff, dessen Allgemeinheit die unendliche Allgemeinheit ist, ist eben der Hegelsche Begriff, so sehr auch der Verfasser den Gedanken des konkreten Begriffs abweist und an dessen Stelle den das Konkrete bestimmenden konkreszenten Begriff setzt. Damit soll der tiefliegende Unterschied der beiden Begriffslehren nicht verwischt werden, und es soll nicht gesagt sein, daß hier der Hegelianismus in irgend einer Form einfach erneuert ist, wohl aber, daß wichtige und grundlegende Gedanken in der Richtung nach diesem hin tendieren. Und damit tritt auch die Philosophie Bruno Bauchs in jenen umfassenden problemgeschichtlichen Zusammenhang ein, der heute bereits bei einer Mehrzahl von Denkern sichtbar wird, in jenen Zusammenhang, in dem das Geistesgut Kants und Hegels in irgend einer Weise sich vermählt und damit vielleicht einer neuen Epoche der Philosophie den Anstoß gibt. Diese Vermählung Kantischen und Hegelschen Geistes, nicht ihrer zeitlich bedingten Lehren, scheint uns, wenn wir die Zeichen der Zeit richtig deuten, das wichtigste Ferment in der kommenden philosophischen Entwicklung zu sein. Wir glaubten es auch am Grunde der Systematik des Verfassers, wie sie in „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit" zum Durchbruch gekommen ist, deutlich zu erkennen, und deshalb bezeichnen wir dieses Werk als im besten Sinne epochemachend, d. h. als in eine philosophische Zukunft weisend, in der Vergangenheit und Gegenwart zu neuem Leben auferstehen werden. Dr. Rudolf Metz

Eberhard Ege

Italien hat Herrn Professor Ege die schöne Villeggiatur, die er vorm Kriege in Vicovaro besaß, wieder zurückgegeben. Die „Restitution" beschlagnahmten Privateigentums ist eins der trübsten Nachkriegskapitel. Das edle Amerika gibt wohl die Beschlagnahme im kleinen frei, behält aber von den seit 1917 aufgelaufenen Erträgen 75 Prozent als Provision zurück!

Wenn es Ege in dieser Beziehung italienischerseits gut ergangen ist, so liegt das nicht etwa an einer vornehmeren Gesinnung der Regierung dieses Landes, sondern an der Erinnerung, daß man dort Ege sehr viel verdankt, und an der Hoffnung, ihm, nach seiner Rückkehr in das alte Heim, noch mehr verdanken zu können.

Ege hat in der weiteren Umgebung von Vicovaro, dann auch im Neapolitanischen, in aller Stille manche archäologischen Studien gemacht, manches alte Wertstück entdeckt und der Regierung erhalten, das ohne ihn vom Bäuerlein oder Pfäfflein heimlich entfernt und über die Grenze verkauft worden wär:.

Das wird wohl der Grund sein, warum man sich — nicht großmütig, sondern einigermaßen — anständig gegen ihn zeigt, jedenfalls es ihm ermöglicht, fortan wieder die Hälfte des Jahres dort zu leben und zu schaffen, wohin ihn sein Künstlerschicksal nun einmal verschlagen hatte.

Auch in unseren Tagen sind die Romfahrer unter den deutschen Künstlern nicht ausgestorben — ich erinnere nur an Greiner. Ege hat, wahrscheinlich ohne es gerade zu suchen, dort den Nährboden gefunden für mindestens die größere Hälfte seiner besten Schaffensjahre.

Unbeschadet mancher Figurenbilder, die er geschaffen hat, und zahlreicher Bildnisse, zu denen er sich hat bequemen müssen, ist Professor Ege mit ganzem Herzen doch nur Landschafter gewesen. Vor etwa zwanzig Jahren, kurz nachdem er sich in Italien niedergelassen hatte, mag ihm eine Neubelebung der heroischen Landschaft vorgeschwebt haben. Damals stand sie nicht eben hoch im Ansehen. Aber unser Geschlecht erkennt ja in ästhetischen Dingen als höchsten Satz nur das „variatio delectat" an, und in dem tollen Taumel, der uns Schlag auf Schlag von einer „Wahren Liebe" zur anderen geführt hat, hat sich das erneute Verständnis für die heroische Landschaft längst wieder eingestellt.

Daß wir dieses überhaupt verloren, liegt an dem Treiben der letzten Vertreter dieser Gattung. Das waren Meister in der Art des Joseph Anton Koch, der in den schweren Zeitläuften, unter denen er aufgewachsen war, nicht zur rechten Erkenntnis seines eigenen Gefühls gelangte. Seinem Anlauf zur groß gesehenen Form und zur monumentalen Linie tut immer wieder der nicht unterdrückbare romantische Hang Abbruch, den er von seinen Zeitgenossen übernimmt. So stellt sich eine Zwitterform ein, bei der Kleinliches, Malerisches in stetem Widerstreit mit Großem, Plastisch-Zeichnerischem liegt. Der ganze geistige Kampf des Tages schiebt die Künstler auf ein falsches Gleis. Sie mißachten — gerade wie es unsere Jüngsten heutzutage taten und zum Teil noch tun —das Handwerkliche zugunsten des Gedanklichen. So haben die Meister der heroischen Landschaft dieser Epoche uns die Freude an ihr verleidet, weil in ihrem Werk vielleicht am allerstärksten der klaffende Zwiespalt zwischen Wollen und Können auffällt.

Aber es gibt die alte, wahrhaft ideale, heroische Landschaft des Nicolas Poussin: gerade an die haben wir ja wieder den Anschluß zu finden vermocht.

Es war auch nicht einzusehen, warum damals, als Ege das Problem aufgriff, ein Erfolg nicht zu erzielen gewesen wäre. Trotzdem die naturalistische, impressionistisch aufgefaßte Naturdarstellung soeben einen gewaltigen Sieg errungen hatte, war dadurch eine Entwicklungsrichtung auf unabsehbare Zeit doch keinesfalls festgelegt. Ja, nicht nur die große Fläche, die scharfe, klare Weite, die edle Linie konnte einer wagen, wieder vorzuführen, es wäre nicht allzukühn gewesen, wenn er sich vermessen hätte, erneut mit Mythologie und Allegorie als Staffage zu kommen. Weil eben die Welt am Auf und Ab, am ewigen Wechsel ihr Vergnügen findet.

Ege hat sich zu seinen Zwecken nicht nur an eine ästhetisch-klassische Auffassung gewagt, sondern sich auch auf historisch-klassischen Boden begeben. Die große Landschaft „An Homerischen Gestaden" ist wohl die bedeutsamste Probe dieser Bestrebung. Noch drängt sich das Literarische oder rein Äußerlich-Gedankliche nicht an das Licht des Tags. Um das Jahr 1903, in dem das Bild entstanden ist, war man doch noch zu sehr an die Forderungen des Realismus gewöhnt, als daß ein ernsthafter Maler es hätte wagen dürfen, uns das Begräbnis der Amme des Aeneas etwa oder das Versinken seines schlaftrunkenen Lotsen im Tyrrhenischen Meer aufzutischen. So erblicken wir, statt einer Staffage aus der Aeneis, hier an deren höchst eigentlichen Stätte, nur ein kampanisches Rind, das, nebenbei gesagt, allein schon durch die Ungewohntheit seiner Erscheinung uns leise an die Antike gemahnt.

Viele Jahre später nahm Professor Ege nochmals die heroische Landschaft auf. Es handelt sich fast um dieselbe Küstenstrecke, die Gegend in der Nähe des Kaps Palinuro südlich von Neapel. Aber dieses Mal steht in der vergilischen Hochebene die klassische Staffage in Gestalt eines „Parisurteils".

Man kann das Bild nicht ganz verstehen, wenn man nichts von einer Eigenheit des Landstrichs weiß. Dort gibt es gegen Abend, nach schon eingetretener Dämmerung, eine Art merkwürdigen Rückfalls in ein Leuchten, das sich einigermaßen mit dem wahren, echten Alpenglühen vergleichen läßt. Schon ist die Dunkelheit auf das Land gefallen, da glänzt der Himmel nochmals kurz in silbrigem Schein auf. Es ist, als ob dieser vom Abendstern, von der Venus ausstrahle. Hieran knüpft der Künstler in seinem Werk. Die edle, großzügige Landschaft liegt vor uns in gedämpften, von keinen unmittelbaren Sonnenstrahlen gestützten Tönen, aus denen die Haut der Liebesgöttin wie Perlmutter hervorschimmert. Der Stern an ihrer Stirn wird wenigstens den Kundigen sogleich auf die Anspielung leiten. Malerisch belebt wird die Aufgabe noch durch den Gegensatz dieser Gestalt mit dem strotzend-prächtigen Goldton des Karnats der Hera und dem kühl-neutralen Fleisch der Pallas.

Bei der Wichtigkeit der Figuren — sie sind etwas über lebensgroß — treten diese so hervor, daß das ganze Bild nun nicht mehr den Charakter einer staffierten, heroischen Landschaft behält, sondern eines „Parisurteils" mit etwas hervorgehobenem landschaftlichem Hintergrund, zumal in der Wiedergabe, bei der das Regelnde der Farbengebung wegfällt.

Schon um die Zeit des Homerischen Gestadebildes pflegte Ege aber die Landschaft auch in einem anderen Geist, der derjenige werden sollte, in dem seine schönsten Werke geschaffen worden sind. Seinerzeit sah ich zum erstenmal mit Entzücken das Gemälde „Abend in einer römischen Villa": nun, da ich es nach Jahren wiedergesehen, hat es sogar einen noch viel größeren Eindruck auf mich gemacht. Es ist die klangreichste und satteste Symphonie in Grün, die ich kenne. Mit einem besonderen Feingefühl für die Reize der Gartenbaukunst ist der Ausschnitt so gewählt, daß er das Anheimelnde, Lauschige des Bassins mit seiner verwitterten Balustradeneinfassung, inmitten der prächtigsten Bäume, die sich rückwärts den steilen Abhang hinunterziehen, festhält. Die glühendsten Strahlen einer sinkenden Sonne prallen voll auf die Rückseite der Hauptbaumgruppe, so daß uns durch deren vorderes Laub hindurch ein fabelhaft leuchtendes Rot-Goldlicht entgegenfunkelt. Je nach der Art des Baums und der Lage der nicht mehr unmittelbar von der Sonne beschienenen Blätter, wogt uns eine unendlich reiche Abstufung von fein abgetönten Grünen entgegen. Das Gemälde ist ein koloristisches Prachtstück, bei dem die Geistigkeit des Vortrags dem blendend erfaßten und ausgestalteten Farbenproblem das Gleichgewicht hält.

Dieses nun, die Freude an der berauschenden Farbigkeit, ist der eigentliche Ausgangspunkt der ferneren Landschaftsmalerei unseres Meisters.

Wenn man so etwas liest, denkt ein jeder an Fortuny, Rossetti, Moreau, Unger und ähnliche Künstler, vor allen an Böcklin. Wie verschieden ist deren Kolorismus untereinander, und keinem einzigen unter ihnen gleicht Ege! Seine Farbe erfüllt ihn so tief und stark wie irgendeinen, und doch wüßte ich niemanden, bei dem sie sich so ungezwungen, so unprogrammatisch gäbe, wie bei unserem Künstler. Für Böcklin ist die Natur eine Stütze nur insoweit, als unbedingt notwendig ist; für Ege bleibt sie immer die unumwundene Gebieterin. Vor einem Gemälde des ersteren hat man stets den Eindruck, daß er in Farbe denkt; bei letzterem, daß er in Farbe sieht. Es ist, als ob er es vermöge, einen dämpfenden Schleier, der auf allem sitzt, hinwegzuziehen. Was unserem Auge gebrochen erscheint, versteht er rein zu sehen! So bleibt bei ihm was blau ist blau, was grün grün, was rot rot. Aber die ursprüngliche Farbigkeit wird gleichsam gesteigert, und was uns selbst in der Wirklichkeit mehr oder minder trüb erscheint, wird in seinem Kunstwerk zu einem leuchtenden Leben gebracht.

In diesem Geiste hat Ege viele Motive aus der engeren und weiteren Umgebung von Vicovaro in der Nachbarschaft Roms —wo er sich niederließ — und an der geliebten südlichen Westküste

Italiens gemalt; dann, als der Krieg ihn aus seinem schönen Besitztum vertrieb, solche an verschiedenen Stellen der Donau, des Allgäu und des Bodensees.

Von der Farbigkeit durch Worte Mitteilung zu geben ist ein schwierig Ding, ein Unding: zumal in diesem Fall, wo sie wahrhaft vollblütig durchglüht, aber, wie ich schon sagte, gar nicht kapriziös ist. Oft malt Ege auf einem roten Grund. „Rot ist das Bett der Farbe", sagt Lenbach, denn jede Farbe steht auf rot. Eges Untermalung besteht aus einer dünnen, starktonigen Fläche ohne Deckfarbe, die nicht durchwächst. So soll Gainsboroughs „Blue Boy" gemalt worden sein. „Man sieht anders auf diesem Grund; die Farben werden sonorer, man sieht sie voller und bekommt keine kalten, spröden Töne in die Augen." Manchmal, wann der Klang besonders rauschend war, fand ich, daß der Künstler den Mut gehabt hatte, hie und da kleine Fleckchen der Untermalung einfach ungedeckt zu lassen. Die roten Stellen trugen zum Funkeln der Farbe bei.

Eines der schönsten Bilder dieser Gruppe ist die „Welle" vom Jahre 1904. Die Gegend ist wiederum die tyrrhenische Küste. Seit Böcklin ist nie wieder so wässeriges Wasser gemalt worden. Fast unbegreiflich ist die Meisterschaft, mit der der Augenblicksmoment erfaßt und festgehalten wird! Aber der Maler sagt, er male gern die Bewegung, und so erklärt es sich wohl, daß er sie so gut erhaschen kann. Daraus geht schon hervor, daß er, wie in einem Furor, schnell zu arbeiten vermag. Bei der „Woge" geschah das in geradezu erstaunlicher Weise. Das Bild, etwa dreiviertel Quadratmeter groß, ist in einer Stunde fertig geworden. Die Zeit drängte aber auch; denn ein Sturm nahte heran, und zuletzt sind der Künstler und seine Frau noch patschnaß geworden. Den drohenden Sturm verewigt schon das Bild und das Braun des durch Regen gesehenen Sonnenlichts am Horizont, klingt mit dem Schwarzgrau der Gewitterwolken und dem unbeschreiblich schönen Grün der Woge zu einem mächtigen Akkord zusammen. Wie ein großer Virtuos gar nicht auf die Tasten seines Klaviers zu blicken braucht, sah Ege beim Malen nie auf die Palette, auf die seine Gemahlin die Tuben kaum rasch genug auszudrücken vermochte. Die Farben mischten sich während des Malens auf der Leinwand. Aus solcher Ekstase der Erfassung und solchem Eifer des Handwerklichen heraus entstand aber auch ein Werk von sprühendster Unmittelbarkeit.

Daß die echte Begeisterung des Künstlers, für den es äußere Schwierigkeiten nicht gibt, Eges Seele erfüllt, zeigt nun auch seine neueste Tätigkeit. Er ist kein Jüngling der Sturm- und Drangjahre mehr: diese aber und diejenigen, die überhaupt nicht mehr arbeiten, verbreiten gern den Satz, daß nur die Jugend im ersten Ungestüm wirklich Großes schafft. Die Ansicht wird von der Allgemeinheit unbekümmert nachgebetet. Je reifer man selbst wird, desto anfechtbarer erscheint einem diese Behauptung, und man fühlt: mag alles, was man geleistet hat, mehr oder minder belanglos sein, jedenfalls das, was man in der Jugend vor sich gebracht hat, war keinesfalls das Beste. Mit Genugtuung gedenkt man der berühmten Vorbilder. Oder möchte irgend jemand wagen, den zwanzig- bis dreißigjährigen Tizian und Rembrandt auch nur in die Nähe des, geschweige denn über den fünfzig- bis sechzigjährigen zu stellen!

Ege hatte mir vieles Wunderschöne gezeigt — das Allerbeste blieb aber doch bis zuletzt: seine neuesten Bilder. Es sind Hochalpenmotive, unter viel Beschwer erreicht, nachdem mit lastendem Gepäck auf anstrengenden Pfaden Höhen von zweitausend und mehr Meter erklommen worden waren. Man kommt aus normalem Spätherbstwetter, steigt sich in eine tropische Körpertemperatur hinein und muß dann fast bei Kältegraden malen! Die Jugend führt viel eher das große Wort im Mund, als daß sie die Liebe aufbrächte, die derartige Mühseligkeiten ohne Murren auf sich nimmt.

Meinem Gefühl nach hat sich zum einen großen Hochgebirgsmaler, Segantini, nun ein zweiter gesellt. Ege ist in der äußeren Mache mit Segantini nicht vergleichbar. Er bescheidet sich bei der unübertrefflich freien, aber im sonstigen üblichen Impressionstechnik. Ferner ist er nie bedacht, so wie Segantini die Aufmerksamkeit auf die besondere Erdkonfiguration des Hochgeländes zu lenken. Wiederum ist er minder pointiert und betont das rein Alpine weniger als man erwartet hätte. Aber gerade wie Segantini, weiß auch er in wundervollster Weise die Naturstimmung in sein Bild für uns einzuschließen, und es trotzdem ganz und gar völlig zum Kunstwerk zu gestalten.

Im übrigen ist es halt wieder etwas, über das sich nicht reden läßt, ist es die Apotheose der Farbigkeit, um die es sich hier handelt. Ein Dutzend und mehr solcher Naturskizzen, aus der Gegend um den Gepatschgletscher, habe ich gesehen, und jedes erfüllte einen mit gesteigerter Freude. Diese Gemälde sind aber nicht etwa Abschriften. Der Meister kann die Natur gar nicht wie ein Chronist aufnehmen. Das Auge seiner Seele empfängt sie von allem Anfang an stilisiert, wenigstens unter dem Gesichtswinkel einer monumentalen Farbigkeit.

Von diesen Alpenbildern hat der Künstler verschiedene nochmals in etwas größeren Maßen „ausgeführt", wenn ich mich so ausdrücken darf. Ich hätte es nicht für möglich gehalten und gewahrte nun doch, daß die Farbigkeit noch einmal gesteigert worden war! So etwas kann nur die vollste Reife leisten; das bringt kein Jugendüberschwang zuwege. Es ist für jeden die größte Gefahr, wenn er einen gelungenen Wurf zum zweitenmal vornimmt. Fast nie gelingt es, denn immer steht einem im Wege, daß man Kopist, wenn auch sein eigener ist. Nur wenn die sichere Könnerschaft es vermag, selbst den Zauber der starken ersten unmittelbaren Eingebung noch zu verklären, wird eine noch größere Wirkung bezwungen. Nichts zeigt einem so sehr, wie ein derartiger Beweis von innerer Kraft, daß Eges Stern, trotz seiner fünfzig und etlichen Jahre, noch nicht daran denkt, an Glanz einzubüßen. Prof. Dr. Hans Wolfgang Singer

Georg Vollerthun

Zu unsrer Musikbeilage

Der westpreußische Tonsetzer Georg Vollerthun galt wohl den meisten Musikern bislang als einer jener feinen Stillen im Lande, die sich eines Tages vom Tageslärm angeekelt in Worpswedische Einsamkeit zurückziehen, um auf die innere Stimme schöpferisch zu lauschen. So hat dieser treffliche Künstler nach langer Mainzer und Barmener Theaterkapellmeistertätigkeit, Pariser Musiklehrer- und Berliner Kritikerjahren sich abseits nach Bissenmoor in Holstein, dann nach Strausberg bei Berlin geschlagen, um sich in einer stattlichen Reihe von Klavierliedern und Duetten als bald wirksamer, bald versonnener Fortsetzer jener etwa freikonservativ zu nennenden, aber den gesunden Fortschritt verbürgenden Richtung zu bewähren, die seiner guten Berliner Schulung bei Tappert, Radecke und vor allem Gernsheim entsprach. Da überraschte heuer der nun Fünfzigjährige, dessen Oper „Veeda" (Kassel 1916) sich infolge der Kriegsverhältnisse nicht voll hatte ausschwingen können, die Öffentlichkeit durch den großen Münchner Erfolg eines zweiten Bühnenwerks, das allem Anschein nach auch weiter seinen Weg machen wird: das Musikdrama „Island-Saga" nach einer wuchtigen Dichtung von Bertha Thiersch (Klavierauszug und Textbuch bei Ad. Fürstner, Berlin). Wir sind ja gegen Edda-Stoffe trotz der Corneliusschen „Gunlöd" und der Schillingsschen „Ingwelde" im allgemeinen etwas zurückhaltend geworden, weil wir stets unkräftiges Wagner-Nachfahrentum argwöhnen. Aber hier schwingt ein stark Eignes, das wirklich — und zwar in unablässig steigerndem Auftrieb bis zum prachtvollen Schluß — die Merkmale des unbedingt Notwendigen trägt. Aus dem Ganzen spricht unverkennbar Arktisches, jener „blutige Nordlichtschein" etwa von Ibsens „Nordischer Heerfahrt", man spürt in den eckigen Tonreihen der Grundgedanken unmittelbare Verwandtschaft mit den Urwikingern des Nordens. Wir können in der Musikbeilage (Lied der „Ardanna" aus dem dritten Aufzug) notgedrungen nur eine kurze Stichprobe geben, denn das Bezeichnendste des schönen, ernstgemuten Werkes sind seine weiträumigen, über grollenden Orgelpunkten brauenden Entwicklungen. Möge man selber zum Klavierauszug greifen oder etwa der bevorstehenden Weimarer Erstaufführung offenen Herzens beiwohnen. Prof. Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Weltregierer Eigennutz · Der Preisabbau und seine Widerstände · Frankreichs Schuldenpolitik und Churchills Kniff · Der Pakt als Luftgeschäft · Kriegerische und kriecherische Pazifisten · Das „Nicäa der Ethik"?

Ja, wenn der Eigennutz nicht wäre, die auri sacra fames, die alle Sterblichen in ihre niederträchtige Botmäßigkeit zwingt! Daß jeder genug haben will, das ist sein Recht. Denn der menschliche Wille geht auf Selbsterhaltung. Meist will er jedoch mit weniger Arbeit nicht nur leben, sondern auch schwelgen, selbst wenn der Nächste noch lange nicht genug hat. Die heilige Sehnsucht nach groß Fried' ohn' Unterlaß und dem Ende aller Fehden wäre erfüllt, wenn der Mensch dem Menschen, das Volk dem Volke aufhören wollte, Werwolf und Klapperschlange zu sein.

Vorläufig beherrscht noch wie der Neid die Politik, so die Konjunktur die Wirtschaft. Man nützt sie aus, um viel zu raffen, wenig dranzugeben. Ihr Lohn- und Preisgesetz sucht man wohl zu eigenem Vorteil zu biegen, schreit aber Hallo, sobald dann zum Vorteil der Gesamtheit auch einmal der Staat dazwischengreift.

Der Beschluß des Reiches, auf einen Preisabbau zu drücken, ist daher löblich, aber ein heikles Unterfangen. Mit raschen Ukasen ist da nichts geschafft, und der Mißerfolg der Kriegszwangswirtschaft warnt vor neuen Wagestücken. Es war ein Sozialisierungsversuch, was indessen die Sozialdemokratie keineswegs abhielt, den Fehlschlag zum Sturz derer auszubeuten, die doch bloß nach ihren Rezepten gearbeitet.

Aber geschehen muß etwas. Das begütigende Freihändlerwort vom freien Spiel der Kräfte hat wie immer versagt. Die Preise klettern, und wir zahlen für des Leibes Nahrung und Notdurft schon ein Drittel mehr denn vor dem Kriege.

Schlechte Kenner und scharfe Wühler unken bereits von der neuen Inflation. Das ist, wie wenn der Arzt bei einer Erkältungsgeschwulst gleich auf Krebs riete. Denn gleiches Merkmal entspringt noch nicht gleicher Ursache. Jetzt werden die Waren teurer, damals wurde das Geld schlechter. Wir empfanden dies nur deshalb als Teuerung, weil Löhne und Gehälter sich der rasch sinkenden Kaufkraft des Papierscheins viel zu langsam anpaßten. Nicht in der Tat, sondern nur für unseren kärglichen Verdienst wurden die Waren unerschwinglich. Der währungsstarke Ausländer fand sie sogar spottwohlfeil und kaufte uns daher aus. Heute läßt er die Finger davon, weil die Mark wertbeständig ist; aber der Preis hoch. Er hat es zu Hause billiger.

Woher nun dieses vermaledeite Hochschnellen des Brotkorbes? Wir danken es zunächst dem verlorenen Kriege und dem Versailler Erpresserfrieden. Auf dem Markte entrichten wir der Hökerin, am Ladentresen dem Verkäufer unsren täglichen Anteil an dem Tribut, den der Sieger uns aufpackte. Denn Erzeuger wie Händler müssen Reparationssteuern zahlen. Die Eisenbahn hat ungeheure Überschüsse herauszuwirtschaften; nicht sie bestimmt die Frachten, sondern Herr Parker Gilbert, unser

Reparationsagent und finanzieller Reichskaiser. Das treibt natürlich die Preise. Man schätzt diese Auflage auf 25 bis 40 vom Hundert. Zwar wurde sie jetzt geschickter verteilt, und vom Nachlaß der Umsatzsteuer erhofft man allein schon einen Abbau von 16 Prozent. Allein darüber müssen wir uns klar sein, daß die behaglichen Sätze der Vorkriegszeit gar nicht wieder erreicht werden können. Wer für Erfüllung schwärmt, der stöhne daher nicht über Teurung. Aber wie das so ist, gerade er zetert am lautesten.

Allerdings stehen die Preise weit über diesem Unvermeidlichen. Von der Schieberzeit her sitzen nämlich noch allerlei dunkle Zwischenhändler an der Warenstraße und erheben einen raubritterlichen Durchgangszoll. Vom Stall bis zur Bratenschüssel geht das Schwein durch sieben Hände, deren vier entbehrlich sind, aber jede bezahlt sein will. Hier gilt es auszuschalten, und zwar durch rücksichtslosen Konkurrenzkampf.

Unsere Industrie hat längst keine Rücklagen mehr und braucht Kredite. Im verarmten Lande ist das Geld knapp und muß daher schier wucherisch verzinst werden. Die Hochfinanz trieb Plusmacherei; leider unter Vortritt der staatlichen Institute. Es ist somit ein Erfolg, wenn das Kabinett die Reichsbank zum Verzicht auf allerlei Zins- und Gebührensätze bewog, was die Privatbanken nötigt, ein gleiches zu tun. Auch dies entlastet das Gewerbe und wirkt aufs Billigerwerden.

Die Erzeugerkartelle haben sich oft ungesund überspannt. Durch Abreden wurde der Wettbewerb ausgeschaltet und ein Richtpreis festgesetzt, der höher war, als ein redlicher Anschlag gestattete. Endlich will die Regierung kraftvoll durchgreifen und tut recht daran. Gegen die Webstoffindustrie hat sie bereits die Klage beim Kartellgericht angestrengt. Möge dieses nur ja schnell, also doppelt geben!

Aber auch der Arbeitnehmer krankt nicht minder an dem Übel kurzsichtigen Eigennutzes. Er begegnet den Preiserhöhungen durch emporgeschraubte Lohnansprüche und erzwingt diese oft auf dem Kampfwege des Streits. Nie denkt er daran, daß er damit dem Nächsten ins Fleisch schneidet und ebenso überquer von diesem hineingeschnitten wird. Denn hoher Lohn schafft hohen Preis. Der Tucharbeiter verteuert daher dem Lohgerber den Anzug, dieser ihm das Schuhzeug, der Bäcker allen das Brot; der Maurer allen und sich selber dazu die Wohnung. Nicht nur, daß der gehoffte Vorteil also schwindet; es steigern auch Lohn und Preis einander bis zu sinnloser Höhe zum Schaden der gesamten Wirtschaft. Gesunder Zustand bleibt stets ein mäßiger, aber gesicherter Wochenverdienst bei wohlfeilem Markte.

Der sozialdemokratische Gewerkschaftsführer lehnt diese Folgerichtigkeiten ab. Sein Fach ist nicht Wirtschaftsfriede, sondern Lohnkampf. Demgemäß wurde der Zolltarif als preistreiberisch verschrien und im Reichstag mit den Mitteln der Obstruktion befehdet. Der ausländische Arbeiter hat längst erfaßt, welche Vorteile ihm eine kluge Einfuhrsteuer bringt; nur der deutsche hält querköpfig wie ein amerikanischer Fundamentalist fest an dem für ihn selber verheerenden Freihandel.

Sänken die Preise, so bewiese dies die Richtigkeit der erhobenen Einwände wider den Tarif. Daß doch nur ja in Ehren bleiben die Parteiorakel und gerettet werden die Fraktionsgötter! Teurung reizt überdies und ist daher ein reißendes Werbemittel für die Linksorganisationen wie für Neuwahlen. Daher wird dem Preisbemühen der Regierung von vornherein jede Erfolgausſicht abgestritten; ja man

liest sogar, es sei nur Theatergeste und höherer Schwindel. Um tätige Beihilfe angegangen, wichen die freien Gewerkschaften aus mit der Antwort, sie könnten keinen Blankowechsel unterzeichnen. Ist das Dienst am Arbeiter oder Dienst am Schieber?

Kanzler Luther hat feierlich versprochen, vom ersten Oktober ab den Preisabbau mit allen Mitteln zu erzwingen. Ob es gelingt, ist eine Frage; aber keine Frage sollte sein, daß der Versuch zu fördern ist von jedermann, der es wohlmeint mit Reich und Vaterland. So hat denn auch der Führer der christlichen Gewerkschaften, der Zentrumsmann Stegerwald, der Regierung zugerufen: „Greif rücksichtslos in das Wespennest, du rettest damit das deutsche Volk!"

* * *

Unserer Wirtschaft sitzt in der Tat das Messer an der Kehle. Im ersten Quartal des Vorjahres gab es 218 Konkurse, im gleichen Zeitraum 1925 hingegen nicht weniger als 3171 und nebenbei über tausend Geschäftsaufsichten! Seitdem hat sich die Lage immer mehr zugespitzt; man muß demgemäß auch für den Jahresdurchschnitt auf eine Verzwanzigfachung rechnen.

Trotzdem sagt man draußen, uns könne es gar nicht vortrefflicher gehen! Durch den genialen Spitzbubenstreich der Inflation hätten wir unsere Gläubiger um ihr Geld gebracht und seien nun der einzige Staat Europas ohne Staatsschuld. Daß diese Seisachtheia uns drei Viertel unseres Wohlstandes kostet und Dawes uns die Haare vom Kopfe frißt, davon spricht man lieber nicht.

Dieser vorgeblich glänzenden Lage des schuldbefleckten Deutschlands stellt die Pariser Presse den trostlosen Stand des unschuldigen Frankreichs augenblendend gegenüber. Wenn es darauf ankommt, versteht jeder Franzose ebenso meisterhaft zu stöhnen, wie sonst zu prahlen. Verweist man auf die dicktuerischen Gipfelzahlen seiner eigenen amtlichen Handelsbilanzen, dann wird das Geständnis nicht gescheut, sie seien gefälscht gewesen.

Dies Weh und Ach hat seine abgewogenen Gründe. England und Amerika haben an die Kriegsschulden gemahnt; seitdem empfindet man, daß die, wenn wir Deutsche sie treiben, so wohltuende Erfüllungspolitik doch auch recht rauhe Seiten zeigt, sobald sie einem selber zugemutet wird.

Und wie groß ist doch der Unterschied! W i r zahlen Tribute; auferlegt von erpresserischen Feinden unter Vorwand, Verleumdung und Wortbruch. Uns bindet Zwang, aber keine Ehrenpflicht. Frankreich hingegen soll nur zurückerstatten, was ihm hilfreiche Freunde vorstreckten, als es im Rouge ou noir des Kriegsspiels die ersten Einsätze verloren hatte. Spielschulden aber sind Ehrenschulden.

Mit 623 Millionen Pfund stand man in der englischen Kreide, und London hatte für das französische Gegreine vorläufig ein verwünscht hartes Ohr.

Allein der listige Finanzmann Caillaux verhandelte mit Churchill in dem düsteren Beratungszimmer des Schatzamtes von Whitehall. Der französische Sachverständige verstand es, die englischen geschickt auszuschalten. Da der Minister selber keiner ist, verfiel er unter vier Augen rettungslos der wohldurchdachten Mache. Vor der versperrten Türe hingegen saßen, wie Lloyd George lebendig erzählt, die wirklichen Fachleute auf den Wartebänken und schäumten vor Wut.

Wieder einmal siegte der französische Zungenschlag. England hat auf volle zwei Drittel seiner Ansprüche verzichtet und zu alledem noch eine Stundung bis 1930 bewilligt.

Als Caillaux nach London abreiste, drohte ihm die Pariser Lärmpresse mit Steinwürfen, wofern er dort zuviel verspreche. Bei seiner Rückkehr hingegen trug ihn der Straßenpöbel, der ihm vor acht Jahren die Standrechtskugeln zudachte, auf den Händen als den Retter des Vaterlandes aus den Klauen des britischen Shylocks.

Die englischen Blätter aber sind aufs höchste vergnittert. Dieses Milliardengeschenk sei ein Mißbrauch und unverdiente Nachsicht. Ein Land, das derart handle, schrieb der „Star“, müsse sehr reich sein oder sehr leichtsinnig. Dem „Evening Standard“ schwant, daß dieser Edelmut von den Franzosen übel belohnt werde. Lloyd George findet es unerhört, daß ein nüchterner Staatsmann am hellichten Tage derartiges zugestanden habe. Und es sei wirklich erst drei Uhr nachmittags, also lange vor der Portweinstunde gewesen.

Vielleicht ist aber Churchill doch klüger als sie alle. Es könnte sein, daß er philosophisch dachte, Schenken sei besser als Borgen, da es höchstens Undank einträgt, während der Schuldner meist schnell zum Hasser wird. Als solcher ist Frankreich nach Lage und Tücke besonders unbequem. Tausende von Luftbomben können auf London niederhageln, ehe der Cockney überhaupt weiß, daß schon Krieg ist. In Caillaux' schmeichlerischem Gebettel liegt daher auch eine verschwiegene Erpressung.

Ihr begegnete Churchill mit List. Wie schon oft empfingen die Franzosen hochbeglückt ein Etwas, das wie ein Demant glitzerte, aber in ihren Händen zu schmelzen droht, da es nur ein täuschend geschliffenes Eisstückchen ist. Das nachsichtige Abkommen gilt nämlich nur, wofern Frankreich aus Amerika einen gleichen Verzicht herausholt.

Die Union ist der Großgläubiger aller; auch Englands. Dessen Angstgefühle vor dem Schuldner teilt es nicht; es liegt ja behaglich abseits der keckesten Reichweite französischer Flugzeuge. Mögen sie daher hassen, wenn sie nur zahlen. Man hat plenty money vorgeschossen, und die Kaufmannsader des Yankees wehrt sich gegen jeden anderen Gedanken als den schlanker Rückgabe mit Zins und Zinseszins.

Erbost vernahm Coolidge daher von jenem duckmäuserischen Vorbehalt. Er durchschaut darin die vorweggenommene Bloßstellung seiner beabsichtigten Hartherzigkeit; einen moralischen Druck, ebenso großmütig zu sein. Nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen Italien, Belgien und — das großmütige England selber. Denn das Tilgungsabkommen, das dieses bereits schloß, war voreilig, daher ungünstig und bedarf einer freundvetterlichen Feile.

Hier liegt der Kniff. Was zuerst herzlich dumm ausschaute, wird, sobald man es richtig versteht, sogar ganz verwünscht gescheit. Wenn es gelingt, dann hat sich Churchill zugleich Frankreich verpflichtet, läßt sich von Amerika die Kosten bezahlen und steht dennoch vor der Welt in der gefälligen Pose des offenhändigen Gentlemans.

Schlau wie der Plan ist auch die Ausführung. Ein Spiel mit verteilten Rollen wurde eingefädelt. Als ersten Bittsteller um Nachlaß schickte man nämlich Belgien nach Washington. Ausgerechnet Belgien. Denn es konnte dort drüben auf warme Gefühle rechnen. Es ist ja das unglückliche Ländchen, das die Hunnen mitten im

Frieden überrannten, um Dome zu beschießen, Bibliotheken einzuäschern, friedfertige Bauern aufzuknüpfen und kleinen Kindern die Händchen abzuhacken. Poor Belgium war also die leckere Lockspeise für amerikanische Empfindsamkeit. Aus dieser heraus hatte schon während des Krieges Wilson zugesichert, daß die belgische Schuld nicht aufs Kerbholz kommen solle.

Der Anschlag glückte denn auch. Belgien braucht nur soviel zu zahlen, als ihm von Deutschland gezahlt wird; zwei Drittel seines Solls werden frischweg gestrichen.

Doppelt ermutigt macht sich nun Caillaux auf den Bittgang zum Potomac. Er rechnet bestimmt darauf, daß man dort auch für Frankreich ein hochsinniges Einsehen haben und sich mit der Mark begnügen werde, wo man den Taler hergab.

Aber die amerikanische Empfindsamkeit für die assoziierte Republik ist seit Friedensschluß in starkem stetem Schwinden. Hier kennt man den Stand der Kriegsschuldfrage besser als bei Belgien, und brummt daher unwirsch: „Wenn Poincaré partout an den Rhein wollte, warum verlangt er dann gerade von uns die Auslagen?"

Geschickt wie immer bereitet demungeachtet die Pariser Presse den Vorstoß vor. Tief gekränkt schreibt sie, es sei höchst unmoralisch, daß Amerika die europäischen Staaten zu langer Zwangsarbeit verurteilen wolle. Man sollte sie drüben nachdrücklichst an das „Was du nicht willst, das man dir tu —" erinnern, denn die deutsche Zwangsarbeit hat das französische Zartgefühl noch nie beschwert. Die Union hält jetzt Frankreich in der Hand. Denkt sie imperialistisch, dann nimmt sie die französischen Antillen an Zahlungsstatt. Will sie aber wirkliche Weltbefriedung, wie immer betont wird, dann kommt sie Frankreich nur soweit entgegen, als dieses abrüstet und uns entgegenkommt.

* * *

Denn daran fehlt es noch immer. Als Briand in London eintraf, fand man dort, daß er einem Maulwurf gleiche. Nun ja, so erklärte man sich's, er tut ja auch Maulwurfsarbeit.

Seine Paktnote an uns war zwar im Ton verbindlich, lehnte aber in der Sache jede Verbindlichkeit ab. Wenn etwas vereitelt werden soll, dann ist eine artige Als-ob-Taktik beim Diplomaten immer noch die Patentlösung.

So tut man, als täte man. Zur Prüfung der Vorfragen des Paktes trafen sich die rechtskundigen Vertreter. Sie kramten sehr freundschaftlich miteinander und stellten zum Beispiel fest, was eine flagrante Verletzung sei. So geschickt walteten sie ihres Auftrages, mit klugen Worten wenig zu schaffen, daß, als sie schieden, ein englisches Blatt als tatsächliches Ergebnis nur zu berichten wußte: „Man kam zusammen."

Nach den fünf Juristen sollen sich nunmehr die fünf Außenminister an denselben Tisch setzen. Aber auch Luther wünscht dabei zu sein und wahrscheinlich kommt sogar Mussolini. Er bat anfangs, die Konferenz möchte in Rom sein. Unter Umständen nützt er uns allerlei in Dingen, die für Italien Mus wie Miene sind. Gegen die Franzosen am Rhein, mehr gegen die Polen, die er nicht leiden kann, an der Weichsel. Vor kurzem nannte er die ganze Paktgeschichte noch eine Affenkomödie. Wenn er sich jetzt dafür erwärmt, dann hat er einen Nagel entdeckt, von dem aus sein italienisches Seil gewunden werden kann. Mutmaßlich will er sich die Brennergrenze sichern lassen und den Anschluß Österreichs hindern, wovor ihn Loebes Wiener Rede

aufs neue bange macht. So nimmt seine Rechte im Süden, was seine Linke etwa im Westen oder Osten darbietet, und wird damit ein weiterer Koch, der den Brei verderben hilft.

Trotzdem hört man immer die Zuversicht, daß etwas zustande komme. Solange für Frankreich der Versailler Vertrag ein Monumentum aere perennius bleibt, kann es freilich nur ein papierenes Dingelchen sein. Etwa in der Form, die ein witziger Weltbeobachter jüngst voraussagte: Deutschland verzichtet auf etwas, was es nicht mehr besitzt und mangels hinreichender Militärmacht auch in absehbarer Zeit nicht wieder nehmen kann. Es erhält daher als Gegenleistung von Frankreich und England auch nichts zugestanden. Dieser weltbewegende Vertrag wird von allen durch Unterschrift aufs feierlichste bekräftigt und in Genf hinterlegt.

Man soll doch nicht glauben, daß es Luftgeschäfte nur an der Börse gebe. Der ganze Völkerbund ist ein solches, wenn man ihn auf sein Programm prüft. Wirklichkeit gewinnt er immer nur als G. m. b. H. zur Niederhaltung Deutschlands.

Wir sollen jetzt eintreten. Aber ohne Vorbehalt. Denn Ausnahmen könnten nicht gemacht werden. Sind sie denn nie gemacht worden? Sowohl die Schweiz wie Irland lehnten die Bindungen desselben Artikels 16 ab, wogegen auch wir uns sträuben. Man antwortete nicht, aber nahm sie trotzdem auf. Es geht also, wenn man will, nur im deutschen Falle will man eben nicht. Das ist für uns zureichender Grund, auch nicht zu wollen.

Wir verlieren nichts daran. Würden ja doch immer nur überstimmt werden. In jedem praktischen Falle versagt der heilige Bund, wie diesmal wieder der Mossulstreit zeigen wird. Mit dem Schmachfrieden an demselben Tage geboren, trägt er die Züge dieses Zwillingsbruders. Er meint, Gewalt werde Recht, sobald er sie billige. Daher sagt er laut: Wehe dem Friedensbrecher, aber leise denkt er: Wehe dem Schwachen!

Es ist immer ein pomphaftes Schauspiel, wenn allherbstlich die Bundesvollversammlung zusammentritt. Ein verschrobener Amerikaner wollte es noch feierlicher gestalten, indem er für den hohen Rat rotseidene Richtertalare mit Hermelinbesatz stiftete. Welch Schauspiel; aber ach, ein Schauspiel nur! Denn es wird ganz richtig Komödie gespielt. Glaubt man denn einem Briand, wenn er die Abrüstung anregt? Seit wann geht Speise von dem Fresser aus und Süßigkeit von dem Starken? Wir wissen, daß er bloß dem nordischen Antrag zuvorkommen, daß er vornean sein will, damit nur ja nichts daraus werde.

Wer spürt etwas von der neuen besseren Moral, die der Völkerbund nach Painlevé geschaffen? Im Gegenteil fehlen ihm alle religiös-sittlichen Voraussetzungen. Er kennt allen Menschen- und Engelzungen zum Trotz, womit er sich selber anpreist, weder das vornehmste und größte Gebot: Die Liebe zu Gott als der Quelle alles Rechtes, noch das andere, das dem gleich ist: die Liebe zum Nächsten als sich selbst. Daher sucht jeder in ihm seinen Vorteil. Er ist der Vielverband der Eigennützigen, die nicht logisch denken wollen.

Zu ihnen bekennen sich auf den Pazifistentagen jene Wirbelköpfe, die nicht logisch denken können. Daher geht es auf diesen Jahrmärkten der Brüderlichkeit immer so hitzig zu. Nirgends zankt man sich leidenschaftlicher als dort.

So war es auch diesmal in Paris. Der französische Pazifist Herriot sagte ab, weil der deutsche Pazifist Loebe eine Rede halten sollte. Die französischen Friedensfreunde sprachen gegen Frankreichs tatsächliche Abrüstung, weil Deutschland noch nicht moralisch abgerüstet sei. Sie sind nur für einen Pazifismus der ferneren Zukunft; wollen friedfertig sein, wenn Frankreich sich satt erobert hat.

Am widerwärtigsten gebärdeten sich die deutschen Kongreßteilnehmer. Sie legten einen Kranz auf das nationalistische Grabmal des unbekannten Soldaten. Diese merkwürdigen Friedensfreunde klatschten sich die Hände wund, als ein Franzose die Kolonialkriege Frankreichs Kulturtaten nannte und Abd el Krim einen Räuberhauptmann. Hello v. Gerlach verlästerte sein Vaterland derart, daß ihn der Franzose Rioch mit empörten Worten stäupte. Von der redlichen Schwärmerin Berta v. Suttner bis zu ihm — ach, welch ein Abstieg!

* * *

In denselben Wochen tagte zu Stockholm das große Konzil. Aus 37 Völkern hatten sich 600 Teilnehmer versammelt. Sie vertraten 123 christliche Kirchengemeinschaften. Nur die katholische blieb fern, und das ist schade, weil sie die größte und geschlossenste, daher mächtigste ist. Hindenburg und Coolidge sandten Glückwünsche; Präsident Doumergue, obwohl auch Protestant, schwieg. Kanzler Luther ließ sich entschuldigen, aber der Vortrag wurde verlesen, den er hatte halten wollen. Macdonalds warmherziges Schreiben pries den christlichen Geist und nahm als Pfadführerin aus dem heutigen Schlamassel die Friedensmacht der Kirche in Anspruch. So der englische Sozialdemokrat; wo blieben die deutschen?

Daß dieses Konzil wurde, ist ein unvergängliches Verdienst des schwedischen Erzbischofs Soederblom. Es bedeutete den ersten praktischen Versuch, aus dem ungebändigten Triebleben dieser Welt wieder einmal an den Glauben zu appellieren, der die Welt überwindet.

Man hoffte daher von diesem „Nicäa der Ethik“, daß es ein geistlicher Völkerbund werde, der durch die Wucht seines Strebens nach Wahrheit und Recht im Aufblick auf den Weltheiland den politischen seelisch durchdringe werde und dadurch die Menschheit dem christlichen Ideale des Reiches Gottes auf Erden näherführe.

Diese Hoffnung wurde indes ziemlich enttäuscht. Denn es zeigte sich, daß der Genfer Geist weit stärker auf Stockholm wirkte, als umgekehrt. Wollten doch die Engländer das Konzil kurzerhand auf den Völkerbund festlegen, den sie, so wie er ist, schlankweg für gottgeschaffen erklärten. Da konnten die Deutschen allerdings nicht mittun. Durch den Mund des Rheinischen Generalsuperintendenten Klingemann erklärten sie sich für außerstande, in dem gegenwärtigen Weltschiedsamt irgendeine religiöse Kraft geschweige denn einen Anklang an das Reich Gottes zu erkennen.

Das war würdig und recht. Daß dieser Protest aber überhaupt nötig wurde, daß man die Kriegsschuldfrage gar nicht aufwarf, die Wahrheit also nicht zu Worte kommen ließ, das verrät denn doch, wieviel Allzumenschliches sogar dort mit unterläuft, wo sich die zusammenfinden, deren Herzen und Sinne der christlichen Sittlichkeit am weitesten aufgetan sind.

F. H.

Auf der Warte

Die Veräußerlichung des vaterländischen Gedankens

Zu Leipzig am Völkerschlachtdenkmal sammelten sich etwa 30000 Jungdeutsche mit ihren Bannern; es war ein gewaltiger Tag. Am Hermannsdenkmal waren gleichfalls an die 15000 Jungdeutsche versammelt; es war „eine erschütternde Treuekundgebung für den Ordensmeister Mahraun." Die übrigen Verbände, darunter der Stahlhelm, „waren ihrer Größe entsprechend nur mit wenigen tausend Mann vertreten." Man muß den folgenden Bericht im „Jungdeutschen" (Nr. 186) im Zusammenhang auf sich wirken lassen:

„Schon der Sonnabend verriet, daß der nächste Tag ein großer werden sollte. Von überall her rückten die Bruderschaften des Ordens in die überaus reich beflaggte Stadt. Wohin man sah, nur Ordensbrüder. In mehreren Sälen fanden Begrüßungsabende statt, in denen der Hochmeister überall, vom stürmischen Jubel der Bevölkerung umbraust, glühende Worte der Vaterlandsliebe an seine Anhänger und Freunde richtete. Der Sonntag, der eigentliche Festtag, begann mit großem Wecken durch die Ordenskapelle und fand seinen Auftakt in Feldgottesdiensten für beide Konfessionen.

„Um 10 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung, der ein großartiges Bild von der Macht des jungdeutschen Gedankens bot. In mehr als einer Stunde zogen an 15000 Brüder in mustergültiger freiwilliger Disziplin an ihrem Führer, der vor dem Theater Aufstellung genommen hatte, vorüber. Banner auf Banner, Bruderschaft auf Bruderschaft, alle Brüder die rechte Hand auf dem Herzen, in endlosen Kolonnen!

„Hinter dem Orden marschierten Hitler-Verbände und der „Stahlhelm", deren kurzen (man beachte die Spitze! D. T.) Vorbeimarsch der Fürst Leopold von Lippe-Detmold und einige ehemalige Generäle abnahmen, nachdem der Hochmeister sich wieder an die Spitze seiner Bruderschaft gestellt hatte.

„Nach stundenlangem Marsch rückte der Orden auf den Platz vor dem Hermannsdenkmal. Ein packendes Bild: der ragende Freiheitsheld! Zu seinen Füßen hunderte von Bannern mit schwarzem Kreuz auf weißem Feld und auf dem Platz, bis weit in den rauschenden Tannwald hinein, Tausende von Ordensbrüdern. Nach dem niederländischen Dankgebet sprach Generalleutnant Salzenberg über Freiheit, Einigkeit und freiwilligen Gehorsam. Dann redete der Hochmeister zu den dicht gedrängten Massen und fand im Angesicht Hermanns, des Befreiers, die großen Worte, daß die Einigkeit der Nation, nicht nur die Einigkeit im nationalen Lager, das größte Ziel des Jungdeutschen Ordens sei. In mustergültiger Ordnung rückten die Mannen des Ordens wieder ab, zurück in das schöne Detmold, das Zeuge von dieser gewaltigen Kundgebung der großen jungdeutschen Volksbewegung geworden war."

Kein junger Mensch wird sich der berauschenden Wirkung eines solchen begeisterten Berichtes entziehen — noch weniger der Begeisterung und Berauschung selbst, die dort an Ort und Stelle durch das Massenaufgebot bewirkt wurde. Und wir möchten unsererseits nicht in den Verdacht geraten, daß wir unfähig seien, solche Schwingungen mitzufühlen. Es stärkt das Bewußtsein, einem großen Volke anzugehören, wenn Banner an Banner mit immer neuen Gruppen vorüberzieht; und es erhebt das vaterländische Gefühl ins Außerordentliche, wenn dann der Redner dieser umfassenden Bruder-Stimmung bedeutenden Ausdruck gibt, wie es dort Mahraun getan hat. Aber — und nun gestatte man uns, in aller Sachlichkeit einige Bedenken gegen diesen Massenbetrieb auszusprechen.

Wir haben einen Stoß Schriften durchgelesen, die uns der Jungdeutsche Orden nach unsrem ersten Vorstoß im „Türmer" (Augustheft) zugänglich machte. Durch alle diese Reden und Aufsätze zieht sich in schöner Weise der Gemeinschafts- oder Bruder-Gedanke.

„Im Ordensleben erst wird die Grundlage der Einheit und Kraft geschaffen, denn in ihm erwachen die Mächte brüderlicher Kameradschaft und die vom Ehrgefühl im Kreise der Gemeinschaft gehobene Pflichttreue und Hingabe" (Schriftenreihe des jungdeutschen Ordens, Heft 1). Dieser Grundgedanke wird übrigens nicht nur bei den Jungdeutschen herausgearbeitet, sondern — in mannigfachen Farbentönen, meist mit nachklingendem soldatischem Geist — auch in andren vaterländischen Verbänden. Er wird sogar in den sozialen Gruppen betont, wobei das Vaterland freilich zurücktritt, die Partei und ihr Programm aber bruderschaftbildend den Vordergrund beherrscht. Jener Grundgedanke arbeitet der Zersetzung entgegen; insofern ist er gesund und notwendig. Er beruft sich mit Recht auf Fichte und auf die Burschenschaft der Wartburg. Aber — er reicht für sich allein heute nicht aus.

Fichte trieb stracks in den großen Befreiungskrieg; und die Wartburg-Burschen kamen stracks aus dem Felde und wollten das gewaltige Befreiungswerk im Innern fortsetzen. Befreiung rund herum! Heute sind wir ein zusammengebrochenes Volk und müssen, ohne jede Aussicht auf absehbare äußere Befreiung, das Werk der Besinnung ganz langsam und behutsam, ganz in der Stille und Tiefe, ganz zunächst auf dem Gebiete der Kultur und der Seele vornehmen, wie es sich bei einem Kranken und Schwerwunden von selbst verstehen sollte. Und da sind diese Parademärsche, Bannerweihen und Massenaufzüge, im europäischen Völkerganzen betrachtet, von nahezu lächerlicher Belanglosigkeit. Denn hinter ihnen steht keine Möglichkeit der großdeutschen Tat.

Das deutsche Volk von 1815 war siegreich; das deutsche Volk von 1918 ist versklavt. Das ist der bedeutende Unterschied. Alle Proteste und Aufmärsche helfen da nichts, ändern an der Tatsache zunächst nicht ein Jota, täuschen vielmehr Kräfte von Jungmannen vor, die jetzt keine Kräfte sind. Uns hilft jetzt nur Besinnung auf unser seelisches Gebiet, das wir in all den letzten Jahrzehnten vernachlässigt haben — und wo das Geheimnis der Kräfte auch für die vaterländische Gesundung zu suchen ist. Es fehlen der vaterländischen Bewegung die metaphysischen Hintergründe, die jene Burschen von 1815, geschult durch Kant und Fichte und Schiller, reichlich besaßen.

Und auf diese stille Vertiefung, die sich besonders an die Einzelnen und an kleine Gruppen oder Zellen wenden muß, sind weder Jungdeutsche noch Stahlhelm vorerst eingestellt.

Damit brechen wir für heute wieder ab. Wir werden das nächste Mal auf einige Zuschriften und Äußerungen eingehen, z. B. auf Thomas Westerich („Deutsche Front"), der unter den vaterländischen Führern vielleicht mit am besten weiß, worauf es ankommt.

Christwunder aus der Sonne Homers

Zwei führende Werke, die uns reiche Einblicke in die altchristlichen Wirklichkeiten im östlichen Mittelmeer vermitteln, haben vor kurzem ihre zweite Auflage erlebt: das altbekannte, grundlegende Werk von Heinrich Brockhaus über „Die Kunst in den Athos-Klöstern" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1924) und das ebenso fundamentale Buch von D. Adolf Deißmann über „Paulus, eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze" (J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1925). Beide gelehrten Werke, in denen die geographische Eigenschau der Verfasser eine wesentliche und reizvolle Rolle spielt, sind auch einem weiteren Publikum angelegentlich zu empfehlen.

Die Halbinsel Athos mit ihrer Klosterrepublik ist ohne jeden Zweifel zu den wunderbarsten Schöpfungen der Erde zu rechnen, und das Buch, welches unter weitgehender Berücksichtigung der bisherigen Literatur nicht nur den künstlerischen Reichtum dieses paradiesischen Landes sehr eingehend durchforscht, sondern auch über die Landschaft, die Klöster und ihre Verfassung und Lebensweise mannigfache und anschauliche Berichte enthält, sollte in der guten Bücherei keines Kunstfreundes fehlen. Die Ausstattung mit Zeichnungen, Photographien und einer Karte, der ge-

diegene Einband, das Papier und der Druck empfehlen das Brockhaus'sche Buch als ausgezeichnete Einführung in eine der interessantesten Gegenden der Erde und als Prachtwerk jedem Liebhaber besonderer Seltenheiten. Denn trotz den Büchern von Fallmerayer bis Gelzer ist der Athos, glücklicherweise, nur in den geistigen Besitzstand weniger Eingeweihten getreten.

Das Brockhaus'sche Buch gibt natürlich vor allem Aufschluß über die Kunstschätze des Athos, über Architektur, Plastik, Malerei, Handschriften und Kunstgewerbe vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Die mehr als dreihundert großen Seiten durchforschen diese Gebiete bis ins einzelne, wissenschaftliche Belege und Beziehungen auf alles früher Erschienene den eigenen Beobachtungen und Urteilen reich verbindend. Was griechische und deutsche, französische, englische und slavische Gelehrte an Vorarbeiten geleistet haben, wird mit aller Sorgfalt in den Dienst des monumentalen Werkes gestellt. Die Einzelheiten der zwanzig so verschiedenen Klöster werden auf das klarste geschildert, so daß der Leser außer der Belehrung auch eine gewisse Versenkung in das älteste der europäischen Weltwunder mit gewinnt. Man weiß allgemein von den Herrlichkeiten Griechenlands, Italiens, Konstantinopels, Ägyptens; aber den Athos, welcher mindestens ebenso reizvoll in seiner Art ist, kennen die wenigsten. Das „ewige Volk, in welchem niemand geboren wird“, das Paradies der Weltüberwinder gehört zu den unbekanntesten Glanzpunkten Europas.

Die zweite Auflage des Brockhausschen Buches enthält ein höchst überraschendes neues Kapitel: „Der Athos und Utopien“. Der Verfasser will nachweisen, daß Thomas Morus die Idee seines Staates aus den tatsächlichen Verhältnissen der Athosrepublik gewonnen habe. Und er ist in der Lage, für seine Hypothese recht einleuchtende Gründe anzugeben. Für das Verständnis der berühmten Schrift ergeben sich dann neue Folgerungen: „Es zeigt sich, wenn man den Athos kennt und im Sinne hat, daß Utopien bisher in der ganzen Literatur falsch aufgefaßt ist.“ „Die Athoskultur tritt in helles Licht, wenn wir so sehen: sie hat als Leitstern gerade dem Buche vorgeschwebt, das in der Schilderung des Landes Utopien dem Abendlande ein unerreichbares Ideal vorhielt.“ Wer sich mit dem Brockhausschen Buche zur ersten Einführung in das Studium der Athos-Halbinsel befaßt, erweist sich einen Gefallen. Anmerkungsweise darf ich erwähnen, daß eine neuerdings im Insel-Verlag erschienene Athos-Symphonie im Literaturnachtrag noch hätte erwähnt werden können. Im übrigen gibt das Werk zu weiterer Befassung mit dem Stoff den unerläßlichen Ariadnefaden recht zuverlässig.

Von nicht unähnlicher Gesamtstimmung durchdrungen ist das Deißmannsche Buch über Paulus. Auch dieses erwähnt als eine seiner Lehrmeisterinnen jene neue, die „ganz und gar nicht akademisch und ganz ohne Papier und Paragraphen alles, was sie lehrt, in Freilicht und Freiluft mit gütiger Hand spendet: die Welt des Südens und Ostens, die Welt des Paulus“. Zwei Orientreisen haben manche belebende Farbe zur Endgestalt des tiefgründig gelehrten Werkes beigesteuert. Wie Renan das Leben Jesu, so hat Deißmann das Wesen des Apostels Paulus auch aus den realen Quellen, die außer den Schriften vorliegen, wirklichkeitskräftig geschaut und dargestellt: aus der Sprache von Landschaft und Kultur und aus dem Sinn des uralt überkommenen Kultes, dessen griechisch-orthodoxe Grundformen übrigens nach der These Kerns auf eleusinische Mysterienüberlieferung zurückgehen sollen. Deißmanns Werk hat bei aller Gründlichkeit einer philologisch fundierten Gelehrtenarbeit jenen menschlich warmen Geist, der den Apostel tiefer versteht als die ältere Schule, die aus ihm einen bloßen Christologen machte. Nach Deißmann ist Paulus Christusträger und Mystiker, nicht dogmatischer Intellektualist. Die psychologischen Tiefenzusammenhänge seines Lebens und seiner Lehre werden menschlich begreifbar und vielseitig dargestellt. Das Zusammenwirken jüdisch-östlicher und hellenistisch-westlicher Kulturströme im Urchristentum wird lehrreich erörtert. Die Verklärung der Person Jesu zum Pneuma-Christus und die ganze

sich an diesen Begriff anschließende paulinische Christusmystik in ihren Einzelheiten, die ja zur Grundlage des christlichen Glaubens insbesondere in der evangelischen Kirche geworden sind, erfährt eingehende Durchleuchtung. Daß auch Theologie und Religionsphilosophie den Gedanken der Polarität mit Vorteil verwenden können, zeigt Deißmann an verschiedenen Stellen. Die kontemplative Entfaltung der Gottes- und Christusgewißheit des Bekehrten, der in der Gemeinschaft mit Christus die — im Gegensatz zu schwärmerischem Selbstgenuß — reagierende Mystik der Liebesgemeinschaft durch die Gnade verwirklicht, wird vom Verfasser in überzeugender Weise entworfen. Es erübrigt sich zu sagen, daß das langbewährte Buch in die Einzelheiten der Quellen hinabsteigt und mit umfassendster Sachkenntnis geschrieben ist. Einem breiteren Leserkreis, der aus dem Werke viel entnehmen kann — erinnert es in seiner Wärme und Menschlichkeit des Tones doch an Bücher wie Schurés „Heiligtümer des Ostens“ — dürfte die Feststellung dienlicher sein, daß die ganzen Lebenswirklichkeiten der Welt des Paulus so anschaulich geschildert und nacherlebt sind wie sein inneres Werden und Wollen. Von des Verfassers Eigenart mögen seine Bemerkungen gegen eine boshafte Kritik Zeugnis geben: „Das letzte und beste Verständnis der paulinischen Christ-Innigkeit kann mit den rein grammatisch-historischen Mitteln der Studierstube nicht erreicht werden; es kann nur intuitiv erschlossen werden. Im Heiligtum, im Sanktissimum der christlichen (oder doch christlich eingestellten) Persönlichkeit — und im Heiligtum der um den Meister kultisch gescharten Gemeinde ... Die kultische Praxis der christlichen Gegenwart, obwohl bei uns oftmals doktrinär abgeschwächt, mystikscheu und trivialisiert, ist die Hoheschule für das letzte und beste Verstehen der urchristlichen Frömmigkeit.“

Die beiden Bücher erschließen uns Christwunder aus der Sonne Homers — jenes das Wunder einer ehrwürdigen Kulturschöpfung, dieses das Wunder einer seelischen Wiedergeburt.

Privatdozent Dr. Ernst Barthel (Köln).

Tirpitz

Kaiser Wilhelm II. sagt in seinem Buche „Ereignisse und Gestalten“ über den Großadmiral v. Tirpitz: „Es ist nur zu wünschen, daß diese Kraft dem in Not und Bedrängnis befindlichen armen deutschen Vaterlande bald wieder helfend zur Seite stehen möge. Sie wird können und wagen, was viele andere nicht wagen. Jedenfalls gilt vom Admiral v. Tirpitz das Dichterwort: Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“

Und tatsächlich ist der alte Seerecke und greise Staatsmann wieder auf dem Plane erschienen, um „seinem Volke zu helfen, soweit seine Arbeitskräfte noch reichen, und da weiß er keinen anderen Weg, als den der Wahrheit“. Das ganze deutsche Volk ist dem Großadmiral zu tiefstempfundenen Dank verpflichtet, daß er, dessen langes, arbeitsreiches Leben ein ewiger Kampf für Deutschlands Aufstieg zur Weltmacht gegen seine Widersacher jenseits des Kanals und — Gott sei's geklagt — auch im eigenen Lager war, trotz seinem hohen Alter, noch einmal für die deutsche Sache streiten will, indem er seine „Erinnerungen“ (1919 bei Köhler, Leipzig) durch „Politische Dokumente“ (1. Band „Der Aufbau der deutschen Weltmacht“ bei Cotta, Stuttgart) ergänzt und damit einen Vernichtungsfeldzug gegen das Märchen über die deutschen Rüstungen für den Weltkrieg und wider die Kriegsschuldlüge eröffnet.

Alle rechtlich denkenden Deutschen muß es mit Abscheu erfüllen, wenn das offizielle Organ der sozialdemokratischen Partei, der „Vorwärts“, am 28. November 1924 seinen Lesern vorsetzt: „Herr v. Tirpitz hat sich Aktenstücke angeeignet und veröffentlicht, die dem Staate, nicht ihm gehören. Er hat Akten unterschlagen... Er hat es getan, um seine werte Person weiß zu waschen — im Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit und unter Aufopferung der Interessen Deutschlands. Er hat es weiter getan aus Gewinnsucht, um mit seinen Publikationen zu verdienen. Seine Haltung ist so unehrenhaft, daß er ein erledigter Mann sein müßte ...“

Und Scham rötet unsere Stirnen, wenn wir lesen, daß der Bibliothekar der Preußischen Landesversammlung, Dr. Thimme, in zwei Artikeln (im „Berliner Tageblatt“) „Armer Herr von Tirpitz“ es wagt, den Großadmiral als „Lügner“ und „Vater der Lüge“ zu bezeichnen und behauptet, er habe elend gekniffen, als er 1916 Nachfolger des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg werden sollte! Das ist die Sprache des Mannes, der den verantwortungsvollen dienstlichen Auftrag erhielt, in einer Aktenveröffentlichung „England und die deutsche Flotte“ ein objektives, nur auf geschichtlichen Tatsachen aufgebautes Bild von dem Schöpfer der deutschen Flotte zu geben!

Wie anders haben fremde Völker, sogar die ehemaligen Widersacher des Großadmirals, dieses Buch aufgenommen! Die „Times“ schreibt: „Admiral v. Tirpitz, der selbst eher den Figuren aus der Zeit Wilhelms I. gleicht ...“ und weiter: „Es ist eine Überraschung zu sehen, daß Admiral v. Tirpitz gegen den Plan einer Flottenvermehrung war und sich ihm mit seiner ganzen Kraft entgegenstellte im Interesse der Friedenserhaltung ...“

Der Großadmiral ist einer von den Großen, denen das Schwerste im Leben nicht erspart geblieben ist: nach den jubelnden Hosianna-Rufen das bittere „Kreuziget ihn!“ Damals, als im deutschen Volke die alte Sehnsucht nach Wiedergewinnung verlorener Seegeltung und Seemacht wach wurde und jeder Deutsche begeistert dem Kaiser auf dem Wege der Weltmachtpolitik folgte, jubelten die Vertreter aller Parteien und Geistesrichtungen dem Schöpfer der deutschen Flotte zu, und bis tief in die linken Reihen der Demokratie hinein hat man an Tirpitz geglaubt und fest zu ihm gehalten, als er schon in Kaiserliche Ungnade gefallen war und seinen Abschied erbeten hatte. So widmete z. B. die „Vossische Zeitung“ (16. März 1916) dem Staatssekretär folgenden Nachruf: „... Sein Rücktritt in schicksalsschwerer Zeit weckt nicht nur in der Marine lebhaftes Bedauern, sondern auch überall im Lande, ohne Unterschied der Parteien. Denn in ihm scheidet der Mann, in dem sich für weite Kreise unseres Volkes die deutsche Marine mit all ihren herrlichen Waffentaten verkörperte, dessen nie erlahmende Tatkraft und vorbildliche Pflichttreue die Emporführung des deutschen Flottenwesens auf seinen heutigen Stand in materieller, geistiger und moralischer Hinsicht zum guten Teil zu danken ist. Es wäre zu wünschen gewesen, daß es gerade diesem hervorragend tatkräftigen Soldaten und Staatsmann vergönnt gewesen wäre, an seinem Teil bis zum Ende dieses großen Ringens mitzuwirken.“

Und überschwenglich schrieb eine führende Persönlichkeit des linken Flügels des Zentrums in der „Germania“ über „unseren Tirpitz“.

Und doch haben sie das Gelöbnis vergessen und ihm in schwerster Zeit die Treue gebrochen!

Jeder halbwegs einsichtige Mensch, dem die Partei nicht über das Vaterland geht, muß beim Lesen der „Politischen Dokumente“ zu der Überzeugung kommen, daß der Großadmiral niemals den Krieg gewollt und vorbereitet hat, daß in keinem Falle persönliche Eitelkeit die Triebfeder zu „uferlosen“ Flottenplänen gewesen ist. Jeder, wenn er nur objektiv und wahrheitsliebend ist, auch der, der im anderen politischen Lager lebt, muß, wenn er dieses Werk (in dem alle Gegner des Großadmirals zu Worte kommen) zur Hand nimmt, zur Überzeugung kommen, daß das Gegenteil wahr ist.

Aus diesem Grunde muß man das Tirpitzsche Werk als eines der beweiskräftigsten Bücher ansehen, die seit Beendigung des Krieges zu Deutschlands Entlastung im Kampf gegen die Kriegsschuldlüge geschrieben worden sind.

Näher auf den Inhalt einzugehen, ist mir im Rahmen dieser Gedanken nicht möglich. Für den Politiker ist es eine köstliche Fundgrube bezüglich der großen weltgeschichtlichen Ereignisse in ihren ursächlichen Zusammenhängen. Wir durchleben beim Lesen noch einmal stolz die große Zeit der Entwickelung der deutschen Weltmacht. Aber auch bittere, trübe Gedanken werden in uns wach, wenn wir lesen, wie wir uns selbst geschwächt und zum endlichen Siege unfähig gemacht haben. Es ist zu wünschen, daß dieses Werk von jedem gebildeten Deutschen gelesen werde und daß

immer weitere Kreise unseres Volkes den ungeheueren politischen und geschichtlichen Wert dieser Dokumente eines unserer Besten erkennen — eines Mannes, zu wertvoll, um weiterhin den Parteien als Zankapfel zu dienen. Topp, Oberleutnant zur See.

Unfranzösisches aus dem Elsaß

Bei der Eröffnung der elsässischen Gewerbeausstellung in Münster äußerte der Abg. Burger, Leiter des Winzerverbandes, in einem Trinkspruch, Schiller habe für die Franzosen die Jungfrau von Orléans geschrieben, für die Spanier den Don Carlos, für die Schweizer den Tell und für die Deutschen die Räuber. In Form eines heiteren Briefes von Friedrich Schiller aus der anderen Welt stellt die neue elsässische Wochenschrift „Zukunft", ein tapfer geleitetes Blatt, die sonderbaren Angaben des verwälschten Elsässers richtig. Danach hat Schiller die Jungfrau von Orléans nicht für die Franzosen, sondern für die Elsässer geschrieben im Hinblick auf das Wort: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre". Die „Räuber" aber schrieb Schiller für die Franzosen, und in Paris fanden sie so lebhaften Beifall, daß die revolutionäre Konventsregierung Schiller zum Ehrenbürger Frankreichs ernannte.

Wie erinnerlich erhob die französische Liga gegen die deutsche Kultur im Elsaß Einspruch gegen die Aufführung von Goethes Faust im Straßburger Stadttheater. Darauf antwortete nicht übel die Straßburger „République" mit folgenden Versen aus dem Faust:

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der tierische Laut nicht passen.
Wir sind gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht versteh'n,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?

Den Franzosen noch unliebsamer äußerte sich der französische General Percin, der schon früher die Kriegsschuld Poincarés behandelte, in der französischen Zeitschrift „Midi socialiste" mit Bezug auf die Straßburger Reden des Präsidenten Doumergue und des Ministerpräsidenten Painlévé: Elsaß-Lothringen — sagt er gradraus — hatte gar nicht den Wunsch, wiederum französisch zu werden. Darüber war man in Paris unterrichtet. Deshalb entzogen die Pariser Friedensmacher den Elsaß-Lothringern das verkündete Selbstbestimmungsrecht und verweigerten ihnen die verlangte Volksabstimmung. Sollte heute in Elsaß-Lothringen eine Volksabstimmung vorgenommen werden, so würde sie mit erdrückender Mehrheit gegen Frankreich ausfallen oder wenigstens ganz bedeutende Selbständigkeit verlangen. Das oben erwähnte, durch seine kühne Haltung Aufsehen erregende Blatt „Die Zukunft" schreibt in einer seiner letzten Nummern: „Bei uns nimmt das Malaise (Unbehagen) seit 1919 ständig zu. Während in der ersten Zeit nach dem Waffenstillstand die Begeisterung für Frankreich groß, der gute Wille zur sprachlichen und andren Assimilation allgemein und fast rührend war, sind die Elsässer heute ganz gewaltig abgekühlt. ,D' Sückle sin'ne uffgegange!' Ein dumpfes Murren geht durch das Land ..." D.

Straßburger Theaterskandal

Ein neues, schneidig geleitetes Blatt in Elsaß-Lothringen, „Die Zukunft" (Straßburg, Stephansgasse 3) kämpft dort in einer bisher unerhört kühnen Tonart um elsässische Heimatrechte. Und zwar nur von Elsaß-Lothringern geschrieben und unterstützt. In dem feigen Kompromißlertum oder in der allgemeinen Geducktheit, die sich dortzulande so leicht einstellt, fällt dieser herzhafte Ton wahrhaft befreiend auf. Wie die Sprachenfrage auf dem Theatergebiet angefaßt wird, beweist der folgende Artikel (Jahrg. I, Nr. 17):

„... Vor einigen Tagen ist der Spielplan des Straßburger Stadttheaters für den kommenden Winter bekanntgegeben worden: viel Altes, auch saftige Frohsinnlichkeit neben abgekühltem Reiz, gewiß wenig Neues, doch allgemein Musik, Tanz, Komödie, wippelnde

Beinchen. Kurzum alles, was herkömmlich ist und war. Kein Wort aber von deutscher Vorstellung, keines von der Möglichkeit die, denen der Schnabel nicht welsch gewachsen ist, auch an der Kunst im Theater sich zu wärmen! Und das sind achtzig vom Hundert der Bürger.

Mit dem Spielplan des Theaters wird auch sein Finanzplan zu gleicher Zeit bekannt. Fehlbetrag für die Spielzeit 1925—1926, von der Gemeinde Straßburg zu decken, rund 1 217 000 Frs. Dazu ein Staatszuschuß von 95000 Frs., aus dem Vermächtnis Apffel weitere 236000 Franken und ein nicht bezifferter Zuschuß aus der mietfreien Hergabe des Theatergebäudes. Anderthalb Millionen Franken alles in allem! Diese Summe aber zahlen nicht die Nutznießer des Millionen-Aufwandes, denn der Leute, die Französisch können, so können, daß sie mit Genuß den Darbietungen zu folgen vermögen, gibt es unter den Straßburgern gar wenige. Es sind höchstens zwanzig vom Hundert der Einwohnerschaft.

Wer also nicht begreift, daß nie Straßburg deutsches Theater brauchen kann, wohl aber immer ein stockfranzösisches haben muß, dem ist halt nicht zu helfen. Vielleicht merkt's einer doch, wenn das Loch im Stadtsäckel größer wird. Das Defizit betrug seit 1920: 1114670; 914023; 987717; 1038023; 1100000 Franken, wozu jetzt die 1217000 aus dem Voranschlag kommen, zusammen 6½ Millionen Franken! Diese Summe, in Steuerzuschlag aufgelöst, bedeutet etwa 54 Zuschlagscentimes, so daß jeder Straßburger Bürger, der für ein Jahr 1000 Franken Gemeindesteuern zahlt, zu dem angeführten Theaterdefizit mit etwa 250 Franken sich herangezogen sieht. Diese Summe wäre doppelt so hoch, wenn die Gagen alle den Stand erreichten, der anderwärts für gute Kräfte maßgebend ist. Aber Straßburg bezahlt die Künstler erbärmlich, wiewohl für dieses Jahr ein guter Schritt vorwärts getan worden ist. Unser wackerer Münch, der allerdings nur ein Elsässer ist, verdient — man darf es ja sagen, weil sie alle im Budget stehen — ganze 1360 Franken im Monat. Der Heldentenor hingegen ersingt sich 10000 Franken in derselben Zeit!

Es soll hier weiter keine Kritik an der Organisation, keine an der Finanzwirtschaft, keine auch an den Leistungen geübt werden. Schärfste Kritik fordert aber die Sprachenpolitik des Theaters heraus: das ist ein Skandal!

Man zwingt die Steuerzahler, ohne Ansehen der Person, zu den Kosten des Theaters beizutragen; man schließt aber die achtzig Prozent davon, die überhaupt nicht oder nur mangelhaft Französisch verstehen, ohne Rücksicht vom Besuch des Theaters aus. Wo in aller Welt wiederholt sich eine solche — man kann nicht anders sagen — eine solche behördliche Dummheit oder Frechheit? Eine derartige Zumutung ließe sich anderwärts doch nirgends die Bürgerschaft gefallen. Und wenn die Stadtverwaltung verantwortlich dafür wäre, jagte der allgemeine Unwille zwischen Eröffnung der Kasse und Beginn der Vorstellung Bürgermeister und Ratsherren zum Tempel hinaus, fiele die Verantwortung aber auf die Regierung, dann verriegelte die Selbstachtung der Stadt das Theaterhaus eher für Jahr und Tag, als daß sie solchen Übergriff duldete.

Doch in Straßburg ist das anders, ist überhaupt alles anders. Es wird viel von der Behauptung der Selbstverwaltung geredet, aber nichts anderes dafür getan, als wieder geredet. Man hat im Theater schon etwas gelernt: beugt den Kopf, duckt die Seele und dankt für den Orden. Die Herrschaften aus dem Intérieur sind uns ‚teuere' Freunde. Für ihr Gelüst fronen wir, bislang ohne lautes Murren. Von ihnen dulden wir die Sprachtyrannei, die sie so ergötzlich finden. Aber nicht lange mehr.

Den deutschsprachigen Theaterfreunden, der großen Masse der Bürger, hat man herablassend, nachdem sie sechs Jahre lang darauf gewartet, in der vorigen Spielzeit zweimal die Pforten ihres eigenen Hauses zu einem Schauspiel geöffnet. Zweimal in sechs Jahren! Man hat die Einheimischen gezwungen, nachdem sie sechs Jahre lang den größten Teil des Stadtzuschusses zugunsten vornehmlich der Zugewanderten zusammengesteuert hat—

ten, beide Male einen Eintrittspreis zu zahlen, den ein kleiner Beamter oder Arbeiter überhaupt nur ausnahmsweis erschwingen konnte. Sonst kostet der Stadt jeder Spielabend rund zehntausend Franken Zuschuß, hier mußte aber noch ein Überschuß herausgepreßt werden. Und dennoch war das Haus überfüllt, kehrten Hunderte vor der nach zwei Stunden wieder ausverkauften Kasse um. In diesen beiden Tatsachen lag ein stummer aber würdiger Protest gegen die geistige Knebelung unseres Volkes, eine scharfe Verurteilung der Haltung der Regierung. Man muß dabei gewesen sein, um es zu erfassen.

In Straßburg ist vieles anders, wie gesagt. Vielleicht lernt hier Frankreich auch noch etwas Neues: sich zu schämen vor Europa über den kleinlichen Geist seiner Regierung. Sudermanns Dramen mußten aus dem Schriftdeutschen in den elsässischen Dialekt übersetzt werden, um aufgeführt werden zu dürfen. Ist das nicht zum Heulen? Wahrhaftig!

Man stelle sich vor, in Metz hätte Rostands Cyrano erst ins Patois messin übersetzt werden müssen, um vom Bezirkspräsidenten zur Aufführung zugelassen zu werden! In Elsaß-Lothringen ist alles möglich? Heute, ja ..."

Diese Kostprobe genügt. Man legt das fesselnde Wochenblatt, wenn man es zu lesen begonnen, so leicht nicht wieder aus der Hand. Hier sind Elsaß-Lothringer, die sich, mit bewußter Unabhängigkeit von Deutschland, endlich einmal selber zu helfen wissen. Dieser „Hans im Schnokeloch" weiß, was er will!

Die Lebendigmachung des Mittelstandes

Oswald Spengler schrieb in seinem Neuaufbau des Reiches über den „Sumpf". Heute gähnt er uns in seiner nackten Scham- und Trostlosigkeit an.

Das Bürgertum hat alle die Jahre über am schwersten gelitten. Es hat seine Ideale geopfert, sein Glaube ist ihm untergraben, sein Vermögen unter den Händen zu Wasser geworden. Es hat geduldet und geschwiegen. Ringsum sah es Zusammenschluß: bei den mit moskowitischen Phrasen und mit moskowitischem Geld gefangenen Kommunisten, bei den sozialistischen Gewerkschaften und auch in den Reihen des treu bei seiner Stange bleibenden Zentrums.

Das Bürgertum war allzu abhängig vom alten Beamtenstaat und von den Armeen gewesen. Es hatte sich hinter diesen wie für die Ewigkeit festgefügten Palisaden sicher gefühlt und war seinem Handel und Wandel nachgegangen, so individuell und vielseitig, wie seine Belange waren.

Nun stand es plötzlich schutzlos da und war froh, daß es auch noch in den Revolutionswirren seine Existenz, wenn auch eingeengter und hoffnungsloser, fortfristen konnte. Es war eben doch zu sehr an Reglementierung und Nichtgefragtwerden gewöhnt worden. Dieser schwere Fehler des alten Staatwesens rächte sich nun. Dem Bürgertum war jedes ständische Gefühl verloren gegangen. Es wußte nichts mehr von seinen Pflichten, die seine Rechte waren, nichts mehr von der großen reorganisatorischen Erweckungstat, mit der einst der geniale Reichsfreiherr vom Stein 1808 dem niedergebrochenen preußischen Volke durch die Selbstverwaltung neues, eigenwüchsiges, korporatives Leben und damit neues Selbstbewußtsein gab. Längst vergessen hatte es seine hohe Blüte im Mittelalter, wo die gemeinfreien Stände in den Reichs- und Freien Städten ein großartiges Leben zum Blühen brachten, wo sich in den Innungen und Zünften die „Geschlechter" im Dienst ihrer Städte zusammenschlossen und in berechtigtem Stolz an die Ehre und das Ansehn ihres Gemeinwesens alle Kräfte setzten; wo die Bauhütten als Hüterinnen überkommener Weistümer die gewaltigen Kirchen und Münster schufen, in denen die Gemeinschaft ihre innere religiöse Zusammengehörigkeit bekräftigte.

Wir stehen heut an einer Schicksalswende.

Der gesunde Kern unseres Volkes ist des unfruchtbaren Politisierens müde. Er sehnt sich nach einer das Daseinsminimum gewährleistenden Arbeit und nach einer neuen sittlichen und anstandshaften Lebensführung. Nun kommt zur rechten Stunde ihm ein Helferpaar.

Willy Schlüter, der Schöpfer des „Deutschen Tatdenkens", der an Stelle des Habewerts den Hebewert, das schöpferische Werden in einem unendlichen Tun setzte, tat sich mit Dr. Wilhelm-Dresden zusammen: und beide Kratologen und Tatdenker schufen das sittliche Grundbuch einer neuen, auf dem tiefsten völkischen Ethos beruhenden Standesforschung in ihren 99 Thesen für das schaffende Volk: „Die Mission des Mittelstandes". (Auch dies Werk erschien wie das „Deutsche Tatdenken" im rührigen Verlag Oskar Laube-Dresden.)

Man hält es kaum für möglich, was schaffensträchtige, volkserzieherische, auf reale Ziele gewandte Begeisterung auch heute noch vermag. „In kaum fünf Wochen wurde das Werk in einem Zuge geschrieben." In kräftig kernigen Sätzen werden die Leitgedanken in Thesen hingewuchtet: klar, einfach und eindringlich. An jede schließt sich eine tief durchdachte, aus tiefstem schmerzlichen Erleben geborene Exegese.

Zunächst gilt es den Begriff des neuen Mittelstandes zu begründen. Der Mittelstand ist nicht nur Volks-, sondern auch Adelsstand: denn er fußt auf einer vielhundertjährigen Tradition.

Seine Überlegenheit über das Parteidenken erweist sich in seinem Umfassen: „Er ist Mitdemokrat, Mitaristokrat, Mitsozialist, Mitnationaler, Mitkonservativer, Mitliberaler, je nach der Eigenart der sich ihm stellenden Führungsaufgabe und immer im Hinblick auf das Volk in seiner Ganzheit".

Seine Kraft liegt nur in seinem Standesbewußtsein. Er denkt niemals proletarisch, sondern immer potentarisch. „Im Arbeiter, der solchermaßen Stand in sein Walten baut, adelt sich das proletarische Wesen mit seinem Abwärtsdeuten zum potentarischen Aufwärtswerten der Arbeit." Die Heiligung der Arbeit erfolgt durch die gesinnungsmäßige Umeinstellung. Der Kern der Arbeit liegt in der Beseelung. Der Mittelstand muß wieder lernen, daß auf der Arbeitsfreude, auf dem Grund der Rechtlichkeit des ganzen Volkes Kultur und Kunst beruht.

Dazu ist Wechselbelebung und Wechselhebung Voraussetzung. Wahrer Mittelstand ist großgeistig, erkennend, faustisch, nicht kleinbürgerlich-enges Spießbürgertum.

Der Werkgang bestimmt die fällige Pflicht. Gesunder Mittelstand kann mit jeder Art Doktrinarismus, jeder Art Schwarmgeisterei nichts anfangen. Es gibt nur Fortschreiten, kein Endziel. Der Mittelstand wahrt die historische Stetigkeit: er nimmt langsam Neues an, aber er verarbeitet es und schafft es weiter.

Die Verfasser verlangen sichtbare Tat des neuen überparteilichen Zusammenschlusses aller werkschaffenden hand- und kopftätigen Glieder des Mittelstandes, einen allgemeinen Arbeitsdienst zur Neubelebung von Industrie, Handel, Handwerk und Landwirtschaft.

Durch diesen Arbeitsdienst, zu dem namentlich die Jugend gefordert wird, soll Transportwesen, Straßenbau, Hausbau gefördert, Pünktlichkeit, Straffheit, Verantwortungsfreude geschult werden. „Daß heute Werkwirtschaft gegen steuerungslose Warenwirtschaft, Werk-Ethos gegen Parteipolitik gedrängt wird, ist eine weltgeschichtliche Situation, wie sie in diesem Ausmaße, dieser Menschheitsgefährdung noch nicht dagewesen ist."

Gelingt dieser ständische Zusammenschluß, so sinkt das öde sinnlose Parteigetriebe ab, und den Agitatoren geht der Stoff aus. Tatgeist braucht keine Schwadroneure. Gelingt es nicht, rafft sich das Volk aus seiner tatlosen, völlig ungeistigen Schlaffheit nicht auf, so droht völliger Zerfall, Bürgerkrieg, und was damit zusammenhängt.

Ohne eine innere Befriedigung, ein Loskommen von unfruchtbarem Klassenkampf, von ewig negierendem Rassenhaß und Massenwahn kann Deutschland nie von seiner inneren Machtlosigkeit genesen. Nur durch Ausscheiden aller Drohnen, deren Grundsatz Skrupellosigkeit und Unsittlichkeit ist, und denen Egoismus höher steht als Brüderlichkeit, kann es gesunden.

Auf gesunder Arbeitsteilung beruht die Kontrapunktik der Tatführung. Ihr entspricht kein bürokratischer Zentralismus, sondern weitgehendste Selbstverwaltung der Gemeinden und Provinzen.

Zum Stand gehört als Ergänzung der **Rang**, den Schlüter in der demnächst folgenden „Führungskunde" tatgeistig neufundamentierte.

So sind hier heilskräftige Geister am Werk, Deutschland aus seiner tiefen Verworrenheit zu neuer Klarheit und neuem standesmäßigen Selbstbewußtsein zu führen. Es ist der Geist **Fichtes**, der hier von neuem zu „Deutschen schlechthin" spricht. Möchte er bereits Menschen mit offenen Sinnen finden! Möchte es nicht zu spät zu einem endlichen Zusammenfinden in einer positiven **Volksgemeinschaft** sein. Unser ganzes Wohl und Wehe, Sein oder Nichtsein hängt davon ab. Handelt!

Paul Friedrich

Steiner und Rittelmeyer

Wir haben in einem kurzem Nachruf in der Mainummer des Türmers mit einer gewissen Zurückhaltung von Rudolf **Steiner** gesprochen. Nachfolgende Würdigung stammt nun aus der Feder eines seiner getreuesten Verehrer: des früheren Berliner Predigers Dr. **Friedrich Rittelmeyer**, der jetzt eine eigene „Christengemeinschaft" im Zusammenhang mit der Anthroposophie gegründet hat. Er schreibt in seiner gleichlautenden Zeitschrift (Stuttgart, Urachstr. 41) unter anderm folgendes, und das Übermaß seiner bedingungslosen Verehrung kann schwerlich überboten werden (wir müßten gleich vom ersten Satz an Bedenken äußern, beschränken uns aber auf eine Schlußbemerkung):

„... Rudolf Steiner war nicht nur ein Mensch, der auf der Höhe seiner Zeit dahinging, sondern er war auch der **erste** Mensch, in dem wir eine **wirkliche Welt-Bildung** verkörpert sahen (!). Goethe trug europäische Bildung in sich und reicht in seinem Alter noch in den nahen Osten hinüber. Indien kannte er fast nicht. Steiner umfaßte wirklich die **Kultur seines Planeten**. In dem Augenblick, wo die Völker und Kulturen der Erde sich berührten, erschien auch ein Mensch, der sie in sich vermählte. Und doch hat man Steiner keine größere Verständnislosigkeit entgegengebracht, als wenn man immer wieder behaupten konnte, er habe dies und das von Indien ‚übernommen'. Das hat er gerade nicht getan. Nichts steht dem eindringlichen Kenner fester als dies. Man hat wirklich keinen Begriff von der freien Selbständigkeit, in der dieser Geist überall lebte, wenn man von Entlehnungen spricht. Er kam auf seinen eignen Wegen zu Entdeckungen, die ihn allerdings auch Indien verstehen lehrten, besser als — man darf das schon sagen, so anspruchsvoll es klingt — **bisher je ein Europäer es verstanden hat**. (!) Es war eine hohe Freude, Rudolf Steiner unter den indischen Geistesschätzen walten zu sehen, erklärend, ergänzend, verbessernd. Er hatte den ganzen Verfall des heutigen Indiens vor sich, aber auch die ganze wunderbare Weisheit der indischen Vorzeit. Sie durchschaute er, aber als einer, der nicht darin seine Heimat hat, sondern von einem höheren Berge darauf herabsieht. Dieser Berg war Christus. Mit höchster Verehrung sprach Steiner von Buddha, aber als von einem, dessen Werk durch das Christusereignis der Vergangenheit zugewiesen wurde. ‚Weil Buddha recht hatte, darum mußte Christus kommen.' Als ich vor fast zwanzig Jahren Buddha genauer studierte, mußte ich das Studium abbrechen, weil ich immer deutlicher die Überzeugung gewann, daß bei diesen Indern geistige Erlebnisse vorliegen, die uns Europäern fremd sind und die wir erst auf unserem Wege neu gewinnen müssen, wenn wir die Inder wirklich sollen beurteilen können. Durch Steiner lernte man diese Erlebnisse kennen. Er sprach über die verschiedenen Bewußtseinszustände, die in den indischen Schriften eine so große Bedeutung haben, und über alle anderen Erfahrungen des Yoga so vollkommen als Sachkundiger, daß der Inder von heute durch ihn die Größe seines eignen Landes und seiner uralt heiligen Offenbarung hätte kennen lernen können. Und doch sprach er nicht wie die englisch-indische oder amerikanische Theosophie, als ob der Kern aller Religionen derselbe sei, sondern im klaren Licht der Erkenntnis, daß Christus der Offenbarung Fülle ist, in dem auch beschlossen liegt, was einst Indien groß machte, aber so, wie wir es heute brauchen, und größer als Indien es je besessen hat ...

Rudolf Steiner war ein Mensch, von dem man ohne Übertreibung sagen kann: in ihm hat die Weltgeschichte das Auge eines Erdenbewußtseins aufgeschlagen. Er dachte immer weltgeschichtlich im allergrößten Stil. Auch während des Weltkriegs hat er ja — die Reden von seinem antideutschen Verhalten sind reine Verleumdungen, er wollte immer den Deutschen helfen — den praktischen Beweis für seinen durchdringenden weltgeschichtlichen Blick erbracht. Es war eine Lust, mit ihm durch die Menschheitsgeschichte wie durch eine erhabne Landschaft zu wandern. Alles war klar, hoch und weit, nichts war mumienhaft abgelebt oder gedankenstarr wie oft bei Hegel, alles lebendurchblutet, vollmenschlich lebenswarm.

Voraussetzung für die Geschichtsbetrachtung Rudolf Steiners war, daß man die Vergangenheit nicht nur aus Dokumenten durch Schlüsse erkennen kann, sondern mit höheren Geistorganen einfach zurückblicken in das, was gewesen ist. Und Voraussetzung für diese Geschichtsforschung war wiederum, daß alles Geschehen zwar nicht in der äußeren Welt, aber in einer höheren, geistigen Welt feine Spuren, gewissermaßen geistige Abdrücke hinterläßt, die der mit geistigen Augen Sehende auch finden kann. Das ist die Anschauung von der Akaschachronik, die Steiner so erbitterte Gegnerschaft und so bequemen Spott zugezogen hat. Sie ist eine echt biblische Anschauung. Man will es nur nicht wahr haben, was in der Offenbarung Johannis zu lesen ist von den Büchern, in denen alles verzeichnet ist, was getan wurde, und die einmal aufgeschlagen werden. Religiöse Forscher sind oft diesen Gedanken auf ihre Weise nachgegangen, daß das Vergangene nicht nur vergangen sein kann, sondern irgendwo aufbewahrt sein muß. Es könnte ja im Bewußtsein höherer Wesen sein und könnte dort gelesen werden, wenn der Mensch zu solcher Höhe einmal aufzusteigen vermag. Und so muß man sich auch die Akaschachronik in Wahrheit denken.

Wenn Rudolf Steiner von allen lebenden Menschen der war, der weitaus am meisten aus dieser Akaschachronik erzählte, so war er sich dessen bewußt, was dies von ihm forderte, und die ihm zuhörten und ihn nicht in allem nachprüfen konnten, waren sich auch zum Teil dessen bewußt, was sie von ihm zu fordern hatten. Er sprach erst, nachdem er sehr lange gewartet und mit aller nur möglichen Strenge seine eigne Begabung geprüft hatte. Er sprach immer nur von Dingen, die er nach den sichersten Methoden, die er sich gebildet hatte, absolut gewiß wußte. Er sprach von vielem nicht, wenn er irgend einen einzelnen Punkt nicht zur vollen Klarheit gebracht hatte. Er sprach niemals, um mit einer Entdeckung zu prunken oder zu überraschen, niemals um menschliche Neugier oder Wißbegier zu befriedigen, niemals um für sich selbst irgend einen Vorteil zu erreichen, und wäre es nur der der größeren Glaubenswürdigkeit. Nur durch diese größte Strenge und Gewissenhaftigkeit konnte er sich bei ernsten, vorsichtigen wissenschaftlich geschulten Männern allmählich das Vertrauen erwerben, das er genoß. Nur durch diese größte Strenge und Gewissenhaftigkeit war es auch möglich, daß er durch über zwanzig Jahre frei sprach über die verschiedensten Gebiete, oft täglich mehrere Vorträge, immer aus der Fülle heraus, ohne sich je zu widersprechen ..." (? D. T.)

Hier brechen wir mit einem Fragezeichen ab. Wir hätten an vielen Stellen dieses Fragezeichen einfügen müssen. Man sieht aus diesen Worten Friedrich Rittelmeyers, daß eine höhere Einschätzung schlechterdings nicht möglich ist. An anderer Stelle desselben umfangreichen Aufsatzes heißt es: „Rudolf Steiner war der erste Christ von allen, die wir kennen, dem der Himmel auf der Erde offen stand." Man könnte zwar an Swedenborg und manche Visionen der Heiligen erinnern, aber es wäre zwecklos. Rittelmeyer behauptet und glaubt: „Die Toten lebten ihm, er konnte sie verfolgen in ihrem Weiterleben, er konnte sich mit ihnen verständigen ... Er lebte im Schauen und konnte mit den Propheten und Heiligen wie mit Seinesgleichen über ihre Erlebnisse reden" (!) ...

Wieder an anderer Stelle lesen wir: „Seit Aristoteles ist wohl kein Geist bekannt,

der so die Geistesfülle des Lebens in sich umspannte. Hier war mehr als Aristoteles: ein Auftun der Zukunft, wo dort mehr ein Abschließen der Vergangenheit war." Und endlich gegen Schluß: „Dieser reine Christusgeist war in ihm. Vor Gott und allen Engeln sei es bezeugt. Es ist sichere, lautere Wahrheit . . ."

Steiner ist also für Rittelmeyer mehr als Goethe, Hegel, Aristoteles — und nur eben bei Christus macht er halt! . . .

Die Auffassung dieses ernsten Mannes wird jeder Leser hochachten, auch wenn er mit anderen Augen schaut. Aber die entscheidende Vorfrage ist von Rittelmeyer gar nicht aufgeworfen, nicht einmal empfunden. Ehe man nämlich die Frage stellte: „Wie erlangt man Erkenntnis übersinnlicher Welten?" (Steiner), mußte die erkenntnistheoretische Vorfrage gelöst sein: „Ist objektive Erkenntnis übersinnlicher Welten für uns sinnengebannte Planetenbewohner überhaupt möglich?" Der Christ und der Denker (Kant), beide, haben bisher bescheiden gesagt: „Nein." Sie haben diese Gebiete dem Glauben und der Ahnung überlassen. Der Literat Steiner hat schlankweg das Gegenteil verkündet und hat seine Verehrer, als unbedingte Autoritätsgläubige, für dieselbe subjektive Auffassung gewonnen. Für diejenigen aber, die nicht mitzugehen vermögen, wenn sie auch Steiners bedeutende Anregungen und konstruktive Phantasie achten, bleibt die Vorfrage ungelöst.

Auch das neueste Buch über „Anthroposophie und Christentum" (von Liz. A. F. Stolzenberg, Privatdoz. a. d. Universität Berlin, Verlag Speyer & Peters, Berlin) legt auf die erkenntnistheoretische Frage den entscheidenden Wert und kommt zu einer runden Ablehnung.

Afrikaans

Afrikaans ist die südafrikanische Form des Holländischen, auch „Taal" genannt, die sich im Laufe der Zeit selbständig entwickelt hat, nach dem die holländischen Kolonisten die Verbindung mit dem Mutterland verloren hatten. Afrikaans ist jetzt zu einer in jeder Beziehung dem Englischen gleichberechtigten Sprache in Südafrika gemacht worden, und dieses Land ist fortan ein zweisprachiges. In Anbetracht der Kämpfe deutscher Minderheiten um ihr Recht auf die Muttersprache ist es interessant, auch hier wieder die Bestätigung des Satzes zu finden, daß es leichter ist, ein Volk zu unterdrücken, als seine Sprache. Von 1625 bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sprachen die Kapkolonisten holländisch. Als die Engländer sich des Kaplandes bemächtigten, dekretierten sie Englisch als die Staatssprache. Im Verwaltungsdienst, in der Rechtspflege, in den Schulen wurde nur Englisch gestattet. Als die Kapleute ein Parlament bekamen, wählten sie einen Farmer, der nur holländisch sprach, doch durfte er nicht sprechen. Die Sprache wäre ausgestorben, wenn die Bauern nicht so konservativ und ihre Höfe so weltabgeschieden gewesen wären. Doch aus dieser Lage entwickelte sich auch die Abweichung vom Holländischen. Als das Kapland 1872 eine Selbstregierung erhielt, wuchs das Gefühl für eigenes Volkstum, besonders im Gefolge der Behandlung, die die Burenrepubliken erduldeten, mächtig empor. Der Afrikanderbund wurde gegründet, und seine politische Bedeutung erzwang Sprachkonzessionen. Jamesons Einfall und der zweite Burenkrieg erhöhten das Rassegefühl. Überall erhoben sich Vereine zur Pflege der Muttersprache, und Privatmittel errichteten Schulen. Mit der Selbstregierung der einstigen Burenrepubliken (1906—7) kam die Gleichberechtigung der beiden Sprachen. Die Stadtverwaltungen waren jetzt gezwungen, Bekanntmachungen in beiden Sprachen anzuschlagen, und es gab Leute, die weder Steuern noch Fahrkarten noch irgend welche öffentliche Zahlungen machten, wenn sie nicht auf holländisch gefordert wurden, so gut sie auch Englisch verstanden. Noch 1910 bestand man auf beiden Sprachen bei allen Beamten. Und dies alles, trotzdem fast alle Afrikander Englisch sprechen, aber sehr wenige Engländer Afrikaans. Auch hier hat die Zähigkeit gesiegt, und das will viel heißen, wenn es sich um zwei so zähe Stämme handelt, wie Holländer

und Engländer. In der Südafrika-Akte von 1909 waren Englisch und Holländisch als gleichberechtigt aufgeführt, durch ein Amendement hat man nun klargestellt, daß Afrikaans in allen Fällen diese Gleichberechtigung genießt. L. M. Schultheiß.

Jeden Tag eine Briefstelle

Seitdem wir keine Briefe mehr schreiben, ist alles Geruhsame aus unserem Leben wie weggeblasen. Was teilten unsere Eltern noch einander in Briefen für Schätze an Geist und Güte mit! Briefe wurden vorgelesen, Stellen aus neuen Büchern wurden in Briefen mitgeteilt, Reiseeindrücke, Erlebnisse vermittelt, Briefe wurden aufbewahrt und wie Heiligtümer gehütet, vererbt. Freilich, auch in den vier schlimmen Jahren des letzten Krieges schrieb man viele, viele Briefe — aber sie waren alle voller Sorgen und Bangen, Trauer und bitterem Weh. Dann hat man das Briefeschreiben gar flugs wieder verlernt, hört lieber Radio, sieht Kino und bestaunt die Briefe unserer Väter aus der Ferne als veraltete Wunder, die nach Lavendel duften.

Und dann setzt sich in der Niederlößnitz bei Dresden ein Mann der angewandten Wissenschaft, Verlagsleiter und Redakteur der Sächsischen Handwerker- und Gewerbe-Zeitung hin und sammelt in vielen Jahren viele, viele Stellen aus Dichterbriefen, stellt ihrer je bis zu einem Dutzend für jeden Tag des Jahres zusammen, versieht sie mit mehreren, sehr zuverlässigen Registern und legt der deutschen Familie damit ein Hausbuch, der Jugend ein geistiges Rüstzeug fürs Leben, dem Lehrer und Geistlichen, Redner und Schriftsteller ein Handbuch zum täglichen praktischen Gebrauche im Berufe auf den Tisch, wie es eben nur ein Nachfahre aus dem Volke Goethes schaffen kann. Wie würde die große Exzellenz von Weimar, unübertroffen auch im Sammeln und Sichten, Einordnen und Gruppieren alles Gelesenen, Gesehenen und Erlebten, ob dieser „Dichterweisheit in Briefen“ von Dr. Hans Zimmer (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) schmunzeln und seinem Amanuensis Eckermann zulächeln, der auch fast für jeden Tag im Jahre sein Sprüchlein aufschrieb!

Hausbuch nannte ich es — als einen ewigen Bildungskalender könnte man diese fast 500 Seiten in blauem Leinen ebensogut bezeichnen und allen zum guten Gebrauche in die Hand drücken, die öfter in ein Stammbuch oder „Poesiealbum“ ihr Sprüchlein einzuschreiben gehalten sind; der Stumpfsinn unserer heutigen gedankenleeren Stammbücher wäre mit einem Schlage ausgerottet. Oder wer eine Rede halten soll oder muß und um Gedanken verlegen ist, wer mit Lesefrüchten mühelos glänzen will, bediene sich dieses Sammelwerks täglicher Briefstellen. Man kann sie auch sozusagen ad hoc und per se mit Gewinn lesen, zumal jede Stelle in Jahreszahl und Adressat ihren kleinen Kommentar hat.

Für wen diese Stellen, wissen wir also. Von wem — ist noch kurz zu sagen. Natürlich steht Goethe als der fruchtbarste aller Briefschreiber obenan, dann folgt Hebbel, nach ihm Schiller, Wieland und Jean Paul mit den meisten Stellen. Fontane und Humboldt, Herder, Heine, Körner, Lessing, Kleist, Richard Wagner und Storm, Anzengruber, Grabbe und Görres. Und wer noch alle — auch Dehmel und Hartleben, Isolde Kurz, Liliencron von den Jüngeren. Luther ist freilich nur mit einer einzigen armseligen Briefstelle bedacht — hat der fleißige Sammler, der 87400 Druckseiten durchnahm, weiter nichts von ihm gefunden oder zählt ihm Luther nicht unter die Dichter? Wenn auch Bismarck nicht eben hierhergehört, so wird man doch Moltke und Friedrich II. von Preußen, die auf ihre Art Dichter waren und wunderbar tiefe Briefe schrieben, ungern vermissen. Hier darf ich vielleicht auch anmerken, daß es dem Buche genützt hätte, für jeden Tag eine neue Seite anzufangen; der Mehraufwand an Papier wäre im Verhältnis zur größeren Übersichtlichkeit gering gewesen und gewiß kaum ins Gewicht gefallen. Prächtig ist das Sachregister und etwas Neues die Adressatentafel: praktische Literaturgeschichte.

Für den Weiterbau deutscher Bildung ist allen Volksschichten hier das nützlichste Geschenkbuch geschaffen. Blättert nur in diesem dreitausend Briefstellen, und ihr werdet des

Erstaunens kein Ende finden, wie gescheit und gut die Dichter sogar in Briefen waren. Wahrhaftig, solch ein Buch ist ebenso nötig wie Flagge und Nationallied. Paul Burg

Sternheim, der Retter

Man wird auf mancherlei Weise berühmt, der eine durch die Wirkungskraft seiner Bücher, der andere durch eine gespreizte Eitelkeit ...

Da ist Karl Sternheim, der 1918 einen „Verein zum Abbau der bürgerlichen Ideologie" gründen wollte und mit allerlei „Satiren" kam, um ein zweiter Molière (!) zu werden, ohne je einzusehen, daß er nur ein kleiner Artist war. Er wird nun zum Retter und gibt ein Buch heraus „Oskar Wilde. Sein Drama", vor dessen Aufführung alle guten Geister das deutsche Volk bewahren mögen. Ob Drama oder Kitsch, das ist hier ja gleich. Denn diese Sorte Schriftsteller weiß nichts mehr von einem Erkämpfen der dramatischen Form; in einer Selbstüberhebung wird da vom „Drama" geredet, als hätte nie ein Shakespeare, Schiller, Kleist, Hebbel, Ludwig (mit seinen wichtigen Shakespeare-Studien) gelebt. Sternheim scheint ein Wort des lieben Wilhelm Raabe („Abu-Telfan") falsch verstanden zu haben (wenn er uns in Vorworten belehren will): „Nur Mut, und Selbstvertrauen bis zur Unverschämtheit." Es heißt bei diesem Literaten: „Vincent van Goghs, des großen Holländers, Rettung in den Himmel wesentlicher Menschen (!), habe ich in einem Buch, das gerade erscheint, durchgesetzt (!). An Wildes erschütterndem Drama arbeite ich mit Hingabe, und man wird es, durch schlechte Darstellung voraussichtlich entseelt, im nächsten Winter auf deutschen Bühnen sehen. Heines alle deutschen Dichter überragendes Denkmal gegen die fortschreitende Verblödung seiner Landsleute (!) allein zu errichten, behalte ich mir für die Zeit meines 50. Lebensjahres vor, wo ich die geistige Reife, die es zu seiner Deutlichmachung braucht, im Ausland erreicht zu haben hoffe!"

Ist solch ein Geschreibsel nicht zum Ohrfeigen?! Und ein deutscher Verlag (Kiepenheuer) verlegt das, diese Herausforderung eines Bramarbas, der als Clown auf dem deutschen Parnaß herumhüpft! Wenn Sternheim so arm wäre, wie sein Vorbild Frank Wedekind, der in seiner Narrheit doch aber ehrlich kam, wenn er nicht ein „Grandseigneur" (wie Bernhard Diebold sagt) und äußerlich reich begütert wäre, würde ich anregen, daß man zu einer Fahrt für dauernden Aufenthalt im Ausland öffentlich sammelt. Dann wären wir diesen Gecken los.

Ich empfehle die Lektüre dieses klapperdürren Wilde nicht, will aber einen kleinen „Dialog" (in Sternheimscher Auffassung von Dialog) geben. Es handelt sich um die Szene vor Wildes Verhaftung. Dort liest man:

„Tubby (zu Wilde): Wie würdest du dich selbst eindeutig mit einem Wort in die Ewigkeit (!) nennen?

Wilde: Ich mich? — Wilde!

Roß: Das ist's!

Tubby: Abgemacht!

Roß: Dein Fall ist weltgeschichtlich (!) klar.

Tubby: Ohne Zutun der Welt glatt erledigt.

(Vor der Glastüre werden Silhouetten zweier Polizisten sichtbar.)"

Soll man über das Geschwätz lachen?

Jedenfalls: auch der Fall Sternheim ist „weltgeschichtlich klar". Dr. W. E. G.

Das kleine Glas

An einem wirklich wundervollen Sommertag kam ich einen märchenhaft schönen Weg gegangen: wehende Kornfelder, blühende Raine, Eichenriesen, die um stille Teiche standen, und Wolken, aller himmlischen Farben voll! Meine Seele trank sich froh und leicht an dem ewigen Quell Natur. Mir war, als käme eine stille Reinheit über mich wie ein großes, heiliges Geschenk. Neu war mir alles, und das Leben fing von vorne an.

So kam ich, das Gemüt lichtgebadet, und mit Gedanken wie lauter kleine Sonnenstrahlen, in ein Städtchen gewandert, wo ich einer jungen Braut Glück wünschen wollte. Du lieber Gott, was braucht's da eigentlich noch gewünschtes Glück, wo die Überfülle schon la-

chenden Einzug gehalten hat! „Rosenzeit und Mädchenzeit!“

Ich wurde gleich in die beste Stube gebracht und ein Weilchen noch mit mir allein gelassen. Mit mir und einem großen Tisch voll Gaben. Aber wie ich die aufgehäuften Schätze betrachten wollte, da war's doch nicht anders, als führe eine Kreuzotter gerade auf mein Gesicht los. Schnapsgläser hatte man diesem lieblichen Kind geschenkt, Verzeihung, nein, „Likörservice“, eins, zwei, drei, ein halbes Dutzend, hohe, niedrige, geschliffene, gemalte ...

Wahrscheinlich hatten ursprünglich auch noch ein paar „Pullen“ dagestanden, aber die waren wohl an dem hohen Tage schon draufgegangen, damit „Stimmung“ käme, und die Gäste sich „amüsierten“.

Da war doch eine sehr böse, düstere Wolke über meinen sonnenseligen Himmel gelaufen. Solche Verlobungsgeschenke hat man jetzt erfunden, zur ersten Ausstattung des „lieben jungen Haushalts“!

Seht in den Zeitungen nach: wieviel Menschen kommen alljährlich auf den Ozeanen um! Und befragt die Zuchthäuser und die Irrenanstalten: Viel, viel mehr junges Menschenglück ertrinkt im kleinen Glase!

Und weil die alten Schnapsbrüder nicht mehr alles, was hergestellt wird, allein trinken können, erzieht man jetzt die jungen Bräute — wer wollte „prüde“ sein! — die Mütter des kommenden Geschlechts, zum „Schnäpschen“.

Ernst Stemmann

Die Schuld der Umgebung

Zu den Bemerkungen Prof. Bornhaks, des klarsten Historikers der letzten Jahrzehnte, über Wilhelm II., daß er Widerspruch vertragen und die Wahrheit hören konnte, wenn sie sich zu begründen wußten, vgl. im Türmer, August 1925, S. 468, sei eine unscheinbare, immerhin auch nachdenkliche Bestätigung erlaubt. Ich habe sie von einem verstorbenen Freunde, der ein grundehrlicher, liebenswertester Schwabe und Bildhauer war; er wird manchen unvergessen sein. Professor Wilhelm Wiedemann, so hieß er, war an dem „Märchenbrunnen“ für Berlin mit Auftrag beteiligt. Wilhelm II. besuchte die Werkstätte, besichtigte das begonnene Modell, hatte sofort seine neuen Ideen dafür. Der Bildhauer sieht dem Kaiser ins Gesicht und sagt in rücksichtsvollem Ton: „Entschuldigen Majestät, es läßt sich nicht gut machen!“ Das Hofgefolge ist peinlichst entsetzt, nicht weniger der einführende Berliner Stadtrat oder Kunstbeamte. Der Kaiser, den Kopf aufwerfend: „Wieso?“ — „Majestät, aus den und den (künstlerisch-menschlichen) Gründen“. Der Kaiser und der Bildhauer stehen Auge in Auge. Darauf der Kaiser: „Sie haben recht!“ und streckt ihm kräftig die Hand hin.

Eine Augenblickstatsache. Weiteres zugunsten dieses Enkels (die deutsche Geschichte hat mehr so unselige Enkel, Otto III., den Staufer Friedrich II.) soll nicht damit gesagt sein. Nur, daß solche Augenblicke viel zu viel gefehlt haben. Aber die Deutschen insgesamt tragen mit die Schuld, daß die Byzantiner und Neidinge das Kartenspiel behielten.

Ed. Heyck

Die Stockholmer Weltkonferenz

der evangelischen Kirchen hat aus 37 Völkern der Alten und Neuen Welt Vertreter zusammengeführt, die fast zwei Wochen lang getagt haben (19. bis 31. August). Wir verzeichnen diese Tagung nur als ein Symptom: als einen Versuch, durch ein Aufgebot von Vertretern des Christentums über die dämonisch düstere Weltlage Herr zu werden oder wenigstens zur Klarheit zu kommen. Das Christentum, die Religion des führenden Europas, hat die Schlachterei des Weltkriegs mit seinem Vernichtungswillen nicht verhindern können. Der bedeutende Erzbischof Söderblom rief nun die Geistlichkeit der halben Welt in jenes neutrale germanische Land, damit man gemeinsam die Sachlage oder — deutlich gesagt — diesen Bankrott der religiösen Mächte berate. Die Stimmen, die wir von dort hörten, sind voll von Lob über den bedeutenden Eindruck des Ganzen, besonders über den Verständigungswillen, und über die wertvollen Äußerungen im einzelnen. Schon daß ein solches Zusammenkommen möglich war, ist bezeichnend für die veränderte Gesinnung. Aber

auch die kühnsten Optimisten sind im Gesamturteil etwas zurückhaltend und begrüßen diese Tagung nur als einen verheißungsvollen Anfang. „Ein Ausschuß ist eingesetzt, der das Werk fortsetzen soll": so pflegen fast alle Tagungen zu enden. Man hat sich wohlweislich (z. B. in bezug auf den heiklen Völkerbund) der „Beschlüsse" enthalten. Es waren bemerkenswerte Bekenntnisse auf sozialem, sittlichem, sogar rassischem Gebiete usw. zu verzeichnen; und im Mittelpunkt stand immerhin der Meister der Christenheit.

Man darf das Ganze vielleicht am knappsten als ein Bekenntnis zum Willen zur Liebe bezeichnen nach dem völkerverheerenden Willen zur Macht, den der Weltkrieg darstellte. Insofern stecken in dieser groß angelegten Kirchenkonferenz geheime Werte, die sich vielleicht im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte auswirken werden.

Nobelpreis und Fritz v. Unruh — ?

Es scheint jetzt geschmacklose Mode zu werden, der schwedischen Kommission für den Nobelpreis öffentlich Vorschläge zu machen. So wird nun, nachdem man früher für Arno Holz geworben, in einem Teil der deutschen Zeitungen für Fritz von Unruh Stimmung gemacht. Wir hoffen, daß man sich in Schweden von dieser aufdringlichen Mache nicht beeinflussen läßt.

Wir unsrerseits verlangen, vom parteilos deutschen Standpunkt aus, daß man in einem wirklichen Vertreter deutschen Geisteslebens irgend etwas spüre von der besondren deutschen Herzens- und Schicksalskraft, von deutschem Können, von deutschen Hoffnungen im Sinne jenes Aufbaues, der jetzt bei uns überall Chaos in Kosmos verwandeln will. In Fritz v. Unruh spüren wir bislang nur chaotische Krämpfe, keine Kraft. Und der Pazifismus dieses unfertigen und vielleicht nie reifenden Dichters ist ungesund, gespreizt, tendenziös verzerrt oder zerfließend, in keiner Weise jedoch bezeichnend für das, was in den besten deutschen Herzen und Köpfen jetzt zur Gestaltung trachtet. Ja, schroff gesagt: sein Dichten ist bislang eher der Fratze benachbart als der Gestaltung.

Dies muß unzweideutig ausgesprochen werden. Denn hier ist wieder einmal Tendenz und Machenschaft am Werke. Dies ist nicht Deutschland in seiner Wesenheit und in seiner Ganzheit.

Man könnte allenfalls verstehen, wenn man deutlich umrissene Persönlichkeiten wie Ricarda Huch, Paul Ernst, Stefan George, Handel-Mazzetti, sogar den Grafen Keyserling in Vorschlag brächte, halten aber eine öffentliche Erörterung überhaupt nicht für angebracht.

Das Radio, ein modernes Narkotikum

Man könnte etwa folgenden allgemeinen Satz aufstellen: Es gibt keine technische Erfindung, und sie sei noch so beglückend und fortschrittverheißend, die nicht an irgend einer Stelle von der Menschheit mit Schädigungen bezahlt würde. Der Mensch erfand den Buchdruck, und er erlag mehr denn je der Macht der Lüge und büßte an Anschauungsfähigkeit ein. Der Mensch erfand die Maschine, und er wurde zum Sklaven der Maschine, wie wir es alle heute unentrinnbar spüren. Es müßte also bei einer so erstaunlichen Erfindung wie der des Radio von vornherein gefragt werden können: wo rächt sich dieser prometheische Griff über die Grenze, die uns Sinnenwesen bisher gesetzt war?

Allerdings wird man da fast nie aus der Abstraktion heraus die richtige Antwort finden können, man wird aber auf der anderen Seite nicht allzu erstaunt sein, zu sehen, daß bereits an einer Stelle das Radio als Danaergeschenk sich zu erweisen beginnt. Es hat sich da in den fanatischen Anhängern des Radio ein ganz merkwürdiger Menschentyp herausgebildet, der mir zu seltsamen Betrachtungen Anlaß gab. Freilich sind hiermit nicht jene ehrenwerten Menschen gemeint, für deren arbeitsreiches und eintöniges Leben unter Verhältnissen, die kostspielige Vergnügungen nicht erlauben, das Radio eine wirkliche Quelle der Freude und der Abwechslung bedeutet, sondern jene außerordentlich reichhaltige Gattung von Menschen, in deren Begeisterung für den Radio ein fanatischer Beigeschmack steckt, ähnlich, wie etwa nach dem Kriege weite Kreise eine fanatische Tanzlust ergriff. Beobachtet man nun

diese Art irgendwie zwangsmäßig an den Radio gebundener Menschen, wie sie in völliger Auflockerung ihres sonstigen seelischen Gefüges diesen merkwürdigen modernen Sirenenklängen sich hingeben, wie sie oft nicht schlafen können, ohne sich vorher an dieser sonderbaren akustischen Nahrung gesättigt zu haben, so hat man das typische Bild eines unechten Rauschzustandes, wie er Folge aller Narkotika ist.

Wodurch unterscheidet sich der narkotische Rausch von dem echten Rauschzustand, wie ihn etwa die Freude, die Liebesbegeisterung, echte Kunsteindrücke usw. zu erzeugen vermögen? Einfach darin, daß sich beim unechten Rauschzustand die Gemütsaufwallung bereits mit einer Erschlaffung verbindet, die zugleich halbbewußt von zehrender Natur ist; und dann darin, daß das betreffende Individuum ohne jede innere aktive Spannkraft ist, vielmehr ein völlig passives Verhalten gegenüber den zugeführten Reizstoffen besteht, ein wollüstiges In-sich-hereinnehmen der Rauschmittel. Wer etwa einmal Kokainisten hat sitzen sehen, wird nie diesen Eindruck völliger Erschlaffung und zerstörender Auflockerung vergessen, den hier der Rauschzustand selber bereits bietet. Allerdings sind hier diese typischen Merkmale in reinster Form anzutreffen, aber irgendwie hat jeder unechte Rauschzustand an diesen typischen Abläufen Teil.

Es kann nun aber nicht einmal behauptet werden, daß das Radio nur eine sehr lockere Artverbindung zu anderen narkotischen Rauschzuständen aufweist, vielmehr kann man den Radio, wenigstens in seiner jetzigen Form, getrost als ein echtes modernes Narkotikum bezeichnen, dessen verheerendste Wirkung besonders in seiner Massenverbreitung liegt. Schon die Art des Aufnehmens der Radiomusik ist typisch. Ich wurde bei einem Menschen direkt an die verzerrten Kokainistengesichter erinnert durch die völlige Erschlaffung und Passivität, die sich in dem gesamten Gehaben des Hörers ausdrückte. Welch ein Gegensatz zu einem wirklichen Konzert! Schon die scheinbar so unwesentlichen Äußerlichkeiten, wie die Bezahlung der gewünschten Freude, das Sichhinbegeben an den entsprechenden Ort, der räumlich spannende Kontakt mit den Musizierenden, die Einmaligkeit des Gebotenen: all diese wirklichen Begebenheiten bereiten ganz unwillkürlich bei dem Hörer einen Zustand aktiver Spannung vor — nicht im Sinne von rein psychischer Erregtheit, sondern von vitaler Organbelebung — der im Durchschnitt nur kraftsteigernd, aber nicht als verzehrende Auflockerung wirken kann. Wogegen der Radiohörer ohne die geringste Aktivität sich Tag für Tag dem Geplätscher seichtester Unterhaltungsmusik überläßt. Es ist klar, daß diese unermüdliche Zuführung von akustischen Reizstoffen nur zerstörend wirken kann und schließlich eine Vernichtung der psychischen Spannkraft erzeugt.

Die Gefahr liegt vor allem in dem rein technischen Ablauf der Radiobenutzung. Der Radio ist nun einmal gegeben und aller Welt zugänglich; Einsicht in die wirklichen Zusammenhänge und Wille, den Schädigungen zu entgehen, ist nicht vorhanden. So wird dann ohne den geringsten Widerstand der Lockung der akustischen Narkotisierung nachgegeben, ohne daß dieser Tatbestand im geringsten in das Bewußtsein dringt, ebenso wie es ja allgemein nicht bewußt ist, in welchem Maße durch die gewohnheitsmäßige passive Aufnahme einer unnötigen Menge von Lesestoff Urteilskraft und Anschauungsfähigkeit herabgesetzt wird. Und es ist womöglich kein Zufall, daß gleichzeitig mit dem Radio das Volk mit den aus Amerika eingeführten Magazinen überschwemmt wird. Diese Magazine — schon das Wort ist furchtbar — versetzen ebenfalls ihre Leser in den völlig passiven Zustand, in dem jedes geistige Verantwortungsgefühl gegenüber dem aufgenommenen Stoff, jede objektive, eine Belehrung oder Gemütsbereicherung erzeugende Teilnahme ausgeschaltet wird und lediglich eine Flut amüsanter, seichtester Geschichten, Anekdoten und Kuriositäten aus aller Welt den Leser in den gewünschten wohligen Dämmerzustand versetzt, dessen narkotischer Charakter um so weniger bemerkt wird, als die Lähmung an Urteilsvermögen und gesunden Instinkten (den Folgen dieses Zustandes) sich nicht körperlich greifbar auswirkt.

Man könnte nun sagen: die Magazine wie das Radio und was es noch sonst gibt, sind Zufallserscheinungen; was aber nicht zufällig ist,

das sind die **geistigen Epidemien**, für deren Ausbruch solche Erfindungen nur den äußeren Anlaß bieten. Ein so schwer erschüttertes Volk wie das deutsche muß durch Krisen und Epidemien hindurch, es sind unvermeidbare Übergangszustände. Das ist gewiß in den Grundzügen richtig, und darum wäre es unsinnig, nun einen Antiradiokampf zu entfesseln. Was aber **nicht** sein darf, das ist die offizielle Förderung dieser Dinge, wie sie zum mindesten uneingestanden geübt wird. Es ist ein Unterschied, ob Hindenburg zu einem wichtigen Zweck den Radio benutzt, oder ob man die Geschmacklosigkeit begeht, z. B. Karfreitagspredigten durch den Radio halten zu lassen und gleichsam halbamtlich aller Welt in den Blättern dies Geschehnis des offiziellen Rundfunks zu verkünden. Es liegt ein tiefer Sinn in dem alten Wort, daß die Gottheit in ihrem **Heiligtum** wohnt, und daß man sich zu ihr hinbemühen muß, um ihres Segens teilhaftig zu werden; und ich entsinne mich noch, wie mir aus Rom von dem Entrüstungssturm dort berichtet wurde, als ein — ich glaube deutsches Blatt — berichtete, daß wahrscheinlich nächstens der Segen des Papstes durch Rundfunk weitergegeben würde!

Worauf es ankommt, ist eben, daß in den führenden Schichten des Volkes das **Verantwortungsgefühl** für diese Dinge gestärkt wird. Dr. **Werner Achelis**

Der Deutsche Sprachverein

Es gibt noch viel zu wenig Deutsche, die von den Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins wissen oder seine Zeitschrift kennen. Eine Ansprache von Studienrat Prof. Dr. Ludwig Hasenclever, die wir in einem der letzten Hefte der von Dr. Oskar Streicher vortrefflich geleiteten Zeitschrift finden, faßt jene Bestrebungen zusammen (Vorsitzer ist übrigens Oberlandesgerichtspräsident Ernst Dronke, Frankfurt a. M., Rüsterstr. 13). Dort heißt es:

„... Der Deutsche Sprachverein ist, Sie wissen es längst, kein Unterhaltungsverein, so sehr wir wünschen, daß Sie sich heute recht gut unterhalten mögen; er ist auch kein Verein zur Ausmerzung des Fremdwortes, so wichtig ihm diese Aufgabe dünkt; er ist auch nicht eine Vereinigung von Schulmeistern, die den Drang in sich fühlen, zu ihren Wochenstunden hinzu von Zeit zu Zeit eine deutsche Stunde vor Erwachsenen zu halten, so dankenswert uns derartige Vorträge jederzeit sind. Der Deutsche Sprachverein suchte kürzlich — und wenn ich recht unterrichtet bin, so sucht er heute noch — nach einem Leitsatz, der als knappster Ausdruck seiner Bestrebungen an der Spitze seiner Zeitschrift stehen soll. Ich wüßte einen vorzuschlagen; freilich hat er nicht den Vorzug der gewünschten sprichwörtlichen Kürze, dafür aber den anderen, aus der Feder eines großen Sprachschöpfers deutscher Zunge zu stammen. ‚Die Sprachen', meint Friedrich Nietzsche, ‚ist ein von den Vorfahren übernommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbgut, vor dem man Ehrfurcht haben soll, als vor etwas Heiligem und Unschätzbarem und Unverletzlichem.' Nun: als Hüter dieses Erbes fühlt sich der Deutsche Sprachverein, und als seine Aufgabe betrachtet er es, das Bewußtsein von der Heiligkeit, Unschätzbarkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Sprache zu erhalten und, wo es not tut, zu wecken.

Aber der angeführte Satz Nietzsches stammt aus dem Jahre 1873, aus dem Jahre also, da die letzten deutschen Truppen das besetzte Frankreich verließen. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert vergangen, und wie hat sich das Blatt gewendet. Die eben gekennzeichnete Aufgabe des Sprachvereins dünkt uns heute beinahe eine Verstiegenheit. Ach, nicht mehr die Schönheit, nicht mehr die Heiligkeit und Reinheit der deutschen Sprache steht auf dem Spiel. Auf dem Spiele steht — wenigstens für viele Tausende unserer Volksgenossen — die **Sprache selbst**, und in ihr verteidigen wir, Gott sei's geklagt, bald das letzte Bollwerk, das unserem Volke geblieben ist im Kampfe gegen Knechtschaft und in der Abwehr des geistigen Untergangs.

Lebendige deutsche **Ortsnamen** wurden und werden italienisch, französisch, dänisch, polnisch, litauisch, tschechisch, kroatisch, slawonisch, rumänisch; deutsche **Straßennamen**, Denkmäler geschichtlicher Größe und bürgerlichen Verdienstes, weichen Bezeichnungen, die für uns unlesbar, unaussprech-

lich, sinnlos sind. Hunderttausende deutscher Brüder und Schwestern empfangen ihre Verhaltungsmaßregeln in fremden Sprachen oder grausamen Entstellungen unserer eigenen. In deutschen Rathäusern und Amtsstuben rekelt sich welsches Schreibervolk und läßt deutschgeschriebene Gesuche achtlos in den Papierkorb wandern. Deutsche Männer stehen auf deutschem Boden vor französischen Richtern, wenn man sie so nennen will, werden verteidigt, wenn man es so nennen will, von französischen Anwälten und müssen sich ihr Urteil, wenn man es so nennen will, aus dem Französischen übersetzen lassen. Wahrlich schlimm genug!

Aber, was das Schlimmste ist: deutsche Kinder wachsen auch ohne die Segnungen der deutschen Schule auf. Sie gewöhnen ihr Ohr in Straße und Haus an fremde Laute und müssen — Gewalt und Not zwingen dazu — die fremden Sprachen lernen. Und das ist ein anderes Lernen heute als damals, wo der Sohn des deutschen Siedlers etwa polnisch, der Sohn des deutschen Kaufmanns italienisch von selbst erlernte. Damals lernte er es, um in diesen Sprachen zu befehlen; heute lernt er es, um die fremden Befehle zu verstehen und zu befolgen. Wie will man es hindern, daß mit jedem so erlernten fremden Wort ein deutsches dafür verloren geht? daß mit jedem so verlorenen deutschen Worte ein Stück deutschen Selbstbewußtseins schwindet und Selbstverachtung, Sklavensinn in den jungen Seelen sich einnistet? Wie will man es hindern, daß in diesen Seelen der Ehrgeiz wach wird, der erbärmliche bedientenhafte Ehrgeiz, den Fichte meint, wenn er hohnvoll sagt, es sei ‚der Gipfel des Triumphes, wenn man uns ja nicht mehr für Deutsche, sondern für Ausländer hält'? Wie will man es hindern, daß mit der Zweisprachigkeit auch die Doppelzüngigkeit sich einstellt? Denn derselbe Fichte weiß es: ‚Nicht der Mensch bildet die Sprache, sondern die Sprache den Menschen!' ...

Der Deutsche Sprachverein ist kein politischer Verein, politisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er dient keiner Partei; er ist nicht ‚monarchistisch' und nicht ‚republikanisch', nicht ‚konservativ' und nicht ‚radikal'; er ist nicht ‚sozialistisch' und nicht ‚chauvinistisch'. Er ist nur — deutsch. ‚Politisch' darf man aber wohl auch Bestrebungen nennen, die darauf gerichtet sind, die innere Einheit eines Volkes und sein Selbstbewußtsein nach außen zu erhalten. In diesem höchsten Sinne des Wortes wirkt der Verein allerdings, und seine Aufgabe ist es heute, beizutragen zur Erhaltung der deutschen Sprache, wo immer sie gefährdet ist, als eines Gesundbrunnens deutscher Art und Kraft und als des einzigen wirklichen Gemeingutes aller Deutschen."

Gegen die Kanzleisprache

Noch immer lebt sie in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, obwohl von manchen höheren Stellen eine Art von Sprachpolizei geübt wird, um die Schwerfälligkeit der papierdeutschen Amtssprache zu beseitigen; und der Deutsche Sprachverein, der manchmal solche Stümpereien an den Pranger stellt, hat immer noch Arbeit genug. Es gilt auch heute noch für manche Kreise der Rechtsgelehrten Daubenspecks scherzhafte Äußerung: „Hätte ein Rechtsgelehrter die heiligen Bücher geschrieben, so würden die ersten Zeilen lauten: ‚Im Anfang wurde seitens Gottes Himmel und Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere und ist es früher auf derselben finster gewesen.'"

Vor der Gesellschaft Hamburger Juristen empfahl Dr. Michaels in einem Vortrag über „Die deutsche Sprache im Recht" die Schaffung eines deutschen Reichssprachamtes in Berlin nach dem Muster der französischen Akademie. Ähnliche Vorschläge wurden schon mehrfach gemacht und verdienen ernsthafte Erwägung, doch sollte man fremde Einrichtungen nicht zum Muster nehmen. Die Behandlung der Sprache ist eine Kunst, die als solche gepflegt werden muß. Ob die neue „Deutsche Akademie" hier belebend eingreift? D.

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Georg Broel

Über allen Gipfeln ist Ruh



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Jahrg. November 1925 Heft 2

Die Jünglinge

(an Mignons Gruft):

Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der Vergangenheit! Hier im Marmor ruht es unverzehrt. Auch in euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus! Denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Goethe

Die Eleusinischen Mysterien

Eine Rekonstruktion von Woldemar von Uxkull

I. Einleitung.

Es gab im alten Griechenland zwei Religionen, zwei Stufen der Gotteserkenntnis. Die bekannte, offizielle fand ihren Ausdruck in den schönheitsverklärten Gottesdiensten, auf denen das gottbegnadete Volk der Hellenen seine Götter verehrte und zu ihnen flehte. Die hauptsächlichsten Zentren dieser allgemeinen, öffentlichen Religion waren Delos, Delphi und Olympia. Die Feste, die dort gefeiert wurden, sollten zwar in erster Linie eine Ehrung der Götter sein, sie hatten aber auch auf die ganze Entwicklung des Volkes einen tiefgehenden kulturellen Einfluß. Es wurde dort nicht nur der einzelne von den Priestern unterwiesen, er pflegte dort nicht nur durch Gebet und Opfer die Beziehungen zu den Göttern, sondern es wurde auch die Jugend in Spiel und Wettkampf gestählt und durch Dichter und Sänger veredelt. Dort bildete sich das griechische Nationalgefühl aus, dort schwanden die Stammesunterschiede im seligen Bewußtsein, Hellene zu sein, und dort ward auch jene Eigenart erzeugt, die andern Völkern unerreichbar geblieben ist, eine Eigenart, die jeder größeren Bewegung im Kulturleben der Menschheit mächtigen adelnden Antrieb und unerreichbare Vorbilder gegeben hat.

Aber außer der offiziellen, allen zugänglichen, allen bekannten Religion gab es noch verschiedene Geheimkulte für diejenigen, die mehr wissen wollten. Es hat immer Leute gegeben, denen der hergebrachte, übliche Gottesdienst nicht genügte, die tiefer in das Wesen der Dinge hineinzuschauen verlangten, die die großen Fragen „woher kommen wir, weshalb leben wir, wohin gehen wir“ beantwortet haben wollten. Für diejenigen, die mehr Licht und Erkenntnis suchten, gab es also verschiedene Geheimkulte, unter denen die Eleusinischen Mysterien unstreitig den ersten Rang einnahmen. In anderen Mysterien mag das sexuelle Moment hervorgetreten sein, in Eleusis strahlte ewige Wahrheit in reiner, himmlischer Schönheit. Alle Dichter, Historiker und Philosophen, soweit ihre Aussprüche uns erhalten worden sind, reden nur mit der größten Ehrfurcht von dem Kultus der zwei großen Göttinnen. Während eines Zeitraumes von über tausend Jahren haben die bedeutendsten Persönlichkeiten des einzig begabten Volkes der Hellenen in Eleusis die herrlichsten und tiefgehendsten Eindrücke ihres Lebens empfangen. Der Kultus der beiden großen eleusinischen Göttinnen, Demeter und Persephone, war allen griechischen Staaten so heilig, daß es für kriegführende Heere allgemein Sitte war, für die Dauer der Mysterien miteinander Waffenstillstand zu schließen.

Daß die Eleusinischen Mysterien aber in so hohem Ansehen standen, hatte seinen Grund nicht nur in einer gewissen religiösen Pietät und Ehrfurcht, nein, das Leben der Eingeweihten war ein Zeugnis von der Heiligkeit und heiligenden Kraft des Dienstes der „großen Göttinnen“. Aristophanes gibt den Eingeweihten das Zeugnis, daß sie fromm und gerecht gegen Einheimische und Fremde seien. Xenokrates, einer der ersten Schüler Platos, erzählt uns, die Eingeweihten befleißigten sich, drei Gesetze zu halten: die Eltern zu ehren, den Göttern nur Fruchtopfer darzubringen und

keinem lebenden Wesen, also auch keinem Tiere, Schmerz zu bereiten. Proklus und Nonnus bezeugen, durch die Einweihung werde die Seele von den Banden des sterblichen Körpers befreit, denn der Eingeweihte müsse die sinnlichen Lüste verleugnen.

Was Christen und Juden beim Namen Jerusalem, was Mohammedaner beim Namen Mekka empfinden, dieses und mehr fühlte der eingeweihte Grieche beim Namen „Eleusis". Denn wenn Jerusalem den Christen heilig ist, weil Jesus Christus daselbst gelehrt und gelitten hat, und wenn es den Juden der Ort ist, an dem ihr Tempel stand und vielleicht einst wieder stehen wird, wenn die Mohammedaner nach Mekka pilgern, um dort gewisse Gebete zu verrichten, so erlebte in Eleusis der Grieche etwas, was er nie vergessen konnte, das ihm Kraft, Licht und Trost für den Rest seines Lebens gab. Er war dort in Berührung mit dem Überirdischen gekommen, der Schleier, der die unsichtbaren Welten von uns trennt, war vor seinen Augen gelüftet worden, er hatte „das große Licht von Eleusis" gesehen. Sophokles, einer der größten Dichter Griechenlands, der selber ein Eingeweihter war, faßt seine Eindrücke über die Einweihung in folgende Verse zusammen:

Dreimal selig, ewig stillbeglückt
Ist der Sterbliche, der jene Weih' erblickt
Ehe er zum Hades niederstieg.
Seiner harrt dort Freude, Licht und Sieg,
Ihm allein ist Sterben neues Leben;
Doch den andern wird viel Leid gegeben.

In Eleusis wurde den Einzuweihenden auch ein heiliges Drama vorgespielt. Die Stifter der Eleusinischen Mysterien hatten mit Recht erkannt, daß die Vorführung gewisser Ereignisse sich dem menschlichen Gedächtnis fester und tiefer einprägt, als deren bloße Erzählung. Wir dürfen daher Eleusis mit vollem Recht als die Mutter unserer heute so oft entarteten Theater ansehen.

Die Eleusinischen Gottesdienste bestanden aus den kleinen und großen Mysterien. Die kleinen Mysterien fanden jeden März in Agrae, einem Städtchen in der Nähe von Athen, statt. Die großen Mysterien wurden aber nur alle fünf Jahre gefeiert, im Herbst, im Monat Boedromion, der ungefähr unserem September entspricht.

II. Der Ort der heiligen Handlung.

Die große Straße, die Athen mit dem Peloponnes verbindet, hieß bis zum Städtchen Eleusis, das etwa 22 Kilometer westlich von Athen an der Bucht von Eleusis liegt, die heilige Straße. Sie trug diesen Namen nicht nur der Grabdenkmäler wegen, die sie zu beiden Seiten schmückten. Es bewegte sich auf ihr die heilige Prozession, die den Höhepunkt der großen Mysterien einleitete. Wir wollen, ehe wir die uralte Mythe an unser Ohr klingen und den Vorgang der Einweihung vor uns aufleben lassen, uns mit dem Orte der heiligen Handlung bekanntmachen. Wir verlassen Athen durch eines seiner westlichen Tore, durchwandern die meist von Töpfern bewohnte Vorstadt und gehen über den Markt, auf dem sie ihre Waren feilboten, den Kerameikos. Durch Gärten gelangen wir zum graugrünen Olivenhain, durch den der Kephissos strömt, den wir auf einer Brücke überschreiten. Hier wehen uns zum erstenmal altgriechische Erinnerungen entgegen, denn an dieser Brücke pflegte sich

allerlei Volk aus der Stadt und den Vororten zu versammeln und den Zug der Festteilnehmer mit verschiedenen, mehr oder minder derben Scherzen zu empfangen, sich dabei im beißenden attischen Witze übend.

Bald nach Verlassen des Haines fängt die Straße an allmählich emporzusteigen und überschreitet nach einigen Windungen auf der Höhe des Daphnipasses das Agaleosgebirge. Die blauglänzenden Fluten des in großem Halbkreis nach Norden ins Land einschneidenden Busens von Salamis liegen vor uns. Links heben sich die zackigen Berge von Salamis in scharfen Umrissen vom Himmel ab. Am gegenüberliegenden Ufer ist Eleusis sichtbar, das Ziel unserer Wanderung und die Geburtsstätte des größten griechischen Dramendichters Äschylos. Mehr als die Hälfte des Weges ist zurückgelegt. Die Straße senkt sich nun zum Meere, macht eine scharfe Biegung nach rechts, nach Norden, und zieht sich dann längs dem Ufer hin. Wir kommen an zwei kleinen Salzseen vorbei, den Rheitoi, in denen zu fischen ein Vorrecht der eleusinischen Priester war, und gelangen durch die triasische Ebene nach Eleusis, jetzt ein ärmliches Dorf, einst aber der Ort, in dem die geistige Blüte Griechenlands zusammenströmte, um durch Offenbarung uralter Weisheit zu höherer Weltanschauung zu gelangen. Die Straße führt zu den großen Propyläen, an der Stelle eines früheren Festungstores von Hadrian erbaut. Rechts und links von den Propyläen stehen Triumphbögen. Sie bilden einen Platz, auf dem uns zwischen den Propyläen und dem östlichen Tor der schon von Homer erwähnte Brunnen des schönen Reigens (Kallihoron Frear) gezeigt wird. Um ihn führten und führen noch heute an bestimmten Tagen die Frauen von Eleusis seit uralten Zeiten Reigentänze auf. Das erstemal tanzten sie, wie die Sage lautet, um die trauernde Demeter zu erheitern, als diese, ihre Tochter Persephone suchend, durch Eleusis kam.

Nachdem wir durch die großen Propyläen geschritten, gehen wir quer über den Vorhof und gelangen zum zweiten Eingange des Heiligtumes, den kleinen Propyläen. Wir durchschreiten sie und betreten das Innere des heiligen Bezirkes, der von Festungsmauern aus verschiedenen Zeiten eingefaßt wird. Von den kleinen Propyläen führt die heilige Straße am Plutonion vorbei, der Plutogrotte, von der heute nur noch spärliche Reste vorhanden sind, zum großen Weihetempel, dem mystikos sekos, in dem die Hauptfeier, die eigentliche Weihe stattfand. Vor diesem zweistöckigen Gebäude liegt gegen Südost die mit dorischen Säulen geschmückte Vorhalle des Philon, durch die man in das Innere des Tempels, das Telesterion tritt, der durch beide Stockwerke geht. Acht Sitzreihen, zum Teil aus dem Fels gehauen, zum Teil aufgemauert, umgeben den gewaltigen viereckigen Raum, dessen Decke von 42 Säulen getragen wird. In die Galerie des oberen Stockwerkes gelangen wir von einer Felsterrasse aus, die im Nordwesten an die Hinterwand des Heiligtums stößt, und zu der zu beiden Seiten des Tempels in den Fels gehauene Treppen führen. In den Perserkriegen zerstört, wurde der Tempel bald wieder noch schöner und bedeutend umfangreicher in einer Größe von ca. 28000 Quadratfuß hergestellt, wobei sich Perikles und der berühmte, den Bau leitende Baumeister Iktinos besonderes Verdienst erwarben. Im Süden des heiligen Bezirkes befinden sich Vorratskammern und das Buleuterion, ein halbrunder Saal, in dem die Priester ihre Ratssitzungen abhielten.



III. Die Mythe.

Die Mythe, die den Stoff zum heiligen Drama von Eleusis lieferte, ist uralt und von durchsichtiger Klarheit und Schöne. Persephone, die Personifikation der Menschenseele und zugleich die Gottheit, die die Geschicke der Menschenseele leitet, war die Tochter der Demeter, der großen Mutter, der Weltenseele, der Gottheit, die das Leben des Kosmos darstellt, leitet und gestaltet. Sie sollte nach Beschluß der Himmlischen sich mit Dionys, dem göttlichen Geiste, der alles belebenden Naturkraft, vermählen; aber Pluto, der Beherrscher des Hades, der Schatten, der Sinnlichkeit, entführte sie mit Hilfe des Eros, der Liebe. Demeter durchzog nun trauernd, auf der Suche nach ihrer Tochter, alle Länder. Sie kam auch in der Gestalt einer alten Frau nach Eleusis. Im Hause des Königs Keleos fand sie gastfreie Aufnahme. Die Frauen von Eleusis tanzten abends um den Brunnen einen Reigen, um die trauernde Fremde zu erheitern. Zum Dank für die erwiesene Gastfreundschaft schenkte Demeter dem Sohne des Keleos, dem Triptolemos, ein Weizenkorn und lehrte ihn den Ackerbau. Sie weihte ihn aber auch in die Bedeutung des Säens und des Emporkeimens der Saat zum Lichte ein. Sie stiftete, so sagte die Überlieferung, den Geheimkultus zu Eleusis.

Dann zog sie auf der Suche nach Persephone weiter. Sie begegnete Hekate, der Göttin der Wandlungen, der Metamorphosen. Diese konnte ihr Aufschluß über den Aufenthaltsort ihrer Tochter geben. Demeter erfährt, daß Persephone im Hades als Gemahlin des Pluto weilt. Sie dringt zusammen mit Dionys in den Hades ein und befreit Persephone. Pluto aber will seine Rechte auf Persephone nicht aufgeben. Der Streit wird vor Zeus getragen, der das Urteil spricht, Persephone solle zwei Drittel des Jahres bei Dionys im Himmel und ein Drittel des Jahres bei Pluto im Hades weilen, bis Finsternis und Sinnlichkeit keine Macht mehr über sie haben und sie sich nicht mehr nach dem Hades zurücksehnen würde.

IV. Geschichte und Hierarchie.

Die Entstehung der Eleusinischen Mysterien verschwindet im Dunkel der Zeiten; sie fällt in vorhomerische Zeit.

Eumolpos, der die Weihen selber in Ägypten empfangen haben soll, wird als Stifter genannt. Er ist der Ahnherr des Eleusinischen hohenpriesterlichen Geschlechts. Nach ihm wurden seine Nachkommen Eumolpiden genannt. Das Wort Eumolpiden hatte aber noch einen zweiten Sinn, ließ eine zweite Deutung zu. Eumolpiden konnte auch die „Wohlsingenden" bedeuten. Und in der Tat, die Eumolpiden verstanden das Singen; neben dem Zauber rhythmischen Tanzes war rhythmisch melodischer Gesang von großer Wirkung bei der Feier des Geheimkultes. Die Lieblichkeit wohllautender Melodien, die von einem starken, andauernd wiederholten Rhythmus getragen wurden, brachten es zustande, die Seelen derjenigen, die eingeweiht werden sollten, in starke Schwingungen zu versetzen, sie mitzureißen, emporzuheben. Die Harmonie unserer Musik hingegen und der spannende und lösende Reiz des Überganges aus einer Tonart in die andere, war den Griechen fremd. Ob sie, wie die Ägypter, mit jedem Tone auch einen Begriff verbanden und folglich die Musik nicht

nur hörten und genossen, sondern auch in ganz anderem Sinne, wie wir, verstanden, das läßt sich bei dem wenigen, das wir von altgriechischer Musik wissen, heute schwer entscheiden.

Zur Zeit der Unabhängigkeit Griechenlands stand der Kultus der beiden großen Göttinnen unter dem Schutze des athenischen Staates. Uneingeweihte, die sich in die Mysterien einschleichen wollten, wurden mit dem Tode bestraft. Sogar Anspielungen auf das, was in Eleusis geschah, waren verboten. Daß aber ein Eingeweihter die heiligen Geheimnisse Unberufenen mitgeteilt hätte, ist während der ganzen Dauer der Mysterien nicht vorgekommen. Nachdem Griechenland längst römische Provinz geworden war, fuhren die Eleusinischen Geheimfeiern fort, sich größten Ansehens zu erfreuen, weil es in Rom Mode geworden war, in Eleusis die Weihe zu empfangen und weil die meisten römischen Kaiser sich hatten einweihen lassen und Eleusis in jeder Beziehung schützten und bevorzugten. Nero jedoch, an dessen Händen das Blut so vieler unschuldiger Opfer klebte, hatte nicht den Mut, sich den Eleusinischen Mysterien zu nahen, sondern vermied es, auf seinen Reisen durch Griechenland Eleusis zu berühren. Heutzutage ist das Heiligtum der großen Göttinnen ein wüstes Trümmerfeld, auf dem es dem Besucher schwerfällt, sich zurechtzufinden. Ob Alarich, der Gotenkönig, oder Theodosius, der christliche Imperator, das Heiligtum zerstört hat, ist für uns ziemlich gleichgültig. Ungebildeter Unverstand hat immer wieder auf Erden Schätze vernichtet, ohne für sich irgendeinen Vorteil davon zu haben, unersetzliche Schätze, die gottbegnadete Künstler im Laufe vieler Jahre in heißem Ringen geschaffen hatten.

Aus dem Geschlechte der Eumolpiden stammte immer der Hierophant, der Hohepriester, dem im heiligen Drama die Rolle des Zeus zufiel. Seine Gattin, die Hierophantin, stellte meistens die Demeter dar.

Die zweithöchste Würde in der eleusinischen Hierarchie war die des Fackelträgers, des Daduchos, die im Geschlechte des Triptolemos erblich war.

Aus dem Geschlechte der Keryken wurde der heilige Herold, der Hierokeryx, genommen, der die Einzuweihenden während der Feier durch Zurufe und Erklärungen auf das, was geschah und auf das, was sie zu beobachten hatten, aufmerksam machte. Es war die dritthöchste Würde in der eleusinischen Hierarchie.

V. Die kleinen Mysterien

Der Grieche, der in Eleusis die Weihe empfangen wollte, hatte zwei Paten, d. h. zwei Eingeweihte zu finden, die für ihn gutstanden. Er wurde darauf seitens der eleusinischen Priester einem Examen unterworfen, in dem er seine freie Geburt als Bürger eines hellenischen Staates und seine Ehrenhaftigkeit dartun mußte. Er mußte schwören, reine, d. h. nicht mit dem Blute eines Nebenmenschen befleckte Hände zu haben und sich als ein Mann von einer gewissen Erziehung und Bildung ausweisen. Entsprach er diesen Anforderungen, so wurde er angenommen und hieß nun Neophyte. Einer seiner Paten wurde gewöhnlich sein Mystagoge, d. h. er blieb ihm während seiner Einweihung zur Seite, und da er für den Neophyten verantwortlich war, so sagte er ihm alles, was er zu tun hatte. Oft verband dann treue Freundschaft den Neophyten oder späteren Mysten und Epopten mit dem Mysta-

gogen, eine Freundschaft, die in der heiligsten Stunde, die der Einzuweihende durchlebt, ihren Anfang nahm und bis ans Lebensende dauerte.

Bis zur Einweihung in die kleinen Mysterien hieß der Einzuweihende Neophyte; nach Empfang der ersten Weihe ward der Neophyte Myste (d. h. ein Verschleierter) genannt, und nach der Einweihung in die großen Mysterien war er ein Epopte (d. h. ein Sehender oder einer, der geschaut hatte).

Die kleinen Mysterien fanden im Heiligtume der Demeter in Agrae, einem Städtchen in der Nähe von Athen, statt. Nach einem Bade im Ilyssos wurden die Neophyten angewiesen, sich am Eingange des Tempelbezirkes einzufinden, wo sie der Hierokeryx, wie Hermes mit Flügelstab und Schlapphut, an der Spitze der Mystagogen empfing und ins Innere des heiligen Haines vor einen kleinen Tempel führte. Unter dem Vortritt der Prophantide trat ein Chor von Hierophantiden auf, weiß gekleidet, mit wallendem Haar, in stark hervorgehobenem Rhythmus tanzend. Sie stellten sich vors Heiligtum hin und sangen ein uraltes dorisches Lied, in dem den Neophyten gesagt wurde, ihr jetziges Leben sei nur ein Traum, sei nur scheinbar, es gäbe aber noch ein anderes, ein wirkliches Leben, das sie vor der Geburt gelebt hätten und welches sie nach ihrem Tode wieder leben würden. Zum Schluß trat die Prophantide vor und flehte zuerst mit emporgehobenen Armen den Segen der großen Göttinnen auf die Neophyten herab, daß sie durch Finsternis zum Lichte durchdringen mögen. Sie sprach aber auch einen fürchterlichen Fluch über denjenigen aus, der die heiligen Geheimnisse Unberechtigten mitteilen würde, die Strafe der Göttinnen würde ihn treffen im Scheine der Sonne oder im Schatten des Hades.

Die Neophyten wurden dann aus dem heiligen Bezirk hinausgeleitet und hatten die empfangenen Eindrücke einige Tage in sich nachklingen zu lassen. Ein bestimmtes Fasten wurde ihnen auferlegt. Sie hatten gewisse Gebete zu verrichten. Die Neophyten hatten auch jeder ein Schwein den großen Göttinnen zu opfern, worin vielleicht eine Andeutung lag, daß sie gewillt seien, alles Tierische, Unreine in ihnen herzugeben, zu opfern, zu töten. Sie handelten darin in Übereinstimmung mit dem Ausspruche des Apulejus, die Einweihung sei gleichsam ein freiwilliger Tod und die Wiedergeburt zu einem neuen Leben.

Nach einigen Tagen hatten sie sich wieder beim Eingang des Heiligtumes einzufinden. Sie wurden wie das erstemal vom heiligen Herold und den Mystagogen empfangen, der ihnen erklärte, die Geschichte der Persephone, die sie jetzt sehen würden, sei die Geschichte ihrer eigenen Seele. Die Entführung Persephones aus der Oberwelt in den Hades bedeute das Herabkommen der Seele aus lichten Höhen auf diese Erde in der Stunde der Zeugung. Sie würden sehen, wie Eros Persephone verführt, wodurch Pluto, der Beherrscher der Schatten, Gewalt über sie erhält. Durch irdische Liebe angezogen, werde die Seele in dieses Leben hineingeboren, wo sie im Dunkeln weile, bis sie sich wieder in der Stunde des Todes zum Lichte durchringt. Die Neophyten konnten solchen Gedankengängen folgen. Sie waren ja nicht ganz rohe, ungebildete Menschen. Sie waren Leute, die eine gewisse Bildung genossen hatten und die durch Schule, Theater und öffentliches Leben gewohnt waren, auch abstrakte Begriffe in sich aufzunehmen.

Dann nahte der Höhepunkt der kleinen Mysterien, der erste Akt des heiligen Dra-

mas. Der Hierokeryx geleitete die Neophyten in den heiligen Hain auf eine Waldlichtung. Aus einer Felswand sprudelte ein Quell und bildete ein kleines Wasserbecken, um das Nymphen ruhten und standen. Im Vordergrunde saß Persephone und stickte an einem Schleier, der in den Farben des Regenbogens schillerte. Sie stellte die menschliche Seele dar, die sich mit himmlischen Dingen beschäftigt. Ihre Mutter Demeter mag neben ihr gestanden haben. Nachdem die Neophyten einige Augenblicke das liebliche Bild mit ehrerbietiger Schau betrachtet hatten, trat der Hierokeryx vor und ermahnte die Neophyten, ja recht achtzuhaben auf das, was sie hören würden. Demeter, die große Mutter, sei auf die Erde herabgestiegen, um der Menschheit zwei große Gaben zu bringen: die Frucht des Feldes und die Einweihung, die den Eingeweihten einen bleibenden Sonnenschein, eine lichte Hoffnung für dieses Leben und für alle darauffolgenden Zeiten gebe. Darauf ermahnte Demeter feierlich Persephone, bis zu ihrer Rückkehr am Schleier weiterzusticken, an Dionys, den ihr vom Himmel bestimmten Gemahl zu denken, ja nicht auf Eros zu hören, falls er sich ihr nahen sollte, und vor allen Dingen nicht die aus der Erde sprießenden Blumen zu pflücken, deren Duft sie so berauschen würde, daß sie die Erinnerung an alles Himmlische verlieren müßte.

Persephone gelobt der Mutter Gehorsam, und Demeter entfernt sich. Aber trotz der Mahnungen des Nymphenchores fängt Persephone bald an, sich in Gedanken mit Eros zu beschäftigen. Sie erinnert sich eines Ausspruches ihres Vaters Zeus, daß durch Eros die Seelen aus dem Chaos zum Leben gerufen würden. Die wiederholten Warnungen der Nymphen sind vergeblich. Der Name Eros wirkt berauschend auf Persephone, sie läßt den Schleier sinken, sie hört auf, sich mit himmlischen Dingen zu beschäftigen, sie fühlt sich angezogen von irdischen Gewalten. Die Nymphen ermahnen sie am Schleier weiterzuarbeiten, aber umsonst. Persephone äußert zuletzt den Wunsch, Eros möge sich ihr offenbaren — und — aus dem Walde tritt ein schöner geflügelter Knabe, der sich als Eros zu erkennen gibt, der von Persephones Verlangen angezogen, gekommen sei. Er umgarnt sie mit Schmeichelworten und beredet sie, auf der Wiese Blumen zu pflücken; er rät ihr, den Duft einzuatmen, sie würde dadurch Offenbarungen empfangen über Liebe und über die ewigen Gesetze, wie Menschenseelen ins Leben hineingeboren würden. Persephone weigerte sich zuerst, eingedenk des Verbotes der Mutter; als aber Eros mit seinem Bogen die Erde berührte und eine wundervolle, große, weiße Narzisse emporsprießt, da verlangt sie zuerst den Namen der Blume zu erfahren und zuletzt, trotz der verzweifelten Mahnungen des Nymphenchores, beugt sie sich, bricht die Blume und zieht ihren Duft ein. Da erschüttert Donner die Luft, die Erde spaltet sich, auf einem von Drachen gezogenen Wagen erscheint Pluto, reißt Persephone zu sich auf seinen Wagen und fährt mit ihr davon — in den Hades. Aus der Ferne hört man Persephones Wehgeschrei; ihre Stimme schallt schaurig durch den Wald, auf den sich die Schatten des Abends legen: „Zu Hilfe, Mutter, zu Hilfe!“

Der Hierokeryx trat nun wieder vor die schweigend und ergriffen dastehenden Neophyten und erklärt ihnen, sie hätten soeben der Geschichte ihrer eigenen Menschwerdung zugeschaut. Persephone stelle ihre, der Neophyten, Seele dar, die, anstatt sich mit Dionys, dem göttlichen Geiste, zu vermählen, durch Eros, die irdische, sinn-



liche Liebe und ihre hinreißende Anziehungskraft verführt, der Macht der Finsternis verfalle, die durch Pluto dargestellt worden sei. Es wurde ihnen gesagt, daß sie jetzt, eben, noch in Finsternis wandelten, in einem Leben, das nur scheinbar sei; einst aber hätten sie das wahre Leben gelebt, bis sie, durch Eros Zauber angezogen, in den irdischen Abgrund gefallen seien. Nur ihr vergangenes und zukünftiges Leben sei wahres Dasein. Sie wurden angewiesen, über die Worte des Empedokles nachzudenken, „die Entstehung des Menschen sei eine furchtbare Katastrophe, durch welche ewig Lebendige zu Sterblichen würden".

Schweigend, beim Scheine von Fackeln, verließen die Neophyten darauf den nächtlichen Hain, während die Hierophantiden vom Heiligtum her ihren verzweifelten Klageruf: „Persephone, Persephone!" durch das Dunkel erschallen ließen. Auf einem Vorgebirge aber am Meeresufer versammelten sich Frauen Athens in Trauerkleidung und erfüllten die Luft mit Weherufen und leidenschaftlichen Klagen um Persephone.

Der erste Teil der Mysterien war zu Ende. Die Neophyten hießen nun Mysten, Verschleierte. Sie hatten erkannt, daß das jetzige Leben nur ein Übergang zum wahren Dasein sei. Sie waren Verschleierte, sie hatten das große Licht, die volle Wahrheit noch nicht gesehen, aber sie ahnten, sahen sie, wie durch Schleier, von ferne. Sie hatten sich auch den Ausspruch des Olympiodorus einzuprägen, der Zweck der Mysterien sei, ihre Seelen in den Zustand wieder zurückzubringen, von dem sie (vor dem Fall in die sichtbare Welt) ausgegangen wären. Es wurde ihnen gesagt, ihr Geist sei durch sein Verschulden, durch seinen Drang, die Liebe kennenzulernen, in einem Gefängnis, sie dürften daher auch nicht selber die Zeit ihrer Gefangenschaft durch Selbstmord abkürzen, dies sei ein Frevel, den die Götter schwer straften. Beschäftigt mit der neuen Gedankenwelt, die sich nur ihnen eröffnete, erwarteten sie mit Ungeduld und Ehrfurcht den Zeitpunkt, da sie durch das Erleben der Großen Mysterien Eingeweihte, Wissende, Seher („Epoptai") werden und aus der Finsternis zum großen Lichte geführt werden würden. Sie durften bis dahin den Beschäftigungen ihres Berufes nachgehen, hatten aber täglich gewisse Meditationsübungen vorzunehmen und vorgeschriebene Gebete zu verrichten.

VI. Die Großen Mysterien

Die Großen Mysterien wurden, wie gesagt, alle fünf Jahre im Herbst, zur Erntezeit, im Monat Boedromion gefeiert.

Am ersten Tage versammelten sich die Mysten in Eleusis. Die Priester empfingen sie und hießen sie im Heiligtum willkommen. Sie machten sie mit den Aufnahmebedingungen bekannt. Die Mysten hatten im Heiligtume zu übernachten.

Am zweiten Tage wurden die Mysten von den Tempeldienern mit dem Rufe: „Ans Meer, ihr Mysten, ans Meer" geweckt. Sie hatten an den Strand zu eilen und im Meere gewisse Waschungen vorzunehmen. An diesem Tage setzte für die Mysten das Schauen des heiligen Dramas wieder ein. Der zweite Akt zeigte ihnen den Schmerz und die Verzweiflung der Demeter über den Verlust ihrer Tochter. Sie waren Zeugen der Ankunft der Göttin in Eleusis, ihrer gastfreien Aufnahme im Hause des Keleos, des Reigens der Frauen um den Brunnen, der Übergabe des

ersten Weizenkornes an Triptolemos und der damit verbundenen Erklärungen und Unterweisungen. Sie sahen, wie Demeter nachher mit Hekate, der Göttin der Metamorphosen, zusammentraf und hörten, wie diese der verzweifelten Mutter Auskunft über den Aufenthaltsort der Tochter geben konnte. Der Hierokeryx erklärte den Mysten den symbolischen Sinn des heiligen Schauspiels. Er sprach von der göttlichen Liebe der Weltenseele, die die Menschenseele sucht, um sie aus den Banden der Materie zu befreien und mit sich zu vereinigen. Er sprach von den Metamorphosen, denen die menschliche Persönlichkeit auf ihrer Wanderung durch verschiedene Daseinsstufen unterworfen sei. Heiliges Singen verschönerte die Feier.

Am dritten Tage wurden den beiden großen Göttinnen Opfer dargebracht.

Am vierten Tage fand in Eleusis eine Prozession statt, wie sie eben nur unter Hellas blauem Himmel gesehen werden konnte: auf blumenbestreuten Wegen trugen blumengeschmückte Jünglinge einen Riesenkorb, den Kalathos, aus dem die Fülle südländischer Blütenpracht quoll, in dionysisch froher Prozession zum Altare der Persephone.

Der fünfte Tag war, in starkem Gegensatz zum vorhergehenden, der Trauer und Buße geweiht, wobei die Mysten, indem sie um Persephone trauerten, die im Hades weile, auch an ihre Seele dachten, die ebenfalls in einem Gefängnis, dem Körper, festgehalten werde. Es ist anzunehmen, daß diese Bußübungen und Meditationen auch mit Fasten und Gebet verbunden waren; sicher aber ist, daß zum Schlusse dieser Zeremonien die Mysten einen geheimnisvollen Trank genossen. Woraus derselbe bestand, läßt sich nicht mehr mit Genauigkeit feststellen, wir dürfen aber annehmen, daß er nicht einfach Wein allein, sondern auch andere Ingredienzen enthielt, die den Mysten befähigten, ihn in Stimmung versetzten und vorbereiteten, das Wunderbare, Außergewöhnliche aufzunehmen, das sich ihm am nächsten Tage bieten sollte.

Am sechsten Tage, dem Höhepunkte der Mysterienfeier, erhielt jeder Myste am Morgen einen Thyrsusstab und einen versiegelten, mit Efeu geschmückten Korb, den Cistus, den er den ganzen Tag mit sich tragen mußte, ohne ihn öffnen zu dürfen. Er enthielt drei geheimnisvolle Gegenstände und wurde nur in der kommenden, der großen und heiligen Nacht der Einweihung vom Hierophanten eigenhändig geöffnet, der dann den Mysten die im Cistus enthaltenen Gegenstände zeigte und deren Bedeutung ihnen erklärte. Der Hierokeryx aber sagte den Mysten nach Empfang des Cistus, daß auch dieses, das Tragen dieses verschlossenen Korbes, für sie voller Bedeutung sei; so wie sie diesen versiegelten Korb nun mit sich herumtragen müßten, so trügen sie auch in sich allerlei herum, wovon sie eben noch nichts wüßten, geheimnisvolle Fähigkeiten, die in späteren Zeiten zur vollen Entwicklung gelangen würden.

Dieser sechste Tag war, wie gesagt, der Höhepunkt des Festes; an ihm fand abends die große, die heilige Prozession statt, die oft bis 30000 Teilnehmer zählte. Unter Anführung des Daduchos, des obersten Fackelträgers aus dem Geschlechte des Triptolemos, setzte sich der Zug nach Sonnenuntergang von Athen aus in Bewegung. Er folgte der uns schon bekannten heiligen Straße. Viele Teilnehmer trugen brennende Fackeln. Unter allgemeinem Jubel und freudigem Jauchzen, unter Klängen froher Lieder zu Ehren des Gottes wurde die myrtenbekränzte Statue des Dionys von



Athen nach Eleusis getragen. Das Volk, unwissend und abergläubisch, jubelte der Statue des Gottes zu; es hatte seine Freude am Feste, am Fackelscheine und Liederklang. Die Eingeweihten aber, die in früheren Jahren die Weihe empfangen hatten und mitgingen, hatten Grund zu tieferer Freude. Für sie war Dionys, der sich aufmachte, um Persephone aus der Macht Plutos zu befreien, der göttliche Geist, der sich nahte, um die Menschenseele aus der Macht der Finsternis zu erlösen.

Wunderbar ist die Gestalt des Dionys. Zuweilen wurde er als erwachsener Mann, zuweilen als Kind dargestellt. Er war ein Auferstandener, ein Wiedergeborener. Von den Titanen zerfleischt und aufgegessen, wurde sein Herz von Pallas Athene den Titanen entrissen und dem Vater, Zeus, zurückgebracht. Dieser nahm das Herz des Sohnes in seine Brust und von dort, aus dem Schoße des Vaters, sollte der einst zerfleischte als Retter wiederkommen, die leidende Menschheit zu erlösen. Dieser Gedanke und diese Erkenntnis erfüllten das Herz des Eingeweihten mit stürmischer Freude, einer Freude, die sich mit südländischer Lebhaftigkeit in Liedern und Jauchzen, in Sprüngen und Tänzen äußerte. Dionys wurde an diesem Tage auch des öfteren Jakchos genannt, und am häufigsten mag von den Begeisterten das uns erhaltene Tanzlied zu Ehren des Jakchos gesungen worden sein, das mit den Worten anfing: „Jakchos, dem der Tanz lieb, komm, geleite mich.“ Die Mysten, die in dieser Nacht die letzte Weihe empfangen sollten, spähten von Eleusis aus, von den Zinnen des Heiligtums nach dem Zuge. Als sich dann die Nacht in der Ferne erhellte und die heilige Prozession auf der Höhe des Agaleosgebirges erschien und sich wie eine feurige Schlange auf dem Abhange herunterwand, da setzten sich die Mysten ebenfalls in Bewegung. Sie gingen dem Zuge der schon Geweihten, von Athen kommenden entgegen, und zusammen unter verdoppeltem Jubel zogen alle nach Eleusis ins Heiligtum. Die Ankunft des Dionys Jakchos kündete den Mysten das Nahen ihrer eigenen Wiedergeburt durch die Kräfte des göttlichen Geistes an, dem Wiedererneuerer der Menschenseele, der diese aus der Finsternis zum Lichte zurückführt.

Durch die großen Propyläen zog die Prozession ins Heiligtum ein. Dort empfing sie der heilige Herold und zwang die Unberechtigten, die sich zuweilen einschleichen wollten, durch den Ruf: „Eskato bebeloi!“ — die Fremden hinaus — das Heiligtum zu verlassen. Aufs unberechtigte Eindringen zu den Geheimfeiern stand der Tod. Die Mysten aber hatten unter Androhung der Todesstrafe zu schwören, Uneingeweihten nichts von dem zu verraten, was sie hier erleben und sehen würden. Nach dem Schwur sagte der Hierokeryx den Mysten, sie seien nun auf der Schwelle zu Persephones unterirdischer Wohnung, um jedoch zum großen Lichte zu gelangen, müßten sie zuerst durch Finsternis gehen; um vom wahren Dasein ihrer Seele etwas zu verstehen, müßten sie zuerst durch das Reich des Todes schreiten. Dies sei die Prüfung, durch die sie aus Mysten Epoptai, Eingeweihte, würden.

Die Mysten hatten darauf ihre Kleidung abzulegen. Sie wurden mit einem Rehfell bekleidet, ein Symbol dessen, daß ihre aus dem Himmel stammende Seele durch ihre Geburt, durch ihre Menschwerdung einen Leib erhalten habe, der aus demselben Stoffe bestehe, aus denen auch der Leib der Tiere zusammengesetzt sei und auch denselben Gesetzen unterworfen. Hierauf löschte der Daduchos seine Fackel aus und sofort taten die andern Fackelträger dasselbe. Die Mysten wurden nun von ihren

Mystagogen zum Eingange eines unterirdischen Labyrinths geführt. Dort herrschte völlige Finsternis. Sie stellte den Zustand ihrer Seele dar, die nur ihren natürlichen Verstand hat, nichts mehr aber von ihrem früheren Leben weiß und der das große Licht der Erkenntnis und Einweihung noch nicht aufgegangen ist. Der Zug der Mysten bewegte sich langsam vorwärts in völliger Nacht. Plötzlich hörten sie, die durch Gebet, Fasten, Belehrung und den geheimnisvollen Trank vorbereitet und in Stimmung versetzt waren, allerlei ferne unheimliche Geräusche, schaurige Seufzer, schreckliche Schreie. Hin und wieder rollte ein Donner durch die gewölbten Gänge. Ein greller Blitz zerriß die Nacht und zeigte den erschreckten Mysten allerlei grauenvolle Erscheinungen: drohende Ungeheuer, Schlangen, Geister, Gerippe, zerfleischte Leichen. Dabei wechselten die Erscheinungen rasch Gestalt und Ansehen, was bei den Mysten Betäubung und Schwindel hervorrief. Doch nur einen Augenblick sahen sie das Schreckliche, das sie umgab, und wieder wurde es völlige Nacht. Obschon sie noch im Leibe wandelten, so wurde dennoch durch Wissen und Können der Priester in dieser Stunde für sie der Vorhang gelüftet, der die unsichtbaren Welten von den sichtbaren trennt, und es wurden ihnen hier Einblicke in die unteren Schichten der Geisterwelt gewährt. Plutarch, der selber eingeweiht worden war, vergleicht das Grauen, das der Myste im Labyrinth verspürt, mit den Schrecken des Todes. Dann gelangte der Zug in eine Krypta, einen großen gewölbten Raum unter dem Weihetempel. Hier erblickten die Mysten zum ersten Male wieder Licht, allerdings nur flackerndes, unsicheres Licht. Unter einem großen Kessel brannte Holz. Ein Priester in einem gelb und schwarz gestreiften Talar stand hinter dem brodelnden Kessel und warf von Zeit zu Zeit allerlei Gräser und Gewürze hinein. Aus dem Kessel quoll immer dichter werdender Dampf und Qualm. Den Mysten wurde befohlen, am Eingange bei der Wand niederzuknien. Ein Chor von Dämonen trat auf, um nach schaurigem Gesange wieder zu verschwinden. Der Rauch im Raume wurde immer dichter, und mit Schaudern erkannten die Mysten beim flackernden Lichte allerlei sich drohend auf sie zu bewegende Ungeheuer oder Gespenster. Wilde Tiere fletschten sie an. Feindliche und schreckliche Gesichter starrten auf sie. Fratzen grinsten. Mancher Myste mag hier an die alte Sage von Zerberus, dem Hüter des Höllentores, gedacht und sie nun ganz anders verstanden haben. Da erhob der Priester die Hand und wies auf die andere Seite des Saales. „Geht dahin!" befahl er. Die Mysten mußten aufstehen und hatten durch den Raum zu gehen, aber der ganze Geisterschwall umringte die Erschreckten, drang auf sie ein, versperrte ihnen den Weg. Viele machten mehreremal vergeblich den Versuch, denn unsichtbare Gewalten stellten sich ihnen entgegen. Geisterhände hielten sie fest, zogen sie zurück. Ja es kam vor, daß der eine oder andere auf den Fußboden hingeworfen wurde. Mutige Mysten hatten zuweilen mehreremal den Versuch zu machen, den Saal zu durchqueren, ehe es ihnen gelang. Furchtsame zogen es vor, umzukehren und durch das Labyrinth den Ausgang zu suchen; sie waren aber dann für immer des Rechtes verlustig, die Weihe zu empfangen. Wer aber seine Hoffnung auf die Götter setzte und mutig vorwärts schritt, der kam durch, und der ganze tolle Spuk konnte ihm nichts anhaben.

Die Mysten wurden durch dunkle Gänge weitergeführt, aber der Höhepunkt der Schrecken war überstanden. Der heilige Herold teilte den Mysten mit, sie kämen jetzt



ins Plutonion, in die Behausung des Beherrschers der Unterwelt. Sie würden nun den dritten Teil des heiligen Dramas schauen. Unterm rhythmischen Gesang unsichtbarer Geisterchöre betraten die Mysten die Grotte. Der Raum wurde durch einige Lampen erhellt. Die Decke wurde von einem aus Kupfer getriebenen Baume, dem Baume der Träume, getragen, dessen glänzendes Laub den ganzen Raum überdachte. Aus den Zweigen starrten Fratzen und Fledermäuse auf die Mysten herab. Auf einem prachtvollen Doppelthrone saßen Pluto und Persephone. Die Mysten erkannten sie wieder, doch ihr Antlitz war verändert; ein schwarzer Schleier bedeckte sie und tiefer Schmerz lag auf ihren Zügen.

Der Hierokeryx trat wiederum vor und erklärte den Mysten, sie hätten im Schicksal Persephones die Geschichte ihrer eigenen Seele zu erblicken. So wie Persephone unter der Herrschaft Plutos leide und sich nach ihrer Mutter und ihrer lichten Heimat sehne, so leide auch ihre Seele unter der Macht der Finsternis und Sinnlichkeit und sehne sich ununterbrochen nach dem Lichte ihrer himmlischen Heimat, die sie verlassen. Die aus dem Laube des Baumes der Träume sie anstarrenden Fratzen, die in Wirklichkeit ihnen nicht schadeten, seien Bilder der Schmerzen und Leiden, die die Menschen während des irdischen Daseins, das ja nur ein Schlaf sei, zu erdulden hatten. Der Hierokeryx schwieg.

Persephone aber gab ihrem Schmerze und ihrer Sehnsucht erschütternden Ausdruck. Die Augen voller Tränen, hob sie die Arme im Schmerze empor und wollte sich erheben. Aber auf einen Blick und gebietenden Zuruf ihres Gatten fiel sie wieder auf ihren Sitz zurück und mußte aus dunkler Schale den Saft eines Granatapfels trinken, den Pluto ihr reichte. Der heilige Herold erklärte darauf den Mysten, dies stelle die Macht der Sinne über die Seele dar und ihre vergeblichen Versuche, sich zu befreien.

Den Mysten wurden darauf Narzissenkränze in die Hand gegeben, und sie erhielten die Weisung, der Göttin dieses Blumenopfer darzubringen.

In diesem Augenblick sprang ein großes Doppeltor auf, und strahlendes Licht erhellte den Raum. Der Ruf erschallte: „Herbei, ihr Mysten, herbei! Dionys Jakchos ist da! Demeter erwartet Persephone! Evohe!"

In den Gängen schallte der Ruf wider, und die Wölbungen der Halle wiederholten ihn. Persephone fährt in die Höhe, als ob sie nach langem Leide erwache. „Licht," schreit sie, „meine Mutter! Dionys Jakchos!" Sie will forteilen, aber Pluto erfaßt sie und zwingt sie auf ihren Sitz zurück. Da fällt sie hin und stirbt.

Es verlöscht alles Licht, und in tiefster Dunkelheit spricht eine Stimme: „Sterben ist wiedergeboren werden."

Die Mysten wurden von den Mystagogen hinausgeführt. Sie haben nun die Schrecken der Unterwelt hinter sich. Sie werden oben vom Daduchos und vom Hierokeryx empfangen. Es wird ihnen befohlen, das Rehfell abzulegen. Sie baden sich in geweihtem Wasser und erhalten weiße Gewänder. Sie werden in den gewaltigen Tempel geführt, der im Lichte einiger tausend Fackeln strahlt, und werden von dem in Purpur gekleideten Hierophanten, dem Hohenpriester, empfangen. Aus alten steinernen Tafeln liest er den Mysten Dinge vor, die sie bei Todesstrafe nicht verraten dürfen. Dann bringen Tempeldiener den Mysten ihre Cistusse.

Der Hierophant zerbricht die Siegel und öffnet die Körbe. Die Mysten haben die Gegenstände, die sich darin befinden, herauszunehmen. Es waren ein Ei, eine Zirbelnuß und eine Spiralschlange aus Kupfer. Der Hierophant erklärt ihnen den symbolischen Sinn dieser Gegenstände. Das Ei sei nicht nur ein Symbol der Auferstehung, es zeige auch den Menschen, daß es zwei Leben nacheinander gebe. Erst ein Leben, begrenzt und gleichsam im Dunkel, in Unwissenheit, in der Schale, dann nach dem Zerbrechen der Hülle ein anderes Leben, im Licht, mit viel größerer Bewegungsfreiheit und mit einem viel weiteren Horizont. — Die Zirbelnuß sei nicht nur ein Symbol der Fruchtbarkeit, sie soll auch die Mysten daran erinnern, daß sie im Kopfe eine Drüse haben (die sog. Zirbeldrüse, glandula pinealis), das verkümmerte Organ, mit dem die Menschen früher ins Geisterland haben schauen können, der Rest des dritten Auges der Zyklopen. Dieses Organ könne wieder belebt, entwickelt und benutzt werden, um Verbindung mit Personen zu pflegen, die räumlich weit voneinander entfernt sind. Der Hierophant gab den Mysten die Meditationsübungen an, die zur Entwicklung dieser Fähigkeit führen. Zuletzt erklärt er ihnen den Sinn der Spiralschlange. So, wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, die Ewigkeit bedeute, so sei eine Schlange, die sich spiralförmig emporwinde, ein Symbol für die Evolution der Geister, die sich allmählich zu immer größerer Vollkommenheit hinauf entwickeln. Abwechselnd durch Geburt und Tod, durch sichtbare und unsichtbare Welten, steigend und sinkend, schreiten sie empor zur Urquelle des Seins.

Während dieser Rede hatten helle, lichtvolle Wolken den hohen Raum allmählich erfüllt. Sie zerteilen sich, und vor den entzückten Augen der Mysten zeigten sich die Gefilde der Seligen: sonnenbestrahlte, blumengeschmückte Auen. Die Eumolpiden waren auch Meister in der Kunst des Malens. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in dieser heiligen Stunde bei vielen Epoptai wirklich hellseherische Fähigkeiten, bei manchen vielleicht nur vorübergehend, geweckt wurden. Plato ist ein Zeuge für die wunderbare Stärkung oder Belebung des Gedächtnisses bei den Eingeweihten. Die Erinnerung an vormals, d. h. in früheren Leben, geschaute und erkannte Dinge, sagte er, würde wiedererweckt. Etwas Ähnliches lehrte auch Sokrates, der ja selber, um freimütig reden zu können, sich nicht hatte in Eleusis einweihen lassen. Er sagte, all unser Lernen sei weiter nichts als ein Sich-wieder-erinnern. Und nun begann der vierte und letzte Akt des heiligen Dramas.

Unter Jubelgesängen unsichtbarer Chöre wird die durch ihren Tod aus der Macht Plutos befreite Persephone von Demeter und Dionys zu ihrem Vater Zeus zurückgeleitet. Trunken von Glück, unter freudigen Zurufen der Zuschauer, betritt sie die heimatlichen himmlischen Gefilde. Der Hierokeryx erklärt den Mysten, die Menschenseele werde vom Geiste Gottes und von der Weltenseele, der Mutter Natur, in die himmlische Heimat zum Vater zurückgeführt. Aber Pluto will seine Rechte auf Persephone nicht aufgeben. Er verlangt sie zurück. Dionys und Demeter weigern sich, ihm Persephone auszuliefern. Der Streit wird zur Entscheidung Zeus vorgelegt. Der Hierophant empfängt als Zeus auf erhabenem Throne in majestätischer Ruhe die Streitenden. Nach Anhören beider Parteien fällt er den Richterspruch: Persephone solle zwei Drittel des Jahres oben im Himmel bei Dionys weilen, ein Drittel aber unten im Hades bei Pluto, bis sie völlig erlöst sei, bis die Macht der Finsternis und

Sinnlichkeit keinen Widerhall in ihr mehr finden und nichts Anziehendes, Verlockendes für ihr Herz mehr haben würde, — ein Bild der Wanderungen der Seele vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel.

Ein Hymnus zu Ehren des Zeus, der Demeter, des Dionys und der Persephone wurde darauf gesungen. Mancher Eingeweihte hatte in dieser Stunde Visionen von herrlichen, lichtvollen Gestalten, die sich unter die Festteilnehmer mengten. Nach Beendigung des Liedes sprach der Hierophant den höchsten Segen über die Mysten aus: „Mögen deine Wünsche erfüllt werden, kehre zurück zur Seele der Welt." — Der heilige Ritus war vollendet, und die Mysten sind Epoptai, Seher geworden.

Am siebten und achten Tage fanden in Eleusis Spiele und Wettkämpfe zu Ehren der beiden großen Göttinnen statt.

Am neunten Tage fanden die Mysterien ihren Abschluß durch eine eigenartige symbolische Zeremonie. Zwei große, mit Wasser gefüllte Gefäße wurden im Osten und Westen des Tempels aufgestellt. Nach einem Hymnus zu Ehren der Göttinnen wurden sie unter dem Aussprechen gewisser Formeln und Gebete umgestürzt, so daß sich das Wasser gen Morgen und gen Abend ergoß, wohl den Segen darstellend, der von Eleusis ausging.

Ein früher nie gekanntes Glück aber und ein übermenschlicher Friede soll die Herzen der Geweihten dann erfüllt haben: Die Schrecken des Todes waren überwunden, die Rätsel des Lebens gelöst. Eine hehre, lichte Freude vereinigte und beseligte alle. Sie hatten den Delphischen Befehl, erkenne dich selbst, erfüllt, sie hatten ihr Doppelwesen erkannt, sie wußten, daß ihres Geistes eine lichtvolle Zukunft harrte, während der Körper dem Zerfall entgegenging. Ihr Geist freute sich daher auf die Stunde seiner Befreiung vom Körper. Sie knechteten diesen, sie hatten ungern Verbindung mit ihm. Diese Erkenntnis und diese Stellung blieben nicht ohne Einfluß auf ihre Sittlichkeit, sie veredelten ihre Ethik. Im nächsten Frühling aber konnte der Eingeweihte mit ganz anderem Verständnis den schönen alten Brauch der Griechen, Blumen auf die Gräber ihrer Toten zu pflanzen, begehen, denn solches hatte für ihn nun einen tiefen Sinn. Er wußte, daß so wie die Blumen aus dem dunklen Schoß der Erde durch die Kraft des Lebens zum Lichte emporsprießen würden, also seien auch seine Toten aus der Unwissenheit, Enge und Finsternis dieses Lebens in ein höheres Dasein eingegangen, in lichtdurchflutete Räume.

Todesahnung

Von Traugott Pilf

„Ihr zwei, sagt an, was tut ihr da?"
„Du siehst, wir graben hier ein Grab."
„Was tut ihr, wenn's zu End geschah,
Wen senkt ihr dann so tief hinab?"
Der eine sieht mich an, der mich
Um Hauptestänge überragt.
Er spricht, gräbt weiter emsiglich:
„Du Tor, doch immer den, der fragt!"

Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

(Fortsetzung)

1643

1.

Das Schützenbild haben sie mir ganz verleidet. Etliche von der Kompagnie wollten sogar dafür entschädigt werden, daß sie nicht in vollem Sonnenlicht gemalt wurden. Als ob sie sich nicht alle der Kunst zu unterwerfen hätten, und nicht die Kunst sich ihnen, den querköpfigen Spießern. Doch je ungehaltener die Leute über mich sind, um so stolzer kann ich sein. Es ist ein Zeichen, wie ich immer weiter vom Pöbelgeschmack fortkomme. Und wie tückisch sie sind! Jan Lievens, mein alter treuer Jugendkumpan, wäre rasend geworden. Wie hätte er auf die Fischbäuche geflucht, wie er die Geschäftskrämer und Heringspacker hierzulande zu nennen beliebte! Der gute Jan! Ob er jetzt in Antwerpen glücklicher ist? Der ruhelose Geselle! Ich glaube, am liebsten wäre er doch nach Italien gewandert in seinen fröhlichen Jungmeistertagen, obschon er es immer mit einem infernalischen Ingrimm bestritt.

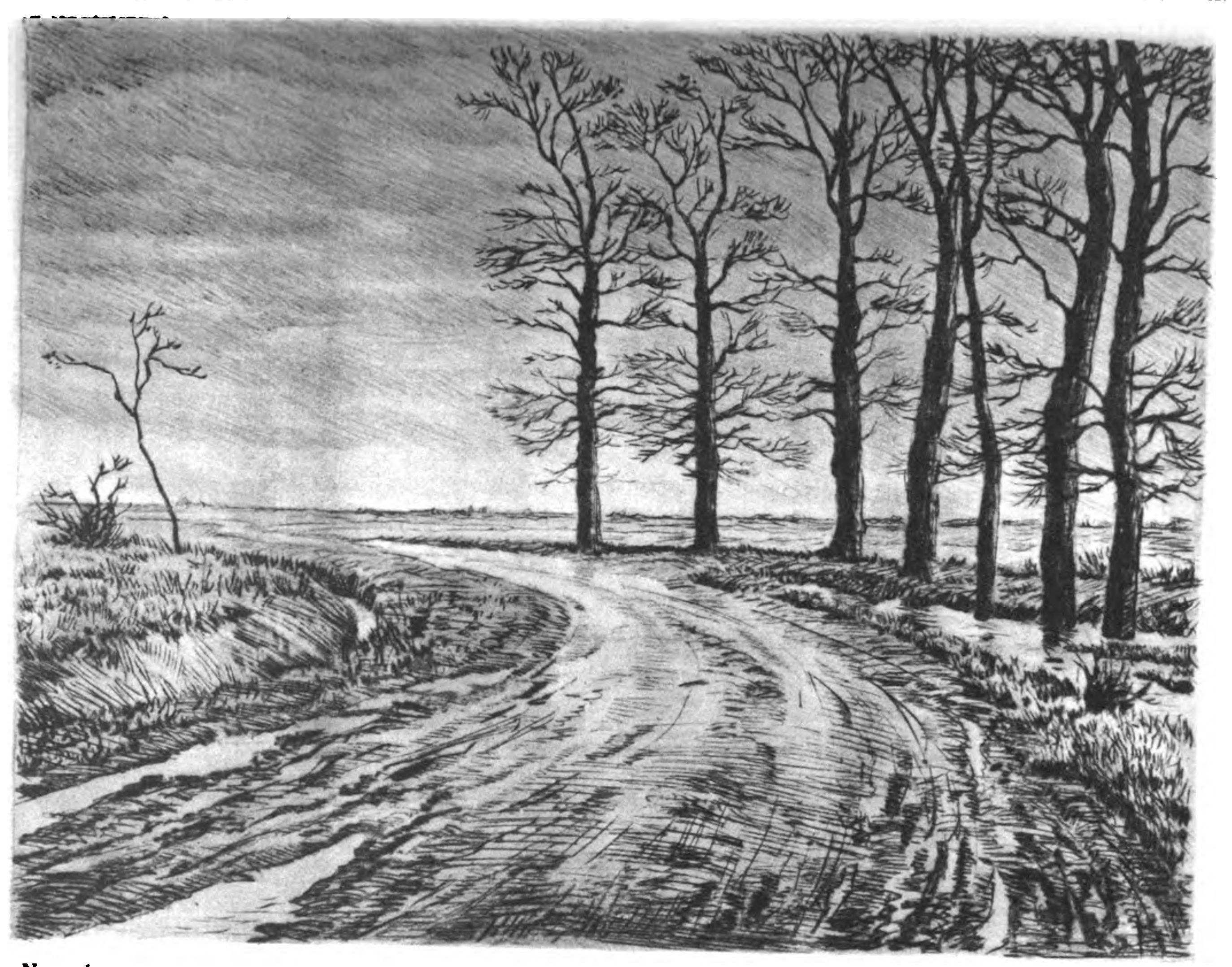
Ich seh' ihn noch vor mir mit Neeltje und Doortje im Arm, seine Leidener Pflegekinder, wie er sie nannte. Er hatte den Auftrag erhalten, an den Hof Karls des Ersten, des guten Königs von England, zu kommen. Da stand er im ganzen Stolz seines jungen Ruhms, den Galanteriedegen umgehängt, mit dem er sich gern sehen ließ, und schimpfte über einen alten Mann, der sich weigerte, von ihm gemalt zu werden. Als ob es nicht für sie alle eine Ehre wäre, von ihm gemalt zu werden, schrie er wütend. Titian malte im Zenit seines Ruhmes nur Könige und Kaiser. Lebten sie nicht im Freistaat der Oranier, alle Großen der Welt kämen nach Leiden ... O Jan, du wirktest immer unsagbar ernst und feierlich!

— War das wieder eine Nacht, eine rufende Nacht! Warum quälst du mich so, mein Gott, warum vernehme ich jetzt immer in der Stille der Nächte deine dunkelraunende Stimme? Soll ich dies reiche vornehme Leben von mir werfen wie einen Brokatmantel und in die Einsamkeit gehn, um dich zu suchen? Ich suche dich doch immer, Tag für Tag, um das Licht deiner sonnenhaften Augen zu erhaschen, will ich doch dich und deinen eingeborenen Sohn, will ich doch alles Göttliche im Alltag malen, in meinem nordischen protestantischen Alltag, im Helldunkel der winterlichen Tage. —

2.

Wer ist Jan Six? Rembrandt fragt immer wieder nach Jan Six, ob er schon gekommen sei, um ihn abzuholen. Sie haben sich verabredet, um von nun an oft die Umgebung der Stadt zu durchschweifen. Wer ist Jan Six? Doch nicht der bekannte Dichter dieses Namens? Vielleicht der Sohn der Anna Wymer Six, die der Meister gemalt? Hoogstraaten, der Lehrling, Samuel van Hoogstraaten aus Dordrecht weiß es nicht; und er weiß doch sonst alles, was im Hause vor sich geht. Fabritius geht herum mit wütendem Gesicht und flucht, als er gefragt wird; de Koninck grinst.

Endlich pocht einer mit dem Türklopfer an die schwere eichene Haustür, so daß



November **Otto Quante**

Geertje Claes, Titus' Amme, die Frau des an der Südgrenze des Landes stationierten Trompeters, deren Milchfülle zwei Säuglingen genügte, fast vor Schreck auf den Fließen der Küche ausgeglitten wäre, in der sie als Haushälterin nach dem Rechten sehen wollte. Die junge flinke Magd rennt die Kellerstufen empor, um dem ungeduldigen Klopfer zu öffnen. Es ist Jan Six, der Tuchfärber, ein frischer rotbäckiger junger Herr in der Mitte der Zwanziger, der den Meister zum Wandern abholt.

Der steht wie immer emsig vor der Staffelei und hält Zwiesprache mit seinem Ich. Er malt Saskia — die tote Saskia? Nicht doch, die Lebendige, Hübsche will er malen, die ewige Geliebte seiner Seele, die er nicht vergessen kann, die ihn ruft in den Nächten, wenn er vor Verlangen nach ihr sich im breiten Himmelbett bäumt und ins Leere greift, immer ins Leere.

Meister, du vollbringst gewiß Erstaunliches, wenn du den Mut aufbringst, die hundertmal Gestaltete wieder zu malen, als stände sie noch vor dir in ihrer glücklichen Schönheit, vollbusig, zärtliche Falten unterm Kinn, die goldbraunen Augeu von der Last des Glückes nicht völlig geöffnet, eine rote Blume in der Hand, die Linke auf der liebeatmenden Brust. So maltest du sie, als sie noch lebte und die vierte Hoffnung eines Erben unter dem Herzen trug.

Meister, dein Unterfangen ist über die Maßen kühn: eine Tote ins Leben zurückzurufen, als bedecke noch nicht der Brautschleier ihre eingesunkenen erloschenen Augen im kühlen Bette der Erde.

Laß ab von diesem tollkühnen Wagnis! Nicht wieder wirst du die Lebendige auf das geduldige Holz malen können, denn die Toten sind nicht mehr von diesem Reich, und keiner hat sie gestalten können.

Verwirrt, unschlüssig stehst du vor dem seltsamen Konterfei, das du mit so viel Liebe malst, das wohl die Züge der Erinnerung trägt; aber etwas Starres, Leidendes hast du hinzutun müssen, weil Saskias sterbendes Antlitz dir das Bild der Lebendigen trübt. Zu dieser Erkenntnis wirst du eines Tages kommen und du wirst fühlen, daß du nur ein Mensch bist, ein schwacher gebrechlicher Mensch.

3.

Rembrandt und Jan Six wandern die Amstel hinauf, auf dem linken Ufer auf der alten Deichstraße. Es ist düsiges Wetter; zuweilen bricht eine rötliche Sonne durch den Nebel. Dann blitzen die Büsche und Sträucher von Tau. Nicht lange mehr dauert es, so öffnen sich allüberall im Lande die Blätterknospen. Es ist ein Wetter, um in die Welt hinauszuträumen, während der Nebel von den Bäumen tropft.

Was mag diese beiden so völlig verschiedenen Männer so fest verbinden? Immer streifen sie zusammen durch das unwegsame Land. Jan Six ist kein Mann, an dem ein Mädchen traumlos vorübergeht. Seine schöne schlanke Gestalt, sein freimütiges offenes Wesen, sein geistvolles Gesicht und sein Reichtum machen ihn zu einem der angesehensten jungen Republikaner seiner Zeit. Schon mit jungen Jahren entwickelt er einen ungewöhnlich starken Sinn für die geheime Macht der Farbe. Seine Vorliebe für farbenprächtige Dinge ist so stark, daß es seiner Mutter rätlich erscheint, ihn davon abzuhalten, Rembrandts Bilder Stück für Stück zu sammeln. Sie hätte

sich nicht unnötig zu beunruhigen brauchen: ihr Sohn ist ein nüchterner Kaufmann und Fabrikant; er bringt die Tuchfärberei des Vaters zu einem außerordentlich hohen Stand. Nirgendwo anders wird Tuchware von einer solchen Farbensattheit hergestellt. Er hätte niemals seine Mittel überschritten. Sein Wesen ist glücklich begrenzt: kein chaotischer Drang bewegt seine Seele.

War Rembrandt nicht der beste Kenner roter und gelber Töne, der je auf holländischer Erde gewandelt? Doch das allein ist es nicht. Die beiden Männer wurden sich in kurzer Zeit unentbehrlich, und beide wuchsen förmlich aus sich heraus: Rembrandt aus seiner angeborenen Schwermütigkeit, Jan Six aus seiner Jungenhaftigkeit, die ihm immer noch zum Verdruß der Mutter anhaftete.

Sie durchwandern die weite Umgebung der Stadt bis an das Neue Meer, bis nach Ouderkerk, selbst bis nach Haarlem. Der gemütskranke Meister sehnt sich nach einem Menschen, den er in sein Herz schließen kann, und da die Heiterkeit des jüngeren Mannes von der erquickenden Art ist, die nur jungen unverdorbenen Seelen eigen, wird ihnen das Freundschaftsbündnis zu einem unversiegbaren Born der freien Aussprache. Der Geist des Tuchfärbers ist ein scharfes blitzendes Schwert, das den Nebel der Bedrückung durchschneidet und die Fesseln der Schwermut sprengt. Sein neuer Freund ist dem Meister ein Erlöser.

Nun bricht eine neue Schaffenszeit an, die der Kunst des Stiftes und des Stichels in erhöhtem Maße gilt. Das Geheimnis, das auf der schwermütigen Landschaft der Waterkant liegt, wird entsiegelt. Die herzliche Schlichtheit im Verkehr der beiden Männer geht auch auf Rembrandts Zeichnungen und Radierungen über. Ein unendlich feiner Hauch belebter Stille ruht auf den Weitsichten, die seine schlichte unfehlbare Meisterhand erschafft, und die sein wahres Wesen anschaulich zum Ausdruck bringen.

1644

1

Was wußte ich Tor von den Wonnen der einsamen rufenden Nacht! Quälerei war sie dem Kinde, mich schreckten die Stimmen im Dunkeln. Als ich zum Jüngling heranwuchs, verletzte sie meine Scham wie ein nacktes üppiges Weib, das mich zu entflammen getrachtet. Da suchte ich Schutz bei den Spielen und Tänzen der Jugend; umsonst, nicht lange ward ich gefesselt, bis sich ein Mädchen mir schenkte. Da fand in den dunkeln Stunden ich Ruhe vor ihr, der Nacht, die meine Seele begehrte, meine kindisch sich wehrende Seele.

Als ich ein Meister geworden im Malen des menschlichen Herzens, da rang ich die Nächte zu malen, die einsamen rufenden Nächte, ihr Wesen, die Züge und Stimmen zu bilden im tröstenden Bild, auf daß sie nicht länger mich quälten, doch konnt' ich nicht fassen ihr Wesen.

Nun hat sich mir alles geändert, seit einsam mein nächtliches Lager: Trostspenderin, Freundin ward sie, die einst gefürchtete Stille. In den Nächten geht mir ihr Atem, ich fühle die singenden Schläge des dunkel tönenden Herzens. Nicht einsam mehr läßt mich die Nacht, seit mir die Sanfte im Arm ruht. Wie lausch' ich begehrlich dem Flüstern in wilden, laubrauschenden Nächten, wenn stürmisch die Wellen im Strom am steinernen Ufer sich brechen.

Ich lernte die Einsamkeit malen im Antlitz der Insichgekehrten, die Gott schon auf Erden sich nähern. Zur Freundin ward mir die Stille, den Trauerschleier im Antlitz. Nun hat sie ans Herz mich gepreßt, mich einsamen Träumer der Nacht.

2.

Der Meister kann nicht schlafen. Aus dem Halbdunkel des Zimmers sieht er zwei Augen vorwurfsvoll auf sich gerichtet, die ihm den Schlaf rauben, blaue, tiefblaue Augen. Der Mann, dessen Erscheinung ihn bedrückt, ist von großer Statur und hat blondes wallendes Haar. Er sieht einem der Batavier ähnlich, wie der Volksmund sie von alters her schildert. Solche hohen majestätischen Gestalten trifft der Wanderer noch zuweilen an der friesischen Küste an. Es ist der Trompeter Abraham Claeß, dessen Frau Geertje nach Saskias Tode Amme des Titus war. Sie lebt noch immer im Hause Rembrandts, sie ist von üppiger Gestalt und eine jener nicht seltenen Frauen, die ohne schön zu sein durch irgend einen geheimen Reiz den Männern die Lust zum Weibe wachruft. War es ein bestimmtes Wiegen im Gang, die Haltung der Brust? Jedenfalls, es war kein Geheimnis mehr, daß der starksinnliche Meister Gefallen an ihr fand und ihrem dunkeln Locken sich gefangengab.

Er kennt den Trompeter: ein ruhiger selbstsicherer Mann. Gut und ehrlich sind seine Augen; oft können sie sogar sich ehrerbietig senken. Würde dieser gerade ehrenfeste Mann ihm verzeihen, wenn er wüßte, wie schwer der Meister sich an seinem Weibe vergangen? Die Nacht ist ganz ohne Bewegung, beängstigend still. Immer sieht er sich im Bann der blauen, tiefblauen Augen.

Der Meister kann nicht schlafen; ihn quält der Entwurf zu einem Bilde, das er schon lange zu malen sich unterfangen. Seit einem Jahre trägt er sich mit dieser Schöpfung; viele Zeichnungen wurden entworfen und wieder verworfen. Er kam nicht weiter. Jetzt hat ihn wieder der Drang zum Schaffen gepackt; den muß er ausnützen. Christus und die Ehebrecherin: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Diese furchtbare Anklage gegen alle Kritiker und Richter will er gestalten, diese stumme Aufforderung an alle Hochmütigen und blinden Fanatiker, sich doch erst an die eigene sündige Brust zu schlagen, ehe sie über einen Menschen zu Gericht sitzen. Nicht wie in früheren Bildern biblischer Stoffe, die er grotesk, in der ganzen Herbheit seines energischen Pinsels, in einer Auffassung festhielt, die vor Wahrheit, vor Lebendigkeit schrie, und deren Art seine früheren Schüler Eekhout und Flink, auch der ganz von ihm beeinflußte Salomon Koninck mit einer Schamlosigkeit nachahmten, die ihresgleichen suchte, nicht in dieser Art wollte er diesen Stoff behandeln. Hier sollte ein Werk heranreifen, wie die Welt noch keines von ihm kannte, von einer unerhörten Malart, die den Kirchenbildern der van Eyck an Feinheit des Strichs, an Zartheit der Farben und an Genauigkeit der Wiedergabe gleichkam. Nicht ein einziger seiner Nachahmer würde sich an die Kunst dieses Bildes heranwagen.

Er stand auf, hüllte sich in seinen Mantel und schlich hinauf in die große Malkammer, wo er mehrere Leuchter in Brand setzte. Dann ließ er sich vor seiner großen Staffelei nieder, auf der das nur bis zur Untermalung gediehene Bild stand. Da-

neben hatte er die Zeichnung gestellt, welche die Anordnung der einzelnen Gruppen Andächtiger im Tempel bis auf die große Mittelgruppe enthielt, die ihm immer noch nicht gelingen wollte. Mit sorgsam abwägenden Blicken prüfte er den gewaltigen verhaltenen Eindruck, den die Komposition auf den Zuschauer ausüben sollte. Er konnte mit ihm zufrieden sein. Nun galt es ein viel Größeres: in der koloristischen Wirkung diesen Eindruck bis zur Erschütterung zu vertiefen. Niemand durfte an diesem Bilde vorbeigehen, ohne sich selber zu kasteien. Das Gemurmel des zur Andacht versammelten Volkes sollte vernehmbar sein und ein Echo finden in dem unendlich hohen weiten Tempelbau. Langsam schreitet der Heiland durch die Menge, die ehrerbietig vor ihm ausweicht, als wäre er einer der Hohenpriester. Niemand wagt es, sich Jesu von Nazareth in den Weg zu stellen, von dem das zauberhafte Licht des Mysteriums ausgeht.

Jede Gestalt, auch die nebensächlichste im Hintergrund, soll deutlich aus dem Dämmer des Tempels hervortreten. Mit dem feinsten Haarpinsel will er all diese mannigfaltigen Figuren in schlichter ergreifender Stellung malen, schlicht wie sein Väterglaube, ergreifend wie die Bibel selbst. Nie hat er so viel über ein Werk nachgegrübelt, niemals schien er der himmlischen Wahrheit der Dinge so nahe gekommen zu sein. Ein Hauch vergangener Gefühlswelten sollte hier wieder Leben gewinnen und sich mit der seinigen zu einer Tiefe des Ausdrucks verbinden, die sein ganzes Schaffen krönen mußte.

Lange starrte er hinüber zu der Zeichnung, der die Gestalten des Heilands und der vor ihm hingesunkenen Frau immer noch fehlen. Bis in jede kleinste Einzelheit hatte er sich die Mittelgruppe ausgedacht: Petrus, in gebückter Stellung des andächtig Lauschenden; dann die Ehebrecherin, demütig, ergeben in ihr Schicksal, harrend des Wunders; und die Pharisäer und Schriftgelehrten. Wie viele Studien hatte er gemacht, keine Mühe sich verdrießen lassen. Nur der Heiland wollte sich seiner Einbildungskraft nicht geben. Und ehe dies nicht geschehen war, konnte er nicht mit dem Malen beginnen. Auch hielt ihn eine unbestimmte Angst davor zurück, den Zeichenstift an diese Gestalt zu setzen, bevor er sie nicht innerlich erlebt hatte.

Einst hatte er Christus malen wollen in dem Augenblick, da die Jünger ihn beim Mahl in Emmaus erkennen. Er entsann sich noch genau der vielen sinnenden Stunden dieser unvergeßlichen Tage, an denen er zum erstenmal mit der Gestalt des Heilands ringen mußte. Plötzlich war ihm die Eingebung stark und überwältigend gekommen: Der dunkle Kopf des Gekreuzigten gegen den stark leuchtenden Hintergrund, ewige Majestät des Auferstandenen in der Haltung des geistsprühenden Hauptes; der eine der Jünger wirft sich vor der Erscheinung zu Boden, dem anderen, der noch am Tische sitzt, scheint der letzte Bissen im Halse stecken geblieben zu sein. In wenigen Stunden war das Bild fertig entworfen worden.

Damals war es ihm gewesen, als hätte er die Eingebung des Bildes wie eine Erscheinung erlebt, und lange wollte der Glaube nicht von ihm weichen, daß ihm Jesus leibhaftig erschienen war. —

Die Nacht schwebt durch das hohe getäfelte Zimmer. Eine große Stille herrscht im Hause, nur von dem Schlagen der Stunden unterbrochen. Er sitzt immer noch vor der Staffelei, den Kopf in die Hände gestützt, sinnend, grübelnd, auf etwas

wartend, das nicht kam, das seit einem Jahr nicht kommen wollte. Wie oft wartet einer ein ganzes langes Leben auf einen einzigen Augenblick! Warum sollte er nicht warten, bis der Wind nicht mehr im Kamine heulte, die Uhren nicht mehr schlugen, die große, große Stille der Ewigkeit hereinbrach in sein Leben?

Träumt er, ist es ein Traum, der ihn umfängt?

— Wer bist du, großer blonder Mann mit dem wallenden Haupthaar, der vor mir steht, die Linke auf die Brust gelegt, die Augen blau, tiefblau? — Nein, schau mich nicht an! Ich halte den Blick nicht aus und konnte doch sonst jedem Menschen in die Augen sehen — du bückst dich und schreibst mit der rechten Hand auf den Boden — du bückst dich? Doch nicht vor mir, der ich nicht frei von Sünde bin? Verbergen muß ich den Kopf vor dir, meine Augen hast du mir verbrannt, mit dem Lodern deiner Blicke versengt. Herr, ich glaube, ich bin ganz klein und blind geworden vor dir. Herr, Herr, laß mich den Staub küssen, wo dein Fuß wandelt, Licht der Welt! —

1645.

Ihr Wiesen und Heideflächen, ihr verborgenen Moorgewässer und versumpften Waldstrecken zwischen der Amstel und dir, dem Neuen Meer, du breitester Poldersee in der Tiefebene, mit deinen starren Binsen und verkrüppelten Weiden, warum wölbt sich der zerrissene Wolkenhimmel ernst und bang über eure herbstliche Schönheit? Warum stößt der Sturm seine Fittiche klagend über die vergehende Pracht, den hinschmelzenden Liebreiz eurer bleichenden Wangen? Brich hervor, Sonne, aus dem klaffenden Spalt drohend geballten Gewölkes! Um einen einzigen breiten Lichtschein bettelt die sterbende Natur. Sie will nicht dahingehen, ohne noch einmal sich geschmückt zu haben gleich einer älteren schönen Frau, die einmal, nur einmal ihren Liebhaber betören will, sie in die Arme zu schließen, bevor das bezaubernde Licht ihrer Augen für immer erlischt, bevor das rauhe harte Alter sie am Gürtel zerrt, um sie in seine dunkle, wintertrübe Behausung zu schleppen, wo keine sinnbetörenden Geigen zum Tanz aufspielen.

Du herrliches Stück Erde, siehe, dein Geliebter kommt den Feldweg daher, der an der Amstel hinter dem Gute Kostverloren hinüberbiegt zu einer verhaltenen verschwiegenen Traumschönheit. Sonnenaugen hat dein Geliebter, was braucht er der Sonne, um deren unirdischen Wehmutzauber zu erfassen. Seinen großen Malerhut wirft er nachlässig ins Gras und beginnt sein Zeichengerät hervorzuholen. Seine Blicke fangen zu lodern an; wie ein König schaut er auf dich herab, als wärest du ihm untertan.

Fühlst du, wie dieser kleine breitschultrige Mann Gewalt über dich hat? Du öffnest ihm demütig deine sehnsüchtigen Arme, öffnest all deine geheimen Reize seinen farbentrunkenen Augen, bis er dich bezwungen hat, bis er dich zu seiner Geliebten gemacht, die er nicht mehr vergessen kann.

Der Sturm fährt über euch hinweg, und ein Zittern der Erregung geht über das weite einsame Land, das im fahlen Licht der Abendsonne sein letztes Laub aus müden Händen auf die Erde streut und in den weiten See hinauswirbelt, auf dem ein verlassenes Segelboot verträumt vor Anker liegt.

1646.

1.

— Nein, seit ich mit der Frau und der Schar kleiner Rotznasen von Antwerpen fort bin, um mich hier anzusiedeln, wollen mir Holland und seine Leute nicht mehr gefallen. Bin ich denn zu lange in der Fremde gewesen, wo es sich leichter lebt, um mit euch schwerblütigen Gesellen am Ende nicht mehr fertig werden zu können? Es will mir so bedünken. Auch zwischen uns ist etwas gekommen. —

— Jan, du träumst. Alles Einbildung von dir. —

— Ich weiß nicht, Rem; ein Gespenst läuft jetzt immer hinter dir her mit langen Schritten durch die Räume deines kostbaren Hauses, aber nicht mehr dein alter Jan Lievens. Da stimmt irgend etwas nicht. —

— Lievens, stoß dich nicht an meiner veränderten Art. —

— Redselig warst du ja nie. Und von Draufgängertum keine Unze. Niemals hattest du einen unglückseligeren Einfall, als dich mit Saskia auf dem Schoße zu malen, das Sektglas in der Hand. Es war sicher Leichenbitterwasser in dem Kelch. In Wahrheit hast du in deiner Brautzeit schmachtend Hand in Hand mit ihr gesessen. Zum Küssen hat es wohl gerade noch gelangt? —

— Jan, nicht alle sind solche Mädchenfresser wie du. —

— Ach nein, aber auch alle nicht solche schwerblütigen Grübler, die Himmel und Hölle durchforscht haben. Weißt du, ich habe immer einen ungeheuren Respekt vor dir gehabt, weil du uns alle zusammen in die Tasche stecktest und noch einige Kerle wie Rubens und Jordaens dazu. —

— Wie du wieder übertreibst. Mit knapper Not halte ich mich jetzt über Wasser. Meine Bilder werden nicht mehr begriffen. Die Schützengilde noch am ehesten. Ein Dezennium lang war ich hier der Modeporträtist. Andere sind in meine Fußtapfen getreten; meine ersten Schüler Eekhout, Flink, Dou haben mehr Anklang als ihr Meister. Sie pflegen noch meine alte Art. Die wird immer noch mit klingender Münze bezahlt. —

— Rem, dir muß Saskias Tod verflucht nahe gegangen sein. Wenn ich all diese ganz erstaunlich lebendigen Schilderungen aus dem Leben des Heilands betrachte, dann kommt mir das Heulen an über meine lebenstolle Art, die der deinigen gerade entgegengesetzt ist. Es könnte bei Gott mir eines Tages einfallen, fromm zu werden und Aufnahme in ein Trappistenkloster zu erbetteln, wo kein Wörtlein, nicht einmal ein Fluch die Lippen passieren darf. Oder es könnte mir einfallen, dir vor lauter Ehrfurcht den Saum deines Kleides zu küssen. —

— Jan, nun genug von diesem Wortgetaumel! —

— Laß mich, Rem! Es muß heraus. Sonst müßt' ich meinem Herzen auf eine andere Weise Luft machen, die sich nicht schön ausnehmen würde vor diesen Bildern, vor denen man nur flüstern dürfte. — Ach, dies Kindchen hier in der Wiege. Und dort diese einfältig gläubigen Bauerngesichter. Und dieser Mutterblick der Maria. — Rem, Rem, du bist unheimlich gewachsen, in die Tiefe gewachsen. Mensch, mich packt ein Verlangen, dir mit Posaunen in die Ohren zu blasen, was ich fühle. —

— Das laß lieber sein, Jan! Du hast dich doch kein Lot verändert. Immer noch die alte wilde Begeisterung. Trinkst du noch immer so viel? —

— Trinken? Nie, Rem, niemals! Höchstens am Sonntag und Feiertag ein Gläschen, wenn Frau und Kinder in der Kirche sind. —

— Aus der du dir wohl nicht viel machst, alter Lüderjahn. Und die Weiber, der ewige Verdruß deiner Kameraden? —

— Junge, da triffst du eine empfindliche Stelle in meinem Lotterherzen; eine nie heilende Wunde, eine Art Geschwür. —

— Laß gut sein, Jan! Auf diesem Gebiete haben wir uns nie verstanden! —

2.

— Lievens, was ich unter Malen verstehe? Einen göttlichen oder irdischen Traum auf ein armseliges Stück Leinwand hinzaubern. Immer müßte es etwas Traumhaftes sein, etwas Phantasiebeschwingtes, niemals ein Abklatsch der Natur. Und je lebendiger die Gestalten der Vision aus dem beängstigend rohen Leben genommen sind, aus dem Leben von Feld und Straße, aus den heimeligen und unheimlichen Behausungen der Menschen, mit um so tieferer Wirkung steht das Bild vor uns und rührt an die verstaubten Saiten in unserem Herzen, die wir längst vergessen hatten. Und sie klingen wieder wie damals in den besseren Tagen des Frohsinns.

Oft braucht es nicht viel, um dies Traumhafte in eine lebenswahre Darstellung hineinzutragen. Ein seltsam unirdisch erscheinender Lichtschimmer, ein verzücktes Gesicht, eine zuckende Flamme in einem alten harten, fast erloschenen Auge. Ein traumhaft zarter Wolkenschatten in einer weiten Sommerlandschaft, ein krauses Windspiel im durchsichtigen Dunstschleier. Oft braucht es nur eines tieferen Schattens, eines helleren Lichts, als die Natur sie zeigt, um ein Bild zu einem Kunstwerk in meinem Auge zu erhöhen.

Schönheit? Die häßlichste Frau kann Schönheit ausstrahlen. Bewegung? Ein heftig schlagendes Herz in einem leidenschaftlich erregten oder durch eisernen Willen beherrschten Körper malen zu können.

Was macht den Maler? Unfehlbare Beobachtungsgabe, ein vortreffliches Gedächtnis, Farbensinn, Mut, ungeheuer großer Wagemut, und der ewige Zug nach den Sternen! —

— Kannst du mir, Rembrandt, erklären, warum ich selbst die Dinge ganz anders auffasse, wie du es tust? —

— Läßt sich überhaupt das Wesen des Künstlers erklären? Keine doctores können es. Alle Kunstlehre ist ein fruchtloses Beginnen. So wenig wie Gott zu erklären ist. Und wir sind doch alle ein Stück von Gott. —

3.

Als Lievens gegangen war, öffnete Rembrandt eines der oberen Fenster und mußte lange in den grauen Himmel hinaufblicken. Das ernste Kunstgespräch hatte ihn warm gemacht und ihn mit einer tiefen Sehnsucht nach den Tagen erfüllt, da sie noch jung waren und nächtelang über die Kunst und ihre Zwecke stritten. Es gab oft bitterböse Worte zwischen ihnen. So leidenschaftlich faßten sie alles in ihrer Jugend an.

Und als er so in den Himmel hinaufblickte, der voll Sturm und Regen war, kam ihm der stürmische Tag in den Sinn, da sie sich beide zu Fuß von Leiden nach Amsterdam aufgemacht hatten. Es war im Herbst Einunddreißig. Lievens wollte mit dem Schiff nach London an den Hof Karls des Ersten, und er in Amsterdam sich die ersten Lorbeeren seines jungen Ruhmes pflücken.

Der Himmel strotzte damals förmlich von Windwolken. In langen Reihen segelten sie ostwärts, lange Streifen von runden, dicht aneinandergeschlossenen, blendend weißen Wolken. Dazwischen blasses leuchtendes Spätherbstblau.

Wie genau er sich dessen noch entsann! Und wie hatten sie als blutjunge Anfänger kämpfen müssen, wie hatten sie es sauer gehabt! Zugeflogen kam ihnen nichts. Harte, unbarmherzig schwere Arbeit Tag und Nacht. Oft sahen sie zusammen die Sonne aufgehen, wenn sie mit ihren Beratungen nicht zu Ende kamen, ohne weiter darauf zu achten. Und wann kamen sie je damit zu Ende?

Auf den Wäldern und Wiesen lag wehmütige Todesstimmung. Das kümmerte ie nicht. In den Kanälen klatschten die Wellen an die Ufer, wenn der Sturm einmal gewaltig ausgeholt hatte. Schwere brabantische Gäule zogen die immer zu schwer beladenen Kähne nach Osten zu, von Haarlem nach Amsterdam; sie keuchten zum Gotterbarmen, doch die harte Peitsche der Knechte kannte keine Gnade. Die Schiffstaue ächzten und verbreiteten einen scharfen Teergeruch. Es war harte Arbeit gegen den seitlichen Sturm. Das alles konnten sie von der Landstraße beobachten, die eine Zeitweile längs des Leidschen Kanals bis an den I führte. Sie war von dem Regen der letzten Tage aufgeweicht und voll tiefer Radfurchen, die sich an vielen Stellen zu Pfützen verbreitert hatten. Lievens scherte das nicht; seine langen Storchbeine wateten mit ganz besonderem Vergnügen durch den tiefsten Dreck. Immer vornhinaus, ein freches Bänkelsängerlied im Munde und ein frisches Männerherz im langen Leib. Kamen Dorfmädchen daher auf ihren niedrigen, von Hunden gezogenen Karren, so kam er mit ihnen ins Gespräch, kniff sie in die prallen roten Arme und flüsterte ihnen verliebte Dinge in die Ohren. Sie tanzten um ihn herum, stemmten die bloßen Arme übermütig in die Seiten und stoben auflachend auseinander, wenn er eine von ihnen zu haschen versuchte.

Und kam dann eine Bö im Galopp daher, flogen die Röcke der drallen Kinder in die Luft und Lievens rief:

— Rasch, ihr Jungfern, die Röcke fein züchtiglich festgehalten. Welche leuchtenden Welten enthüllt der Sturm meinen schaulüsternen Augen, wenn ihr sie unachtsam flattern läßt:

Monde in kühlen Nächten
gehn funkelnd durch die Welt! —

So sang er unbekümmert und sein junges, noch bartloses Malergesicht glänzte vor Übermut, während er, Rembrandt, hinter ihm her keuchte, er, sein Schatten, sein kleiner, kurzbeiniger Dackelschatten, wie Jan ihn nannte. Es waren noch herrliche Tage!

(Fortsetzung folgt)



Vom Erleben des Todes

Dem Andenken meiner gefallenen Freunde Herbert Tilch und Johannes Lorschelder

Von Egon-Erich Albrecht

Neulich kramte ich unter allerlei alten Papieren, um aufzuräumen und alles irgendwie Entbehrliche und Unwesentliche endlich fortzuwerfen. Da hielt ich plötzlich ein halbzerfetztes Notizbuch in der Hand, die schwarzen Wachstuchdeckel fast losgelöst, die Ränder gelbschmutzig angelaufen, lehmig: ein Feldnotizbuch aus dem Jahre 1917. Voll Neugier, mit der sich eine gewisse Wehmut paart, blättere ich darin, finde Adressen längst gefallener, längst verschollener Freunde oder solcher, die das zu sein vorgaben, dann einen Liebesbrief, der seine Berechtigung lange schon verlor, ein paar flüchtig aufgezeichnete Feldgedichte, nicht besser und nicht schlechter, als sie alle damals waren ... plötzlich fällt mein Blick auf ein paar besonders liebevoll mit Bleistift geschriebene, aber inzwischen schon halb verwischte Worte und ich lese:

> „Nur der, dem einst der Tod zum Weggesell und Bruder ward,
> erfaßt dich ganz, du tiefes, süßes Glück der Gegenwart!
>
> Houthulster Wald, Okt. 17."

Und dabei liegen einige verblichene trockene Grashälmchen. —

Und alles steht wieder deutlich, als wäre es erst gestern gewesen, vor meinen Augen: Oktober 1917 in Flandern, Draibank, Melaane-Wirtshaus, Houthulster Wald ... eine Stelle, von der halbverkohlte Baumschäfte aussagen, daß sie einmal ein Waldrand war ... Wir zu dritt in einem lehmigen Erdloch, unter der Bezeichnung „Trichter" auch der Heimat allgemein bekannt, und um uns das Gebrüll der Schlacht, die rasende, zermalmende Wut englischer Granaten. Der Morgen graute schon sacht herauf, die Nacht war empfindlich kalt gewesen, wir hatten uns aneinandergerollt, um uns gegenseitig etwas zu wärmen. Wir drei waren schon seit langen Stunden eine Welt für uns; ob jemand, irgend ein lebendes Wesen noch vor uns, neben oder hinter uns war, wußten wir nicht, konnten es aber kaum annehmen, denn nach menschlicher Berechnung mußte der Geschoßregen der letzten vierundzwanzig Stunden edes Krümchen Erde im ganzen Abschnitt mindestens dreimal um und um gedreht haben. So fühlten wir uns als die Letzten, denn daß es auch uns treffen würde, war uns völlig selbstverständlich, und von dem Augenblicke an, da uns diese Erkenntnis gekommen war, war die Angst, das Grausen und Entsetzen, das uns in den ersten Stunden erfüllt hatte, da wir in diese tosende Hölle kamen, einer großen inneren Ruhe, ja geradezu einer gewissen Heiterkeit des Herzens gewichen, die uns anfangs selbst seltsam, aber doch wiederum köstlich erschien: wir waren ja schon so gut wie tot, wenn uns auch noch eine vorläufig unbestimmte Frist zur Besinnung und Sammlung gegeben war. In unseren Augen stand nur die leise Frage: bis wann noch, bis neun Uhr, oder schon um acht? — Gelassen sahen wir nach der Uhr und stellten diese mögliche Begrenzung des uns vom Tode gütig gewährten Aufschubs fest. Überhaupt: die Welt und alles, was uns mit ihr verband, lag weit, unendlich weit, weiter als die Sonne, die wir auch nicht sahen, von uns entfernt, irgendwo dahinten hinter der donnernden Wand,

unerreichbar und merkwürdigerweise auch gar nicht sonderlich ersehnt. Gewiß, wir dachten auch an einzelne Menschen in der Heimat, die uns lieb gewesen waren, aber mit der lächelnd überlegenen Ruhe des Herzens, mit der vielleicht ein Sechzigjähriger seiner Primanerliebe gedenkt; es schmerzte uns nur ein wenig, diesen Lieben durch das, was man „Heldentod" nannte, weh tun, vielleicht auf uns gesetzte Hoffnungen und Erwartungen enttäuschen zu müssen.

Wir sahen noch einmal Brieftasche, Notizbuch und unser sonstiges totes Inventar durch, daß alles auch klar und in Ordnung war, zum letzten Appell bereit; Herbert, der von jeher viel auf sich hielt, nahm sogar seine Nagelfeile hervor und machte gelassen Maniküre, und das war nicht etwa die Äußerung eines krampfhaften Galgenhumors, sondern entsprach nur ganz dem Wesen dieses peinlich sauberen Menschen. Ich nahm meine Feldflasche, goß den Rest des darin noch vorhandenen Schnapses in meinen Trinkbecher, trank einen Schluck, so daß es mir wärmend bis in die von Nässe und Nachtkälte erstarrten Füße fuhr und reichte Hannes den noch halbvollen Becher. Der richtete sich etwas auf, hob den Becher in die Höhe, als freue er sich des hellen, glitzernden Widerscheins, den der blanke Aluminiumbecher unter dem Kuß des ersten, eben durchbrechenden Sonnenstrahls gab, dann sank er zurück, ohne einen Laut; ein kleiner, scharfer Granatsplitter hatte ihm Brust und Herz durchschlagen. Hannes war sofort tot; doch auf seinem Gesicht lag ein kindhaft frohes, leuchtendes Lächeln still zufriedenen Glücks: er hatte ja noch die Sonne gesehen!

Sorgsam, liebevoll lehnten wir den seines Reichtums beraubten Körper gegen die dem Feinde zugekehrte Trichterwand und waren nicht bestürzt oder traurig: Hannes war uns ja nur vorausgegangen, wie immer, wenn wir drei auf Patrouille gingen. Es war noch nicht acht Uhr. Und um neun Uhr? — Wer wird der letzte sein? Und es wollte wohl jeder von uns beiden gern der vorletzte und nächste sein.

Wie so ganz anders war diese Begegnung mit dem Tod, als noch am Abend zuvor! — Wir waren erst zu viert im Trichter gewesen, aber am Abend war dann Karl am Trichterrand emporgekrochen, um zu sehen, was die „anderen" machten. Da fegte es pfeifend, aufjauchzend wie im Triumph heran, Karl blieb liegen, indes wir uns mit dem die Gefahr witternden Instinkt des alten Frontsoldaten geduckt in den feuchten, klebrigen Schlamm preßten. Schlag auf Schlag fuhr dumpf dröhnend, fauchend, krachend in unsere nächste Umgebung, mit seinem Lärm den Jammer mitleidig verschlingend. Grausen, Entsetzen, Verzweiflung, irre Angst hockten uns im Nacken und drückten uns immer tiefer in den nassen Dreck, fraßen an unseren Herzen, zerrissen unser Hirn. Als es etwas ruhiger um uns wurde und wir uns wieder scheu, verstört aufrichteten, war Karl und auch das, was einmal seine Seele getragen hatte, fort, verschwunden, ohne die geringste Spur hinterlassen zu haben. —

Auch jetzt brüllte um uns die Schlacht, fuhr Schlag auf Schlag in die aufstöhnende Erde, — und doch waren wir ruhig, gelassen, ohne die irrsinnige Angst vom Tage zuvor: wir waren andere geworden, wir waren frei, denn wir hatten die Angst vor dem Tode überwunden. Der Tod hatte uns ja schon die Hand gereicht und zögerte nur noch einen Augenblick, uns mit sich zu führen.

Und wir zwei letzten unterhielten uns leis, wie schön doch das Leben gewesen

sei, wie herrlich, wie voll Gnade und Licht, und wir empfanden beide, daß wir diese beglückende Erkenntnis nur dem Erleben des Todes in den letzten Stunden verdankten. Wir waren aber nicht traurig und verzweifelt, weil nun alles gleich „zu Ende" sein würde, nein, denn wird etwas Schönes dadurch schöner, daß es länger währt? Mit so unendlicher Dankbarkeit gegen die Güte Gottes wie noch nie zuvor nahmen wir das Geschenk der Sonne entgegen, die sieghaft Qualm und Nebel teilend uns noch einmal mit mütterlich linden Händen streichelte, sahen wir ein kleines Büschel Gras, das mit dem Teil einer Baumwurzel bei uns gelandet war, und empfanden zum erstenmal so stark und bewußt die ganze schlichte, zarte Schönheit der Hälmchen, die wir ehrfürchtig fast durch unsere Finger gleiten ließen. Einige nahm ich, legte sie in mein Notizbuch und schrieb aus der Ergriffenheit der Stunde heraus, sozusagen als Vermächtnis für die, welche meinen Körper vielleicht finden würden, die zwei Zeilen hin, die ich heute wiederfand.

Es wurde Abend, und der Tod zögerte noch immer. Da kam ein Gegenstoß unserer Truppen, riß uns empor und vorwärts. Der übernächste Tag sah uns schon wieder in Thourout. Als vom Tod Beurlaubte — so fühlten wir uns — genossen wir selig Luft, Wind, blauen Himmel, wandernde Wolken in mancherlei wunderlicher Gestalt, Regen und Licht, Halm, Strauch und Vogelschrei wie unsagbar köstliche Geschenke. Wir waren ja vom Tode gesegnet und hatten so erst des Lebens ganze Tiefe und Schönheit erkannt. —

Herbert fiel einige Wochen später bei Bourlon, ich selbst kam nach mancherlei Fährnissen wieder in die Heimat zurück. Oft noch hat mir der Tod die Hand gereicht bis zum November 1918, aber es war keine eisig kalte, dürre Knochenhand sondern eine warme, feste Freundeshand.

* * *

Warum ich das Erlebnis dieser Stunden im flandrischen Granattrichter hier erzähle? Gewiß nicht, um die Legion der Schilderungen „wie es vorne war" um eine, dazu nicht einmal besonders gute zu vermehren, denn andere, vor allem die, die nicht dabei waren, haben das vor mir schon weit besser und trefflicher getan. Nein, ich habe das alles erzählt, weil es für mich zum entscheidenden Erlebnis meines Lebens überhaupt geworden ist. Und auch das wäre noch höchst belanglos, wenn dies Erlebnis rein persönlich bedingt und begrenzt wäre, aber ich meine, fühle, ja weiß, daß es allgemein menschlicher Natur ist. Nur wer den heiligen Segen des Todes erkannt hat, wird die Schönheit des Lebens in ihrer ganzen Tiefe und ihrem köstlichen Reichtum empfinden und erfassen können.

So viele, um nicht zu sagen die meisten Menschen fürchten sich vor dem Tode, hassen ihn gar. Ist es aber nicht geradezu lächerlich und widersinnig, das zu fürchten und zu hassen, was dem Leben erst seinen Wert gibt? Wäre das Leben nicht der fürchterlichste Fluch, eine unerträglich grausame Plage, wenn es ewig dauern würde? Gerade dadurch, daß es weise nach dem Willen des Höchsten begrenzt ist, erhält es doch erst seinen Wert. Auch hier heißt es: bereit sein ist alles, denn nur der, wer seine Rechnung stets klar und in Ordnung hat, so daß er jederzeit von dieser Bühne abzutreten bereit ist, wird das Wunder des Lebens, das ihm jeder Tag in der unermeßlichen Fülle seiner Offenbarungen verschwenderisch beut, ganz erleben,

seine Schönheit jauchzend erfassen und vor ihm in Demut und Ergriffenheit sich neigen, nur er wird vor dem großen ewigen Geist, der hinter und in allem Leben steht, anbetend und ehrfürchtig sich beugen. Jede kleinste Blume wird ihm zur Offenbarung, jedes Vogellied zum Wunder, jedes Kinderlachen zur Beglückung, jeder Sonnenstrahl zum gottseligen Geschenk werden, und er wird das Leben so innig, so mit allen Fasern und Fibern seines Seins bis in seine letzten Tiefen erleben, wie es sonst einfach nicht möglich ist. Und er wird auch seine Pflicht tun auf dem Platz, an den ihn das Leben gestellt hat, denn er ist ja bereit, jederzeit seinen Platz freizugeben; wer wird aber seinem Nachfolger ein unaufgeräumtes und unordentliches Tagwerk hinterlassen wollen?!

Und warum sollten wir uns auch vor dem Tode fürchten, uns vor ihm bangen? Wegen der Ungewißheit, die ihn umgibt? Eins ist doch allen gewiß, sowohl denen, welche an die Unsterblichkeit glauben, wie sogar den anderen: der Tod ist immer der Frieden, sei es nun der Frieden des heiter strahlenden, unendlichen Lichtes, sei es der Frieden des sanften, begütigenden, mitleidigen Dunkels, und gibt es etwas Köstlicheres, etwas Vollkommeneres als den ewigen Frieden?!

Darum lernt den Tod als Freund lieben, und ihr werdet das Leben als Glück gewinnen!

Herbstabend

Von K. A. Schimmelpfeng

Wie eine klare blau und weiße Glocke
Steht jetzt der Himmel über meinem Scheitel
Von zarten ros'gen Wolken leicht gestreift,
Die aus der Höhe noch den Gruß der Abendsonne senden.

Durch die gewölbten Bogen schöner Brücken
Seh' ich den Fischerstaden einer alten
Und eingeschlafnen Stadt
Mit kleinen Booten,
Die an den Pfählen leise schaukeln,
Während der Abendwind in zarten Netzen spielt.

Schneeweiße Gänse ziehen lautlos übers Wasser
Zu ihren heimatlichen Ställen,
Die Köpfe schief gestellt
Und dumpf erschauernd
Unter dem lauten himmelfernen Schrei
Der wilden Schwestern,
Die in roten Wolkenhöhen südwärts wandern.

Steil und voll Würde stechen dunkle Pappeln
Die hohen schlanken Spitzen
In den kalten Ton des Himmels
Als immer treue Wächter.
Und ihre Blätter zittern unaufhörlich
Voll eifriger und froher Lust am Wachen
Über die Ruh' des Stromes,
An dem sie stehen
Und aus dem sie wachsen.

Der Freund

Von Gabriele Hartenstein

Es war Herbst.

Über die Erde strich der Abendwind und hob Blatt um Blatt von den Baumkronen, schon verfärbt vom Sterben. Die Axt des Holzfällers dröhnte durch den Schlag. Ohne Glut verfiel die Sonne.

Der Förster saß mit seinem Nachbarn bei einer Flasche Weines in der getäfelten Stube. Sie hatten vom Tod gesprochen, die beiden, eine volle Stunde lang.

Ein Ritt durch den sterbenden Wald hatte die Gedanken gebracht, und die beiden Männer, voll noch von Kraft und Lebenswillen, hielten heut abend mit einemmal den Atem an, als sei etwas Gespenstisches über ihren Weg geflattert.

„Ich hätte gegen den Tod nichts einzuwenden," — sagte der eine — „wenn ich ihn bestellen könnte, wann es mir eben gefiele, zu sterben."

„Ich hasse ihn in jeder Form und in jedem Augenblick" — sagte der andere leidenschaftlich. „Lieber kein Leben, als ein Leben, das mit dem Tode endet."

„Wir haben zum letztenmal vom Tod gesprochen. Wir wollen leben ohne den Tod."

Und sie erhoben die Gläser und tranken auf das Leben.

Über das Blätterwerk der Buchen vor den Fenstern flog ein Schauer.

Der Nachbar brach auf, der Förster geleitete ihn über den Hof und schloß das schwere eichene Tor hinter ihm.

Er war nicht lange in der Stube, als jemand an die Tür pochte. Wer konnte das sein, wie kam da noch jemand herein?

Der Förster trat hinaus.

Da stand ein Mann im Flur, in dunklem Mantel, groß und von ehrfurchtgebietender Haltung. Wo sein Auge sich verhing, blieb es lange haften; der Glanz des Friedens lag in seinen Zügen.

„Was wünschen Sie?" — war die Frage des Försters.

„Ich möchte hier ein wenig rasten," — sagte der fremde Mann.

„Willkommen!" — erwiderte der Förster. „Man plaudert gern, die Abende sind lang. Mein Nachbar ist hier gewesen. Wir haben soeben vom Tode gesprochen."

Der Unbekannte trat einen Schritt vor.

„Ich bin der Tod" — sagte er schlicht.

Voll Grauen wich der Forstmann zurück, und seine Knie begannen zu wanken.

„Sei ohne Bangen," — sprach der abendliche Gast — „noch ist deine Stunde nicht reif." — Und er ließ sich am Fensterkreuz nieder und neigte das Haupt, in grenzenloser Milde.

Der Forstmann stand noch zagend im Hintergrund; da aber allgemach ein Gefühl des Vertrauens durch sein Inneres zu strömen begann, trat er an den späten Wandersmann heran und blickte ihm tiefer in die Züge.

„Man liebt dich nicht. Warum suchst du uns auf?"

„Täusche dich nicht," — war die Antwort des Fremden — „man fürchtet und liebt am Ende nichts so sehr wie den Tod!" — Und sein Auge, voll Schwere und Geheimnis, verhing sich in der Asche des Himmels.



Der Forstmann, so nahe an das Unbegreifliche herangerückt, wollte es enthüllen, um jeden Preis.

„Offenbare mir das Geheimnis, Tod, damit ich nicht schaudere, wenn du wiederkehrst. Lächelnd möchte ich die Hand dir reichen.“

Langsam wandte der Tod das Haupt ihm zu.

„Du lächelst schon“ — war seine Antwort.

Eine Helle floß durch den dunkelnden Raum jetzt, und man wußte nicht, kam der Schein vom Monde her, der sachte schon die Buchen streifte, kam er aus dem Antlitz des königlichen Gastes.

Jetzt war der Forstmann wie ein Kind.

„Du bist gut. Man muß dich nur gesehen haben. Dein Name ist's, vor dem die Herzen schaudern.“

„Streiche meinen Namen. Nenne mich Wandlung.“

„Wohin die Wandlung? Sterbe ich nicht?“

„Du gehst weiter.“

„So gibt es keinen Tod?“

„Es gibt nur Leben. Tod ist die große, göttliche Verjüngung.“

„Was ist das Leben?“

„Ein Übergang.“

Des Försters Augen leuchteten; er hing den Worten nach, brach in alle ihre Tiefen ein. Jetzt aber glitt ein Schatten über seine Züge und zweifelnd hob er das Haupt.

„Warum schmerzt der Tod von allen Schmerzen am tiefsten?“

„Entwicklung schmerzt; Tod ist höchste Entwicklung; höchste Entwicklung ist höchster Schmerz.“

Der Förster lächelte wieder.

„Laß mich erfüllen, was ich zu erfüllen habe, dann begrüße ich dein Kommen.“

„Du hast nichts zu erfüllen, wenn du dich selbst nicht erfüllst. Man versäumt nichts, wenn man sich selbst nicht versäumt.“

„Wir Toren!“ — rief jetzt der Forstmann aus. „Die Menschen haben sich die Friedhöfe gebaut!“

„Ich baue die ewigen Hallen des Lichtes,“ — sprach sinnend der Tod — „ich bin die Pforte zum Leben.“

Damit erhob sich der majestätische Pilger.

Seine Stimme, sanft und tragend, hatte den Raum durchdrungen. Es war, als begännen die Mauern leise zu klingen und als huben, fern in der Abendtiefe, die Glocken eines Domes zu tönen an.

„Verweile!“ — bat der Förster — „Laß mich vergehen an deinen Worten!“

Der Tod hob den Arm und machte eine Bewegung sanfter Entscheidung. Man sah ihm an, daß er mehr wußte, als er sagen mochte. Jetzt schlug er die Falten seines Mantels um die königliche Gestalt und wandte sich zum Heimgang.

„Tod,“ — rief der Förster dem Scheidenden nach — „warum entschwindest du mir? Erhabener Freund!“

Und wie ein Kind, das die Führung der Mutter sucht, tastete er nach der Hand des Mächtigen und tauchte in den Schatten, den sein weiter Pilgermantel warf.

Mit einer erhabenen Geste des Mitleids legte der Tod den Arm um die Schultern des Forstmannes, und so, wie er über ihn sich neigte und tief und tiefer in seine Augen sah, erkannte er nur mehr eine einzige Sehnsucht darin.

Der Raum verdämmerte. Es sanken die Wände, als ob eine sanfte Hand sie teilte.

Tod und Forstmann wandelten den dämmernden Gründen zu, und wo die beiden den Fuß hinsetzten, fiel ein Schimmer auf die Erde hin.

Draußen, auf dunkelschwerem Felde stand, wie mit menschlicher Haltung, ein Apfelbaum; verschüttet lag das Laub zu seinen Füßen, und die fruchtbeladenen Zweige neigten sich tief zur Erde, wie in grenzenloser Sehnsucht nach ihr.

Der Tod blieb stehen und hob den Arm; seine Hand streifte da und dort die Äste: mit dumpfem Anschlag fielen die herbstschweren Äpfel der Erde in den Schoß.

Die beiden schritten weiter und sahen sich an, in lächelndem Verstehen.

Die Eiche

Von Ernst Wisser

Herr, hörst du mich?
Siehe die Eiche droben auf dem Hügel,
Die mächtig ragende:
Wüchs' ich doch also Dir entgegen!

Mit der Gewalt ihrer Krone saugt sie an Deinem Lichte
Wie der Löwin Brut an ihrer Mutter Liebesbrüsten.

Üppig und voll hat sie sich gesogen,
Zum runden Walde hat sie sich aufgeschwellt,
Darin die Gestirne wandeln des Nachts —
Aber am Tage wühlen darin der geliebten,
Der Winde Finger.

— Aber es kommt November,
Und Stürme fallen in ihre Krone.

Wie wilde Kriegshorden fallen sie ein,
Schwenken hin, reißen wieder —
Ihres Hasses Wut strebt und heult,
Herauszureißen, hinzuschmettern —
Daß ich dann meine Wurzeln tief gesenkt habe, o Herr,
In Dein Geheimnis!
Daß ich sie wohl nährte,
Sie aussandte in Länge und Breite!
Daß ich Dir tausendfach hin und wieder verflochten bin,
Unausreißbar in Dir gegründet!
Daß ich mächtig rauschen möge und standhalten
Und herrschen und nicht wanken —
Und weithin rauschen von Deiner Größe!

Gottvaters Gericht

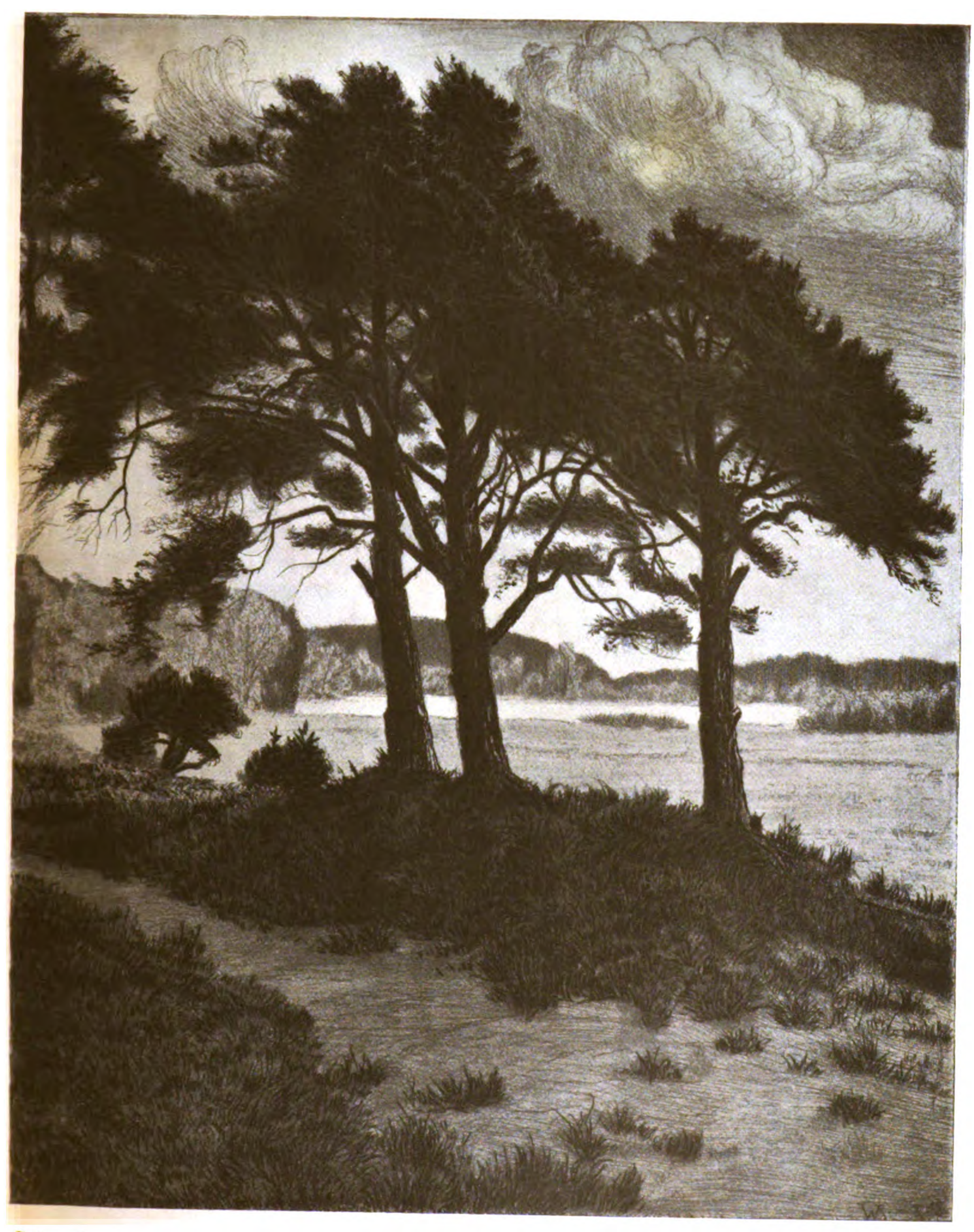
Schluß des „Palladion" von Friedrich dem Großen

Übertragen von Eberhard König

Dieser Schluß von Friedrichs des Großen komischem Heldenepos „Le Palladion" ist — wohl wegen des ketzerischen Inhalts — in der großen Hobbingschen Ausgabe weggelassen worden. Uns scheint aber, wir sind heute über Friedrichs Eigenart genügend unterrichtet, um diese Dinge historisch zu werten. Eberhard Königs musterhafte Verdeutschung verdient schon als solche Beachtung. D. T.

... Geschlagen war die große Schlacht.
Nun sammelt sich von fern und nah
Mählich der Preußen Heeresmacht.
Viktoria! Viktoria!
Hei, da erging
Hoch und gering
In Jubel sich und Siegsgeschrei,
Ein Mordskrakeel war's und Juchhei,
Und in das Toben der siegfrohen Menge
Mischten sich helle Fanfarenklänge.

Der Tod, der Sohn der Ewigkeit,
Versammelte von den Kriegern allen,
Die mit Ehren auf dieser Walstatt gefallen,
Die ledigen Seelen fahrtbereit.
Himmelempor seine Reise ging.
Doch unterwegs — da wuchs und wuchs
Die Schar und Länge des Totenzugs
Vom endlosen Zugang, den er empfing
Aus aller Welt, bei jedem Schritt:
Wir warten schon! Nimm uns mit, nimm uns mit!
Welch Durcheinander von allen Ständen:
Herrn und Gesinde, Soldaten und Priester,
Weise und Könige, und ihre Minister
Von aller Welt Enden!
Wie sie vom Leib ihrer Mutter kommen,
So fährt das dahin; und sie hadern all,
Daß ihr Erdengeschick solch ein Ende genommen —
Und nun dieser grimmige Reisemarschall!
Der aber führte sie all hinan
Wohl vor den Thron der Ewigkeit,
Wo ihre Musterung begann.
Da sah man Erdenleid und Streit
Noch manchem bangen Antlitz an,
Die Schrift, die jüngst das Entsetzen geschrieben,
In manchem Gesicht war sie stehngeblieben,



Ostmarkenkiefern

W. Rathmann

Nicht anders als die Schmisse und Schrammen,
Die aus dem letzten Kampfe stammen.

Drauf ließ sich der Vater die Liste reichen
Von all den Jammergestalten, den bleichen;
Da stund denn von jeglichem Toten zu lesen,
Was er vorgestellt unten und wie er gewesen.
Der Reihe nach vor des Thrones Stufen
Wurden sie namentlich vorgerufen.
Der da war ein König. — „Hinweg!“ sprach der Herr;
Jener ein Mönch — verworfen auch der.
Sprach da sein Sohn: „Aber Herzenspapa,
Warum verdammst du die beiden da?
Sind doch so hochansehnliche Leute!“
„Mag sein,“ spricht Gottvater — „in meinen Augen
Die Wohlansehnlichen beide nichts taugen!
Zu oft sind so Kön'ge der Ehrsucht Beute;
Ging's nach ihnen, du kannst mir's glauben,
Versuchten sie uns selbst die Krone zu rauben.
Nichtsnutze sind's halt und Liederjahne!
Nun — und die Mönche? Bei uns in den Himmeln
Tut's ohnehin von der Art schon wimmeln;
Sieh nur, was Kutte und Soutane
Hier oben bereits für 'ne Rolle spielen!
Und denk mal, wenn von den Schlingeln gar
Irgendein Papst uns noch ein paar
Zuweisen sollte — schon mancher war
Auf Heil'ge versessen! — noch ein paar,
Ich bitt' dich, Kind, zu unsern vielen ...!?“

Drauf wird ihm das Kriegsvolk vorgestellt,
Auf dem Felde der Ehre dort unten gefällt;
Ruft da der König voller Gnaden:
„Nur nähergetreten, Kameraden!
Ich denke, es wird hier im ewigen Leben
Schon irgendein warmes Eckchen geben,
Wo ihr in Ruh' euer Garn könnt spinnen,
Alter Kriegsfahrten euch entsinnen,
Alten Ruhmes mit Stolz gedenken;
Siehst du, ich will diesen guten Leuten —“
Also tät er dem Sohne bedeuten —
„Allzumal meine Gnade schenken,
Weil ohne Falsch und arge List
Das Herz 'nes rechten Soldaten ist.

Nun gebt meinen Braven tüchtig zu essen,
'nen guten Trunk nicht zu vergessen!" —
Und daß an dieser Gnadenstätte
Auch jeder was fürs Herze hätte,
Gebot er: „Sorgt mir auch jederzeit
Für das nötige bißchen Weiblichkeit;
Wir haben ja bei unseren Heil'gen
Auch manche weniger langweil'gen —"
(Er meinte mit denen
Wohl Magdalenen)
„Genug — diese Helden stehn zehnmal höher
Denn meine andächtelnden Augenverdreher,
Und darum wünsch' ich, soll's ihnen allen
Hier weiblich gefallen.
Doch wer kommt dorten an die Reih?
Wer ist der Mann?" — „O Herr, verzeih,
Das ist John Locke; in Ehrfurcht naht er
Zu deiner Huld'gung." Und Gottvater:
„John Locke? Wer ist das? Und was kann er?"
Der Brite neigt sich: — „Herr," begann er,
„Ich bin ein Mensch, der all sein Leben
Dem Drang nach Wahrheit hingegeben,
Dem Denken wies ich neue Bahn;
Ich lehrte nur,
Was die Natur
Verständlich mir entgegenbrachte,
Was als Gewißheit ich erfuhr,
Und was ich streng dann, frei von Wahn,
Zu sinnvoll Ganzem fertigdachte.
Hab' auch des Aberglaubens Macht
Nach Kräften in Verruf gebracht,
Der Heil'gen Reich und Herrlichkeit
Verlästert nach der Möglichkeit.
Mein Herz ist lauter, meine Religion
Weiß nichts von Porphyrios' eifernden Hohn.
Und ob auch den Irrwahn mein Fuß zertreten,
Stets hab' ich in Treuen zu denen gehalten,
Die reinen Sinnes zum Schöpfer beten,
Hab tiefergriffnen Gemütes verehrt,
Was ewiglich unserm Begreifen verwehrt,
Herr, deiner Allmacht Walten."
Rief da der König: „Ha, bei der Hölle,
Recht hat er, der Weise! Und ich bin's satt,
Des Ränkespiels in der Ewigen Stadt,

Der Ärgernisse früh und spat,
Und darum — heut' noch, auf der Stelle
Säubr' ich mein Haus
Und werf' alle Heil'gen zum Tempel hinaus!
Raus, ihr Verfluchten! Ihr wollt euch vermessen
Vor Erdenkindern der Rechte dessen,
Der dem Donner gebeut?
Ihr großen Heil'gen des Weltenrunds,
In den Kohlenofen des Höllenschlunds
Verstoß' ich euch heut'!
Du, Locke, bleibst hier,
Und mein Friede mit dir!
Sollst hier mit neuerschloßnem Schau'n und Denken
In meiner Allmacht Wunder dich versenken."

Und also geschah's, wie der Ew'ge gebot,
Und reingefegt war allsogleich
Vom Schelmengezüchte das himmlische Reich;
So trieb der güt'ge, der weise Gott
Hinaus die Heiligen und Sophisten,
Doch alle redlichen Deisten
Die hat er in Gnaden
Fein zu sich geladen.
Zu seiner Rechten sitzen sie da
Und schaun sein Angesicht ganz nah.
O Freunde, so wünsch' ich's für euch wie für mich,
Gescheh' es denn also!

Friederich

30. Januar 1749.

Der Tod der Künstlerin

Von Georg Mehlis

Es ging zu Ende. Der letzte schwere Kampf stand unmittelbar bevor, da das Leben sich scheidet, und des Geistes geheime Form von aller sinnlichen Stofflichkeit sich löst, um in jene Tiefen zurückzutreten, denen sein reines Wesen entstammt. Die große Künstlerin, der eine so ungeheure Macht über die menschlichen Gemüter gegeben war, erwartete den Tod, und der Tod wartete auf sie, und stand ernst und drohend zu Häupten des Lagers. Sie ruhte in dem breiten französischen Bett auf weichen Kissen, aber auch diese Weichheit schien noch zu hart und rauh für die armen, schmerzbewegten und fiebergequälten Glieder. Sie saß halb aufgerichtet, um leichter Atem holen zu können. Und an der dunklen Rückenwand des Bettes, mit ihrem einfachen und vornehm gehaltenen Schnitzwerk zeichnete sich das blasse schmale Gesicht so deutlich ab. Die dunklen, von weißen Silberstreifen durchzogenen Haare umfluteten die schmalen, etwas eckigen Schultern. Die von Durst und Fieberhitze hart und spröde gewordenen Lippen waren halb geöffnet, und man hörte jene scharfen, schnellen Atemzüge, in denen die letzten Kräfte des Lebens um Lösung und Erleichterung ringen. Und die schönen dunklen Augen, die so tief in das Leben gesehen, beschauten die schmerzliche Zerstörung des Seins und schienen alles Leid der Welt aus kummerschweren Tiefen auszustrahlen. Schweiß stand auf der hohen, schmalen Stirn, und diese schönen Hände, die der Dichter gefeiert hatte und die durch eine Geste und zarte Bewegung das geheime Leben der Seele verraten und andeuten konnten, die zu reden und sprechen vermochten, wie sonst nur kluge schöne Lippen sprechen, diese Hände irrten in wirrer Bewegung auf der seidenen Decke des Bettes umher. Sie hatten ihre Sprache verloren, diese schöne bezeichnende Sprache der Seele, die für alles menschliche Sein den würdigen Ausdruck fand. Die Ausdrucksbewegung dieser Hände war verstummt. Sie waren nicht mehr von Vernunft beseelt und redeten die Sprache des Wahnsinns. Diese armen irren Hände hatten aber nichts von ihrer Schönheit eingebüßt. Sie waren nur noch schmaler und zarter geworden, und ihr blaues Geäder trat noch deutlicher hervor. Es schien, als ob der Tod ihre geistige Wesenheit noch reiner und tiefer offenbaren wollte.

Niemand war im Zimmer als die Krankenschwester und der Freund, der ihr in den letzten Jahren treu zur Seite gestanden. Sie saßen am Fußende des Bettes, und beobachteten mit tiefer Bewegung diesen schmerzlichen und grausamen Kampf des müden scheidenden Lebens.

Die Krankenschwester reichte den spröden, bebenden Lippen manchmal ein edelgeformtes Glas, mit kühlendem Getränk, denn was ihren Augen nahe kam, mußte das Zeichen der Schönheit tragen, und der Freund überdachte, was die große Kunst der Bühne mit ihrem Scheiden verlor, und daß so manche Gestalt der Dichtung nicht mehr leben könnte, wenn sie nicht mehr war, die ihr eigenes Wesen mit ihr verschmolzen und sich in sie verwandelt hatte.

Der Mund der sterbenden Künstlerin begann jetzt Worte zu bilden, ausdrucksvoll und leise, im hastigen, eiligen Tempo, fortgetrieben von einer Macht, die sie selber nicht mehr beherrschte. Der süße Wohllaut dieser Stimme, welche die Menschen be-

zaubert hatte und deren Ausdrucksfähigkeit so groß war, daß selbst das leise geflüsterte Wort die Zuhörer der fernsten Theaterplätze erschauern und erbeben machte, diese Stimme hatte ihren bestrickenden Wohllaut noch nicht eingebüßt. Und der Freund überlegte, daß nun bald niemand diese Stimme mehr hören würde, daß sie unwiderruflichen Anteil hatte an der Vergänglichkeit, und daß ein kaltes und unwiderrufliches Ende, ein hartes grausames Muß, das Leben der Schönheit bedrohte.

Die große Tragödin erlebte noch einmal den Schicksalsgang ihres Lebens, der ein ununterbrochener Aufstieg zur Größe, und doch ein Weg des Leides gewesen war. All dieses Suchen, Kämpfen und Ringen, dies Zweifeln und Verzweifeln und schließlich der Sieg. Als sie ihres ersten großen Triumphes gedachte, leuchteten ihre müden, schmerzgequälten, von Tränen des Leides benetzten Augen noch einmal auf. Sie sah die Gestalt des nordischen Dichters vor sich, die von allen seinen Schöpfungen ihr am meisten gewesen war: Nora, in ihrem Puppenheim, das Kind und die Heldin. Sie kannte das lachende, tollende Spiel mit weichen Kindergliedern, dies Drehen und sich Wälzen mit Jubeln und Schreien auf dem weichen Teppich des Wohnzimmers, und sie verstand die unendliche Anmut der Bewegung in jenem Tanz, der verrät und gleichzeitig verhüllt, und die naive Unschuld opferfreudiger Neigung, die vor dem Verstoß gegen das Gesetz nicht zurückbebt, wenn es gilt, den Mann ihrer Liebe zu retten. Vor allem aber konnte sie verstehen, daß feiger Selbstsucht und Verständnislosigkeit gegenüber längeres Zusammenleben und Verweilen Schuld und Frevel war. Und so gingst du denn, mutige kleine Nora, von dem Mann fort, für den du alles zu opfern bereit warst und fort von den Kindern, die du liebtest, um dich selber wiederzufinden, nachdem alles zerbrochen war, was dich bisher gehalten hatte. Und war dieses Gehen und Verlassen von Mann und Kind und Haus an jenem Abend nicht zu einem unerhörten Erfolg ihrer Künstlerschaft geworden? Hatte sie durch die Macht ihres Spieles nicht alle überzeugt, daß Nora gehen mußte, daß sie nicht das Geschöpf und Spielzeug eines unwürdigen Mannes sein und bleiben durfte? War nicht ihr Name auf aller Lippen, hatte der unermüdliche Beifall des großen Theaters sie nicht als ein glühender Rausch der Begeisterung gefaßt und getragen und sie als berückender Taumel berührt?

Noch einmal zogen sie vorbei an den Augen ihres Geistes und durchfluteten ihre gereizte und gepeinigte Phantasie, diese Gestalten der Dichtung, denen sie wahrhaftes Leben verliehen. Noch einmal durchfuhr der Wahnsinn Ophelias ihre gequälten Glieder, und sie siechte dahin, mit kranker, blutender Lunge als jenes arme, ausschweifende Mädchen, das die Blüten der Kamelien liebte, und sie fühlte den Schmerz der schmerzensreichen Mutter, die ihren einzigen Sohn dem Wahnsinn verfallen sieht, da Gespenster umgehn, die schonungslos das Verhängnis bereiten.

Ihre Augen hatten die großen Linien des Lebens geschaut, wie sie die Kunst der Dichter in ihren Werken gezeichnet hat. Sie hatte diese Linien mit den Zügen ihres Wesens aufs engste verbunden. Sie hatte die schönen bedeutungsvollen Worte des Dichters in sich auftönen lassen und ihnen jenen Ausdruck und beseelten Klang verliehen, der die Hörer erbeben machte. Aus ungeahnten Tiefen der Empfindung klangen diese Worte empor und hatten sich in diesem Munde zur höchsten Reinheit des geformten Satzes und zu hinreißender Wirkung des Wortes in Sagen und

Sprechen erhoben. Sie hatte die großen Gestalten der Kunst nicht nur verstanden, erlebt und gespielt, sie war das alles selber gewesen; sie war immer wieder eine andere, weil sie immer ganz das war, was der Dichter gemeint, was eine schöpferische Phantasie gestaltet hatte, und war doch immer dieselbe große Künstlerin, die den Schmerz und das Leid und die wogenden Leidenschaften mit der vollendeten Meisterschaft tragischer Gestaltung sichtbar machen konnte Das kunstverständige Publikum zweier Weltteile hatte ihr zugejubelt. Ein unerhörter Triumphzug war ihre Künstlerlaufbahn gewesen. Die Kritik mußte verstummen. Der Größe ihrer Erscheinung gegenüber konnte man nur anerkennen und verehren. Immer wieder vermochte sie von neuem zu überraschen und anders zu sein und anders zu wirken. Eine unerschöpfliche Lebensfülle schien in ihr aufbewahrt, die immer wieder neue Gestalten durchbluten und beseelen konnte und sie so stark und überzeugend bildete, daß sie ein selbständiges und selbstverständliches Leben gewannen. Und diese Lebensfülle schwand jetzt dahin und kämpfte in qualvollem Ringen und machte den Tod so schwer.

Über das ausdrucksvolle Gesicht der Sterbenden wehte ein schmerzlicher Schatten, und dann bewegte sie das Haupt mit leichtem Neigen. Vielleicht denkt sie an ihn, dachte der Freund, an den jungen Dichter, dem die Liebe ihrer reifen Jahre gehörte, dem sie unendliche Fülle der Anregung gab, dessen Dichtungen ihr Feuer durchglühte, und der ihre Empfindungen, ihre Liebe, das geheime Weben ihres Seins so schonungslos der Öffentlichkeit und der Kritik preisgegeben hat, der Dinge, die immer im geheimen wohnen sollten, an das kalte Licht des Tages zerrte, nur weil seine Eitelkeit mit jener Gunst prahlen wollte, die ihm die große Tragödin erwiesen hatte.

Wer kennt die geheimen Schatten, die ein Leben umdüstern, das scheinbar in Licht und Sonne getaucht ist! Ruhm und Erfolg können sie nicht verscheuchen. Sie lauern am inneren Eingang zur Seele, und lassen jenen einfachen und schlichten Gefühlen, jenes geheime Wunschverlangen nach Liebe, Schonung und Duldsamkeit keinen Raum und keine Sonne. So muß denn alles absterben, und es stirbt wohl manchmal recht schwer, weil in diesem scheinbar so Selbstverständlichen ein Glück unseres Lebens ruht.

„Sie ist eine fromme Frau," flüsterte die Krankenschwester, „sie hat noch vor einer Stunde den Kruzifixus geküßt. Hoffentlich kommt der Priester noch zur rechten Zeit, um ihr die letzte Wegzehrung zu reichen."

Was für ein reiches Leben, dachte der Freund, was für ein Künstlertum! Wie groß war doch der Erfolg, der ihr zuteil wurde! Seltsam schön und reich war das alles. Sie vermochte das Geheimnis des Lebens kundzutun.

In diesem Augenblick schien die Leidende bemüht, sich etwas höher aufzurichten. Die Krankenschwester war ihr behilflich. Ein schwaches Lächeln umspielte ihr müdes, ängstlich gespanntes Antlitz. „Die Bühne", sagte sie leise. Was nicht alles in diesem Wort gelegen war, was nicht alles mit diesem Wort von ihr ging! So viel Glanz und Fülle, so viel Kampf und Ringen um echtes Künstlertum.

Ich habe sie so oftmals sterben sehen, dachte der Freund, und immer wieder hat sie mich von neuem erschüttert und bewegt. Das Sterben eines fremden Todes

schien mir immer ihr eigener Tod zu sein. Jetzt ist es die Wahrheit des eigenen Todes, die nicht erheben, sondern nur vernichten kann. Und doch, indem sie ihren eigenen Tod stirbt, scheint sie wieder ein neues Geheimnis des Lebens zu offenbaren.

Er war dicht an das Lager herangetreten, ihre Lippen bildeten fast unhörbar einen Namen. Sie kann ihn noch immer nicht vergessen, den Mann, der ihr so viel Leides getan. Wie seltsam sich doch in unserem irdischen Dasein, und zusammengefaßt, in der Gestalt des Todes, Liebe und Untergang, Schmerz und Sehnsucht berühren!

Er versuchte die eine der beiden irrenden Hände festzuhalten. Sie sah ihn groß und erschrocken an. Dann schien sie sich ganz von ferne seiner zu erinnern. „Das Leben“, so kam es leise, geheimnisvoll andeutend über ihre Lippen. „Ich habe nichts vom Leben verstanden.“

Er zuckte schmerzlich zusammen. War das die späte Erkenntnis einer Frau, die so vielen durch ihre Kunst das Geheimnis des Lebens kundgetan hatte?

„Eleonore“, flüsterte er leise.

Sie aber erhob noch einmal ihren gepeinigten Leib und die Arme mühsam nach rückwärts gewandt blickten ihre dunklen, tränenfeuchten Augen gerade und fest vor sich hin. Das fliehende Leben schien noch einmal in diesem Blick gebannt zu sein, der ruhig und groß den Weg nach seinem fernem Ziel durchmaß, als ob sie willens sei, ihn furchtlos und fest zu betreten in der Erwartung, daß das Unverständliche und Rätselhafte des Daseins doch endlich eine Lösung finden müßte.

Trübe Landschaft

Von Paul Wolf

Im fahlen Dämmer geistert um das Moor
Die Nebelfrau und webt mit blassen Händen
Um Fels und Winterwald den grauen Flor.

Wie Tränen tropft es von den kahlen Wänden ...
Müd tastet sich der Fluß durch Ried und Rohr
Vorüber an erstorbenen Geländen.

Bang birgt das Grauen sich an dunkler Klippe
Und starrt mit hohlen Augen in die Nacht:
Ein Wandrer steigt mit Stundenglas und Hippe

Gespenstisch still empor aus düsterm Schacht —
Zum Riesenschatten dehnt sich ein Gerippe
Und hält im toten Lande stumm die Wacht ...

Siebenzigmal sieben!

Von M. Schneider-Weckerling

Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?" — „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal."

Was für ein Wort: „Siebenzigmal siebenmal" vergeben! Also unendlichmal vergeben!

Hast du schon erlebt oder probiert, deinem Todfeind ein einzig Mal zu vergeben? Ein einzig Mal nur?

Weißt du, was es heißt, vergeben, wenn die Lust des Hasses in dir tobt, des Hasses und der Rachsucht? Ja, beschönige es nur nicht, Haß ist im Grunde Rachsucht: Rache für erlittene Unbill, erlittene Qual, ausgestandenes Unrecht; ein Ventil für angesammelte Bitterkeit, die steif und steil, hoch bis zum Hals hinauf steigt, so daß wir glauben, ersticken zu müssen und schon genug zu tun, wenn wir uns nur einigermaßen beherrschen, daß es niemand merkt.

Es gehört zum Vergeben übermenschliche Kraft. Es geht durch Haß und Rachsucht etwas wie ein Gift, wie eine Seuche in unser Blut über. Wir müssen es wieder ausscheiden. Dies geschieht gemeinhin durch Befriedigung des Rachegelüstes. Der Feind hat uns geschädigt, also schädigen wir auch ihn. Vergeben? Er will's ja gar nicht; es hat ja gar keinen Sinn und Zweck. Es ist unmenschlich, so etwas zu verlangen ...

Wenn nun freilich ein Andrer zwischen diese haßvollen Zustände kommt, der stirbt vor Gram über den Unfrieden. Reine Augen flehen Tag und Nacht: „Vergib ihm! Du kannst es. Du bist größer als er. Wenn du willst, so geht's, so gibt es wieder reine Luft, und ich kann ruhig sterben."

Was dann? Was ist deine Antwort?

In dir tobt's: nein, nein, niemals! Unmöglich. Ganz unmöglich! Verlange alles, was du willst, nur das nicht! Doch du wagst das nicht laut auszusprechen und blickst nur düster unter dich.

Der Vermittler spricht auch nicht mehr. Nur der Gram in seinen Augen spricht. Und so wirkt jene Haßkrankheit weiter und verbreitet Unfrieden, wohin dein Fuß tritt.

Da erfaßt dich der Jammer um ihn.

In stiller Nacht spricht eine Stimme: „Kannst du auch um seinetwillen nicht vergeben? Kannst du dies letzte, größte Opfer nicht bringen?"

„Niemals!"

Die Nacht ist pechschwarz. „Unmöglich! Unmögliches kann man von einem Menschen nicht verlangen!" Du liegst lange wach, sinnst, verarbeitest — und kannst das Gift doch nicht ausscheiden.

„Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir gesündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?" — „Nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal!"

Du versuchst es mit Händefalten.

„Ich weiß, daß ich dies tun muß. Vergeben! Um der gramvollen Augen willen.

Und ich kann nicht. Hilf mir, wenn es einen Gott gibt! Hast du das wirklich gesagt, Meister Jesus Christus?"

„Nicht siebenmal. Sondern siebenzigmal siebenmal!"

Das heißt also: immer, täglich und stündlich, sein ganzes Leben lang seinem Todfeind gegenüber in versöhnlicher Stimmung sein.

Versöhnlich? Also nicht vergiftbar! Also unempfindlich gegen Kränkung? ...

Das ganze Leben lang! Welch einen Seelenzustand setzt das voraus! Welch ein ausgeglichenes Nervensystem! Welch eine Reife!

Da gibt's kein Entrinnen. Immer vergeben können! Täglich „siebenmal siebzigmal", und wenn er dich ebensooft kränkt, beleidigt, verachtet, mit jedem Blick, mit jedem Wort, mit jedem Atemzug! ...

Was für ein Mann muß er gewesen sein: Jesus Christus, der so hoch über Menschenmaß stand! Wie war der Tonfall seiner Stimme, als er es sagte: „Nicht siebenmal, nein, siebenzig mal siebenmal"? —

Da zuckt das Herz noch einmal in dir, — ein Ruck: — du schwingst dich an die Seite des Heilandes, deine Ketten sind verwandelt in Flügel — du bist frei! Der Wille entscheidet. Du willst nun. Du lachst, wenn der andre haßt. Was ist Menschengut, was Mein und Dein im Vergleich zu der Gewalt, die von einer solchen Tat der inneren Befreiung ausgeht?!

Nun lacht die Au, durch die du schreitest, es grünt die Flur, auf die du trittst — denn du bist giftfrei und schaust wieder mit reinen Augen.

Scheinbare Zufälle kommen dir nun zu Hilfe, und du merkst, wie dein Leben von unsichtbaren Kräften weitergeschwungen wird. Verdunkeltes hellt sich auf, und die Vögel deines guten Gewissens zwitschern

Geheimnis ist um solchen inneren Sieg. Man zerschellt an einer Wand und denkt: nun ist es aus, nun geht's nicht weiter. Und sieht, daß die Wand sich teilt nach dem Sieg und ein weiter, ungeahnter Blick in neue Landschaften sich öffnet. Es ist ein höherer Lebensgrad erreicht.

Wer seinem Todfeind vergibt, kritik- und restlos, der stirbt eine Art Tod in dem Schmerz der Selbstüberwindung. Ist's geschehen, so kommt die neue, stumme Kraft, die dem Ohnmächtigen zu Teil wird nach fürchterlichem Kampf, nach großem Schmerz. Sie ist wortlos. Du wirst aber durch sie viel mehr beschenkt als dein Gegner.

Der also Beschenkte, in all seinen Tiefen aufgerüttelt, möchte wahrlich nicht tauschen mit den Satten und Glücklichen der Oberfläche, denen solche Qualen und auch solche inneren Errungenschaften versagt bleiben.

Wer gefühlskräftig zu hassen, und ebenso stark zu vergeben und zu überwinden vermag, der steht der wahren Liebe näher als der Laue, der solche Stürme nicht kennt.

Rundschau

Das tote Syrakus

Man hat oft die Frage aufgeworfen, was einmal aus unseren Weltstädten werden wird. Sie sind vergänglich, wie alles Menschliche vergänglich ist. Manche sind freilich sehr alt. Paris z. B., die seinerzeitige Lutetia, war schon unter den Römern eine gewaltige Weltstadt, deren lebensgenießerische Kultur bereits die nach Gallien berufenen Konsuln zu schätzen wußten. Und Rom selber, dessen sagenhafte Gründung man um etwa 750 v. Chr. zu verlegen sich jetzt entschlossen hat, dürfte wahrscheinlich noch viel älter sein. Von Wien weiß man, daß schon die Menschen der Bronzezeit dort siedelten, Schwerter schmiedeten und das Töpferrad drehten. Älter aber als etwa 4000 Jahre dürfte, von ihren frühesten Anfängen an gerechnet, keine Stadt in Europa sein. Und das ist, mit dem Maße des menschlichen Lebens gemessen, und mit seiner erstaunlichen Wandelbarkeit und Entfaltungsfähigkeit verglichen, eigentlich sehr viel.

Aber es gibt tote und verlassene Weltstädte, in deren Herzen nur, gleichsam kümmerlich und verstohlen, die Menschen nisten, etwa so, wie wenn ein paar Spatzenfamilien von einem verlassenen Adlerhorst Besitz nehmen. Und ist man melancholisch und kulturmüde, so kann man sich allenfalls vorstellen, daß einmal fernste Nachkommen so in den Resten von Berlin oder London oder Neuyork hausen werden.

Ich spreche von Syrakus.

Heute ist es eine sizilische Provinzstadt, die im Staub eines regenlosen Himmels erstickt und von einer so tödlichen Schläfrigkeit umfangen ist, als läge sie irgend weit draußen am Ende der Welt. Es ist symbolisch für sie, daß man auf dem Wege zu ihr, fern und in grenzenloser Nacht verloren, die Feuer von Kap Spartivento flimmern sieht, die letzten Lichter des Kontinentes Europa.

Für den, der nicht mit den Idealen des Kulturforschers nach Syrakus reist, ist überhaupt das Schönste an dieser Stadt die Fahrt zu ihr durch die Meerstraße von Messina, die (wenn das Schiff halbe Kraft einstellt) nicht länger als eine Nacht dauert.

Zunächst sind die Ufer ganz nahe aneinandergerückt. Der Meeresarm verengt sich so schmal, daß man scharf die beiden Küsten unterscheiden kann. Die Nacht ist von einer unsäglich tiefen und reinen Bläue. Die Gestirne des Südens heben sich mit stärkerem Leuchten und glänzenderem Schimmer, als wir dies im Norden gewöhnt sind. Weit und immer weiter hinter uns zuckt rhythmisch ein Flackerschein auf, rötlich, von weißsprühenden Funken durchlodert. Das ist der Ätna mit seinen Ausbrüchen. Ihn selber erblickt man kaum, denn er ist fast stets in Wolken gehüllt und sein schneegefrorener Gipfel, der sich einsam und übermächtig in die gestirnte Nacht hebt, und der die ganze Geschichte dieser Länder sah, den verzweifelten Kampf der Krieger, die lindernde Fülle der sanften Natur, Erde und Himmel und die vielbewegten blauen Fluten des Jonischen Meeres — er läßt nun die modernen Riesendampfer mit einer Fracht vergangenheitsfremder Menschen an sich vorüberziehen, und ist immer noch derselbe, in sich gefestigt, unserem Zeitbegriff nicht untertan, ein Titan, der mit Elementen spielt.

Aber auch sonst ist die Nacht wundersam erhellt von irdischen Lampen. Links, wenn man zurückschaut, sinkt Messina schon unter den Himmelsrand. Aber rechts spannt sich ein funkelndes Lichterband, viermal geknotet. Jeder Knoten ist eine Stadt von Tausenden von Menschen. Man weiß nichts von ihnen, nichts, als daß sie ihre Nächte mit Lichtern erleuchten. Das ist alles. Ihre Schicksale, ihre Taten, ihr Leben und Sterben ist uns einerlei. Wir fahren vorbei und freuen uns wie Kinder am wandernden Reigen der bunten Hafenlaternen und am Glitzern der erhellten Straßenzüge. Reggio (das alte Rhegium, zu dem die „Kraniche des Ibykus“ ziehen) ist wohl die größte

unter ihnen. Weiter hinten liegt Palmi, dann schließt sich Scilla und San Giovanni an. Darüber hinaus weitet sich der dunkle Spiegel. Das Meer wird frei, dehnt sich ins Uferlose. Horizont und Flut verschmilzt in eins.

Lautlos gleiten und vergleiten die Stunden. Grün gischtend schäumt das Kielwasser. Darin funkelt es manchmal von leuchtenden Meertieren. Man weiß, da unten ist alles von Leben erfüllt. Von dem tausendgestaltigen, sich unzählig erneuernden Leben der Kleinwelt bis zu den gewaltigen Haien, die zuweilen aus den afrikanischen Meeren herüber bis an die Grenzen von Europa schweifen. Da ziehen in langen Ketten die lila Wurzelquallen, die zu Tausenden im schmutzigen Hafenwasser von Messina wohnen, da phosphoreszieren die mattrosa Seefedern, da windet sich schlängelnd der Venusgürtel, wie ein breites Band aus geheimnisvoll belebtem, regenbogenfarbigem Opalglas, durch das Wellen und Fische hindurchschimmern. Da bewegen sich langsam die bunten Seeanemonen, die kleinen Loligos mit ihren schwarzen Augen schweben wie elegante Tänzerinnen, perlmutterfarben und zart, wie nur diese zierlichen Tintenfische es sein können. Die Rochen flattern mit ihrem geschwungenen Schwimmsaum wie bleiche, nackte Fledermäuse. Unermüdlich wandert das zahllose Heer der Fische, bis zum springenden Delphin und schiefäugigen Katzenhai. Korallen bauen ihr rotes oder rosafarbenes, vielzackiges Gerüst, und die gewaltigen Meeresschnecken, Murex und Tritonshörner, kriechen träg und gefräßig im Schlamm.

Nichts hat sich seit damals geändert, seit Alkibiades mit 134 athenischen Trieren auszog, um das reiche Syrakus zu schleifen und zu plündern. Und es sind doch fast 2300 Jahre seitdem vergangen und so vieles ist anders geworden. Stünde jener Alkibiades auf, oder Demosthenes, der an diesen Küsten mit 6000 Kriegern die Macht und das Glück Athens verlor — sie würden die Welt nicht wieder erkennen. Das Leben der Tiefe, die Lavaströme und das dumpfe Donnern des Ätna aber sind dieselben geblieben. Alles ist so wie in verschollenen Griechentagen, alles, bis auf den schwülen Hauch, der lechzend durch die Nacht von Afrika, dem unsichtbar im Blau verlorenen, fremden Kontinent, herüberkommt. Wir Menschen aber glauben, die Rätsel des Lebens inzwischen gelöst zu haben. Vielleicht haben wir recht, vielleicht wurden wirklich Geheimnisse entsiegelt. Aber dann entstammten sie nur der vergänglichen Menschenwelt. Von den großen und zeitlosen Fragen des Seins war keine darunter ...

Am frühen Morgen macht sich das Schiff bereit, in den Hafen von Syrakus einzulaufen. Man sieht einen gelben, hügeligen Küstenstreifen, öde und verlassen in der grellen Morgensonne. Auch das ist ein Gestorbener. Er war einst das antike Vorgebirge Plemmyrion. Heute ist er eine traurige Tuffbank, die nur die eine Funktion hat, den Hafen gegen Süden zu vom offenen Meere abzuschließen. Dieser „Porto grande", der durch seine ausgezeichnete Lage einer großen Handelsstadt würdig wäre, ist fast leer. An seinem rechten Rande sitzt die Stadt, enggedrängt, in Terrassen aufgesteilt. Kommt man näher, so sieht man, daß das eigentliche Ufer viel weiter nach links liegt, und daß Häuser und Straßen sich auf einer Halbinsel zusammengefunden haben, die schmal und halbmondförmig ins Meer hinausragt.

Wollte man die blutige und wechselvolle Geschichte von Syrakus in einem Sensationsroman beschreiben, so könnte man ihn allenfalls nennen: „Im Banne von Ortygia." Denn Ortygia heißt jene Landzunge. Von dort begann die Stadt, wahrscheinlich schon zu Punierzeiten, denn man vermutet, daß „Syrakus" ein phönizisches Wort ist, das „Ostland" bedeuten soll. Von der Halbinsel aus siedelte sie auf das Festland über; dehnte sich weit in die Küste hinein, breitete sich auf der flachwelligen und steinigen Hochebene aus, zu der hier Sizilien abfällt; reichte bis zu dem schmalen, traumhaft lieblichen, purpurblauen Kyaneflüßchen, das neben dem Anapo, heute weit von Syrakus, gerade am anderen Ufer des Hafens mündet. Zahlen geben den besten Begriff. Diese Stadt, die heute mit ihren knapp 23000 Menschen ein unbedeutender Provinzort ist, umfaßte einst 33 Kilometer im Umkreis und vermutlich einige hunderttausend Bürger. Sie war eine kunstgeschmückte Weltstadt und obgleich schon unter ihren Tyrannen und im Kampfe mit Karthago, der nimmersatten Angreiferin, so gänzlich zerstört, daß das Vieh in den Vorstädten wohnte und

die Kühe auf dem Marktplatz (der Agora) grasen gingen, doch von solchem Ruf, daß es nur einer allgemeinen Aufforderung bedurfte, um 50000 Männer in die Stadt zu locken. Die bauten (es war 344 vor unserer Zeitrechnung unter Timoleon) alles von neuem auf, und die öffentlichen Gebäude, ein weitgedehntes Gymnasion, vielleicht auch ein Odeion, erstanden schöner und prunkvoller als vorher.

Aber Syrakus ist wieder auf Ortygia zurückgekehrt. Es hat von all den Großmachtträumen seit langem Abschied genommen. Es hat sich eng und klein und ein bißchen nüchtern eingerichtet. Die Weltstadt, oder vielmehr das, was einmal Weltstadt war, liegt drüben auf dem sonnendürren Steinfeld, über das der Staub weht, jahraus, jahrein, und an dessen Rand die malariadrohenden Nebel der zwei großen Sümpfe Sirako und Lysimelia in trügerischen Streifen entlangwandern.

Wenn Menschen die Urheber ihres Schicksals sind, so müssen es Städte nicht minder sein. Und wenn eine Stadt, so war es Syrakus, die sich ihr Schicksal schmiedete und als drückendes Joch auf den Nacken legte. Sie war korinthische Kolonie (vordem vermutlich Phöniker-Faktorei), ganz früh, schon 734 vor unserer Zeitrechnung, gegründet. Ein königlicher Flüchtling, dessen gewalttätige Liebe zu schönen Knaben wohl nur der Vorwand war, um ihn aus Korinth zu verbannen, Archias, der Bakchiade, ließ sich dort, mitten im fruchtbaren sikelischen Land, nieder. Nach 70 Jahren fühlte die junge Stadt sich stark genug, von Ortygia auf das Festland hinüber sich auszubreiten.

Aber mit anderen korinthischen Lebensformen hatte man auch die hochmütigen Traditionen einer unverantwortlichen Adelsherrschaft von der Mutterstadt mit herübergebracht. Seit dem ersten „Tyrannen“ von Syrakus, Gelon von Gela (wobei man unter Tyrannen nicht etwa einen Robespierre, sondern einen meist sehr tüchtigen und begabten Mann verstehen muß, der mit energischer Hand das Wohl der Stadt durchsetzte und nur eben keine Erbfolgerechte besaß), um 485 vor Christus bis zur Eroberung durch die Römer, um 212 v. Chr., die das tatsächliche und endgültige Aufhören der Bedeutung dieser antiken Weltstadt einleitete, haben die Bewohner sich nicht entschließen können, eine klare, ihrer Ziele bewußte Politik zu treiben. Eine Regierungsform wird gewaltsam von der anderen zertrümmert. Tyrannenherrschaft und Republik, dann und wann von einer Pöbeldiktatur auf kurze Zeit unterbrochen, liegen sich ständig in den Haaren. Feldherren (wie Hieron II. von 275 bis 216) werfen sich zu Königen auf. Andere (wie Agathokles 317 bis 289) werden durch Gift und Verrat beseitigt. Der politische Mord ist an der Tagesordnung, und die Unruhen nehmen kein Ende. Syrakus, das jeden Ansturm von außen siegreich abgewehrt hat und ein halbes Jahrtausend uneinnehmbar ist, bietet in seinem Inneren geradezu das typische Bild griechischer Stadtregierung, die durch Unfügsamkeit, Treulosigkeit, Volksaufwiegelung durch gewissenlose Hetzer und prahlerische Einsichtslosigkeit in ständigem Zerfall begriffen ist und nur durch Gewaltherrschaft Jahre ruhiger und reicher Entwicklung genießt. Denn wirklich, rechnet man zusammen, was die „Tyrannen“ für diese Stadt getan haben, wie sie Sorge trugen, sie mit Tempeln, Schatzhäusern, Kastellen, Arsenalen und sonstigen öffentlichen Bauten, mit Bildwerken und Luxusdingen zu schmücken, wie sie alles, was zu jener Zeit neue Formen der Geistigkeit prägte, förderten und zu sich beriefen, so wird man sicher eine andere Meinung von den wirklichen Zuständen haben, als die Schillersche Ballade „Die Bürgschaft“, die sich auf Dionysos I. von Syrakus bezieht, uns einprägen möchte. Denn diese selben „Tyrannen“, deren Herrschaft angeblich so unerträglich war, daß man Meuchelmörder zu ihnen schicken mußte, hatten Geschmack genug, eine Reihe der damals größten Dichter, darunter Pindar und Aischylos, jahrelang an ihrem Hof als verwöhnte Gäste zu hegen und berühmte Plastiker selbst aus Athen (so Kalamis) mit Aufträgen zu bedenken.

Darüber hinaus beschirmten sie die Stadt nicht nur vor den ständig drohenden Angriffen der Punier, sondern auch vor der Raublust der athenischen Landsleute. Von dem verzweifelten Ernst solcher Kämpfe kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß jener entscheidende Sieg Gelons bei Himera, der Syrakus zur ersten Stadt Siziliens machte, über 200 karthagische Galeeren und 100000 Soldaten so völlig erfochten wurde, daß nur eine einzige Barke nach Karthago



entkommen sein soll. Später, als der Festungsring mit dem nach Westen vorgeschobenen mächtigen Fort Euryalos schon vollendet war (man hatte gegen Ende des 4. Jahrhunderts ganze fremde Stadtbevölkerungen zwangsweise dort angesiedelt, um die große Vorstadt Epipolae mit Bewohnern zu füllen) tat ihnen freilich eine Pest, die aus den großen Salzseen an der Küste des Plemmyrion aufstieg, den Gefallen, das dort lagernde Heer des Himilco gründlicher zu vernichten, als die syrakusischen Schwerter dies vermocht hätten. Vielleicht hätten die Tyrannen mit Archimedes' Hilfe sich auch des römischen Angriffes unter Marcellus entscheidend erwehrt, wäre nicht eines verräterischen Spaniers Hand das tückische Zünglein an der Wage gewesen. An der lieblichen Arethusaquelle, dem kleinen Stadtheiligtum, dort wo heute die Tulpenbäume blühen und friedliche Enten unter Papyrusstengeln im klaren Wasser plätschern, drangen die Römer in die Stadt ein. Die vom Dianenfest trunkenen Verteidiger leisteten kaum Widerstand. Tyche, Epipolae, Neapolis, die jenseitigen Vorstädte, waren schon in römischer Hand. Der große Stadtteil Achradina und die Ortygia wurden wehrlos gemacht mit diesem Verrat. Archimedes ward erschlagen, eine ungeheure Beute fiel Rom zu. Die Größe von Syrakus, von der Cicero noch begeistert spricht, sank in wenigen Generationen. Die Stadt verfiel, verengte sich, und zu christlichen Zeiten hauste ein Häuflein Schutzbedürftiger und Besitzloser in den Ruinen der Vergangenheit, hoffnungslos und immer mehr zusammengedrängt wie eine Horde von Schakalen in ihren halbverschütteten Schlupfwinkeln.

An alles dies denkt man, wenn man den Boden von Syrakus betritt. Weißleuchtend empfängt die Stadt den forschenden und prüfenden Blick. Sie sieht sehr afrikanisch aus mit ihren geraden Fassaden und den flachen Dächern, zwischen denen fast nirgends wohltätiges Grün aufsprozt, ausgenommen die breite Hafenpromenade und eine schöne, schattige, freilich winzige Parkanlage, die durch einen wassertropfenden Grottenbogen hinüber zur Arethusaquelle führt. Früher süß und trinkbar, war sie einmal sicher eine sehr große Verlockung, sich hier niederzulassen. Jetzt soll sie durch eines der zahlreichen sizilischen Erdbeben etwas salzig geworden sein und hat wohl eine unterirdische Verbindung mit dem Meere. Aber das Märchenhafte und Traumverlorene ist ihr geblieben, in deren sanftes Rieseln sich das nicht minder sanfte Rauschen der Papyruskronen mischt, die federig und bräunlich zart wie eine durchsichtige Kugel auf den bis zu 6 Meter hohen, kantigen Stengeln stehen. Halb aufgeschlossen und von den vier spitzen Kelchzipfeln eingefaßt, die dann später abfallen, erinnern sie an ägyptische Hieroglyphen, in denen sie als Sinnbild einer Provinz immer wiederkehren. Sie sind ja auch Kinder des Nils, und die Araber, die sie beim großen Sarazeneneinfall mitbrachten, um die feuchten, halbverlandeten Ufer des Anapo und des Kyaneflüßchens zu bepflanzen (wo sie heute noch mit ihrem weithin sichtbaren einförmig hellen Grün verwildert wuchern, als der einzige Papyrus, der in Europa ungepflegt und anders als in botanischen Gärten wächst), haben wohl kaum daran gedacht, daß diese Pflanze allein es sein würde, die sie in Sizilien überlebte. So wie auch Archimedes sicher nicht davon geträumt hat, daß er in dem kleinen Stadtpark von Syrakus einst ein Bildwerk haben würde, das ihn, die Schraube (die seine Erfindung gewesen sein soll) und den Hebel neben sich, darstellt als einen jünglingshaft schmächtigen Greis mit langem Bart und bewegter Geste, immer noch den erhobenen Brennspiegel in der Hand, um die römischen Schiffe damit anzuzünden. Angesichts dieses schlanken, gepflegten Menschenkörpers, dem man es ansieht, daß er seit Generationen nur den Mühen des Geistes zugetan war, steigt unwillkürlich jener „Denker" von Rodin in der Erinnerung auf, erdschwer, gewissermaßen belastet von seiner eigenen Muskelkraft, mit geballten Fäusten um Gedanken ringend. Und wieder einmal empfindet man die grundlegende, bis in die entscheidenden Tiefen des Plasmatischen hinabreichende unüberbrückbare Verschiedenheit der Menschen diesseits und jenseits der Alpen, und frägt sich seufzend, warum uns erst jetzt, nach 2000 Jahren überflüssigster Opfer um Unerreichbares, diese Einsicht dämmert . . .

Die Wege hinaus zu der weiland antiken Stadt sind von unbeschreiblicher Fremdenfeindlichkeit und jetzt, im frühen März, bereits in die unüberschaubaren Staubwolken eines endlosen Sommers gehüllt, die der freistreichende Wind in langen Wirbeln aufwühlt.



Man betrachtet dieses öde, sonnenverbrannte Hochfeld, das einst eine reiche und prunkende Stadt trug, die zu den Wundern ihrer Zeit gehörte. Dürre, gelbe Grundstücke, kreuz und quer von halbhohen, oft genug zerfallenen Mauern eingefriedet. Einsame, verwahrloste Hütten, in denen Kinder schreien und über deren Dächer Zuckerrohrhalme hinauswachsen. Und, überall dem Blick begegnend, verstreut, einzeln oder zu zweien und dreien, hohe, düstere Zypressen, im Winde schaukelnd wie staubbedeckte Totenfahnen. Und das geht, soweit das Auge reicht, ohne Abwechslung, ohne Steigerung, bis am Rande des Horizontes der weißliche, schattenlose Himmel es blendend abschließt.

Das ist alles, was auf den ersten Blick von der einstigen Griechenstadt Syrakus zu sehen ist. Es ist tatsächlich fast nichts übriggeblieben, als das, was Menschenhand mühevoll aus dem lebenden Stein herausgemeißelt hat, der, vom Plemmyrion herüberziehend, überall bis zur fieberreichen Anapoebene den Grund der Küste bildet.

Die Linie einer mächtigen Mauer, von der die Achradina im Westen und Norden umgeben war, die bis zum Fort Euryalos reichte und dann offenbar wieder zum Hafen zurückkehrte, ist im großen und ganzen noch in Trümmern festzustellen. Es steht auch noch einiges von den fünf Türmen des Forts, und die unterirdischen Gräben mit Ausfallöffnungen, alles in Fels gehauen, sind gut erkennbar. Der Blick von dort, der weit über das Vorgebirge, den Porto grande und Ortygia schweift, ist großartig und erschütternd zugleich. Diese in Staub zerfallenen, schweigsam wieder in die geduldige Erde hineingekrochenen Menschenwerke muten an wie ein erbarmungsloser Kommentar der Gegenwart, jeder Gegenwart, denn jede Gegenwart ist von Hoffnungen, Wünschen und Plänen ins Zeit- und Grenzenlose hinaus durchglüht.

Im allgemeinen kann man sich die Art und Weise, wie ganze Städte in den Boden versinken, nur schwer und meist unrichtig vorstellen. Immer glaubt man an schreckhafte Katastrophen, an Erdbeben, Stürme, Zyklone, die keinen Stein auf dem anderen lassen und in aufgähnenden Spalten stückweise die Oberwelt begraben. Die Wirklichkeit ist weit weniger romantisch und doch nicht minder grauenvoll in ihrer gleichmütigen, emsigen Sachlichkeit. Die winzige Welt von Kleinwesen, die jede Erdscholle bewohnen und alles Verwesende wieder in junges Grün umwandelt, ist es, die alles einebnet. Sie tut es ganz lautlos, ganz heimlich. Jahrhundert um Jahrhundert häuft sie über die Trümmer menschlicher Kultur Erdkörnchen und Sand. Ganz allmählich werden die Dinge eingesargt durch die unaufhörliche Tätigkeit von Millionen solcher Geschöpfe, die ständig auf dem ganzen Erdball die Oberfläche seiner Kruste zerkratzen, zerscharren, durchgraben, zernagen, krümeln und in einem steten Kreislauf von Fressen und Gefressenwerden, von Ab- und Aufbau des Lebensstoffes verändern und erneuern.

So, auf diese einfache und sehr natürliche Art ist auch das alte Syrakus, soweit man die Menschenhabe nicht vorher wegschleppte und die Steine forttrug, um anderswo neue Häuser mit ihnen zu bauen, in die Erde eingewandert. Wie tief, davon kann man sich einen entsprechenden Begriff machen, wenn man die beiden Säulen in der Via Diana der neuen Stadt sich zeigen läßt, die zu einem sehr frühen Apollotempel gehören, dessen übrige Reste annähernd 5 Meter unter dem heutigen Straßenpflaster liegen. Es war ein sehr großer Tempel und man schätzt, daß er aus dem 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammt. Und doch ist er fast ganz verschwunden und man mutmaßt nur, daß er 19 Säulen in der Länge und zwei Reihen von je 6 Säulen in der Vorderfront besessen habe, und daß ein Tyrann Kleomenes der Verfasser jener altertümlichen und nur in Bruchstücken noch entzifferbaren Schrift gewesen sei, die, als Widmung an den Gott, auf der obersten Stufe des Unterbaues eingegraben ist.

Eine einzige Säule ist auch von der Agora übriggeblieben, die nahe an der jetzigen Straße nach Catania steht, dort, wo sich zwischen der Achradina und Ortygia einst der antike Marktplatz befand, den eine Anzahl prachtvollster Gebäude umschlossen haben soll. Und auch unten in der Aponiederung ragen zwei einzelne Säulen, dorisch, aber ihres Kapitells beraubt. Dort befand sich das Olympeion, ein Palast von edelsten Formen nach den Berichten der Zeitgenossen. Heute kommen

vom Il Pantano, dem großen Sumpf am Kyanefluß, die giftigen Nebel herüber, das Röhricht rauscht mit trauriger Stimme, und die Zikaden heben ihr Schrillen gegen einen Himmel, der gleich unbarmherzig gegen die Toten wie gegen die Lebendigen ist.

Nur einer jener von Cicero begeistert gerühmten Tempel hat sich erhalten. Er war einst der Athene geweiht, mit Bildwerken aus edlem Metall geschmückt und ein Höhepunkt des sonst schlichten dorischen Stiles. Die Türen strotzten von elfenbeinernen Figuren und waren reich mit goldenen Knöpfen beschlagen. An der Cellawand im Hintergrund befand sich ein Gemälde der Schlacht des Agathokles, und außerdem bewahrte man dort 27 Bilder von sizilischen Tyrannen und Königen auf.

Jetzt ist von dem allem keine Spur mehr, denn dieser Athenetempel ist — der Dom von Syrakus. Man hat nicht allzuviel an ihm geändert. Nur die Vorder- in die Rückseite verkehrt (denn auf dieser befindet sich jetzt der Eingang), den Längssäulengang in eine Mauer verwandelt, in die ziemlich roh die dorischen Säulen hineingeklebt stehen, und darüber die Wand erhöht, um Fenster ausbrechen zu können. Eine Barockfassade soll das ganze Stückwerk verhüllen und wahrscheinlicher machen. Aber es geht mit dieser Kathedrale wie mit dem Christentum selber. Man kann in der Levante den neuen Gott von der alten Antike unendlich schwer trennen, und es gibt eigentlich keine Zeitangabe, angesichts derer man genau sagen könnte: damals herrschte noch der Olymp, und von da an trat das Christentum an seine Stelle.

Dennoch hat der lebende Stein der Vorstadt Neapolis das Bild einer untergegangenen Kultur noch besser erhalten, als die Umwandlung in eine christliche Kirche (von der man übrigens nicht weiß, wann sie geschehen ist). Ich meine die großen Schaustücke von Syrakus, seine antiken Theater, die Gräberstraße und die Latomien.

Alles das ist erstaunlich lebendig geblieben. Mag sein, daß man uns seit Generationen dieses Bild des Hellenentums am stärksten eingeprägt hat und daß wir beim Anblick des griechischen Theaters gewissermaßen etwas Vertrautes und Altbekanntes zu sehen glauben. Aber diese steinerne Bühne mit ihren vielen übereinandergetürmten Stufensitzen (schon die Dramen des Aischylos wurden auf ihr gespielt) macht wohl auf die meisten den nachhaltigsten Eindruck.

Die Steine sind in diesem regenarmen Land kaum angewittert. Eher scheinen sie von vielen ungeduldigen Füßen zertreten zu sein. Die Sonne strahlt von den unzähligen Stufen blendend wider. Blau blitzt das Meer, über dem da und dort die großen Lateinersegel stehen. Von Syrakus kommen dann und wann Rufe, Lärm, Hämmern oder Lachen herauf. Man sieht hinüber auf seine flachen Dächer, seine steilen, grellen Fassaden. Es wimmelt neben uns von Eidechsen. Die Insekten summen um himmelsfarbenen Bienensaug. Es duftet nach Lorbeer, nach blühendem Oleander, nach Rosen. Irgendwo in der Nähe rauscht die gewaltige Wasserleitung, die das reine und kalte Naß der Quellen schon zu antiken Zeiten vom Plemmyrion herunterleitete, und die heute noch Gesundheit und Kühle spendet, trotzdem sie zum Teil schon verfallen ist. Auch in anderer Beziehung ist sie der Wegweiser zum Einst. Aus ihrem Verlauf und der Wiederaufdeckung zahlreicher an sie angeschlossener Brunnen konnte man die Lage der ehemaligen Stadt auch dort erkennen, wo nur noch die Einöde einer längst übergrünten Schuttfläche vorhanden ist.

Aber dieses griechische Theater hat immer noch etwas von dem vergangenen Lächeln verschollener Welten. Es ist schöner oder mindestens nicht weniger schön als das zu Taormina. Es ist auch verlassener; hat noch etwas von dem Reiz des Unberührten. Die Zeit steht hier horchend still. Wo ist das Echo, das antwortet? Das die gestorbenen Ideen neu erweckt?

Es ist kein Echo. Auch die ersten Überwinder dieser Welt sind gleichfalls dahin. Das römische Amphitheater ist fast noch verfallener. Der Frühling von Syrakus hat von ihm Besitz genommen. Große Orchideen zerstreuen sich wie lila Kerzen im zarten Grün, Löwenmäulchen, leuchtend wie aus Scharlachsamt, steife, gelbe Wachsblumen. Man fühlt noch den Stein unterm Fuß, aber man tritt schon auf Rasen. Auch die Arena unten ist ein Pflanzenteppich geworden. Man konnte sie einst zu Wasserspielen in ihrer Mitte in ein Bassin von doppelt mannshoher Tiefe umwandeln.



Jetzt erkennt man noch die Anlage und die Verbindung mit unterirdischen Kanälen. Vor den Gängen der Gladiatoren hängt blühender Jelängerjelieber. Kalt weht es aus dem Dunkel hervor, dort, wo einst die wilden Tiere zu den Kampfspielen verwahrt wurden. Aber Tiergebrüll und Gladiatorenruf hier, Verse von Pindar und Aischylos und die Travestien der Lustspieldichter (vielleicht jenes witzigen Epicharmos, des Tyrannenfreundes) drüber sind beide dahin. Auch die Namen Hierons und einer Nereis — man glaubt, es war seine Schwiegertochter — sind nur noch Linien, die man in einen Stein gegraben hat, der einstmals Königssitz im griechischen Theater war. Auch jener zerbröckelnde Altar desselben Hieron, der heute noch 10½ Meter hoch ist, und auf dem gleichzeitig 450 Stiere geschlachtet worden sein sollen, hat keine Bedeutung mehr. Auch die Gräberstraße, die sich schmal und mit tiefen Radspuren immer noch vom griechischen Theater emporwindet, mit finsteren Höhlungen zu beiden Seiten, denen aller Schmuck fehlt, und die zuweilen so eng sind, daß wohl nur Aschenvasen darin aufgestellt werden konnten, — das alles ist zerbrochene Form, die niemand mehr zusammenkitten wird und kann.

Annie Francé-Harrar

Requiem

Daß du, alter Freund, lieber Wanderer mit der Geige in der Hand und dem Lachen der Arglosigkeit auf den Lippen, in jenen Elementen wieder ein Teil bist, ein Hauch in jener Luft, die ich so begierig einatme, erfuhr ich an einem Abend der milden Farben und des Friedens, Die Schnelligkeit unseres so gepriesenen Jahrhunderts hatte deinen Kopf an den Prellstein einer der großen Automobilstraßen geschmettert, so daß in einem Augenblick all deine frohen Einfälle mit deinem Leben ausgelöscht waren ...

Welch ein Jahrhundert! Es hastet und eilt, es schwirrt und klirrt, es geht so rasend vorwärts, gibt kein Halten. Mach Platz! Freund, um Himmels willen sieh dir nicht von der Straße aus eine dir anmutig erscheinende Hausfassade an, werde nicht alt und langsam, sei nicht sorglos wie ein Kind, das fröhlich spielt — es ist dein Tod, denn der Verkehr kann keine Rücksicht nehmen, er muß dich überrennen. Du flüchtest in menschliche Wohnungen mit dem Druck der Angst, dem Gefühl des Gestoßenwerdens am Körper, weil die wild bewegte Straße dich hetzt. Doch hier umfängt dich von neuem ein Klappern unter hastigen Händen, die Gedachtes schnell, nur nicht langsam, zu Papier bringen; ein fortwährendes Klingeln zwingt das übermüdete Ohr, fernen Nachrichten, deren Wichtigkeit oder Unwert dem Hörenden kaum noch ins Bewußtsein dringt, zu lauschen. Du eilst an den Rand der Stadt. Bergwerke stürzen zusammen und ein Zug ungeheuerlichen Leids wälzt sich zu den Friedhöfen. Das Leid schüttelt die Gesichter. Doch in den Fahnen rauscht es: Kein Entrinnen gibt es dem Schicksal! Und in klugen Gehirnen wird die Möglichkeit erwogen, wie ganze Städte, ganze Landstriche durch Gas, Feuer und Schwefel wie mit einem Federstrich zu vernichten sind.

Halb träume ich wieder, und es steigen wie die Nebel auf den Havelwiesen, jenen Wiesen grün und voller Blumen, wo vor zwölf Jahren die Wandervogeljugend Volkstänze tanzte zu deiner Geige, wie Nebel voller Gestalt und Bedeutung Bilder auf, die so klar sind, wie das Land, das unter den Blitzen aufleuchtet, während der Regen ihm die frischen Farben des ersten Schöpfungstages wiedergibt. Haydns Kindersymphonien, Schiffsbauten und Ritterspiel mit viel Lärm, zerhauenen Holzschwertern, herrlich bemalten Schilden, die nach dem Kampf in Stücken lagen, Bogenschießen mit Pfeilen, die heimlicher- und verbotenerweise mit Nägeln an den Spitzen versehen wurden, so daß dem Walter, der nachmals ein so guter Maler geworden ist, fast das Auge ausgeschossen wurde. Schneeballschlachten, Schlittenfahren, Bratäpfel am Abend und gemeinsames Schulaufgabenmachen, Beduinen- und Eskimostimmungen und die Schule mit ihren merkwürdigen Regenten, die wir nicht liebten, weil sie uns auch nicht

liebten; die Fähigkeit, in Massen rohe Kartoffeln zu essen, mit welcher Fähigkeit wir auf Jahrmärkte ziehen wollten, alles dies beschäftigte uns hinreichend, um glücklich zu sein.

Das Theaterspielen bildete den Höhepunkt unserer stattlichen kleinen Gesellschaft, die im sogenannten alten Sanatorium, einem großen, gänzlich leerstehenden zweistöckigen Gebäude, Kulissen selbst malte, alte Möbel zu wundervollen Szenerien verwandte und mit Oleandern in Kübeln von den Gartenwegen eine Parklandschaft für das große Duell mit den prachtvoll dröhnenden Pistolen aufbaute. Begeistert von der napoleonischen Zeit und den soldatischen Ehrbegriffen schrieb einer von uns — er liegt längst in Frankreich begraben — ein Stück, das sogar die Billigung der Alten fand; ja, bei der Aufführung war ein alter General ganz begeistert von den verdammt exakt militärischen Bewegungen der verflixten Bengels. Napoleon kam sogar vor an seinem Arbeitstisch, von einem riesigen Hut beschattet, Talleyrand war groß in Verbeugungen und der Anrede Sir; de la Croise und Massena duellierten sich um eine Cécile oder Madeleine, die gleichfalls einer der Unseren spielte, während im Schlußakt durch rollende Hanteln Geschützdonner gemacht und sämtliche Gassenjungen der Umgegend mit uns ihr Vive l'empereur brüllten. Dies alles hinderte nicht, daß wir unseren guten alten Pfarrer in der Konfirmandenstunde ein anderes Bild von Napoleon, als wir es uns malten, entwerfen ließen, der den großen Mann nur als „das Scheusal jenseits der Vogesen" bezeichnete.

Im Herbst wurde es „so langweilig" in der Schule, wie wir unseren erschreckten Angehörigen mitteilten, denen gerade die Zeit vom Herbst bis Ostern als eine äußerst wichtige Schulangelegenheit in Erinnerung war, daß wir zur Abwechslung einen richtigen Bootsbau anfingen mit sehr wenig Geld. Wir knüpften Freundschaft in der Sägemühle an, wo unter anderen kräftigen Männern ein gewisser Liesegang beschäftigt war, ein alter Bootsbauer von der Wasserkante. Es sollte eine Segelscharpie, wie der Fachausdruck unseres Bastlerbuches hieß, werden, für nur zwanzig Mark. Die Seitenbretter wurden geschnitten, ins Wasser gelegt und gespannt, dann der Boden angefügt und alle Ritzen mit Werg gedichtet. Das meiste machte Liesegang, während wir uns sehr tätig vorkamen. Unterdessen war es Frühling geworden. Eines schönen Tages wurde das Boot angefahren, im Hof abgeladen und zwischen die Hühner gesetzt auf den gelben Sand, wo wir es selbst streichen wollten. Der Mast wurde errichtet, bunte Wimpel aufgezogen, wir setzten uns alle unter das Segel und lebten der völligen Illusion, bald auf dem nahen See zu kreuzen. Hierzu wurde uns die Erlaubnis von den Pächtern nicht erteilt, so daß wir wohl ein Boot, aber nicht das dazu nötige Wasser hatten. Und das Unangenehmste war die von dem Sägemüller dem „Druck von oben", wie wir unsere Eltern nannten, präsentierte Rechnung, die das Fünffache des in dem Buch angegebenen Kostenanschlages betrug, was gänzlich unsere Taschengeldvorstellungen überstieg. Das Ergebnis des so „langweiligen" Schuljahres war Sitzenbleiben, und so saßen wir nun in unserem Boot bei schönem Wetter, während der weiche Kiefernwind unsere Segel blähte. Demütigungen blieben uns nicht erspart. Ein befreundeter Marineoffizier, der die Schwimm- und Segeltüchtigkeit des Bootes begutachten sollte, zuckte sehr geringschätzig die Achseln und meinte „nicht zehn Taue hielten ihn in dem Seelenverkäufer fest", und mütterliche Bekannte veranstalteten sonntägliche Zusammenkünfte und Schmausereien auf dem sicheren Boot, dem sie auf dem Wasser sich nie anvertraut hätten. Später, nach zwei Jahren, brachten wir dann unsere „Nixe" auf die Havel und machten viel glückliche Fahrten ohne Havarien.

Kennst du die Havel im Frühling, wenn der Wind in den Kiefern auf den Höhen rauscht, wenn sich die Wogen blaugrau wölben, die Kähne mit Teer frisch gestrichen kieloben liegen, um in der Sonne zu trocknen, Netze geflickt werden, irgend ein Hämmern die feiertägliche Stille unterbricht, eine Fähre zu einer Insel herübergezogen wird und ganz fern drüben am Horizont des Wassers helle Dörfer aufleuchten? Wenn die Wildenten und die Haubentaucher schnattern und im Schilf wieder Leben ist, in jenem Schilf, das den ganzen Fluß entlang wächst und so merkwürdig klar und etwas klagend in fahle, verdämmernde Abende nickt, während einige zerzauste Kiefern auf Vorsprüngen des Urstromtales, auf den hohen Sanddünen wie treue Wächter

über den Fluß ragen, um die die Raben sich vor der Nachtruhe zanken! Dort an den Ufern, in den Wäldern, auf den Inseln loderten unsere Sonnwendfeuer auf, traf sich die ganze wandernde Jugend, war an den Tagen getanzt, gespielt und gesungen worden, ging es so lustig, so freudig zu. Die Wiesen waren grün, Wasser und Himmel blau, die Kleider und Blumen der Mädchen, die Gesichter der Jungen so frisch.

Hans Spielmann, der spielte und die Fiedel die sang —
Du gute alte Vigolin, ja Vigolin, du Fiedel mein!

Und der Wind trug die Töne so weit, daß all den Scharen, die noch durch den Wald heranwanderten, die Freude ans Herz sprang. Ein Rythmus waren die Heimmärsche in der Nacht mit Fackeln vor und hinter dem Zug, mit deiner Geige, Flöten und Lauten, mit dem Singen der Unsterblichkeit in den Reihen, so tausendfältig und stark. Es lebte ja alles wieder! In den Liedern zogen die Landsknechte und Bauern, die Soldaten und Offiziere, das verlassene Mädchen und der Tod, die Ernte, der Frühling und Sommer, das ganze deutsche Leben.

Und später saßest du auf deiner Scholle in Schlesien, wo vor den kleinen Fenstern die rote Sonne des Morgens und Abends brannte, wo die Luft rauh, das Dorf arm, Tische und Stühle aus festem Holz waren; dein Pferdestall wärmte, deine Frau mit dem Jungen, dessen Brust so breit, wie ich sie noch selten gesehen, lachte froh und die Geige klang wieder, wenn die Freunde beisammen saßen und wir Luckner erwarteten.

Dein Korn wurde noch auf alte Art gedroschen. Die Pferde zogen den Göpel und setzten die Maschine in Bewegung. Es war oft etwas nicht in Ordnung, oft blickte dein Kopf aus der im Dreschstaub verschwimmenden Scheunentür, um „weiter“ zu rufen, und das ist mein letzter Eindruck.

Groß, mit breiter Brust und festem Rücken, mit einer scharfen Nase und braunen, klugen Augen, die ausgeprägten Falten zwischen den Brauen, mit dunklem Haar und der ganzen Gutmütigkeit deiner Person und Hände, die mich ein letztes Mal über Land fuhren im Schnee, stehst du vor mir. Wie gern würd' ich dir noch einmal die Schneeschuhriemen fester ziehen!

Nun ist das Lied aus. Aber das weiß ich:

Wenn die Jugend, die künftige und die fernste, zu neuen Fahrten in neuer Hoffnung auszieht und sie singen an deinem Grab vorbei, dann wirst du, wo du nun auch sein magst, ihnen zunicken und wieder mit ihnen ziehen als Lied — als Ton einer Geige.

Sandro Langsdorff

Shakespeares Krankheit und Tod

„Von Shakespeare wissen wir nur mit Bestimmtheit, daß er in Stratford zur Welt kam, heiratete, Kinder hatte, nach London ging, dort Schauspieler wurde, Gedichte und Dramen schrieb, nach Stratford zurückkehrte, sein Testament machte, starb und begraben wurde.“ Der bekannte Satz des alten Steevens, ebenso inhaltsvoll wie „biographisch“ trostlos, besteht im Licht der modernen Shakespeareforschung nicht mehr zu Recht, während er mit Vorliebe noch immer von Baconianern und ähnlichen Gelehrten ins Treffen geführt wird. Das Leben eines solchen Genies könnte doch unmöglich von den Zeitgenossen so ganz unbeachtet geblieben sein. Nun — von dem Schwan vom Avon sprechen zahlreiche zeitgenössische Zeugnisse, und über sein Leben ist dank seiner alten Biographen weit mehr überliefert, als wir von andern berühmten Elisabethanischen Dramatikern, beispielsweise von „rare Ben Jonson“ und „mighty Marlowe“ wissen. Völlig unberechtigt werden biographische Angaben als unwahrscheinlich oder phantastisch verworfen. Warum sollte er nicht seinem verarmten Vater als Bursche im Schlächterhandwerk geholfen haben? Warum sollte nicht einmal ein Rehbock von ihm stibitzt sein, da man auf wohl-

feilere Art eine darbende Familie und einen eigenen jungen, hungernden Magen mit saftigem Braten nicht zu versehen vermag? Der kleine Jagdfrevel, — meint Gervinus —, dürfte schwerlich seine schlimmste Sünde gewesen sein; denn große Genies pflegen in Sturm- und Drangperioden die Grenzen von Sitte und Gesetz nicht gar peinlich zu beobachten.

Shakespeare starb erst 1616, und sein letztes Stück wurde schon 1613 oder 1611 geschrieben. Dieses Verhalten nennen die Shakespeare-Leugner geradezu — rätselhaft, — dabei starb Bacon erst 1626 —, während ernste Forscher vorerwähnten Umstand aus „psychologischen" Gründen im allgemeinen sehr erklärlich finden. Nach dem Brand des Globetheaters, der Hauptstätte seiner Wirksamkeit, und dem Verlust wertvoller Manuskripte hätte sich der steinreiche Poet nach dem Vorbild seines Montaigne zu beschaulicher Muße in das heimische Stratford zurückgezogen. Die Erklärung scheint nicht überzeugend. Schwer begreiflich, daß ein Hirn von schier göttlicher Größe plötzlich ganz aufs Schaffen verzichten sollte, wenn die Maschine noch tadellos arbeitet. Der moderne Arzt, der über „Arteriosklerose" genau Bescheid weiß, kann in diesem Fall dem Historiker wertvolle Unterstützung leisten. Da uns genaue ärztliche Berichte über Shakespeares Krankheit nicht überliefert sind, so wird sich die Diagnose aufbauen müssen — auf Lebensführung im allgemeinen, auf Leidensverlauf und dem einzigen zu unsrer Kenntnis gebrachten Krankheitssymptom, nämlich — Fieber. Das gibt wahrlich nur ein armseliges Fundament, aus recht luftigem Stoff gewebt, aber — wir hoffen, die Unterlage durch eine neuerdings herbeigeholte „stoffliche" Stütze, auf die wir später zu sprechen kommen werden, um ein bedeutendes zu stärken.

Der Arzt geht von vornherein in ganz andrer Weise an den Gegenstand heran, als es der Historiker bisher tat. Statt hier ein vermeintliches Rätsel lösen zu wollen, — als solches erachtete es auch unser Bismarck —, sieht der Arzt in diesem „ominösen" Schweigen ein Zeichen, das ihm zu einer Diagnose verhilft. Auch Nicht-Ärzte fanden vereinzelt früher schon instinktiv die rechte Spur. So bemerkt Gervinus, der Charakter und Leben des Poeten durch das Studium seiner Werke zu entschleiern trachtete, ganz kurz: „Er scheint lange Zeit krank gewesen zu sein."

Wir wissen von dem Dichter, daß er einem Gläschen nicht abhold war. Fast will es scheinen, als ob ihm des dicken Ritters anheimelnde Worte „Soll ich in meiner Kneipe nicht meine Ruhe haben?" aus eigener Seele gesprochen seien. Allerdings halte ich die von einigen auf Grund zeitgenössischer Briefnotiz aufgestellte Annahme, daß Shakespeare den Spitznamen „Falstaff" getragen habe, für verfehlt. Aber wir wissen, daß Shakespeare ein fleißiger Gast in gewissen Stammlokalen, dem „Eberskopf" und der „Seemaid" war. Das Potatorium, wie wir es heute nennen, war in der englischen „Gesellschaft" noch bis zu den Tagen Pitts, ja Byrons in höchstem Schwunge. Peele, Greene und andre Poeten gingen frühzeitig am Trunk zugrunde; Marlowe wurde von seinem Rivalen in einer Taverne erstochen. (Nach neuentdeckten Dokumenten von einem Gentlemann im Zwist um die Zahlung der Zeche.) Erst unter Jakob I. begann man in England die Benutzung der Gabel. Sicher hat das unkultivierte Hineinschieben der Bissen in den Mund bewirkt, daß man damals in höherem Grade der Völlerei huldigte, als in der „sanfteren" Folgezeit. Wenn man von jeder wohlhabenden Person des Shakespeareschen Zeitalters schlechtweg annimmt, daß sie, so lange ihr Magen gesund war, zu viel Eiweiß verspeiste, dürfte man in seiner Annahme nicht fehl gehen. Ein berühmter moderner englischer Arzt, der die Ursache der „Arteriosklerose" feststellt, erinnert dabei an das Sprüchwort seines Landes: „The platter kills more than the sword." „Die große Schüssel würgt mehr, denn das Schwert." Dazu kam die immer mehr zunehmende „Unsitte" des Rauchens, gegen das König Jakob eine Abhandlung schrieb. Seine Untertanen sollten doch nicht ihren Mund zum Schornstein machen. Wie zeitgenössische Bilder ergeben, glich die Taverne damals einem Tabakskollegium, ... nur statt leichten Holländers — der von Ben Jonson mehrfach zitierte echte Virginia. Kaum anzunehmen, daß William ohne Pfeife in seiner Kneipe gesessen hat; darum zeigt ihn Pilotys berühmtes Bild als Raucher. Auch sonst ist Shakespeare nicht gerade ein Duckmäuser gewesen.

Aus den Sonetten erkennen wir, daß er sich mannhaft aus dem Sumpf, der ihn zu verschlingen drohte, herauszuarbeiten suchte. Als charakteristisches Beispiel dafür diene Sonett 129:

Den Geist verschwendet man in schnöder Schande,
Den Sinnen fröhnend; diese Lustbegier
Kennt, unbefriedigt, keine heil'ge Bande,
Falsch, grausam, mörderisch wie ein reißend Tier.
Ein — Teufelsköder! Wenn man ihn verschlungen,
Fühlt jäh von Tobsucht sich das Hirn erfaßt.
Verachtet wird — was eben froh errungen,
Mit gleichem Unverstand begehrt, — gehaßt.
Wahnsinn bringt der Besitz, Wahnsinn das Streben;
Des Blutes Sehnen bleibt stets ungestillt.
Erhascht, — erquickt's, um — wildes Weh zu geben.
Statt holder Wirklichkeit — ein Traumgebild...
Das weiß die Welt, doch — wer kann widerstehen? —
Der — Himmel lockt, zur — Hölle mußt du gehen. — —

(Eigene Übertragung)

Ja, die damalige Zeit war sehr unhygienisch. Auch die Könige, deren Lebensfaden nicht gewaltsam riß, starben im allgemeinen verhältnismäßig jung. Mit Wahrscheinlichkeit wäre in Shakespeares Anamnese zu notieren: „Bezüglich Alkohol und Speise nicht sparsam; Raucher echten Tabaks; zeitweilig Ausschweifungen; angestrengte geistige Arbeit als Schauspieler, Theaterdirektor und -Dramatiker!!" Wenn sich bei einem solchen Leben heutzutage im Alter von 49 Jahren arteriosklerotische Erscheinungen zeigten, ein moderner Mediziner würde das nicht „rätselhaft" finden. Eine genaue Diagnose war nicht die Sache der damaligen Ärzte. Wir vermuten, daß sich bei dem Dichter Anno 1612 die ersten Beschwerden einstellten. Patient fühlte sich oft müde, litt gelegentlich — besonders bei Erregung — an Kopfschmerz und Schwindel, bemerkte eine Abnahme seiner geistigen Leistungsfähigkeit. Wenn auch die Ärzte kein besonderes Leiden für vorliegend erachteten, so mag Shakespeare, der es sich leisten konnte, jetzt doch den Ruhestand vorgezogen haben. Shakespeare und — Medizin! — Auch darüber sind Bücher geschrieben. Vielleicht wußte der Mann, der Mutter Natur den Spiegel vorhielt, die Bedeutung seiner Krankheitszeichen besser zu beurteilen, als die damaligen Mediziner. Die meisten Forscher nehmen an, daß der Dichter im „Sturm" Abschied von Bühne und Publikum genommen hat. Es bleibt dabei wirklich gleichgiltig, ob dieses Stück sein letztes gewesen ist, hat er doch oft seinen Dramen später noch beträchtliche Zusätze gegeben. Prosperos Worte „Ich breche meinen Zauberstab und vergrabe ihn klaftertief" u. a. m. deutet man im Sinne des Lebewohls. Wenn der Poet sich in diesen Äußerungen mit Prospero identifizierte, mag er auch noch in Sätzen, die sich auf die körperliche Konstitution des alten Magiers beziehen, an seine eigne Person gedacht haben. Die Gründe für seinen Eintritt in den Ruhestand würden dadurch herrlich motiviert: Der Ärger über Calibans Verschwörung regt den Alten „ganz ungewöhnlich" auf, und dabei mischen sich plötzlich auf seltsame Art trübselige Empfindungen mit dem — Zorn. Die Schwäche seiner Konstitution fühlend, wird er — schwermütig. Todesahnungen tauchen in ihm auf. „Umfaßt von Schlaf ist unser kurzes Leben. The great globe shall dissolve, der große Erdball (Doppelsinn = das große Globe-Theater) muß in Nichts zergehen, wie wir selbst, die wir aus Träumen gemacht sind." Er fährt fort: „Geduld mit mir! Mein alter Kopf ist schwindlig. Seid wegen meiner Schwachheit nicht besorgt!"

Alter Kopf? In den Sonetten findet sich Shakespeare bereits in der Blüte seiner Mannesjahre alt, und — Arteriosklerose schafft zweifellos ein frühzeitiges Greisenalter.

Ganz dem Landleben hingegeben, lebte er bis Ende 1615 in erträglichem Zustand. Zu dieser Zeit aber begann er nach biographischer Angabe zu — kränkeln, was wohl bedeuten soll, daß

die bedrohlicheren Symptome der chronischen Krankheit einsetzten. Er machte sein — Testament. (Das uns erhaltene Testament trägt drei Unterschriften, die samt drei andern als authentisch gelten. Alle stammen aus den Jahren 1612—1616. Nach Gutachten von Graphologen u. a. ist die Schrift pathologisch infolge Schreibkrampfs oder Alkohol-Tremors. Der graphologische Befund bestätigt unsre Hypothese, daß Shakespeare jahrelang an chronischer Krankheit litt.) Die Worte darin „Bei guter Gesundheit usw." stellen eine Formel dar, die späteren Einsprüchen vorbeugen will und es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt. Aus der Natur der Arteriosklerose läßt sich schließen, daß der Patient an Herzstörungen litt, die wir heute für sehr ernst halten würden. Ein rationelles Leben hat der Patient dabei nicht geführt, und es wird ein ewiges Geheimnis bleiben, ob die ärztliche Vorschrift fehlte oder übertreten wurde. Nach Bericht des Geistlichen Johann Ward und anderer Überlieferung trat die Krankheit nach einer — unmäßigen Trinkerei in ein gefährliches Stadium. „Er ward danach von einem Fieber ergriffen." Die moderne Forschung will nicht an diese Trinkerei glauben, weil Ähnliches von andern zeitgenössischen Dichtern erzählt wird, und weil — Alkohol kein Fieber erzeugen könnte. Halliwell nimmt darum an, daß es sich um ein miasmatisches Fieber, infolge einer langen Reihe von Schweineställen bei New Place, gehandelt habe. Aber der Mediziner kann nicht zugeben, daß dem Geistlichen die Glaubwürdigkeit abgesprochen wird. Wie leicht kann sich ein Betrunkener Lungenentzündung zuziehn, sei es durch Erkältung oder Einatmung eines Fremdkörpers, letzteres ein beim Vomitus nicht seltener Vorgang. Und bei Arteriosklerose kann es danach noch eher zum Fieber kommen. Das von Alkohol gepeitschte Herz reißt Blutgerinsel von verkalkten Gefäßwänden, und das führt zu den sogenannten embolischen Entzündungen, vorzüglich der Lunge. Das arteriosklerotische Herz kann schließlich durch Alkoholvergiftung so geschwächt werden, daß in Hautgewebe und Körperhöhlen Flüssigkeit tritt. Das Ödem wird im Gesicht weit mächtiger, wenn sich noch eine Nierenentzündung, — Ursache ebenfalls Alkohol und Arteriosklerose, — den übrigen Schäden gesellt. Letztere Betrachtung wird später einen hohen „praktischen" Wert gewinnen.

„Frühlingsbeginn" war es, als nach der Zecherei mit Ben Jonson und Michael Drayton das Fieber auftrat. Erst jetzt entschloß sich Shakespeare, das im Januar fertiggestellte Testament zu unterschreiben. Das spricht doch für die „chronische" Natur des Leidens. Unsrer unvergleichlicher Humorist war gewiß ein chronisch schwerkranker Optimist, der noch gar nicht ans Sterben dachte, wie schlecht er sich auch einschätzte. Exitus — 23ten April. Frühlingsanfang in dem von Golfwinden überwehten Stratford Mitte März angenommen, dauerte die Fieber-Komplikation zirka 4—5 Wochen. Eine zeitgenössische Äußerung, nach der man den Tod des Dichters nicht „so bald" erwartet hatte, kann in verschiedenem Sinn gedeutet werden, so daß sie nicht zu unsrer Erleuchtung beiträgt. Die vermutete Diagnose „Arteriosklerose" fügt sich restlos in den Rahmen der Überlieferungen.

Aber noch etwas Realeres, als nur Überlieferungen zur Erhärtung einer ärztlichen Hypothese, die — Totenmaske des Dichters! Nicht die „angebliche" im Mainzer Trödelladen aufgefundene Kesselstädter, sondern die unzweifelhaft echte, soweit sie noch aus den Zügen des 1623 aufgestellten Grabmonuments erkennbar wird. Messungen von Bildhauern haben ergeben, daß der holländische Steinmetz Johnson den Kopf auf diese Art hergestellt hat, aber auf — sehr plumpe Weise. Ein rundes Gesicht, kleine geistlose Augen, kaum eine Ähnlichkeit mit dem von Ben Jonson beglaubigten Stich der Folio, in dem der Meister siegreich mit der Natur gerungen hat. Daß sich die Büste einer besonderen Sympathie der Zeitgenossen erfreut hätte, ist unwahrscheinlich. An vier Stellen finde ich sie erwähnt, aber nur — negativ. Der Verfasser der darunter stehenden Inschrift, gewiß ein Londoner Freund, ist der Ansicht, daß — Shakespeares Name ein besserer Grabschmuck sei, als „cost", was „Pomp" bedeutet, wobei man vielleicht gleichzeitig an „Kosten" denkt, die sich in diesem Fall nicht gelohnt zu haben scheinen. L. Digges spricht in der Folio von jener Zeit, in der das Monument — nicht mehr besteht, während Name und Werk des Dichters unsterblich geblieben sind. Und von Ben Jonson be-

reits früher „selbst ein Monument" genannt, bedarf Shakespeare nach Miltons erhabenen Worten nicht solch einer steinernen Schöpfung.

Die unbegreifliche Ungleichheit der beiden einzigen „authentischen" Shakespeareporträts erwies sich seit Generationen für die Kritik als peinlich harte Nuß. Die Kesselstädter Totenmaske trägt magere edle, durchgeistigte Züge. Die sie für echt halten, nehmen darum an, eine Hypothese auf die andre pflanzend, daß unter Zugrundelegung ihres „Originals" die durch Krankheit abgemagerten Züge absichtlich vom Steinmetz voller gestaltet seien. Er hätte also aus einem edlen, schönen, dem Original ähnlichem Antlitz ein unschönes, unähnliches in wohlüberlegter Absicht gemacht? Als ob ein krankes Gesicht immer mager sein müßte? Unsre obigen ärztlichen Schlußfolgerungen führten zu dem gerade entgegengesetzten Resultat. Wie, wenn es sich hier um ein etwas ödematöses Gesicht gehandelt hätte, in dem „notgedrungen" Ausgleichsversuche gemacht werden mußten? Es ist unwahrscheinlich, daß ein mageres ebenmäßig schönes Gesicht in so unähnliche Form „verbessert" wurde, dagegen steht zu vermuten, das eine unzulängliche Kunst nicht imstande war, verschwollene Augenlider und Wangen zur Normalität zurückzuführen. Ein großer amerikanischer Bildhauer „Story" unterzog das Gesicht der Büste genauen Messungen. Muskelzerrungen, unzweifelhafte Folgen von Leichenstarre wurden festgestellt. Es fanden sich aber auch noch andre Unregelmäßigkeiten. Unter diesen scheint mir die eine besonders erwähnenswert: „The depth from the eye to the ear was extraordinary." Eine große Breite zwischen Auge und Ohr legt die Vermutung nahe, daß der Steinmetz, statt die Schwellungen unter dem Auge abzutragen, das Auge weiter nach vorn gelegt hat. Einem Meister, der verschwollene Augen klein gelassen hat, wären so falschgerichtete Harmoniebestrebungen wohl zuzutraun.

Mit einem Stein, den auszugraben, Kraftverschwendung erschien, füllt die Forschung bisweilen eine schmerzhaft empfundene Lücke ihres stolzen Gebäudes. Welchen Nutzen könnte die Unterhaltung über Krankheit und Tod Shakespeare bringen? Sie mag verständlicher machen, warum solch ein großer Geist jahrelang geschwiegen hat, und sie mag für Entscheidungen über Echtheit von Shakespearebildern von entscheidender Bedeutung werden.

Dr. A. Guthmann

Die Sterne, Goethe und wir

Viele, die nach dem ersten erhebenden Eindruck, den ihnen vielleicht eine Winterwanderung unter dem sternbesäten Firmament vom Wunderbau der Welt vermittelt hat, einer Sternwarte einen Besuch abstatten, fühlen sich durch die Fülle von Kunstausdrücken überwältigt, mit denen sie vielleicht dort von den Astronomen überschüttet werden. Dieser Gefahr, seine astronomischen Interessen durch wissenschaftlichen Ballast in ihrer Schwungkraft selbst bis zum Erlahmen beschwert zu sehen, entgeht wohl in der ersten Zeit seiner Studien kein Sternfreund.

Und dennoch sollte er sich nicht durch dieses Vielerlei von Dingen, die doch letzten Endes den Fachastronomen angehen, abschrecken lassen. Ihn zieht ja wohl in den meisten Fällen weniger der eigentlich naturwissenschaftlich eingestellte Forscherdrang zu den Gestirnen als vielmehr das gefühlsmäßig betonte Streben, dem Unendlichen näher zu kommen.

Wenn man die Rolle der Astronomie berücksichtigt, die sie im Leben deutscher Geistesgrößen gespielt hat, besonders insoweit sie literarisch Verwertung gefunden hat, so findet man die anziehendsten Beispiele von weitgehendem Interesse unzweifelhaft in Goethes allgemein bekannten Dichtwerken, im besonderen in seinen Briefen. Vieles haben uns Eckermann und von Müller auch aus Gesprächen überliefert.

Goethe hat sich über seine Einstellung zur Astronomie Eckermann gegenüber in folgender Weise

geäußert: „Ich habe mich ... in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben, und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftigt habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren."

Diese Äußerung zeigt das feine Empfinden Goethes für die nüchterne Einstellung des Forschers einerseits und die genießende des Naturfreundes andrerseits. Als Sternfreund im besonderen hat Goethe nicht nur selbst viele Himmelserscheinungen beobachtet sondern auch andere zu ihrer Verfolgung angeregt. So bittet er sich beispielsweise von Professor Schrön, dem damaligen Direktor der Jenaischen Sternwarte, eine Zusammenstellung von Notizen über den Halleyschen Kometen aus, der 1835 wiederkehrte, um diese Unterlagen dann auch Eckermann weiter zu geben, „damit er in solchen Dingen nicht ganz fremd sein möchte". Später veranlaßt ihn einmal die Bedeckung des Hauptsternes des Stieres, Aldebaran, durch den Mond, die ihn sehr feierlich stimmt (wie uns von Müller berichtet), zu einer schönen Bemerkung über den Wert der Astronomie. Bei einer Zusammenkunft des Mondes mit der Venus macht er von Müller besonders darauf aufmerksam und spricht dann „lange über den hohen Wert der Astronomie", worüber uns leider nichts erhalten geblieben ist.

Ein besonders schönes Beispiel von dem tiefen Eindruck, den eine auffallende Konstellation auf Goethes empfängliches Gemüt zu machen imstande war, gewinnen wir aus einem Gespräch, das Eckermann in Dornburg mit Goethe führen durfte. Goethe lobte die prächtige Lage des Schlosses und der Gärten, sowie den herrlichen Blick, den man nach Osten hin genießen konnte. Eckermann hatte zugleich das Gefühl: „Es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im weiten verziehender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheeres und der aufgehenden Sonne besonders günstig."

„Ich verlebe hier," sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken."

Die Planeten, um die es sich handelt, hat Goethe nicht genannt. Da mich diese Frage interessierte, habe ich schon als Student die Konstellationen nachgerechnet und gefunden, daß die bisherigen Annahmen sowohl über die Planeten als über die Jahreszeit nicht zutrafen. Erst von Freitag, den 8. August 1828 an darf man von der Sichtbarkeit dreier Planeten am Morgenhimmel sprechen, ja sogar der Mond stand am genannten Tage oberhalb der Venus und dann über ihm Merkur und Saturn. Ungefähr eine Woche lang waren die drei Wandelsterne zwischen den Bildern der Zwillinge und des Krebses gut zu beobachten, worauf sich dann der Merkur aus dem Verein entfernte.

Anregungen zur Bewunderung des Sternhimmels finden wir bei Goethe vielfach in seinen Briefen an Frau von Stein. Im Jahre 1777 trieb er in diesem Sinne geradezu einen Mondkultus: „Ich sagte: ich hab einen Wunsch auf den Vollmond! Nun Liebste, tret ich vor die Tür hinaus, da liegt der Brocken in hohem, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir ..." 1779: „Heut abend hofft ich bei Ihnen zu sein, der Mond scheint recht schön und hätte mich gut bis in Ihre Berge gebracht." Weiter aus Seesenheim: „Sie führte mich in jede Laube, und da mußt ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond." Und weiter an Frau von Stein: „Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg ..." Weiter 1780 an dieselbe: „Der Mond ist unendlich schön. Ich bin durch die neuen Wege gelaufen, da sieht die Nacht himmlich drein. Die Elfen sangen ..."

Daß selbstverständlich die Venus sowohl als Morgen- wie als Abendstern in ihrer unvergleichlichen Pracht für den Dichter eine große Rolle spielte, bedarf kaum der Begründung. So preist er den Morgenstern in seinen Epigrammen:



„In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmend,
Frühe den Boten des Tags grüßend, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwartend,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich heraus!"

In einem Brief an den Herzog am Heiligabend 1775 erklärt Goethe sogar, daß er sich den herrlichen Morgenstern von nun an zum Wappen nähme.

Unter den übrigen Planeten hat Goethe wohl den Jupiter gelegentlich mit seinen vier hellen Monden im Fernrohr gesehen; wir finden diesen Sternwartenbesuch aber nur einmal indirekt in „Wilhelm Meister" verwertet. Stimmungsmäßig hat ihn der Mars mehr angezogen, über den er wiederum an Frau von Stein in einem Brief aus Ilmenau 1781 schreibt: „Jeden Abend grüß ich das rötliche Gestirn des Mars, das über die Fichtenberge vor meinem Fenster aufgeht, es muß hier über deinem Garten stehen und bald seh' ich's mit dir an einem Fenster."

Goethe beschränkte sich jedoch durchaus nicht darauf, bei einer oberflächlichen Betrachtung der Sterne stehen zu bleiben, sondern suchte ihr tieferes Wesen und Wirken zu erkennen. Den ganzen Umfang der Schöpfung wollte er ergründen, der Weltseele näherkommen. So wandert er im Geiste mit den Kometen durch die Unendlichkeit:

„Schon schwebet ihr, in ungemessnen Fernen,
Der Sel'gen Göttertraum
Und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
Im lichtbesäten Raum.
Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchschneidet eure Bahn."

Der Goetheschen Weltauffassung will die Gottesvorstellung nicht zusagen, daß eine überpersönliche Macht hier nur von außen stieße — „ihm ziemt's, die Welt im Inneren zu bewegen." Daher finden wir auch bei Goethe lebhaftes Interesse für die Sterneinflüsse auf die menschliche Seele, denen er in seinen Orphischen Urworten Ausdruck verliehen hat. Wir entsinnen uns, wie er an die Spitze seiner eigenen Lebensbeschreibung eine eingehende Schilderung der Planetenkonstellationen bei seiner Geburt stellt, bei der man ihm geradezu die hohe Genugtuung abfühlt, daß er für sich die königliche Stellung des Tagesgestirnes in der Himmelsmitte in Anspruch nehmen darf. Mit lebhaftem Interesse verfolgt er auch das Astrologische in Schillers „Wallenstein". Gelegentlich eines Besuches in Jena macht er besonders auf den Raum aufmerksam, in dem Schiller diesen Abschnitt des Wallenstein ausgearbeitet haben soll: „Sie wissen wohl kaum," sagt er zu Eckermann, „an welcher merkwürdigen Stelle Sie sich befinden ..." Ich (Eckermann) ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß an Schillers Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden ... auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dies Lokal durchaus günstig sei, um das Astronomische und Astrologische im Wallenstein zu dichten."

Die hier berührte Frage der Sterneinflüsse wird gerade in der Gegenwart häufig berührt, und wir müssen dabei vor allem Goethes Warnung beherzigen, die er in einer parabolischen Äußerung jenem Philister zuruft, der in Furcht gerät, weil ein drohender Komet scheinbar gerade über seinem eigenen Hause steht. Die Parabel liegt darin, sich jederzeit zu vergegenwärtigen, wer denn durch etwaige Sterneinflüsse überhaupt getroffen werden könnte.

Das Problem hat auch manchen anderen Dichter gereizt.

Conrad Ferdinand Meyer befaßt sich mit dieser Frage in dem Gedicht „Huttens letzte Tage“:

„Ihr lieben Sterne, tröstlich allezeit,
Wer dächte, daß ihr arge Zwingherrn seid? ...
Ihr seid's, als sich die Erde mir erhellt,
Ward mir ein widrig Horoskop gestellt.“

Er führt den Gedanken aus, um schließlich zu dem Schluß zu gelangen:

„Und deine Sünden auch beginnst du frei!“

Shakespeare kommt dieser Frage wiederholt näher und läßt im „Lear“ Edmund sagen: „Das ist eine ausbündige Narrheit der Welt: daß wir, wenn unser Glück unpäßlich ist — oft durch eine selbst zugezogene Überladung — die Schuld unseres Unglücks auf Sonne, Mond und Sterne schieben; als wenn wir Schurken wären durch Notwendigkeit, Schalke, Diebe und Verräter durch die Gewalt der Sphären ...“

Im vierten Akt vertritt dagegen Kent den abweichenden Standpunkt:

„Die Sterne sind's,
Die Sterne oben, die das Schicksal lenken;
Sonst hätt' ein Gattenpaar wohl nie erzeugt
So unterschiedne Kinder ...“ —

Wie Schiller darüber denkt, ist mit wenig Worten im Prolog zum Wallenstein mit dem Hinweis zum Ausdruck gebracht:

„Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.“ ...

Wir können an dieser Stelle nicht die zahlreichen Äußerungen hervorragender Dichter über diese Frage anführen, etwa die Calderons, in dem Drama „Das Leben ein Traum“ oder die von Horaz über das Zusammenstimmen seiner und des Mäcenas' Gestirne ... Goethe hat auch hier in seiner umfassenden Genialität eine Formel gefunden, wie sie knapper und eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Jene Orphischen Urworte:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Goethe scheint eine Reihe eigenartiger Beweise für die Leistungsfähigkeit der Sterndeutekunst erlebt zu haben, daß er sich in so unerwartet positiver Weise zu dieser in unseren Tagen mühsam um Anerkennung ringenden, im besten Falle werdenden Wissenschaft äußert.

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie es dem an derartige Dinge nicht gewöhnten Menschen zumute sein muß, dem etwa bei Beginn einer schweren Krankheit gesagt wird, daß ein Geburtsgebieter das Todeshaus betritt, und daß die Sonne seines Lebens einen schweren Angriff durch einen Unglücksplaneten erleidet, dann kann man nur der Auffassung beitreten, daß man derartig herabstimmende Eindrücke von einem Patienten möglichst fernhalten sollte.

Gerade die Astronomie ist wie keine andere Wissenschaft berufen, dieser Furcht vor den Sternen ihren Grund zu rauben. Ist sie doch imstande, über Jahrtausende hinweg den Lauf der Gestirne mit einer Genauigkeit zu berechnen, die uns hohe Bewunderung abnötigen muß. Auch wer den Mechanismus des Himmels nicht näher kennt, fühlt sich seinen großen Gesetzen näher, wenn er, auch in gedrückter Stimmung ins Freie, unter den großen Sternendom tritt.

„Unter dem Sternenhimmel nur einen freien Atemzug! — Mein Herz ist so voll" — läßt Goethe den Wilhelm in den „Geschwistern" ausrufen. Den edelsten Ausdruck für diese erhebende Stimmung hat Goethe gewiß in dem „Lied an den Mond" gefunden, das er einige Wochen nach einem kosmisch betonten Erlebnis schrieb, das ihm die magische Gewalt der aus einem Gewässer widerstrahlenden Sterne bei dem Selbstmord des Fräulein von Laßberg vor die Seele rückte. Wir erinnern an jene wundervollen Verse:

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Füllest endlich auch einmal
Meine Seele ganz. . ."

Wenn wir nicht bei der Anschauung des Sternhimmels allein stehen bleiben, sondern auch seine Gesetze näher erforschen, dann vertieft sich das Bewußtsein der Überlegenheit des menschlichen Geistes über die Sterneinflüsse immer mehr. Wenn wir schließlich imstande sind, den Lauf der Planeten für beliebige Zeiten anzugeben, dann erheben wir uns von dem Zeitbehafteten in das Überzeitliche und kommen der Lösung jener großen Welträtsel näher, die für unser Wissen in Raum und Zeit als den Grundformen unseres Erkennens gegeben sind. So führt uns die Überwindung der Zeit in das Reich der Ideen, die wir in verschiedenen Formen im zweiten Teil von Goethes „Faust" kennen lernen. Dieses Überzeitliche befreit uns auch von der Furcht vor dem zeitlichen Abschluß unseres materiellen Daseins. Die Sterneinflüsse haben dann die Form, die sie prägen konnten, verloren. Das geistige Prinzip, von den unwesentlichen Hüllen befreit, wie wir das auch im zweiten Teil des „Faust" wiederholt im Symbol erfahren, erhebt sich in Sphären, die unseren nüchternen, erdgebundenen Sinnen weltenfern liegen.

Und so überkommt uns unter dem sternbesäten Firmament das Gefühl, daß es etwas Höheres geben muß als das hier von uns geführte Dasein.

Solche Gedanken finden wir wiederholt auch von Zeitgenossen Goethes ausgesprochen. So beispielsweise von Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin". Er schreibt 1825: „Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau teilte ... auch diese Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch ... in sternenhellen Nächten zugebracht." Und in einem anderen Brief: „Ich könnte darum stundenlang mich nachts in den gestirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Dasein erscheint. Ich hoffe, diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben."

Noch großartiger und pathetischer bringt Klopstock diese erhabene kosmische Stimmung in seiner Ode „An den Tod" zum Ausdruck:

„O Anblick der Glanznacht, Sternheere, wie erhebt ihr!
Wie entzückst du, Anschauung der herrlichen Welt!
Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer!
Wie freut sich des Emporschauens zum Sternenheer,
Wer empfindet, wie gering er, und wer Gott,
Welch ein Staub er, und wer Gott, sein Gott ist!
O sei dann, Gefühl der Entzückung, wenn auch ich sterbe, mit mir!"

Wenn die Beschäftigung mit dem Sternhimmel in diesem höchstem Sinne imstande ist, den Menschen von der schwersten Furcht zu befreien, die ihn in seinem ganzen Leben überhaupt befallen kann, so leistet sie damit wohl das Höchste, was uns in geistigem Sinne geboten werden kann. Es hieße Worte an der falschen Stelle verschwenden, wenn wir den Wert der Himmelskunde im weitesten Sinne hier noch irgendwie unterstreichen wollten.

Dresden-Weißer Hirsch. Dr. H. H. Kritzinger

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Frage der Sternendeutung

Sternendeutung? Narrheit, Irrtum, Wahn! Längst überwundener Standpunkt aus unwissender Vorzeit! So ungefähr lauten die Abweisungen, die man im allgemeinen auch bei den „gebildeten" Gegenwartsmenschen zu hören immer von neuem Gelegenheit hat. Anderseits aber ist die Müdigkeit, der Überdruß, wie der Materialismus sie geschaffen, so überfließend und heftig, daß man — alles Rationalismus und seiner starren Ketten ledig — wieder auf die leisesten Wunder und Geheimnisse der unerforschlichen Natur zu lauschen bemüht ist.

Es besteht wohl kein Zweifel über Namen und Bedeutung der Astronomie und Astrologie. Während Astronomie die Wissenschaft von den sicheren Gesetzen der Himmelskörper darbietet, gibt die Astrologie vielmehr die Weisheit von der Wirkung dieser Himmelskörper auf die menschlichen Schicksale. So wie Theologie lediglich „das Wissen um die Geschichte der Religion" ist — Lagarde hat es immer wieder nachdrücklich betont —, so ist dagegen Theosophie (nicht in dem üblichen dogmatisch-okkultistischen Sinne gemeint!) einfach das Fühlen und Begreifen von der unmittelbaren Wirkung göttlicher Macht und Gnade, ohne Gelehrsamkeit und Studium von außen. Astrologie also will darlegen, daß es Einflüsse von den Gestirnen her gibt, die im gewöhnlichen Leben unbeachtet bleiben und die zu ergründen uns Pflicht und hohes Ziel bedeutet. Der Astrolog Karl Vogt in München sagt in dieser Hinsicht einmal: „Im Universum steht alles, vom Geringsten zum Höchsten, im innigsten Zusammenhang, in steter Wechselwirkung und Beziehung. Die ganze Natur hängt an einer unsichtbaren Kette aneinander, und so wenig dem forschenden Geiste der innigste Zusammenhang aller Dinge der Erde entgehen kann, so wenig der Einfluß der Sonne, des Mondes und der Sterne auf die Erde geleugnet wird und geleugnet werden kann, ebensowenig kann, wenn man tiefer in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, der Einfluß der Gestirne auf die Bewohner der Erde bezweifelt werden."

Nach dem Warum dieser Kraft zu fragen, verbietet uns die Gottheit selbst, die uns ewig ein rätselhaftes, großes Geheimnis bleiben wird. Nur das Wie kann sich uns entschleiern, so daß wir es uns dienstbar zu machen vermögen. Ist nicht auch die Elektrizität eine Kraft, die uns wunderbar bleibt und die wir dennoch unterjochen zu unserm Nutzen und Besten? Astrologie hat an sich mit der Geheimwissenschaft der Theo- oder Anthroposophie, mit dem Okkultismus nichts gemein; sie beruht vielmehr einzig und allein auf dem empirischen Gesetze der Kausalität, wonach jede Wirkung ihre zureichende Ursache haben muß. Und in Archiven werden die Erfahrungen gesammelt; da gibt es Horoskope von Blinden, Krüppeln, Ehegeschiedenen, Selbstmördern, und diese werden wiederum in Unterabteilungen gegliedert: ob der Grund Verarmung, Liebesgram, geistige Umnachtung, Lebensmüdigkeit usw. gewesen ist.

Minder bekannt dürfte es wohl sein, daß das Wissen um den Zusammenhang des Makrokosmos mit dem Mikrokosmos, also des Weltalls mit dem Einzelwesen, schon vor mehreren Jahrtausenden bestanden hat. Bereits die Perser, Babylonier und Chaldäer — gewiß hohe Kulturvölker — hatten hiervon Kunde; ja, nach den alten chaldäischen Berechnungen treffen noch heute die Sonnen- und Mondfinsternisse ein, und unsere heutigen Astronomen haben an diesen Formeln keine Korrektur anzubringen brauchen. Auch die Priester pflegten diese Weisheit und machten sich mit ihren Ratschlägen die Fürsten untertan. In Indien, China und Ägypten und Südeuropa stand die Sternenweisheit in hohem Ansehen. Es ist uns ein Spruch des griechischen Arztes Hippokrates überliefert, welcher besagt: „Ein Mensch, der unbekannt mit der Wissenschaft

der Astrologie, verdient eher den Namen eines Toren als den eines Arztes." Schon im Jahre 126 n. Chr. schrieb Ptolemäus seine vier großen Werke nieder, die auch uns noch ihre Dienste leisten, wenngleich mit der erforderlichen Umstellung auf unsere Zeit. Bedeutete damals eine ungünstige Bestrahlung, die wir heute für minder schwerwiegend erachten, Tod und Untergang, so muß man die größere Gefahr jenen unsichereren Zeiten zurechnen, wo Schlachten, Raubanfälle aus dem Hinterhalte häufiger eintraten als in unserer mehr gesicherten Gegenwart. Dementsprechend deuten wir heute solche Aspekte vielleicht auf Automobilunglücke, Sportunfälle, Explosionen, schlagende Wetter usw.

Berühmte Namen stehen unter denen, die sich der Sternenkunde widmeten und sich von der Richtigkeit ihres Einflusses auf das Menschenleben überzeugten: Pythagoras, Plato, Dante, Bacon, Thomas von Aquino, Giordano Bruno, Kepler, Kopernikus, Parazelsus, Newton, Galilei, Melanchthon, Weigel, Spinoza, Shakespeare, Scott und Goethe, dessen „Urworte" viel zitierte Sternenweisheit aussagen.

Goethe beginnt seine Lebensbeschreibung mit einer astrologischen Darlegung: „Die Konstellation war glücklich. Die Sonne stand im Zeichen Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sich freundlich an, Merkur nicht widerwärtig. Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheines um so mehr, als sogleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekte, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache meiner Erhaltung gewesen sein, denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt." Und aus Schillers „Wallenstein" weht uns eine geradezu astrologische Luft entgegen: wie klar und wissend er sein Schicksal überschaut, als das Horoskop fortschreitend sich nun zum Guten wendet:

Glückseliger Aspekt! So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tückischen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen,
Denn lange war er feindlich mir gesinnt usw.

Die Umstellung, welche die Astronomie seit Kopernikus erfahren hat, der bekanntlich erwies, daß sich die Sonne nicht — wie Ptolemäus meinte — um die Erde drehe, sondern daß die Erde und alle mit ihr schwingenden Planeten sich um die Sonne bewegen, findet auf die Astrologie keine Anwendung. Wir bewohnen diese Erde; sie ist für uns daher der Mittelpunkt, der die Strahlungen empfängt. Marsbewohner würden eben den Mars als Zentrum annehmen. Sollte diese geozentrische Einstellung wirklich einmal durch die heliozentrische abgelöst werden, so müßte dann natürlich ein völlig neuer Aufbau von statistischem Material gesammelt werden, wobei man schließlich zu dem gleichen Endergebnis gelangen würde, wie ja bekanntlich viele Wege nach Rom führen. Die Erfahrung muß nur die Richtung aufweisen.

Die Aufstellung eines Horoskopes oder Stundenbildes ist eine rein rechnerische Arbeit. Aus den Sterntafeln wird der Stand der Planeten zur Minute der Geburt ersehen und unter Berücksichtigung der Tierkreiszeichen, in denen sich die Sterne gerade befinden, und je nach den günstigen oder ungünstigen Aspekten oder Strahlen, die sie einander zusenden, wird das Schicksal erkannt. Der infolge der Erddrehung im Osten beim Augenblicke der Geburt aufsteigende Grad des Tierkreiszeichens heißt Aszendent; er ist von besonderm Einfluß selbst auf das Äußere des Menschen; von ihm ausgehend werden die zwölf sogenannten Felder errechnet, welche auf Begebenheiten des menschlichen Lebens Bezug nehmen; auch sie finden durch die darin stehenden Planeten entsprechende Beachtung bei der Ausdeutung.

Wie nun läßt sich der Zweck der Sternendeutung begründen? Ist es nicht wertvoll, Klarheit über den eigenen Geisteszustand zu erlangen, um gegen die Fehler anzukämpfen, die unsern Charakter stören wollen? Oder aber man lernt es, gegen die Gebrechen der Mitmenschen Nachsicht zu üben, sich auf ihr Wesen einzustellen, vielleicht jedoch auch von ihnen zu gehen, wenn ein Zusammenklang als aussichtslos erkannt ist. Den Eltern ist die Möglichkeit gegeben, beizeiten den Anlagen ihrer Kinder eine günstige Wendung zu geben, niemals Berufe zu erzwingen, denen der Geborene von Beginn an keine Hilfe zu danken hat. Ärzte, Gerichtspersonen, auch Geschäftsleute können sich mannigfache Erfolge versprechen, sobald sie voll innerster Erkenntnis, nicht aus plebejischer Neugierde den Rat der Sterne für sich erbitten. Gibt nicht der seltsame Umstand zu denken, den wir als „Duplizität der Fälle" bezeichnen? Auch hier der Einfluß der Gestirne, daß sich zu gleicher Zeit mehrere Fälle einer lange nicht eingetretenen Krankheit einstellen, oder daß sich Brände, Explosionen, Eisenbahn- und Grubenunglücke häufen, wie sie gerade für die Gegenwart so überaus bezeichnend sind. — Auch in Ehefragen läßt die Astrologie deutlich die Zu- oder Abneigung zweier Menschen erkennen oder den an einem Zerwürfnis schuldigen Teil herausfinden. Sehr deutlich sprechen z. B. die Horoskope Goethes und der Frau von Stein über deren Liebe. Sie hatten, wie man es nennt, verschiedene Planeten ausgetauscht; so steht seine Sonne in 5 Grad des Zeichens Jungfrau, wo ihr Mars sich befindet; und sein Mars in 3 Grad Steinbock, dem Platz ihrer Sonne. Noch günstiger verhält es sich mit Novalis und Sophie von Kühn: er hat die Sonne mit ihrem Mars ausgetauscht, den Mars mit ihrer Venus (das sicherste Anzeichen für Liebe) und Mond steht auf Mond.

Es ist klar, daß in allen Fällen äußerste Geschicklichkeit neben tiefem Eindringen erforderlich ist, denn gar manche Aspekte zwischen Eheleuten können bei Niederstehenden auf Streit hindeuten, während der gleiche Sternenstand bei geistigen Menschen zu regem Gedankenaustausche, vielleicht unter seelischen Kämpfen verleitet.

Ein anderer Fall, der zum Nachdenken anregt, ist jener, daß z. B. das Horoskop eines durchschnittlichen Diebes weit weniger ungünstig gestaltet ist als jenes eines gebildeten, durch die Verhältnisse zum Betruge gelangten Menschen. Erklärlich ist es, daß den Gewohnheitsdieb schon geringe Übelscheine zum Verbrechen treiben können, während eine starke Dosis von Versuchung und böser Kraft erforderlich ist, um den Geisteszustand eines Gebildeten derart zu umnebeln, daß er die Grenzen von Recht und Unrecht übersieht. Man hat feststellen können, daß Übeltäter dem Einflusse des Mondes unterstanden, so daß sie in einer genauen Nacheinanderfolge von 23 bis 25 Tagen Brandstiftungen unternahmen. In gleichem Verhältnis kann ein Prinz, der Anwartschaft auf den Thron hat, weniger bestimmte Aspekte zeigen, als ein Sattlergeselle, der zum Reichspräsidenten aufsteigt, um so stärkere Glückstellungen aufweisen muß.

Vielfach wird die Frage aufgeworfen: Wie nun bei Zwillingen? Müssen diese also das gleiche Schicksal erleben? Es werden eineiige Zwillinge geboren, die zu gleicher Zeit empfangen wurden, sich durch innern Vorgang getrennt haben, in einer Umhüllung ruhen und mit nur geringem Zeitunterschiede ans Tageslicht kommen; das sind jene, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich aufs Haar gleichen. Außerdem aber unterscheidet man noch zweieiige, welche nacheinander empfangen sind und in zwei Hüllen liegen; Stunden können zwischen ihren Geburten verstreichen, und auch ihr Schicksal wird darum ein verschiedenes sein.

Geburten, die nur am gleichen Tage, nicht aber am selben Ort und zur gleichen Stunde erfolgten, werden natürlich grundverschiedene Charaktere zeitigen. So bringt Elsbeth Ebertin in ihrem sicherlich viele Leser fesselnden Buche „Blick in die Zukunft 1925" (Regulus-Verlag, Görlitz), wo sie allein schon nach dem Sonnenstande zutreffende Fernblicke in gesammelterer Form gibt, als in ihren anderen, mitunter stark auf den Plauderton eingestellten Werken, die Horoskope der beiden Dichter Friedrich Lienhard und Max Halbe, die beide am 4. Oktober 1865 geboren sind, mit 11 Stunden Unterschied. Aus diesen Horoskopen, die manche Türmerleser erfreuen dürften, erkennt man durch das bei Friedrich Lienhard stärker hervortretende Bei-



sammenstehen von Neptun und Mond ein zartes Einfühlen in Natur und Innenleben, ferner die Begabung, den Gemütsregungen künstlerische Formgebung zu schenken; desgleichen die bei so manchen empfänglichen Charakteren erklärbare Anziehung, wie denn auch der Jupiter im Freundeshause reiche Anerkennung und Förderung durch mannigfache Verehrer verheißt, und das Zeichen Schütze an der Spitze dieses Hauses eifriges Werben durch anhängliche Freunde bezeugt. Die starke Besetzung des 8. Feldes läßt darauf schließen, daß seine Gedanken viel um das ewige Leben kreisen. Das Horoskop ist nicht frei von schweren Aspekten, wie man es immer bei stark hervortretenden Persönlichkeiten findet — im Gegensatz zu Stundenbildern von Alltagsmenschen, denen das Schicksal nur wenig Gelegenheit zur Vertiefung durch Leid und Gegnerschaft darbietet.

Geht man nun den Geschicken solcher zur selben Stunde Geborenen nach, so bieten sich überraschende Tatsachenbeweise. Der Engländer Samuel Hennings wurde zur gleichen Stunde, am gleichen Orte wie Georg III. von England geboren. Die Schicksale dieser beiden Männer glichen sich auffallend, natürlich unter Berücksichtigung der Ebene, auf der sie lebten. Es fielen Regierungsantritt und Geschäftseröffnung zusammen, Heirat und gleiche Kinderzahl des gleichen Geschlechts, und der Tod erfolgte zu derselben Stunde.

Ein sehr gutes statistisches Material findet sich in dem aufschlußreichen Buche von Dr. med. F. Schwab „Sternenmächte und Mensch" (Verlag H. Bermühler, Lichterfelde). Soeben hat auch Else Parker ein wegen seiner anschaulichen Darstellung besonders empfehlenswertes Werk „Astrologie und ihre Verwertung fürs Leben" veröffentlicht (in dem holländischen Verlage P. Dz. Veen, Amersfoort). Daneben selbstverständlich sind die übrigen guten Handbücher von Alan Leo, Libra, Oskar A. H. Schmitz, Grimm, Glahn usw. zu Rate zu ziehen. In volkstümlicher Form sind die wichtigsten astrologischen Fragen in dem recht unterhaltsamen und doch belehrenden Buche „Mysterien von Sonne und Seele" von Dr. H. H. Kritzinger (Nirvana-Verlag, Berlin SW. 48) dargelegt. Die neuen Planetenuhren und Häusertabellen (Verlag Duphorn, Bad Oldesloe) ermöglichen es dem Laien, auch ohne logarithmische Berechnungen zum Ziele zu gelangen. Jedenfalls dürfen sich nur Berufene mit der Deutung von Stundenbildern beschäftigen, denn Astrologie bleibt letzten Endes eben eine Wissenschaft, d. h. sie kann nur von Wissenden betrieben werden; es gehören Bestrebungen auf dem Gebiete der Metaphysik hinzu, fernerhin Menschenkenntnis und in besonders reichhaltigem Maße Erfahrung. Gerade infolge mangelnder Herzens- und Seelenbildung mancher Astrologen weist die Sternendeutung so viele Stümper auf, welche diese Kunst in Mißkredit bringen. Berechnungen allein genügen eben nicht; Intuition ist letzten Endes alles.

Für so manche Menschen entsteht ein scheinbarer Widerspruch, der den Astrologen häufig entgegengeworfen wird: „Wenn ich zeitlebens den Einflüssen der Sterne unterstehen soll, wie kann es dann eine Möglichkeit geben, ihnen auszuweichen oder überhaupt Nutzen aus der Astrologie zu nehmen?" Die Entgegnung liegt in dem bekannten Worte: Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt. Aber sie wirken auf die Niederentwickelten ebenso wie auf die Hochgeistigen, — mögen sie sich bei diesen auch stärker in Harmonie auflösen. Entgehen kann man den Sternenmächten niemals, man hätte ja sonst den Kern der Astrologie nicht begriffen, wenn man nicht diese sichere Überzeugung hegte. Aber kann man auch einem Schicksalsschlage nicht entweichen, einem Sturze oder einer Krankheit, — so vermag man doch durch Vorsicht ihn abzuschwächen, so wie man anderseits die Zeit des Krankenlagers durch Vertiefung in nachklingende Bücher so ausfüllen mag, daß aus der unfreiwilligen Muße reichster Segen zu sprießen imstande ist.

Auch dem Tode kann man nicht entrinnen, wenn er deutlich im Horoskope angezeigt ist. Aber ob er immer und notwendig eintreffen muß, wenn man ihn nach den Regeln errechnet, ist insofern zweifelhaft, als der Grad der Aspektschwere für die verschiedenen Menschen auch ein verschiedener ist. Den einen tötet ein Aspekt, welcher dem andern nur einen leichten Schlag versetzen würde. Ist eine Zeit der Ruhe und Kräftigung vorangegangen, so überwindet man die

Anfechtungen um so leichter. Ist die Lebensuhr abgelaufen, so tötet schon eine Erkältung, wie es bei Goethe geschah, obgleich er in seiner Jugend doch weit heftigere Anfälle überwunden hatte. Ohne Zweifel kann man nach Eintreffen der Ereignisse die festgelegte Spur im Horoskop immer verfolgen und finden, wie ja auch der Arzt häufig erst nach der Sektion die Todesursache einwandfrei festzustellen in der Lage ist. Hier müssen noch zahllose Erfahrungen gesammelt werden, und es ist sicher, daß wir manche Wirkungen noch nicht kennen, wie ja jetzt transneptunische Planeten entdeckt wurden, die wegen ihrer im Nachthimmel verschwindenden bläulichen Färbung nur mit entsprechend lichtempfindlichen Platten aufgenommen werden konnten.

Übrigens sei an dieser Stelle einmal mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es unmöglich ist, die Zukunft eindeutig vorauszusagen, und daß somit die auf die beharrliche Dummheit des Publikums rechnenden Anpreisungen in so manchen Zeitungen zu unrecht bestehen. Auch in Deutungen wird — wie manche ängstlichen Gemüter es befürchten — weder Lebensende noch Unglück vorherverkündet, einzig im Darlegen der Anlagen, deren bester Verwendung, der Bekämpfung von Fehlern und dem Helfen zum Emporstieg im ethischen Sinne liegt das Bestreben des gewissenhaften Seelenarztes, der sich im Hinblick auf die ewige Sternenwelt wahrhaft gebildet hat. Wie sollten bei der Gestaltungs- und Wandlungsmöglichkeit der Charaktere auch Ziele festgelegt werden, da doch ein jeder sein Schicksal in der eigenen Brust trägt! Die Ebene, auf der wir geboren wurden — das Einzige, was man nicht aus dem Horoskop errechnen kann — läßt ja den einen schon an höherer Stelle beginnen, während ein anderer viel tiefer unten den Anfang nehmen muß und infolgedessen, bei gleichen Fähigkeiten, doch nicht so weit emporzusteigen vermag.

In kommenden Zeitaltern, wenn das ganze Sonnensystem sich durch das Zeichen Wassermann bewegt, können wir noch Wunder über Wunder erwarten, so wie es Hans Künkel in seinem anregenden Büchlein „Das große Jahr" (Verlag Diederichs, Jena) sehr verheißungsvoll zu erschließen versucht hat. Erstaunten wir nicht einmal, als die Rede darüber ging, wir würden in Wagen ohne Pferde fahren oder durch die Lüfte fliegen? Nichts erscheint uns heute selbstverständlicher als dies. Wie rasch haben wir uns an die seltsame Erscheinung des Hörens durch den Radio-Apparat gewöhnt, und vielleicht ist die Zeit nicht ferne, wo wir neben dem Hören der Vorgänge auch die bildliche Darstellung werden aufnehmen können. Es ist traurige Tatsache, daß wir uns nur allzuleicht an das große Wunderbare gewöhnen, so daß es zur blassen Selbstverständlichkeit herabgewürdigt wird. Wie so wenige lauschen heute auf die geheimen Fäden, die in der Natur sich verweben! Wer durchdenkt im Sinne der Astrologie das Rätsel der Mondsüchtigen? Wen erschauert es bei der Erkenntnis, daß der Mond die Ebbe und Flut auslöst? Daß er im Leben des Kindes und des Weibes eine besondere Bedeutung empfängt?

Somit ist es wohl einleuchtend, daß die völlig verschiedenen Menschen auch verschieden auf die Natur der Planeten reagieren. So werden z. B. nur jene, die wirklich von neptunischem Geiste etwas verspüren, die Schwingungen dieses Planeten empfinden, nicht aber die ganz Primitiven, deren Mangel an Empfänglichkeit uns häufig an der Wahrheit der Astrologie verzweifeln lassen möchte. Und doch, wenn man das Leben dieser Einfältigen durchschaut, so entdeckt man, daß ein Kunstwerk, ein erhebendes Ereignis sie kaum erschüttern konnte, daß ein Tadel, der einen feinnervigen Menschen zur Verzweiflung treiben könnte, jene nur hohnlachen läßt, und daß ein Begräbnis sie nur zum Possenreißen verführen kann. Da aber ein Niederstehender nichts empfindet beim Hören einer Messe von Bach, beim Anblick eines Bildes von Rembrandt, — soll darum für die Geistigen das Edle und Weise in der Kunst, in der Natur, in den Sternen nicht vorhanden sein? ...

So mancher Stillvoreingenommene hat gefragt, ob es im Sinne der göttlichen Vorsehung geschehe, wenn wir armen Menschen den Schleier der Zukunft zu lüften versuchen. Solches ist niemals das einzige Streben eines ernsthaften Astrologen! Für die meisten Menschen ist sicherlich „der Irrtum das Leben und das Wissen der Tod". Wer sagt es uns, daß Gott selber die

Sternenschau verbietet? Müßten wir nicht mit dem gleichen Rechte vom Eindringen in den Erdenschoß zurückgehalten werden, über den die Gottheit eine harte abschließende Decke schuf? Wäre das Graben nach unterirdischen Schätzen dann minder verwerflich als das Schürfen nach der letzten Wahrheit? Gab uns der Allmächtige nicht selber die Sehnsucht, diesen brennenden Eifer nach Erkenntnis?

Auch die Furcht vor dem Tode ist im Grunde nichts als Überlieferung. Vielleicht ist später einmal dieses Nichtwissenwollen um den Tod nur ein Ammenmärchen. Die Furcht vor dem Sterbenmüssen, der Verlust geliebter Menschen sollte uns den Sinn vor der Unerbittlichkeit des Sterneneinflusses verschließen können? Warum sträuben wir uns gegen das fromme Ergeben in die Macht des Schicksals? Was verführt uns denn, uns als unvernünftigen Spielball im Weltgetriebe zu bewerten? Gerade in solchem Nichterkennen liegt unsere geistige Blindheit begründet. Warum zweifeln wir, daß ein tiefer Sinn in dem liegt, was wir als unser notwendiges Schicksal erleben müssen? Und daß ein Dasein, das von ewiger Sternenmacht bestimmt wurde, zielreicher sei als eines, das wir selber aussinnen in menschlicher Unvollkommenheit?

Eben darum ist der Glaube an die waltende Gottheit keineswegs ausgeschaltet, sondern nur noch tiefer mit dem Bekenntnis an die Astrologie verbunden. Die letzten großen Urtatsachen werden uns ja immer Wunder und Geheimnis bleiben, gemäß Goethes weisem Worte: „Das größte Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Tycho de Brahe, jener große Sternenkundige des 15. Jahrhunderts, tröstete sich an der Erkenntnis: „Die Sterne leiten das Los der Menschen, Gott aber leitet die Sterne."

Elisabeth Schellenberg (Elgersburg i. Th.)

Droht neue Erderschütterung?

Jede Mythologie kündigt einstigen oder künftigen, teilweisen oder völligen Weltuntergang an. Erdbeben oder Vulkanentladung vernichten Lissabon, San Francisco, Messina, Tokio, an Pompejis Schicksal erinnern Ischia und Mont Pelé. Von Chile, Hawai (wo der größte erloschene Krater schlummert) bis Japan und Turkestan riß die Erde schon Abgründe auf oder schüttete Kraterflammen aus, submarine Vulkane verschlingen Inseln im Kraterbau — oder treiben andere empor wie die rauchenden Eilande von Stromboli. So mag auch das tiefere Erdfeuer mal seine Bande sprengen, wie der im Ätna gefesselte Riese Ermelandus. Denn nur 1 Prozent der Erdkugel beträgt die Rinde, auf der die Menschheit atmet, sonst besteht der ganze Planet aus Feuerstoff. Wie die Schöpfung selber in Feuerwirbeln begann, mag sie darin auch ihr Ende finden. Heut laufen allerlei Prophezeiungen um, daß in Bälde eine Erdzertrümmerung stattfinde, obwohl kleineren Stils, meist auf Europa beschränkt. Für August 1922 malte ein Amerikaner den Teufel an die Wand, von Budapest her würden 70 erloschene Vulkane speien und Europa umschmeißen. Dies Gemunkel überstand man so wohlbehalten wie einst Falbs Drohung mit einem die Erdbahn streifenden Kometen; nicht mal besonderer Ephemeridenfall trat ein. Falb war blamiert, der noch in längerem Privatbrief an mich ziemlich deutlich bei seinem Glauben verharrte. Doch Falbs Mondtheorie gilt als bahnbrechend, er war nicht auf den Kopf gefallen, so vorschnell er die Erde umfallen ließ. Ein anderer deutscher Gelehrter entwickelte seither die seltsame Theorie, der Mond werde einst auf die Erde fallen. Jener Newyorker Prophet mit seinen 70 Vulkanen darf sich darauf berufen, daß andre Geologen umgekehrt England und Nordfrankreich ein jähes Ende weissagen. Das eigene Vaterland verschont man stets dabei, so etwas macht unbeliebt, doch sollten die guten Amerikaner bedenken, daß ihre ganze Westküste bis Südchile mit erloschenen Vulkanen so dicht besät ist wie die Südsee mit Korallenklippen. Ein Newyorker Geologe versicherte jüngst, diese große transatlantische Doppelstadt sei völlig



unterhöhlt und werde eines Tages einstürzen. Bei solcher Übertreibung sollte man freilich glauben, daß dann jedenfalls bei größerem Erdbeben dies Schicksal sehr möglich scheint, was übrigens auch für das ähnlich unterhöhlte Paris zutrifft.

An Amerikas Ostküste ist es auch nicht geheuer, denn der Atlantische Ozean verschluckte einst den großen Kontinent Atlantis, muß also noch heut von submarinen Vulkanen wimmeln; übrigens gibt das Seekrautphänomen der Sargassosee zwischen den Azoren und Mexiko zu denken. Noch niemandem fiel auf, daß dies der Angabe Platos entspricht: es habe sich nach Untergang von Atlantis ein großer Schmutzabgrund gebildet, durch den man nicht hindurch könne. Freilich versicherte ein deutscher Gelehrter, er habe jenen Meerteil befahren und nie ein Sargassomeer gefunden! Unzählige Zeugnisse dafür wären also Schwindel? Solche Skepsis muß man um so skeptischer aufnehmen, als ja noch heut manche Gelehrte die Existenz von Atlantis bestreiten. Doch man braucht nicht den Überlieferungen zu glauben, trotz der neuen Aufschlüsse durch Frobenius' westafrikanische Küstenfunde, um gleichwohl den geologisch-ethnologischen Beweisen zu trauen, daß Kontinente und Inseln den Meerspiegel von den Azoren bis Grönland bedeckten. Diese Katastrophe steht ja auch nicht einzig da, denn lange zuvor im Sekundär zerbricht der Südseekontinent Lemurien, und es erheitert, wenn Wallace und Haeckel dies ohne weiteres zugestehen, doch sich gegen den geradeso beweisbaren Untergang von Atlantis sträuben. Nach Meinung der Okkultisten bezieht sich auch die biblische Sintflut darauf; wir fügen hinzu, daß das alte Sumerer-Epos darüber ein offenbar symbolisches Gepräge hat, denn „Noah" bedeutet „Weisheitruhe", die „Arche" (richtiger „Schiff") Erkenntnis. Von Überschwemmung Kleinasiens „am Ararat" ist jedenfalls geologisch nichts nachweisbar, dagegen möglich, daß der Name „Sintflut" sich vom Indusreich Sind ableitet, wo ein drachenartiger Komet erschienen und als „Stern von Sind" großes Meerbeben verursacht haben soll, wodurch sich hernach der Himalajagürtel bildete und das heutige Indien aus dem öden Abgrund später auftauchte.

Was nun heutige Unkenrufe über nahende Zerstörung betrifft, worin sich neuerdings auch die Astrologie auszeichnet, so darf man natürlich auf sie so wenig Häuser bauen wie auf Beschwichtigungsproteste der Wissenschaft, daß Erdveränderungen nur in langen Zwischenräumen allmählich erfolgen. Davon weiß sie erfahrungsgemäß nichts. Von der letzten tertiären Riesenkatastrophe trennt uns jetzt schon ein ungeheurer Zwischenraum, und die Plötzlichkeit ist nicht so zu verstehen, als ob nicht genug Zeichen vorangingen. So schildert es die Bibel, Noah sieht sie, doch alle Menschen lachen ihn aus. Nun, jener Yankeeprophet von 1922 erlebte schon die Genugtuung, daß Anfang 1925 wirklich heftiges Erdbeben in Ungarn losbrach, auch macht das erstaunliche Herumziehen der Erdbeben aus der Westschweiz bis ins Seinetal, ja bis Norwegen und Schottland, wo man nie so etwas früher erlebte, jeden Unbefangenen stutzen. Ebensogut könnte in den Tiefebenen der Elbe, Weichsel, Wolga plötzlich die Erde beben. Besonders bedenklich sind aber die Erscheinungen in England, wo Westminster Bridge und St. Paul einzustürzen drohen und jähe Überschwemmungen durch Grundwasser eintreten, auch Abbröckeln der französischen Küste ist kein günstiges Vorzeichen. An Warnungen fehlt es also nicht. Übrigens schob auch die Eiszeit ihre Vergletscherung so unvermittelt rasch vor, daß der Mammut, davon gewaltsam überrascht, nicht mehr entrann wie sein Stiefbruder, der Elefant, der sich rechtzeitig südwärts verzog, wo er noch am Rhein neben den Neandertalmenschen graste. Damals trug die Hyperboräische Halbinsel vom Baltikum bis Kamtschatka Palmen, auf Grönland wuchs der Brotbaum, in Europas tropischem Klima tummelten sich Nashorn, Flußpferd, Löwen und als Ableger der hochbeinigen Höhlenkatze der Urtiger mit dem Sichelzahn. Dann verschob sich das Erdfeuer so rasch zum Äquator, daß dort das Meer zur Saharawüste austrocknete. Lange genug erhielt sich Erkaltung der Erdoberfläche im Norden, heut ist laut vielen Gelehrten ein Gegendruck vom Südpol zu erwarten, wir sehen diesen Prozeß schon weit fortgeschritten: abnorm milde Winter im Norden, Kälte in Rom, Schneefall in Nordafrika. Wenn klimatische

Änderung sich so plötzlich vollzieht, was könnte Hervorbrechen feuriger Erschütterung verbieten oder verlangsamen? So wenig wie die entsetzlichen Erdbeben von Tokio und Messina braucht sich Losbruch eines Weltbebens durch stufenweise Vorbereitung deutlich anzukündigen.

Der in tausend Splitterbrocken zerborstene Weltteil Lemurien soll nur durch vulkanische Erdbeben sich aufgelöst haben, doch ein andrer Stoß traf Atlantis in ganz verschiedener Art als Meerbeben. „Die Brunnen der Tiefe taten sich auf", „es regnete 40 Tage und Nächte", merkwürdigerweise erzählen indianische Ursagen das gleiche wie die Bibel, ihre Urahnen (die Atlantier) hätten sich „mächtiger als Blitz und Donner" genannt und seien für ihren naturwissenschaftlichen Dünkel bestraft worden. Dauerregen, unaufhaltsames Grundwasser, deutet dies auf siderischen, vielleicht kometarischen Einfluß? Wer mag es entscheiden! Daß Kometenzusammenstoß mit unsrem Planeten wegen Deckung durch die Erdatmosphäre unmöglich sei, ist bloß Hypothese. Unmöglich? Es bedarf keines Kometen zu Dammbrüchen der schwachen Erdrinde, unterirdische Feuerbewegung kann dies schon selbst besorgen. Wo heut der Atlantische Ozean rollt, versank das Erdreich so rasch unter fortdauernden submarinen Explosionen, daß die laut Plato äußerst seekundigen und gewaltige Flotten unterhaltenden Atlantier sich nur ausnahmsweise (Noah) retten konnten. Die Erdumwandlung erfolgte also nicht ruckweise, sondern durch plötzliche Gewaltstöße. In unsern Tagen verschwand Insel Krakatau mit schrecklicher Raschheit; man darf sich nur an solche bekannten Erfahrungen halten; dem Untergang Tokios und Messinas gingen keinerlei Anzeichen vorher. Der Erdbewohner, jede Sekunde mit ungeheurer Schnelle durch den Weltraum geschleudert, merkt nichts davon, und wunderbar ist nur, daß wir nicht stündlich vernichtet werden, was beim geringsten Fehler im Kreuzen der Planetenbahnen eintreten muß. Die altägyptischen Priesterastronomen von Dendorah verzeichneten ausdrücklich eine Konstellation mit Sternbild des Drachen, wobei Polstellung und Ekliptik der Erdachse sich ändern: dann tritt unfehlbar Weltbeben ein. Kann diese Konstellation nicht wiederkehren?

Zweifellos scheinen vulkanische Hauptgebiete wie Japan, Kordillerenlande, Oceanien, Turkestan, Süditalien usw. am nächsten bedroht, doch beim Vorrücken des Erdfeuers nordwärts können auch Länder betroffen werden, die sonst stets verschont blieben: schon gab es neulich Erdbeben in La Rochelle. Ein französischer Astrologe warnt dunkel, daß 1928 Erderschütterungen kommen sollen, wo man es am wenigsten ahnt. Bedroht sind besonders Küsten und Inseln, wo auch alle bedeutenden Vulkane liegen, wie Ätna auf Sizilien, Vesuv am Meer, die Krater auf Island, Nipon, Hawai. Ist das ein Fingerzeig, daß Vulkanismus mit Maritimem innerlich zusammenhängt? Bei der gräßlichen Heklaentladung vor erst 900 Jahren änderte sich das bisher sehr freundliche Klima ins Unwirtliche, indem der Golfstrom plötzlich aus seiner Bahn gerissen wurde. Im Stillen Ozean kündigt sich der grauenvolle Taifun jählings an durch erdrückende Schwüle, als ob Hitze aus dem Meer aufstiege und die Luft versengte: hängt das vielleicht nicht auch mit submarinem Vulkanismus zusammen? Jedenfalls kann Weltbeben sich ebensowohl durch Meer- als Erdbeben vollstrecken.

Wer je unerträgliche Sommerhitze bei Mori am Gardasee erlebte, denkt an Römerzeit, wo hier heiße Quellen für Thermenbäder sprudelten. Von den Aargäuer Schwefelquellen (Baden) zieht sich über Zürich und Konstanz bis in die Schwäbische Alp eine Erdbebenzone, die 1911 und 1924 beunruhigte, in Italien zieht sich solche Zone schon bis Florenz, doch sie könnte auch plötzlich nördlich des Appennin in die Lombardische Ebene bis zu den Seen überspringen oder sich in Deutschland nach Bayern und Thüringen verbreiten. Nichts schützt davor, nichts läßt sich berechnen, Erschütterung könnte quer durch ganz Europa rollen. Alte geologische Berechnungen, jüngst emphatisch durch astrologische Prophezeiungen verstärkt, versteifen sich indessen nur auf Untergang Englands und Nordfrankreichs. Merkwürdigerweise stimmt dies zu jener Stelle der Apokalypse, wo von einem Tag in einem Sturm Babel mit seinen Flotten wie ein Mühlstein ins Meer versinkt. Solche wörtliche Auslegung ablehnend, müssen wir doch zu-

geben, daß die letzte Ausgießung der Schale ein so groß Erdbeben verkündet, „wie die Welt es noch niemals sah, und es kam eine neue Erde". Man mag es symbolisch auffassen, überhaupt die Möglichkeit solcher Fern-Prophetie ableugnen, jedenfalls ist die Möglichkeit eines Weltbebens unbestreitbar. Es kommt aber etwas Besonderes hinzu. Die Tiefe des atlantischen Meeresbodens betrug früher meist 2000 m, heut findet das Senkblei mehrfach nur 200. Steigt aber die einst versunkene große Bergkette der Atlantis ruckweise wieder an die Oberfläche, so erzeugt dies eine riesige Spannung, so daß die Wogen teils auf die amerikanische, teils die europäische Küste mit der Gewalt eines Schleusenwassers stürzen müßten. Nach der ungefähren Richtung zu schließen, wo die Atlantiserde aufsteigen würde, wälzt sich dies Meerbeben bestimmt auf Nordwestfrankreich und England, das beiläufig prähistorisch schon viermal unterging und früher als Halbinsel mit der Bretagne zusammenhing. Natürlich würde der Druck auch die Niederlande und die deutsche Nordseeküste umwerfen, Dänemark entankern, man darf aber hoffen, daß der Stoß dann verschäumt und das Meer wieder ruhig verdaut, nachdem es so große Bissen verschluckte. Ob dies 1927/28 geschieht oder ob die unzweifelhaft kommenden Erschütterungen sich nur mit einzelnen Teilkatastrophen begnügen oder ob alles sich als Illusion in Wohlgefallen auflöst — eine kleine Warnung ist doch geboten. **Karl Bl ibtr.u**

Das Erdbeben im Erlebnis der Menschheit

Die Ursachen. Wahrscheinlichkeit neuer Katastrophen?

In unheimlicher Weise mehren sich in den letzten Jahren auf unserer Erdkugel die Erdbeben. Zweimal innerhalb zweier Jahre wurde das japanische Volk heimgesucht. Und kaum haben wir von dem Beben in Columbia Kenntnis genommen, als uns schon eine neue Schreckensnachricht erreicht: die Katastrophe von Kalifornien.

Es ist begreiflich, daß das Denken und Fühlen der Kulturmenschheit durch diese tragischen Ereignisse wieder von neuem auf das unheimliche Naturereignis hinlenken wird. Der naturwissenschaftlich Interessierte wendet sich etwa an den geologischen Fachmann, um die Ursachen der Erdbeben zu erfahren. Er wird dahin belehrt, daß es dreierlei Beben gibt: 1. die Einsturzbeben. Sie entstehen, wenn durch auslaugende Wirkung des Wassers sich unterirdische Gänge und Hohlräume bilden, so daß schließlich die Gewölbe die Last nicht mehr zu tragen vermögen, einstürzen und so Erschütterungen hervorrufen. 2. die vulkanischen Beben. Sie haben ihre Ursache in der Spannung der in Spalten der Erdrinde sich aufwärts drängenden Laven und Dämpfe, aber auch in wirklichen Explosionen. Im Mittelpunkt des Erschütterungsgebietes liegt fast immer ein Vulkan. 3. die tektonischen oder Dislokationsbeben. Sie entstehen durch die Abkühlung und Zusammenziehung der Erdkugel und sind die häufigsten, ausgedehntesten und schrecklichsten Beben.

Ängstliche Gemüter, die auf diese Weise vom Geologen belehrt wurden, fragen dann wohl nach der Wahrscheinlichkeit, daß unsere Gegenden von schweren Beben heimgesucht werden könnten. Ihnen zum Trost darf gesagt werden, daß Erdbeben von solch' katastrophaler Wirkung wie z. B. in Japan, bei uns in Deutschland auf wohl viele Jahrhunderte hinaus kaum zu befürchten sind. Denn erstens sind Areale mit ungestörter Schichtung wie die norddeutsche Tiefebene, nur höchst selten von Erdbeben heimgesucht. Und zweitens stellen selbst die gebirgigen Gegenden Deutschlands heute wesentlich zur Ruhe gekommene Erdstücke dar, in denen es zwar ab und zu noch einmal rollt und grollt, aber kaum mehr zu solch fürchterlichen Erschütterungen kommt wie in Japan oder Kalifornien.



Magischer Zwang zum Wiederaufbau

Aber solch geologische Belehrungen lassen unser durch die Erdbebenkatastrophen mächtig angeregtes Denken und Fühlen gewiß nicht zur Ruhe kommen. Unser Forschen sucht weiter zu dringen, und wir fragen uns etwa insbesondere, woher denn die auffallende Tatsache komme, daß die Menschheit an gewissen Stellen des Erdballs — denken wir etwa auch an Messina — immer wieder von neuem menschliche Wohnstätten errichtet, obschon sie aus der Geschichte weiß, daß diese Stätten, bald in längeren, bald in kürzeren Zwischenräumen, immer wieder von neuem durch Erdbeben zerstört worden sind. So daß also mit größter Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden kann, daß auch diese wieder aufgebauten Wohnstätten nach einigen Generationen von neuem einer Katastrophe zum Opfer fallen werden. Man hat zur Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache auf eine gewisse „après moi le déluge"-Stimmung hingewiesen, die gerade bei den durch Katastrophen heimgesuchten Völkern häufig einzutreten pflege. „Für uns und unsere Kinder wird's wohl noch halten, und darnach ... mag kommen, was kommen mag!" Es mag in der Tat einige Leichtfertige geben, die so denken und fühlen, weil sie keinen Sinn haben für das, was Fichte als die erhabenste Aufgabe des Menschen und als seine eigentliche Bestimmung bezeichnet hat: „Durch vorsorgliches Wirken für die Zukunft unseres gemeinsamen Brudergeschlechts die Unsterblichkeit an sich zu reißen!" Mag sein, daß manche Menschen für diese unendliche Aufgabe des Menschengeschlechtes kein Verständnis haben: als allgemeiner und ausreichender Grund für die Erklärung der erwähnten Erscheinung kann jene Sorglosigkeit für die Zukunft nicht angesehen werden. Man hat ferner etwa auf die Analogie des menschlichen Verhaltens mit dem tierischen hingewiesen: so wie die Ameise, deren Bau man soeben mit einem Stock zerstört hat, sofort mit allen Kräften und mit frischem Mut an den Wiederaufbau geht und dieses Spiel immer wieder wiederholt, solange wir grausam genug sind, unser Zerstörungswerk zu wiederholen, ebenso handelt auch der Mensch, wenn ein grausames Geschick ihm seine Heimstätte durch die verheerende Naturgewalt des Erdbebens zerstört hat. Er folgt dabei einem tief in der Seele alles Lebendigen wurzelnden Instinkte.

Auch diese Deutung — so richtig sie an sich sein mag — scheint mir keine vollständige Erklärung der in Frage kommenden Erscheinung zu bieten. Man muß noch ein weiteres psychologisches Moment zur Erklärung heranziehen, und zwar ein solches, dessen Tragweite erst die moderne Tiefenpsychologie voll erkannt hat: das Prinzip des „Wiederholungszwanges". Siegmund Freud hat jüngst die Allgewalt dieser seelischen Grundkraft hervorgehoben. Sie besteht in der paradoxen Erscheinung, daß der Mensch Situationen, die für ihn schmerzlich, ja tragisch waren, mit einer Zwangsläufigkeit, die stärker ist als sein bewußter Wille, wieder und wieder herbeizuführen sich getrieben fühlt. Und zwar wunderlicherweise nicht: obschon jene Situationen schmerzlich waren, sondern gerade weil sie schmerzlich waren! Man sieht dies Prinzip schon im Kindesleben am Werk: war etwa der Arzt beim Kinde und es hat dabei Peinliches erfahren, so spielt es unweigerlich bald nach Fortgang des Arztes „Onkel Doktor"! Es fühlt sich mit eigenartig selbstquälerischem seelischem Zwange dazu gedrängt, die Situation, die schmerzlich war und peinlich — wenigstens in der Phantasie — wieder und wieder zu erneuern. So können wir auch die paradoxe Behauptung wagen, daß der durch Erdbebenkatastrophen tragisch heimgesuchte Teil der Menschheit den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete immer wieder von neuem „arrangiert", nicht obschon, sondern gerade weil er — unbewußt! — eine Wiederholung der Katastrophe vorherahnt! ...

Historische Trümmerstätten

Was nun den Anstoß betrifft, den unser geschichtliches Nachsinnen durch die häufigen und schrecklichen Erdbeben erhält, so fragen wir uns etwa, wie weit die Nachrichten zurückreichen, die wir über Erderschütterungen und dadurch angerichtete Verwüstungen auf dem bewohnten Teil der Erde besitzen. Schon aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert haben wir Auf-

zeichnungen, die berichten, daß damals ein schweres Erdbeben in Sparta gewaltige Zerstörungen anrichtete. Vom Taygetos, dem heutigen Pentedaktylon („Fünffingergebirge") sausten gewaltige Felsmassen zu Tal. Rund 100 Jahre später — Anno 464 — wurde Sparta durch eine ähnliche noch schwerere Katastrophe heimgesucht, die die Stadt bis auf wenige Häuser in einen Trümmerhaufen verwandelte. Nach dem Bericht des Ephoros kamen dabei nicht weniger als 20000 Spartaner ums Leben. Wir besitzen zuverlässige Aufzeichnungen, welche melden, daß im Jahre 426 vor Christo über die Küsten des euböischen Sundes und des malischen Golfes schweres Verderben hereinbrach. Fünfzig Jahre später klaffte in der Landschaft Achaia am südlichen Zipfel des Golfes von Korinth ein gewaltiger Erdspalt auf. Er verschlang in wenigen Minuten das ganze Bergstädtchen Bura und verwandelte die Seestadt Helike in einen Trümmerhaufen.

In seiner „italienischen Landeskunde" gibt Nissen ein Verzeichnis der Erdbeben auf der Apenninhalbinsel. Wir sehen daraus, daß es kaum eine Gegend Italiens gibt, die nicht schon im Altertum wiederholt — und manchmal schwer — durch Erdbeben erschüttert wurde. Insbesondere die Geschichte Messinas ist ja bekanntlich — wie schon oben erwähnt wurde — die Geschichte einander immer wieder folgender Zerstörungen und Wiederaufbauungen. Am schlimmsten heimgesucht war aber im Altertum ohne Zweifel das westliche Kleinasien. Zahlreiche kleinasiatische Städte und Inseln sind durch die Häufigkeit und Furchtbarkeit ihrer Erdbeben, zumal im späteren Altertum, zu einer traurigen Berühmtheit gelangt. Aeameia in Phrygien wurde wiederholt zerstört, und dem Philosophen Posidonius von Apameia, der um 135 vor Christus lebte, verdanken wir die wertvollsten Angaben über Erdbeben im Altertum. Das schlimmste Unheil aber brach später als Posidonius, im Jahre 17 nach Christo, herein. Es verwandelte nicht weniger als 12 kleinasiatische Städte in Trümmerhaufen. Nach Tacitus leitete der Kaiser Tiberius eine „Hilfsaktion" zugunsten des am schwersten getroffenen Sardes ein. Er stellte dieser Stadt Geld zur Verfügung und erließ ihr auf 5 Jahre die Zinszahlungen. Ein Senatskommissar wurde von Rom nach Kleinasien gesandt mit dem Auftrag, auf Grund persönlicher Besichtigung die geeignetsten Hilfsmaßnahmen zu treffen. Dies war übrigens nicht die erste, an moderne Zeiten erinnernde „Hilfsaktion". Schon früher hatte Kaiser Augustus den Bewohnern von Städten, die durch Erdbeben geschädigt worden waren, Hilfe gewährt. Auch Syrien und die Südküste Phöniziens wurden im Altertum oft und schwer von Erdbeben heimgesucht. Dabei erfahren wir auch schon von sogenannten „Meerbeben", wie sie ja 1923 in Japan, sowie bei den Beben in diesem Jahre eine unheilvolle Rolle gespielt haben.

Das Schüttergebiet von Saron wird um seiner Erdbeben willen noch heute in den Gebetsriten der Juden erwähnt. Es hat in der Liturgie des „Versöhnungstages" seine Stelle. Im Alten Testament heißt es beim Propheten Amos (Kapitel I, 1): „Dies ist's, was Amos, der unter den Hirten von Thekoa war, gesehen hat, zwei Jahre vor dem Erdbeben." Hier haben wir den einzigen historisch sichern Bericht über ein Erdbeben im Alten Testament. Es handelt sich um das Erdbeben, das zur Zeit des Königs Usiah um 760 vor Christo stattfand. Die übrigen Erwähnungen von Erdbeben durch die Heilige Schrift gestatten keine Rückschlüsse auf bestimmte geschichtliche Naturereignisse.

Sage und Philosophie

Da die Erdbeben im Schicksal der Menschheit seit Jahrtausenden eine so große Rolle gespielt haben, dürfen wir erwarten, daß sie auch die sagen- und mythenbildende Phantasie in Bewegung gesetzt haben, sowie auch jenes Staunen, von dem schon Aristoteles sagte, daß es den Ursprung aller Philosophie bilde. In der Tat spielt das Erdbeben in Sage und Philosophie der Völker keine geringe Rolle. Die Legende beschäftigt sich vor allem mit der Entstehung der Erdbeben. So berichtet eine alte ukrainische Sage: Als der Erzengel Gabriel von unserm lieben Gotte den Auftrag erhielt, ihm neue Engel zuzuführen, da war er in der Wahl nicht sehr genau und machte auch solche Seelen zu Engeln, die nicht sanftmütig genug und wenig friedfertig waren. Die Folge davon war, daß die Engel sich gar oft entzweiten. Erzürnt darüber befahl Gott

dem Erzengel Michael, viele der Engel in die Tiefe zu stürzen. Da kam ein Teil von ihnen unter die Erde, ein anderer auf die Erde, ein dritter blieb zwischen den Sternen schweben. Wenn aber die Engel, die zwischen den Sternen schweben, Tränen vergießen, so sehen wir diese als Sternschnuppen auf die Erde fallen. Wenn die Engel auf der Erde weinen, so sind ihre Tränen so heiß, daß anhaltende Dürre entsteht. Und wenn endlich die Engel unter der Erde jammern und klagen, so empfinden wir das als Erdbeben!

Voll Poesie und geheimnisvoller Symbolik ist folgende Sage der Buräten (eines in Sibirien wohnenden Volkes mongolischen Stammes): Am Anfang war ein uferloses Meer, auf dessen Boden schwarze Erde und Lehm war. Gott befahl dem weißen Taucher, zu tauchen und Lehm vom Meeresgrund zu holen. Als er untergetaucht war, brachte er im Schnabel rote und schwarze Erde herauf. Er warf es nach allen Seiten, woraus die Erde entstand. Sie liegt auf der Meeresfläche und wird gestützt von einem ungeheuren Fisch. Wenn dieser sich wendet, so entsteht Erdbeben.

Kaum ein Erdbeben besitzt eine so große geschichtliche Berühmtheit wie dasjenige von Lissabon des Jahres 1753, bei dem mehr als 30000 Menschen umkamen. Pombal ließ den zerstörten Teil der Hauptstadt prächtig wieder aufbauen. Das furchtbare Ereignis regte nun die Phantasie und den philosophischen Sinn der Zeitgenossen mächtig an. Einen Voltaire führte es zu pessimistischen und skeptischen Gedanken über die göttliche Vorsehung. Von Kant besitzen wir nicht weniger als drei naturwissenschaftlich wie philosophisch bedeutsame Abhandlungen aus dem Jahre 1756, die sich mit den „seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen" auf das eingehendste beschäftigen. In weltanschaulicher Hinsicht gelangt Kant zu folgender Schlußbetrachtung: „Der Anblick so vieler Elenden, als die letzte Katastrophe unter unsern Mitbürgern gemacht hat, soll die Menschenliebe rege machen und uns einen Teil des Unglücks empfinden lassen, welches sie mit solcher Härte betroffen hat. Man verstößt aber gar sehr dawider, wenn man dergleichen Schicksale jederzeit als verhängte Strafgerichte ansieht, die die verheerten Städte um ihrer Übeltaten willen betreffen und wenn wir diese Unglückseligen als das Ziel der Rache Gottes betrachten, über die seine Gerechtigkeit alle ihre Zornschalen ausgießt. Diese Art des Urteils ist ein sträflicher Vorwitz, der sich anmaßt, die Absichten der göttlichen Ratschlüsse einzusehen und nach seinen Einsichten auszulegen."

Prof. Dr. Richard Herbertz (Bern)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Jean Paul

Ein Gedenkblatt zu des Dichters 100. Todestag
(14. November 1925)

„Ehrt eure deutschen Meister! Dann bannt ihr gute Geister" — So mahnt einer unserer Größten, Richard Wagner, der zu Bayreuth, in der lieblichen Frankenstadt, das Ziel seiner Bestrebungen erlangt hat. Noch ein anderer Genius, an echtem deutschem Sinn dem sächsischen ebenbürtig, lebte und wirkte in der einstigen fränkischen Residenz und hat dort, wie Wagner, sein Standbild: Jean Paul, der größte Dichter Frankens, mit Goethe und Schiller um die Palme ringend.

Als im November 1825 die Trauerkunde durch die Welt zog: Jean Paul ist tot — weckte sie ein lautes Echo in der deutschen Gemütswelt. Damals hielt Börne seine ergreifende Gedenkrede im Museum zu Frankfurt, in der es heißt: „Eine Krone ist gefallen vom Haupt eines Königs! Ein Schwert ist zerbrochen in der Hand eines Feldherrn! Und ein Hohepriester ist gestorben! Der Norden hat seine eiserne Kraft, der Süden seine goldene Sonne, das finstere Spanien seinen Glauben, die Franzosen erquickt der blendende Witz und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr" ... „Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Gold seiner Reden ... Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, um es den Ungläubigen zuzuführen ... Er war der Jeremias seines gefangenen Volkes."

Und bei der 100. Wiederkehr des Geburtstags Jean Pauls, 21. März 1863, erstrahlte Bayreuth im Festglanz. Die Schulen wallfahrteten mit ihren Lehrern zu seinem Standbild und brachten ihm Kränze; Festreden wurden allenthalben gehalten, und Hermann Lingg dichtete ein schwungvolles Lied zu Ehren des Voigtländer Pfarrersohns, der „mit knospender Blüte, im Amselschlag, mit der jubelnden Lerche" am ersten Frühlingstag geboren war und als Dichterlerche so wundervolle Töne gefunden hatte, wie kein anderer vorher noch nachher.

Es gibt kein Glück in der Menschenbrust,
Kein noch so stilles — du hast es gewußt
In den Rahmen von Perlen zu fassen.
Die Perlen des Meeres der Liebe, du
Hast alle gezählt und die Träume dazu
Und unbeglänzt keine gelassen ...

Ich möchte den Tag nicht schau'n, der kalt
Von deinem Albano, von Vult und Walt,
Von deinen Lianen uns schiede.
Stets wehe um jenes Kampanertal,
Wo du mir geglänzt als Ideal,
Ein stiller und heimlicher Friede!

Das ist es, was unüberwindlich schafft:
Der lautere Mut und die geistige Kraft
Die keiner Enttäuschung erlieget.
So wallest du über dem schweigenden Grab
Und rufest zu deinen Menschen hinab:
„Liebt, hoffet und danket und sieget!"

Kometen gleich wird von Zeit zu Zeit
Dein Name sich vor der Unsterblichkeit
Erhellen lichter und lichter.
Zunächst dem Dioskurenpaar
Sieht dich die Nachwelt immerdar,
Den innigsten aller Dichter.

Wie wird das nächste Jahrhundert nach dem Todestag sich gestalten? Soll sich das Wort des vielschreibenden Engel bewahrheiten: „Heute nur noch ein berühmter Name, nicht mehr ein gelesener Schriftsteller"?

Wer ist ein gelesener Schriftsteller?

Wenn wir die Frage stellen nicht im Sinn eines Modeschriftstellers, der nach kurzer Zeit wieder in Vergessenheit fällt, wenn wir nicht einen Sensationsroman oder ein Augenblicksmeteor wie „Rembrandt als Erzieher“ oder Spenglers „Untergang des Abendlandes“ meinen, Schöpfungen, die nur blenden in einem ihrem Erscheinen besonders günstigen Moment, wenn wir Autoren und Werke von gediegenem und bleibendem Wert darunter verstehen, die nie veralten, dann ist in jedem Volk die Anzahl solcher nicht groß. Wenn je, dann war vor hundert Jahren eine Glanzzeit der Dichtung in Deutschland wie nur selten irgendwo; aber was ist denn von den Geistern der großen Literaturepoche des Klassizismus heute noch „lebendig“? Überblicken wir die glänzenden Namen, welche damals den deutschen Parnaß zierten und von denen vier der berühmtesten: Goethe, Schiller, Herder und Wieland, allein im kleinen Weimar lebten, so sind die meisten ziemlich verblaßt. Klopstock lebt noch in einigen seiner Oden — seinen Messias liest sicher niemand mehr —, Lessings Dramen muten schon ziemlich altväterlich an, aber er erhält sich noch durch seinen meisterhaften Stil; Herder, einst führend durch den Reichtum seiner Anregungen, wenn auch nicht ein schöpferischer Geist, sitzt ziemlich im Hintertreffen, und Wieland, der deutsche Voltaire, ist uns ungenießbar geworden. Goethe und Schiller freilich haben sich behauptet, aber nicht in allen ihren Schöpfungen. Wer findet Geschmack an den Wanderjahren, an Schillers Armenier, an den Ästhetischen Briefen? Ich glaube, unter den sieben großen Genien der Weimarer Periode ist Jean Paul der unserem Empfinden am nächsten Stehende, der Modernste, der Lebendigste. Er hat nie ein fremdes antikisierendes Gewand angezogen wie die beiden Dichterheroen, zu deren Verständnis man stets ein mythologisch erklärendes Lexikon zur Hand haben muß; er hat aus dem innersten Geist der deutschen Volksseele geschaffen; seine Dichtung hat unvergleichliche Schönheiten, herrliche Gestalten, dazu einen unverwelklichen Humor und die Weihe edelster Humanität und religiöser Erhabenheit — nur haften ihm freilich Manieren der Schreibart an, die seine Lektüre mitunter schwierig machen; auch ist der sentimentale Gefühlsüberschwang und die übermäßige Breite, zumal in den Jugendromanen, ein Hindernis seiner Verbreitung. Dem könnte aber durch eine verständige Kürzung abgeholfen werden.

Wer einen raschen Einblick in Jean Pauls Eigenart und besonders in seinen gefühlvollen Humor tun will, lese „Des Amtsvogts Joseph Freudel Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon“ — er wird nicht aus dem Lachen kommen. Ähnlich ist des pedantischen Rektors „Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“. Wie fein sind hier die pädagogischen Fehlgriffe in komischen Situationen gezeichnet, und doch weht ein gemütvoller Hauch über dem Ganzen.

Oder besser noch: Was gleicht dem „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal“? „Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz!“ beginnt diese „Art Idylle“, wie der Dichter das Werkchen betitelt — die erste rein harmonische Schöpfung des aus schweren Leibes- und Seelenkämpfen zum inneren Frieden erwachten Kandidaten der Theologie.

Aber Jean Paul ist nicht nur Humorist, ihm stehen auch erhabene Töne zu Gebote; ja sie bilden auch im neckischen Humor den tieferen Hintergrund. „Die unsichtbare Loge“ und der „Hesperus“, diese feurigen Jugendromane mit ihren noch nicht ausgegorenen schwärmerischen Gefühlsschwelgereien offenbaren doch einen Flug des Genius bis zu den erhabensten Höhen und geheimsten Tiefen des Seelenlebens. Jugendfreundschaft und erste Liebe — wo ist sie schöner geschildert worden als im Seelenbündnis Viktor-Flamins mit seinen feinen Kontrasten und dem jähen Konflikt, den die gemeinsame Liebe zur Heldin Klotilde mit sich bringt? Dazwischen immer wieder die komischen Intermezzo des Pfarrers Eymann, des Apothekers Zeusel, des Intriganten Matthieu.

Der „Quintus Fixlein“ ist eine höhere Auflage des Wuz; der erste aber ganz von den sentimentalen Jugendfehlern freie große Roman ist der „Siebenkäs“. Es ist erstaunlich, welche Fort-

chritte der Dichter hier aufweist. Die Erfolge des „Hesperus“ in der Wertherzeit befeuerten ihn gleich Goethe nur zu reineren und edleren Schöpfungen. Die Gefühlsseligkeit ist nun gedämpft zu maßvoller Gemütswärme, der Freundschaftsenthusiasmus zum ruhigen, ernsten Männerlieben des Armenadvokaten zu seinem Leibgeber, dieser wundervollen Figur, einzigartig in der Literatur, gigantisch, einsam durch die Welt gehend, weltverachtend, vor niemand sich beugend, nur in der Freundschaft erwarmend. Hier treffen wir auch die erste ganz gelungene Frauengestalt: Lenette, die fleißige, fromme Hausfrau, die freilich die Mängel des engen Haushalts recht schmerzlich empfindet und sich gar nicht in den leichten Sinn und die wunderlichen Kaprizen des Ehemanns finden kann. In tausend feinen Zügen ist der Gegensatz der weiblichen Psyche zur männlichen, der Kontrast einer kleinbürgerlichen, hausbackenen Natur zum weltbürgerlichen Philosophen und Humoristen bis zur trennenden Katastrophe mit unerbittlicher Konsequenz ausgemalt. Der Dichter hatte diesen Kontrast selbst erlebt im Haus der Pfarrwitwe, als ein Stück des Hausrats nach dem andern zum Versatzamt wanderte und er allen Stoizismus aufbieten mußte, um nicht den Glauben an die Vorsehung zu verlieren. Alle echten Meisterwerke sind aus dem Herzblut des Genius entsprungen, und ganz besonders die unseres Dichters; hier ist nichts Gequältes und Erkünsteltes. Der „Wuz“ war die Frucht des Schwarzenbacher Hofmeisterlebens, wo Jean Paul an fähigen Schülern die Kindesseele in ihrer schönen Entfaltung kennenlernte, und die folgenden Romane spiegeln seine Freundschafts- und Liebeserlebnisse.

Der Gipfelpunkt des Jean Paulschen Schaffens aber ist der Titan.

Das Problem des Genies ist der Gegenstand desselben. Es war ja die große Geniezeit über Deutschland angebrochen, die Blütezeit der Dichtung und Philosophie mit ihren Herrlichkeiten und Ausartungen. Auch hier fußte Jean Paul auf lebendigster Erfahrung. Er war nach Weimar gepilgert, hatte hier die großen Männer, deren Werke er kannte, auch persönlich kennengelernt, ihre Bedeutung, Größe, aber auch ihre Schwächen erkannt und zum Studium für seine Dichtung verwertet. „Jetzt kann ich den Titan schaffen“, schreibt er von Weimar aus an seinen Freund Otto. Auch das Hofleben und die weibliche Aristokratie malt er nun mit Meisterschaft und Treue, während diese Regionen in den bisherigen Romanen Karikaturen gewesen waren. Man erwäge nur seine Liane, diese rührende edle und zarte Mädchenfigur, im Kontrast dazu Linda, die ehefeindliche, selbstgesetzliche, dann Rabette, das Landmädchen, die dämonische Fürstin — welch reiche Galerie lebenstreuer und doch eigenartig typischer Gestalten! Daneben die männlichen Titanen: Roquairol, der geniale Wüstling, so recht ein Typus der Genieepoche, Schoppe, der wiedergeborene Leibgeber, auch selbstherrlich, Ich-Philosoph aus der Schule Fichtes, Gaspard, der vermeintliche Vater Albanos, „ein Cherub mit dem Keim des Abfalls“ — sie alle erleben ihren Titanensturz, und aus dem Chaos erhebt sich der reine Fürsten-Jüngling Albano zur Übernahme einer geläuterten Regierung.

Überboten konnte der Titan nicht werden durch Großartigkeit des Themas und Glanz der Durchführung; nur in der Meisterschaft des Stils und Liebenswürdigkeit der Charaktere weisen die „Flegeljahre“ noch einen Fortschritt auf. Das Zwillingspaar Walt und Vult in seinen Kontrasten und seiner Herzensgemeinschaft ist etwas so Einziges und echt deutsch Gemütliches, daß man diesen Roman den schönsten Ausdruck der deutschen Volksseele nennen könnte, als welchen ein Franzose Wagners „Meistersinger“ bezeichnet hat. Ich glaube, die Flegeljahre kann man ein dichterisches Seitenstück zu Wagners Werk nennen. Hier treffen wir auch vielleicht die lieblichste von des Dichters Mädchenfiguren: Wina, die Generalstochter, von beiden Brüdern Geliebte, die Walt ihr Herz schenkt.

Mit den „Flegeljahren“ hatte Jean Paul den Gipfel seines Könnens erreicht; ein gleich bedeutendes dichterisches Werk hat er nicht mehr geschaffen. Die später folgenden drei komischen Romane: „Dr. Katzenbergers Badereise“, „Fibels Leben“ und „Der Komet“ bewegen sich auf niedrigeren Sphären

Nach Vollendung oder vielmehr Abbruch der „Flegeljahre“ — denn der Roman ist eigentlich unvollendet — machte Jean Paul eine längere Pause im Dichten und wandte sich theoretischen Studien zu. Vor allem wollte er das dichterische Schaffen überhaupt einer eingehenden Analyse unterwerfen und sich über seinen Lebensberuf Rechenschaft geben. Die Frucht dieser lang vorbereiteten Arbeit ist die „Vorschule zur Ästhetik“, ein Werk der feinsten und genialsten Züge, gleich bedeutend als Lehrbuch und Stilleistung. Ihm folgte „Levana“, eine Theorie der zweiten von Jean Paul gehandhabten Kunst, der Erziehung.

Daß Jean Paul als Denker nicht minder groß wie als Dichter war, glaube ich, in meinem Werk „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart“ (2. Aufl. bei Meiner, Leipzig 1923), sowie in dem Aufsatz „Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang“ im „Archiv für Geschichte der Philosophie“, XIII. Band, bewiesen zu haben. Das „Kampanertal“, die „Selina“ und zahlreiche Exkurse in seinen Romanen und Einzelartikel bekunden den Fachphilosophen zur Genüge. Am nächsten steht Jean Paul dem Gefühlsphilosophen Heinrich Jacobi, der die angeborenen Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Zeugnis der höheren Natur des Geistes erfaßt und auf ihnen ein Gebäude der natürlichen Sittlichkeit und Religion ohne konfessionell-kirchliche Färbung aufbaut.

An der Seite dieses Führers kämpft Jean Paul sowohl gegen den Eudämonismus der französischen Enzyklopädie als gegen die idealistische Schule Kant-Fichte-Schelling-Hegel, welche ihm die Wirklichkeit zu unterhöhlen und den Gottesglauben zu gefährden schien. Jetzt, wo die idealistische Hochflut sich verlaufen hat, und der Personalismus und gereinigte Theismus den Höhepunkt der Zeitphilosophie bildet (ich erinnere nur an die Namen Rudolf Eucken, Heinrich Rickert, Ludwig Busse, Eduard Spranger, Henry Bergson), ist Jean Paul als Philosoph ganz besonders zeitgemäß.

Wichtig ist noch Jean Paul als Politiker. Jean Paul hat zu den Zeitbewegungen wiederholt literarisch Stellung genommen — und welch einschneidende politische Ereignisse erlebte er in unmittelbarster Nähe: die Französische Revolution, die Auflösung des alten Römischen Reichs und der geistlichen Fürstentümer, die Neugestaltung Europas unter Napoleon und noch dessen Sturz! Wie nahm der Dichter zu all dem Stellung? In meinem Hauptwerk habe ich S. 366 bis 391 dieses Kapitel eingehend und mit den interessanten Wandlungen Jean Pauls behandelt. Hier nur kurz folgendes:

Anfangs war Jean Paul glühender Republikaner à la Rousseau, den er tief verehrte. Die verächtliche Stellung, die er den Kleinfürsten in Hohenfließ, Scherau, Flachsenfingen und ihrem Hof anweist, zeigt deutlich die ultrademokratische Gesinnung des Dichters. Aber der Verlauf der Französischen Revolution und die schlimmen Früchte des Jakobinertums in Deutschland machten ihn stutzig, und er bewundert später die Weitsichtigkeit Goethes, „der schon den Anfang der Französischen Revolution verachtet hatte, wie wir alle das Ende derselben“. Er wird nun ein Bewunderer Napoleons, dieses „Astralgeists und regierenden Planeten Europas“, hofft sogar von ihm die Genesung Deutschlands, das ihm unter dem beständigen Antagonismus Österreichs und Preußens keine ruhige Entwicklung versprach. Diese Stimmung liegt der „Friedenspredigt“ zugrunde, erschienen 1808. Zwei so ansehnliche Kulturvölker wie das deutsche und französische sollten sich versöhnen, aneinander emporbilden, nicht sich zerfleischen. Gegen Fichte, der gleichzeitig mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ hervortrat, bemerkt er: „Deutschland ist noch nicht verarmt. Nicht Schlachtensiege — diese Kinder der Stunde, diese Geschöpfe der Berechnung — sind Zeichen der Kernhaftigkeit eines Volks, sondern die Art, wie Niederlagen ertragen und Siege genossen werden ... Fichte, dieser Polyphem mit einem Auge, jagt sich Furcht vor möglicher Barbarei ein. So ist der Mensch; bei großen, fremdartigen Ereignissen fürchtet er sich immer vor seinem jüngsten Tag ... Nur durch geistige, nicht durch kriegerische Überlegenheit könne eine Kultur eine andere überwinden.“ (Man denke an Spenglers „Untergang des Abendlandes“! Wie notwendig ist jetzt der Optimismus!) Die dreifache Hydra des Luxus, der Unkeuschheit, der

Ichsucht sei ein schlimmerer innerer Feind als der äußere. (Barmat-Konzern!) Jean Paul schlägt Nationaltrauertage nach Analogie der römischen an Jahrestagen wie der Schlacht an der Allia bei Cannä usw. vor, ferner Entsagungsgesellschaften, und beklagt die „Sonnenwende der Religion", hält auch „Politische Fastenpredigten".

Die „Dämmerungen" (1809) sollen nach der Vorrede nicht nur eine Frühlingsdämmerung voll Lerchen und Blüten, sondern auch eine Götterdämmerung bezeichnen, die ihm nahe bevorstehend däuchte. Mit Mut tritt er der allzu hohen Bewunderung des Feldherrn und Eroberers entgegen und hält die Besonnenheit und den Märtyrerstolz in Gefahren für weit heldenhafter. Ein ganzes Kapitel trägt die Überschrift „Kriegserklärung gegen den Krieg", diese schlimmste Geißel der Menschheit. Bereits konnte er auf Maschinengewehre hinweisen und fragt, wie bei zunehmender Technik künftig Kriege ausfallen werden. (Wir, die unter den Nachwehen des Weltkriegs leiden und die neuerlichen Erfindungen der Physik und Chemie kennen, müssen schaudern, wenn wir einen zukünftigen Krieg uns nur vorstellen.)

Mit Friedrich Schlegel arbeitete Jean Paul an der Wiedergeburt Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage und ließ im franzosenfeindlichen „Deutschen Museum" zu Wien 1811 seine „Dämmerungsschmetterlinge" flattern. Er sagt da: „Kein Land wird reich oder mächtig — vielmehr das Gegenteil — durch das, was es von außen hineinbekommt. sondern nur durch das, was es aus sich selber gebiert und emportreibt." Ruhig an Bildung und Kultur arbeiten und auf die Vorsehung vertrauen! „Als Rom entseelt ohne Freiheit und Sittlichkeit dalag und an dem Riesenkadaver eine ganze darangekettete Welt hätte vermodern müssen ... wer obsiegte der ungeheuren Gift-Roma? Das Dörfchen Bethlehem. Wollet also nicht erraten, sondern vertrauen!"

Das, meine ich, ist auch das einzige, was uns bleibt. Innere Kultur, Unabhängigkeit von Schlagworten, Sammlung in literarischen Gesellschaften, Pflege des heiligen Feuers der Gesinnungstüchtigkeit an dem Geist unserer großen Genies! Wäre nicht Jean Paul ein passender Einheitspunkt der deutschen Kultur? Eine Jean-Paul-Gesellschaft als Hüterin seines Erbes, Auslegerin seiner weitragenden Ideen? Wäre das nicht ein erwünschter Sammelpunkt über allen konfessionellen und politischen Parteiungen? Wie weit wir mit ihnen kommen, beweist der zerfahrene Parlamentarismus und der Konkordatsschacher, der mit Konservierung altersschwacher Institutionen das Vaterland gerettet glaubt. Eine Geistesaristokratie ist nötig, nicht eine auf allgemeinem Stimmrecht beruhende Massenherrschaft; nur jene kann wirklich führen und retten. Und sie muß religiös eingestellt sein; denn „ohne Gott", sagt Jean Paul, „gibt's für den Menschen weder Zweck noch Ziel, noch Hoffnung, nur eine zitternde Zukunft, ein ewiges Bangen vor der Dunkelheit".

An Werken über den Dichter ist unsere Literaturgeschichte nicht reich. Richard Otto Spazier der Neffe Jean Pauls, gab die erste Biographie heraus, die, längst vergriffen, in der Schilderung des Lebens unentbehrlich bleibt, weil aus unmittelbarster Nähe geschrieben, aber in der Beleuchtung seines Schaffens unzulänglich, was die philosophische, überhaupt wissenschaftliche Seite des Dichters betrifft, geradezu dürftig ist. Die bislang maßgebende Biographie Paul Nerrlichs hinwieder enthält derartige Versündigungen gegen primitivste Forderungen der Wissenschaft, der Schreibweise und des Geschmacks, daß davor gewarnt werden muß. Statt sich in die tiefe und reiche Persönlichkeit des Genius zu versenken, sein Denken und Fühlen verstehen zu lernen und den Leser in das eigenartige Schaffen des Dichters einzuführen, schulmeistert Nerrlich denselben, übergießt namentlich dessen religiöse Ideen mit Spott und Hohn und plädiert in aufdringlicher Weise für seinen Abgott Hegel, der das Welträtsel endgültig gelöst habe, so daß z. B. von Geist und Körper als zwei verschiedenen Wesen nicht mehr geredet werden dürfe.

Ich habe außer meinem Werk „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (2. Auflage bei Felix Meiner, Leipzig) auch eine „Biographie mit Spruchauswahl" im Xenien-Verlag, Leipzig (Windmühlenweg 3), verfaßt.

Vor allem aber tut eine Ausgabe seiner Werke not. Die Gesamtausgaben bei Reimer & Hempel sind längst vergriffen, auch mangelhaft in Text und Ausstattung. Die Propyläen-Ausgabe von Eduard Berend enthält zwei wichtige Romane nicht („Unsichtbare Loge" und „Komet"), bringt im ersten Band „Satiren und Idyllen" kunterbunt aus der ersten wie letzten Zeit des Dichters, also ohne chronologische Folge und ohne Einblick in die Entwicklung des Dichters. Der Text ist nicht nach der letzten Gesamtausgabe, die der Dichter selbst noch vorbereitet hat, sondern nach Einzelausgaben hergestellt; auch sonst sind viele methodische und sachliche Verstöße zu bemerken; viele der schönsten Arbeiten fehlen; die Lebensübersicht am Schluß ist dürftig und matt. Es fehlt dem Bearbeiter an wissenschaftlichen Kenntnissen, um einem Jean Paul gerecht werden zu können, am vaterländischen und religiösen Sinn und — last not least — an Stil und Geschmack.

Von Meyer-Benfey, Paul Harms u. a. ist beklagt worden, daß die kleinlich philologische Behandlung unserer Klassiker, wie sie die Scherersche Schule gezeitigt und zur herrschenden auf den Universitäten und in der Literarhistorie gemacht hat, einer tiefer auf den Geist des Genius gehenden zu weichen habe. Meyer-Benfey hat es offen ausgesprochen, daß Scherer und seinen noch flacheren Schülern der Niedergang der Literaturgeschichte zu danken sei, die auch nicht ein kongeniales Werk über die großen Geister der schönen Literatur seit fünfzig Jahren geschaffen habe. Man vergleiche dagegen, was Jakob Grimm, Julian Schmidt, Rudolf Haym, Friedrich Theodor Vischer, Kuno Fischer, Martin Deutinger, Hermann Lotze, um nur einige zu nennen, auf diesem Gebiet geleistet haben. Nicht umsonst ist auch die beste deutsche Literaturgeschichte von einem Theologen (Vilmar) geschrieben. Es sollte doch einleuchten: Goethe, Schiller, Jean Paul, Lessing usw. gehören den Philosophen, nicht den Philologen. Textkritik und was dazu gehört ist nur Vorstufe; wo der Philolog endet, beginnt erst die eigentliche Arbeit des Literarhistorikers. Ich glaube, in Herausgabe und Erklärung einer neuen, streng chronologischen, auch Perlen der ersten Schaffenszeit, die bisher ungedruckt waren, aufweisenden Ausgabe die Ausgabe gestaltet zu haben, die den Dichter in dem zeigt, worin er unsterblich ist, aber alles ausgeschieden hat, was veraltet, geschmacklos, übersentimental und burlesk ist; denn auch Jean Paul schläft zuweilen wie Homer. Ein vollständiger Abdruck alles dessen, was er geschrieben, kann ohnehin nicht geleistet werden und wäre nur für den Spezialisten; denn der ungedruckte Nachlaß in der Berliner Handschriftenbibliothek allein umfaßt zwölf mächtige Faszikel mit je 3000 Seiten. Das ist aber noch lange nicht alles; auch in Weimar, München, Nürnberg und im Privatbesitz sind noch Reliquien. Berend sammelt die Briefe, ist aber erst beim dritten Band. Dieser Sammlung haftet der Mangel an, daß sie nicht wie die früheren gedruckten Briefwechsel die Briefe der Adressaten mit enthält, daher vielfach unverständlich ist. Auch ist die eigensinnige Orthographie des Dichters, die keine Doppelkonsonanten, kein j, kein s, kein tonloses h enthält, beibehalten, was die Lektüre zu einer Pein macht. Jean Paul schreibt z. B.: Räzel für Rätsel, iezt, Herel, Mädgen, Gebürg, Augspurg.

Jedenfalls ist das Nötigste, daß eine gediegene, möglichst vollständig das Unvergängliche gebende Ausgabe herauskommt, damit Jean Pauls Werke endlich Gemeingut des deutschen Volks werden!

(Diese ist eben bei Albert Langen-München erschienen. Sie umfaßt vier Bände, à 1000—1200 Seiten, und kostet in elegantem Leinwandband nur 60 Mark. Eine ganz vorzügliche Ausgabe! D. T.)

Dr. Joseph Müller

Neue Bücher

Unsere Zeit ist trächtig von Keimen zu einem neuen Werden, zu neuen Formen, zu neuer Fülle. Die staatspolitischen und wirtschaftlichen Umwälzungen, so viel sie auch zerbrochen haben an scheinbaren und echten Werten, sind nicht das Letzte des deutschen Schicksals. Aber daß der Mensch, und gerade der deutsche Mensch vor diesen ungeheuren Trümmern steht und über sie hinweg zu neuen Ufern streben muß, daß in der babylonischen Sprachverwirrung der Deutsche wieder auf die Tiefenquellen, auf die innere deutsche Stimme horchen lernt, die seines Wesens Wert und Weihe gebildet — daß angesichts des Nichts und des neuen Beginnens die deutsche Sehnsucht aufwacht zu tätigem Leben, zu schöpferischer Lebensgestaltung, zur Gottesnähe: dies ist groß und Wende und Verheißung.

Noch greifen nur wenige Schöpferhände in das geistige Chaos der Zeit, es zu formen zu Sinnbildern und Erkenntnissen des Künftigen; noch ist die Tiefe und Zukunftsweite des deutschen Schicksals nicht überall zu schöpferischem Bewußtsein gelangt. Besonders bemerkbar ist dies auf dem Gebiete der literarischen Produktion — so bringt auch die heutige Bücher-Schau neue Romane aus der Zeit, für die Zeit, Fernes und nah Vergangenes — — auch Künftiges?

Ludwig Huna, der meisterliche österreichische Erzähler, dessen starken nordischen Wieland-Roman wir an dieser Stelle im Dezember 1924 angezeigt haben, hat eine besondere Vorliebe für die Renaissance. Verschiedene Renaissanceromane sind dem neuesten Werk: Die Verschwörung der Pazzi (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) vorangegangen. Das Florenz der Frührenaissance ist der klassisch-schöne Schauplatz des Buches, der berühmte Kunstfreund und Staatsmann Lorenzo de Medici und seine prunk- und lustvolle Künstlerrepublik, in der die Botticelli, Verrochio, Ghirlandajo, Filippo Lippi und der junge Leonardo da Vinci und viele andere neben den Gelehrten ihr farben- und formenrauschendes Leben führen, ist der Hauptkreis, daneben die alten Adelsgeschlechter, voran die Pazzi, denen der Ruhm, die Würde und die Volksgunst der Mediceer Antrieb ist zu einer Verschwörung, die ein blutig-schauerliches und für die Verschwörer vernichtendes Ende nimmt.

Huna übertrifft sich in diesem Roman in der glutenden Leidenschaft, in der unerhörten Farbensymphonie, in der meisterhaften Stimmungsfülle der Darstellung, die das Werk zu einer fesselnden Lektüre machen. Ein Bacchanal an sinnlichem Schönheitskult, an Formenfreude, an heidnischer Lebenslust — oft auch eine Auferstehung jener Boccaccio-Abenteuer. Während die zahlreichen Gestalten des Buches mehr oder minder plastisch herausgearbeitet sind, ist Lorenzo de Medici eine schöne, reife und überzeugende Charakterstudie — ein großer Mann und ein edler Kopf.

Es sei aber einem Kritiker, der über das einzelne Buch und Werk die Gegenwart und ihren Ruf, die deutsche Sendung und das Wesen der echten Dichtung und Persönlichkeit nicht vergißt, verstattet, aus Anlaß dieses sehr gekonnten Werkes und zahlreicher anderer Renaissance-Erzählungen und Theaterstücke zu bemerken: Zeit und Leben der Renaissance bergen keine Kräfte und Säfte, die unsere Zeit, unsere Not, unser neues Werden aufnehmen könnten. Es war doch nur mehr eine großartig gelebte Äußerlichkeit, nur mehr Sinnenrausch und Formenkult — ein christlich nur schlecht verbrämtes Heidentum — dem der höchste und gestaltende Wert: die Seele, fehlte. Bei den wenigen Ausnahmen der Genies jener Zeit: das Menschentum war gering. Möchte der treffliche Meister des Wortes Ludwig Huna sein leidenschaftliches Herz doch auch wieder in unsere Mitte stellen!

In eine ganz deutsche Welt des Mittelalters und doch auch in die religiöse Gedankenwelt unserer Zeit führt uns Lulu von Strauß und Torney in ihrem neuesten Roman: Lucifer (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Inmitten ausdrucksstarker Charaktere, Meisterleistungen dichterischer Menschenschöpfung, die auch sofort die Balladendichterin ahnen lassen, erleben wir mit dem jungen Edeling Burkard vom Haus einen furchtbaren und zutiefst eindringenden Kampf um

Gott. Härteste Schicksale zwingen den Jüngling zu einer unerwünschten geistlichen Laufbahn, Leid über Leid formen an dieser urhaft deutschen, faustischen Seele — entfremden sie dem Glaubensbesitz, liefern die Seele dem Meer von Zweifeln und bohrendem Suchen aus. An der machtvollen und in Rembrandtfarben geheimnisschwer leuchtenden Gestalt des Schaumburger Domherrn will diese Seele heimfinden zu der unsichtbaren Kirche Gottes und Christi, die mit der irdischen Kirche der Zeit so wenig gemein hatte — bis neue gewaltige Enttäuschungen und Erschütterungen durch den geliebten Domherrn, durch das böse Tun der verwirrten und unchristlichen Diener der Kirche diesen eisenharten Menschen entwurzeln und letztlich zu ungeheuren Erkenntnissen über das Wesen des Bösen und die Göttlichkeit auch Lucifers, des vierten Teiles aus Gott, führen. Der Mönch Burkard stirbt den Ketzertod in Flammen — in Flammen ist aber auch dies Werk getaucht, vor dem ich nur bekennen kann, daß es groß, stark und erlösend ist, daß es den Menschen hinnimmt, wie es nur die Kraft des Geistes und der Gnade kann, und daß eine edle Dichterin es schrieb, der die Teilnahme aller Deutschen gebührt.

Max Dreyer, dessen kraftvolle und so sehr dem Leben dienende Werke noch lange nicht alle die erreichten, die sie in besonderem Maße angehen, schrieb mit seinem letzten Roman Das Gymnasium von St. Jürgen (Verlag L. Staackmann, Leipzig) ein Werk, für das ihm zunächst alle Eltern und Jugenderzieher dankbar sein werden. Ganz aus unserer Zeit, befaßt sich der Roman mit dem gewaltigen Problem der „neuen Schule". Wie für manche alte Einrichtung hat das Nachkriegsregiment auch für die deutsche, angeblich verkalkte und sterbensreife Schule keinen vollwertigen Ersatz, nichts wirklich durchdringend Neues schaffen können. Vom jungen sozialistischen Lehrer bis hinauf zum hohen Schulbeamten ein blindwütiges „Reformieren", mehr Zerstören, ein Schwelgen in Schlagworten und dem Wesen der Schule fremden „Erkenntnissen" vom „jungen Menschen". Denn die alten Wurzeln geben doch nun mal nur den einen gleichen Saft her, der immerhin die deutsche Jugend von 1813, 1870 und 1914 zu kraftvollen Menschen stählte, der immerhin so große Leistungen auf allen Gebieten des tätigen Lebens ermöglichte.

An zwei prächtig gezeichneten und lebenswahren Typen des kraftvollen, gut deutschen Gymnasialprofessors Joachim Braß, der allem Wesentlichen und Guten im Neuen offen steht, ohne den Boden zu verlieren, der ihn bildete und trägt, und des glänzenden Redners und Poseurs Ministerialrat Falkner, eines Vertreters der Phrase und des Umsturzes aller Werte, veranschaulicht Dreyer das alte und neue System. In diesem frisch und lebendig geschriebenen Buch steckt eine Fülle von Anregungen, guter Beobachtung, psychologischer Feinheit. Ein gesunder Lebenswille strömt aus ihm, und das Gesetz naturbedingter Entwicklung aus den gegebenen Grundlagen wird anschaulich bekräftigt. Eine letzte Lösung kann und will das Buch natürlich nicht geben — aber als wichtiger lebensvoller Beitrag zu der heiß umstrittenen Frage ist es zu begrüßen und der deutschen Familie zu empfehlen.

Ins volle Leben packt Hans Heyck, der seinen ersten Roman gibt: Der Zeitgenosse (Verlag L. Staackmann, Leipzig). Nur was er in der Hand behält, ist nicht das volle Leben mit seiner Fülle typischer Zeitgenossen — denn um das alles zu fassen, gehören ganz starke Fäuste und vor allem doch eine größere Lebenssicht und Distanz zum Objekt dazu. Immerhin: es ist dem jungen Autor gelungen, einen gut geschauten Ausschnitt jenes morschen und undeutschen Lebens nach 1900 bis zum Kriegsbeginn und bis in die erste Zeit nach der sogenannten Revolution zu geben, und vor allem: vor uns steht leibhaftig ein satyrischer Erzähler von besonders kräftigem Talent auf diesem von deutschbewußten Autoren nur wenig beachteten oder dem deutschen Künstler besonders schwierigen Gebiet. Hans Heyck führt eine glänzende, überaus treffsichere Feder, voll Witz und sprudelnder Dialektik und verfügt über ein kompositorisches Können, das diesen Roman mit künstlerischer Spannung sättigt. Der zweite Teil des Buches, Krieg und Nachkriegszeit, offenbart an zahlreichen Stellen eine dichterische Natur von tiefem Gemütsgehalt durchweg aber die Kunst der Charakterisierung und Fingerspitzengefühl für die noch so verborgenen seelischen Krankheiten.

Manche Unebenheit, Unwahrscheinlichkeit, so der Nietzscheaner und bäurische Wandervogel Pieter, ein manchmal überschäumendes Zuviel an Witz und Satire — mindert den guten Eindruck dieses Erstlings nicht. Auf daß sich dieses unleugbare Talent aus der Satire und aus dem Anfang zu echtem Humor und zur Weite entwickle, ist die Anteilnahme des geschmackvollen Lesepublikums erwünscht.

Der erste Roman des Schwaben Christoph Netzle: Fräulein Mozart (H. Haessel, Leipzig) gibt die Entwicklung eines jungen schöpferisch begabten Menschen, eines Studenten, bis zur Erkenntnis vom Sinn des eigenen Lebens, bis zum Sich-bescheiden. Es sind die Jahre vor dem Kriege, und ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Buches ist die liebevolle Zeichnung des Ortes der Handlung: München. Verfehlt ist der nach Sensation schmeckende Titel, der auch wenig Beziehung zum Ganzen hat. Wenn schon der Held, der Student Hans Greber, seine Liebe und spätere Frau in ihrem Wesen mozartisch empfindet — der Dichter Netzle bringt in diesem jungen 19jährigen Mädchen dieses „göttlich heitere, harmonische" Wesen für den Leser nicht überzeugend heraus. Auch sonst ist Eva Loeper sehr unwirklich — mit 19 Jahren hat man noch nicht diese Reife und Lebensgewißheit, diese Beherrschung und unbeirrbare Sicherheit, dieses Weibtum, das erst das Leben schafft. Zumal, wenn es sich um ein einfaches, liebes Mädel handelt. Zu diesen Schwächen kommt noch die mangelnde Komposition, der die Zucht des Aufbaues, der Verteilung und Belichtung fehlt. Dennoch dürfen wir Netzle und sein Werk als die Äußerung eines ringenden, kämpfenden Menschen begrüßen, als einen Ausdruck jenes deutschen Strebens, das aus dem Verhaftetsein an Eros und Diesseits das in Gott ruhende Sein, die Vergeistigung des Lebens sucht. Zahlreiche allgemein menschliche Züge machen uns diesen Studenten Hans Greber verwandt, oft erreicht Netzle jene Höhe und Tiefe des Ausdrucks seiner inneren Kräfte, die sein Dichtertum bezeugen. Und es zieht jener Strom der Menschlichkeit durch das Buch, der jedes Empfinden berührt, der Hunger ist und Durst nach Wesentlichkeit. Neben der realistischen Confessio ist viel Polemik da — in sich berechtigte, aber zügellos geformte und wieder geschmacksunsichere Ausfälle gegen die literarische Kritik, gegen den entsetzlichen Betrieb bei Presse und Verlag, der sich hinter den Kulissen abspielt, oft stark empfundene und leidenschaftliche Auseinandersetzungen mit der religiösen Frage unserer Zeit neben erotischen Leiden und Kämpfen, die wiederum allzu realistische und derbe Worte und Szenen bringen: aber zum Schluß der Sieg des Willens, des Ja zum tätigen, zielgerichteten Leben.

Die reife Erzählungskunst der jetzt 72jährigen Isolde Kurz kommt auch in dem neuen Werk: Der Despot (Verlag Georg Müller, München) zu sicherer Geltung. Gibt Netzle das Beispiel einer Lebensentfaltung am Weibe, so geht bei Isolde Kurz ein Schöpfertum zugrunde am Weibe. Der Roman spielt in Tübingen unter Studenten, in den Jahren vor 1870. Der Held, aus preußischem Militäradel stammend, ist eine kleistische Dichternatur, ein Dramatiker, dessen Hauptwerk eine Trilogie um Arminius werden soll. Der Erfolg eines Bühnenwerkes bringt ihn mit der Trägerin der Hauptrolle, einer schönen und wohlhabenden Schauspielerin zusammen — der Student verläßt die hohe Schule, verläßt die Not des inneren Lebens, um als Ehemann der wohl gutmütigen und ihn sehr liebenden, aber immerhin rein diesseitigen und nur äußerlichem Schönheitskult ergebenen Frau ungehindert seinem dichterischen Schaffen leben zu können. Das Schöpfertum hat den ganzen Menschen in Besitz genommen, ist der Despot, der nur Ganzes gibt, wenn er ein ganzes Leben empfangen, der ruhelos und unstet und einsam macht, aber auch reich und stark und groß. In der sorgenlosen und überaus „kultivierten" Umgebung wird der Dichter unsicher seines Sternes — er schreibt Rollen und Stücke für seine Frau, Stücke, die wohl bühnenmäßig, bühnenwirksam sind, dennoch nicht *seine* Werke, nicht Muß und nicht Höhe. Immer tiefer versinken Mensch und Geist in die umgebende Welt — immer mächtiger wird die Erkenntnis und der Wille zum großen, einzigen Werk als der einzigen Erlösung. Der Krieg 1870 findet die Eheleute an der Schweizer Grenze, im Schwarzwald, in einem alleinstehenden Landhaus, in dem der Gatte fieberhaft und weltvergessen am Arminiusdrama

schafft. Die liebende Frau verbirgt die Nachricht der Mobilisierung und die Order, und als ein alter Freund den Dichter besucht, den er zum Abschied sich rüstend wähnt ,kommt die Katastrophe. Der Dichter, ganz in seinem Werk, mit dem er dem deutschen Volk eine ganz große Gabe schenken will, zieht nicht ins Feld — wird fahnenflüchtig — und dieser letzte Verrat an sich, an seinem Herkommen und Blut, an der ungeheuren deutschen Lebenswirklichkeit versagt ihm auch die erlösende Kraft zur Gestaltung eines übermächtigen germanischen Dramas der Treue, Kraft und Hingabe ans Vaterland. Mit die stärkste Triebfeder in dieser Verkettung der Verhältnisse ist das Weib und ihre abgöttische, leidenschaftliche, dennoch kleine Liebe, die nur sich und den Mann — nicht die ewigen Gesetze der Natur sah. Der Zusammenbruch, der Tod des Weibes an Schwindsucht, der Selbstmord des Mannes — fern der Heimat in der Schweiz — ist unerbittliche Konsequenz und Schicksalhaftigkeit.

Das hochinteressante Thema fand eine künstlerisch vollendete Durchführung. Ruhig und sicher, ohne Stocken und ohne Pausen schreitet die wundervoll belebte Handlung ihren Weg. Zahlreiche echt deutsche Gestalten sind meisterlich geschaffen, schöne und bedeutende Gedanken über Dichtertum und das germanische Hermann-Drama prägen sich ein — über allem die vornehme Kultur einer starken dichterischen Persönlichkeit.

Welche Höhe in der künstlerischen Form, welche Fülle an dichterischer Kraft und allgemeiner Menschlichkeit in der Heimatkunst vorhanden sein kann, zeigt uns der Österreicher Anton Schott in seinem Bauernroman Die Hacker vom Freiwald (Verlag Herder & Co., Freiburg). Es ist im Grunde genommen die alte Geschichte: Bauern aus alten Geschlechtern, stolz, hart und nur auf Bewahrung, Mehrung des Familienansehens und -Besitzes bedacht. Bauernburschen, baumfest, ungebärdig und dickschädelig, aber so sehr Kind im tiefsten, Mädchen, frei und frisch, kraftvoll und gesund in Fühlen und Tun wie die Natur. Nun die leidige Familienpolitik — die ähnlich der fürstlichen Hauspolitik die Menschen zu Sachobjekten herabwürdigt. Die Natur ist hier österreichische Hochebene, ein verlassener Winkel in den Bergen, dennoch heimlicher, karger Schönheit voll, ein rauher, trotziger und armer Boden — also Kampf um das Brot, schwere Mühe. Und die Geschichte der Hackerbauern ein sturmvolles Kapitel von Schuld und Sühne. Nun der Dichter — denn hier ist schon begrenztes, aber unverfälschtes, bodenverwurzeltes Dichtertum: die Sprache brunnenklar und erdfrisch, humorvoll weniger im Wort als in dem gütigen Schein einfacher herzlicher Menschlichkeit, die Menschen köstliche Typen und liebenswert oft in die Maßen, stark in Liebe und Haß, in herber Güte und Feindschaft, dabei überall die alte, wunde, weiche Stelle, die nur der Berührung harrt durch das rechte Wort: das Herz. Die Handlung straff komponiert, reich belebt, bei aller epischen Haltung dramatisch zugespitzt. Auch hier spielt der Krieg hinein — mehr ein Wetterleuchten, als die volle Entladung. Auch hier kehrt alles Gesunde heim in die einzige Lebensluft: Wesentlichkeit und Liebe.

Ein erfrischender, reiner Trunk ist dies Buch, aus den gesunden und starken Quellen des von der mechanisierten Großstadtkultur noch nicht verdorbenen Volkstums. Ich kann mir nicht denken, daß ein innerlich gestimmter Mensch ohne Gewinn und Dank dies Buch aus der Hand legt.

Zum Schluß möchte ich die Türmer-Leser auf ein ungewöhnliches Werk eines Dänen aufmerksam machen, das um so mehr interessieren wird, als auch im Türmer in letzter Zeit zur religiösen Frage unserer Zeit Stellung genommen worden ist. Ich meine J. Anker Larsen und seinen Roman Der Stein der Weisen (Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich). Der Roman ist in der dänischen Heimat bei einem Verlags-Preisausschreiben mit dem Preise von 70000 Kronen ausgezeichnet worden, melden die Blätter und Verlagsprospekte, er ist auch in viele Sprachen übersetzt und weit über Europa verbreitet — aber seine tiefste Weisheit, seine große menschliche Schönheit werden dennoch, unabhängig von diesen lauten Tatsachen, nur die Besten empfangen können.

Ungewöhnlich und sonderbar ist schon zunächst die Technik des Romans. Einfach, knapp und oft kindlich „ungelenk" — aber durchleuchtet von den Geheimnissen des Daseins, des inneren

Lebens reihen sich die kurzen Kapitel aneinander. Dazu wirken diese Kapitel, die keine fortlaufende Erzählung der Handlungen darstellen, sondern jäh überspringen zu den vielen Gestalten und Begebnissen, Orten und Zeiten, wie ein Kaleidoskop: aber das ganze Leben ist in ihm eingefangen! Wohl spielt der Roman in Dänemark und gegenwärtig, aber das ungeheure Problem und die Macht der dichterischen Persönlichkeit schufen ein europäisches Werk im engeren, ein allgemein menschlich gültiges Werk im weiteren Sinn. Das Problem ist das Urproblem der Menschheit: Gott. Aber Larsens große Leistung ist die Beweisführung, daß das religiöse Gefühl ein Urtrieb und eine Lebensmacht, ein menschlicher Wesensbestandteil ist. Nicht die Kirchen und Religionsformen sind rückständig, verflacht, eng und ohne spendende Kraft, sondern das religiöse Gefühl, die Voraussetzung jeder Religiosität und die Quelle auch des echten Christentums ist verflacht und erniedrigt, kraftlos und siech geworden in der Menschheit der Gegenwart.

Drei Gestalten inmitten der unendlichen Fülle von Menschen dieses Buches sind die Träger der religiösen Ideen und Strömungen. Barnes, der Pastorensohn, der Skeptiker und Kritiker durchwandert das religiöse Leben bis zur Theosophie, die ihm nichts Besseres und Schlechteres gegeben hat, als heimzufinden aus Suchen und Spintisieren und Zweifeln zur Wirklichkeit, zum Wirken, zum goethischen „Alles um Liebe“ und „Tätiges Leben“. Jens Dahl, der religiös tief veranlagte, aber dennoch menschlich schwache Sucher landet über die christlichen Glaubensformen, über die Mystiker und Theosophen zu den Okkultisten und zerbricht früh an der Unmöglichkeit, auf dieser Erde dennoch im Jenseits zu leben. Der dritte Kämpfer nähert sich in der Form seiner Erkenntnisse und in dem Schicksalswege, auf dem er zu ihnen gelangte, stark dem russischen religiösen Gefühl: ein naives In-Gott-Sein, ein Erleben der Gottesnähe aus schwerer Schuld und Sühne, das religiöse Gefühl in der reinsten Grundform.

Aber was ist mit diesen paar Sätzen vom Wesen und Gehalt des umfangreichen Buches gesagt? Wenig, sehr wenig. Es ist ein Werk von unendlicher Lebensfülle, von unsagbarer Schönheit in den geringsten Dingen und Menschlichkeiten, es sind Worte in dieser Dichtung, die noch nicht gesagt worden sind in der Literatur. Hier war nicht nur Können am Werk, sondern jenes Etwas, jenes Höchste, das wir immer selten antreffen werden in Kunst und Forschung: Erleuchtung. Wehmut ist tiefbewegend da, aufgedeckt ist das Triebwerk alles Menschlichen: aber mächtig und gestaltend schwemmt der Strom des religiösen Gefühls die Trümmer der zusammengebrochenen Mystizismen und pseudoreligiösen Lehren fort. Viel Kindliches, Zartes ist in dem Buch, aber auch alle Schwere, aller Krampf und aller Schmutz dieses alltäglichen Lebens. So verlangt das Werk den reifen, weltoffenen Menschen, um ihn zu beschenken und zu bestärken in dem nie endenden Kampf des Lichtes gegen die wesenlose Finsternis.

Franz Alfons Gayda

Türmers Tagebuch

Graf Überall · Die Kriegslüge und die Verbandsstaaten · Polens trostlose Lage · Drohung mit Räterußland · Locarno · Der Pakt · Der liebenswürdige Briand · Was ihn bewog · Die Cordelia des Völkerbundes

Bisher ist Frankreich immer Polens bester Freund und tatkräftiger Förderer gewesen. Nicht aus Nächstenliebe, sondern aus rückversichernder Eigensucht. Allein selbst ihm fällt je länger, desto mehr der anspruchsvolle Schützling auf den Nerv. Briand klagte über die lästige Zudringlichkeit des Warschauer Außenministers. Er möge in irgend einer Stadt Europas irgendein Hotel betreten, immer laure an der Türschwelle hinter dem geschmeidigen Pförtner auch schon der nicht minder geschmeidige Alexander Skrzynski. Und Chamberlain klagte, ihm gehe es keineswegs besser.

Dieser Graf Überall ist schier noch rühriger als Benesch, sein tschechisches Bruderherz. Wir tun gut, ihm immer scharf auf die Finger zu sehen. Frankreich ist gewiß gefährlich und bleibt es trotz des Sicherheitspaktes von Locarno, allein mit Polen hat sich der Völkerbund selber die Schlange in den Garten gesetzt. Dessen hirnverbrannter Größenwahn ärgert sich über jeden Wassertropfen, der nicht sein Mühlrad treibt. Wo Skrzynski hinkommt, da spinnt er auch schon Ränke; streichelt und schmeichelt, bittet und bettelt er nach polnischer Weise. Aber nicht minder nach polnischer Weise trumpft er auch auf und fordert; ganz nach der Lage und Eigenart seines Gegenübers. Mit jenem geölten Geschick, das nun einmal den deutschen Staatsmännern, sei es durch den Zorn oder die Gnade des Himmels gemeinhin versagt ist, sät er Täuschungen, schafft er Vorurteile, fädelt er Hindernisse für uns und Erfolge für sich.

Ein Genfer Gespräch über Locarno führte er von hohem Schlachtitzenroß: „Wir Polen können nicht zulassen —", „wir verlangen", „der Westpakt wird nicht unterzeichnet, bevor unser Ostpakt unter Dach gebracht ist". „Was Sie nur immer mit Ihrem Korridor wollen? Ich kenne keinen". Auf Chamberlains Wort von der Notwendigkeit einer allseitigen moralischen Abrüstung verwiesen, barschte er mit hoher Nase: „Ach lassen Sie doch philosophische Erörterungen aus dem Spiele."

* * *

Graf Skrzynski ist auch Schriftsteller. In London gab er ein Buch heraus, das „Poland and peace" betitelt ist. Hier arbeitet er jedoch selber ausschließlich mit den philosophischen Erörterungen, denen er dort, wo es ihm nicht paßte, jedes Daseinsrecht absprach. Wie segensreich nach diesem Buche für die Welt, daß Polen wiederhergestellt wurde! Denn nirgends gibt es reinere Schwärmer für die heiligen Ziele des Völkerbundes als an der Weichsel. Nichts anderes ersehnt die sarmatische Hochherzigkeit, als Werkführer und Ehrenhort des europäischen Friedens zu sein. Wenn ihm dies nur nicht so blutsauer gemacht würde durch die Nachbarn; insbesondere das lüsterne Deutschland mit seinem Heißhunger auf edelpolnischen Mutterboden!

Grell widersprach demnach die Zunge dem Buch. Aber das Wort war diesmal triebhafter, also ehrlicher als die Schrift. Ein unbeherrschter Augenblick hat verraten, daß der Pole stets Pole bleibt; gerade am meisten sogar dann, wenn er es mit glatter Rede verbergen will.

Machen es freilich die anderen vom Völkerbund viel anders? Auch Chamberlain hat die moralische Abrüstung zwei Wochen, nachdem er sie in Genf gepriesen, mit seiner Antwort auf unsre Verbalnote zur Kriegsschuldlüge gewissenskalt verleugnet. Das dürfen wir trotz Locarno nicht vergessen.

Von jeher wurde in England die Politik mit dem Hermelinpelz der Moral verbrämt. Man sagte Christus und meinte Opium in China, tat als ob man Transvaal der Kultur öffne und wollte doch nur die Goldminen von Kimberley. Als ein lästiger Wettbewerber vom Weltmarkt verdrängt werden sollte, entrüstete man sich über den Bruch heiliger Verträge und machte uns den Krieg. Hätte sonst die öffentliche Meinung bis zu Lloyd Georges berühmtem Knockout die opferreiche Heeresfolge geleistet? Für solche Fälle ist die Moral geradezu unschätzbar, und wenn sie nicht da wäre, dann müßte sie erfunden werden. Der englische Staatsmann gebraucht sie, wie der Jockey die Flasche Sekt, die er seinem Rennpferd vor dem Start in den Rachen gießt. Das Gleichnis hinkt nur insofern, als auf dem Turf, wenn es herauskommt, der Gauner ausgeschlossen wird; während er in der Politik mit den anderen Auguren augenzwinkernd zur Pflege der Moral einen Völkerbund gründet.

Wäre England, wie es geplant und vereinbart war, im August 1914 in Belgien eingerückt, dann war der Neutralitätsbruch sonnenklares Recht; nur weil wir zuvorkamen, wurde es schauderhaftes Verbrechen.

Und es soll auch Verbrechen bleiben. Trotz alledem, was man über die Vorgeschichte des Krieges weiß und täglich mehr erfährt. Gelassen liest England gegenwärtig die Lebenserinnerungen Eduard Greys, worin sich deutlich zeigt, daß dessen Flottenabkommen mit Rußland es war, was in Petersburg die letzte Hemmung des Kriegswillens beseitigte. Man bewundert den klugen zielbewußten Politiker, hält aber scheinbar desto zäher fest an der deutschen Kriegsschuld. Unser Einwand, so ließ Chamberlain herb erwidern, vermöge das Urteil über die Vergangenheit nicht zu ändern. Versailles hat gesprochen; causa finita.

Das ätzte wie rote rauchende Salpetersäure. Man hätte sich ärgern können, wenn Ärger nicht ein Zeichen politischer Unreife wäre. Allerdings bei weitem kein so großes, wie die Schadenfreude unsrer Linkspresse. Denn diese jubelte über „die schallende Ohrfeige“, womit unser Kabinett abgefertigt worden sei für „die politische Taktlosigkeit“, die es „sich auf Drängen des aufgeregten Stammtisches der pensionierten Offiziere“ geleistet habe. Da wurde also die Außenpolitik wieder einmal aus der Perspektive des innenpolitischen Froschteiches beschaut. Daß wir uns dies nicht abgewöhnen können! Für den Verstand des Verständigen liegt die Sache ganz außerhalb von Ärger und Freude. Unsere Regierung gab sich keinerlei Täuschungen hin über die mutmaßliche Aufnahme ihres Schrittes. Aber der Politiker muß Manches tun, dessen glatten Mißerfolg für den Augenblick er voraussieht. Um der Ehre willen, zur Wahrung der moralischen Ebenbürtigkeit und als Berufungsfall für die Zukunft. Kann der kluge Vatikan glauben, daß der Kirchenstaat von heute auf morgen

wiedererstehen werde? Trotzdem erneuert er seine Ansprüche grundsätzlich von Zeit zu Zeit.

Der kennt weder die Geschichte noch das diplomatische Handwerk, der da glaubt, wir könnten unsren 42 Gegnern von Versailles jemals den lauten amtlichen Widerruf des Artikels 231 abzwingen. Die Entwicklung wird anders laufen, und auch hier gibt uns der Vatikan die Möglichkeit, ein Prophet mit rückwärts gewandtem Gesicht zu sein.

Denken wir an Galileo Galilei. Auch ihm wurde ein Geständnis erpreßt, das sowohl die Wahrheit wie sein Gewissen vergewaltigte. Wie Deutschland sein: „Wir sind trotz alledem unschuldig“, so sprach er das berühmte: „Und sie bewegt sich doch.“ Seine Werke kamen aber auf den Index und blieben drei Jahrhunderte darauf. Je sieghafter jedoch die Forschung durchdrang, desto überlegter verstummte der fundamentalistische Widerspruch der Kirche. Immer emsiger schwieg sie jenen Gewaltakt des heiligen Offiziums tot, und eines Tages waren die verketzerten Werke von der Liste der verbotenen Bücher lautlos verschwunden.

So ähnlich wird es auch mit dem Artikel 231 kommen. Schon gibt der Engländer verstohlen zu, er sei eine echt gallische Dummheit gewesen, auf die Lloyd George sich schmählicherweise eingelassen habe. Das offene Geständnis jedoch wird man jederzeit rund verweigern; es hieße ja Selbstanklage und Verzicht auf die Errungenschaften des Gewaltfriedens. Daher möchte man, daß gar nicht mehr darüber geredet wird und fertigt den Sprecher grob ab mit der Reizbarkeit des bösen Gewissens.

Sollten wir uns dadurch abschrecken lassen? Kluges Wägen fordert das Gegenteil, und unsre Leute handelten demgemäß. Der zartfühlende „Vorwärts“ wäre gewiß entsetzt gewesen, hätte er gewußt, daß Stresemann selber in Locarno noch einmal gegen die Kriegsschuldlüge protestieren würde. Viel nachdrücklicher sogar, als es in der Verbalnote geschehen. Es geschah in einer Vollsitzung und machte nach dem Bericht einen starken Eindruck. Diesmal aber schwiegen die Betroffenen. Das ist schon ein weiterer Fortschritt. Freilich dürfen wir uns auch mit ihm noch keinesfalls begnügen. Auch auf den zweiten Axthieb fällt der Baum noch nicht. Zäh müssen wir weiter arbeiten. Nur dann erreichen wir, daß man wenigstens so tut, als ob der berüchtigte Artikel überhaupt nicht da wäre. Seine förmliche Zurücknahme aber erreichen wir nie. Das schadet aber so viel nicht. Wenn nur die ganze Welt weiß, daß er Lug und Verleumdung ist, dann entehrt er nicht uns, sondern die Wichte, die ihn ersannen und ihre Spießgesellen, die ihn zuließen.

* * *

Mit Vorbedacht hat Skrzynski sein moralisch Lied in englischer Sprache gesungen. Es ging um einen großen Pump in Amerika, daher die philosophischen Erörterungen. Allein der Anschlag schlug diesmal fehl. Auch der Yankee ist Moralist nur außerhalb der Geschäftsstunden.

Das hat Caillaux gleichfalls verspürt. Er kehrt ebenso enttäuscht aus Amerika zurück, wie die Amerikaner enttäuscht von ihm sind. Wie an der Festtafel nur Selterwasser, so setzte man ihm am Verhandlungstische nur Smartneß vor. Sein dürftiges Angebot wurde abgelehnt und die Gegenforderung mußte er ablehnen, da sie ihn

in Paris zu Fall gebracht hätte. So bleibt es bei einer Zwischenlösung; vorausgesetzt, daß französische Volksvertretung nicht überhaupt jedes Schuldenzahlen, als unwürdige Versklavung des Siegerstaates, von sich weist. Der bloc national hat große Lust dazu. Schlimm ist, daß nunmehr obendrein auch das günstige Abkommen mit Churchill unwirksam wird. Hin und her über das Ärmelmeer fliegen daher die Vorwürfe; ein Verbandsbruder beschuldigt den anderen, ihn geneppt zu haben. Das Finanzgenie Caillaux hat demnach weder die Beziehungen zu Amerika, noch die zu England, noch endlich den Franken gestützt. Nach dem Londoner Erfolg hoffnungsfroh geschnellt, kümmert dieser jetzt wieder auf dem Tiefstand von einem Viertel des Nennwertes.

* * *

Frankreich muß sich mit Polen trösten, und das ist bei aller Freundschaft nur ein magerer Trost. Polnischer Größenwahn hat uns den Zollkrieg erklärt, allein binnen Vierteljahrsfrist mit Schimpf und Schande verloren. Nun bettelt man um den Handelsvertrag, den man im Frühjahr dünkelhaft ausschlug. An uns ist's jetzt, die Sibylle von Cumä zu spielen und für verringerte Zugeständnisse desto mehr zu fordern.

Durch diesen handelspolitischen Dummenjungenstreich hat Polen seine Volkswirtschaft auch dort verwüstet, wo es noch etwas zu verwüsten gab. In dem geraubten Oberschlesien nämlich. Wie gerne möchte man dort zu uns zurück! Auch die damals aus eigensüchtigen Gründen gegen uns stimmten, sind jetzt bis in die tiefsten Wurzeln geheilt. Wie eine bleierne Ente versackt der Sloty in den Gewässern der Börsenkurse. Wo man auch anpocht, da werden Auslandskredite verweigert. Zum mindesten bedingen sich die Weltbanken aus, daß zuvor der Staatshaushalt unter internationale Finanzkontrolle gestellt werde.

Welche Aussicht für den windigen Bettlerstolz! Was nützen da die großen Worte Skrzynskis und des Präsidenten der Polenbank, sie würden ihr Volk schon vor solcher Schmach zu schützen wissen? Was man Österreich ganz und mit dem Dawesplan zum Teil auch uns antat, das greift nun nach einem unsrer Hauptquäler, und selbst in Frankreich dämmern schon trübe Ahnungen.

Hier öffnen sich weite Ausblicke. Chamberlain hat für die weiteren Entwicklungsgänge die Staffel aufgestellt: Durch Pakte Sicherheit, durch Sicherheit Abrüstung. Wer sagt ihm aber, daß wenn das zweite erreicht ist, das dritte gewollt würde? An seiner Leiter fehlt der harte Brettnagel des Müssens. Wenn Coolidge ein gerissener Staatsmann ist, dann faßt er die Sache vom anderen Ende an. Er verzichtet auf den Gedanken einer Abrüstungskonferenz, wobei seine gute Absicht doch nur totgeschwatzt wird. Dafür aber läßt er desto mehr auf Frank und Sloty drücken, was der Wallstreet ein Kinderspiel ist. Wird dann die Finanzkontrolle unabwendbar, dann kann diese gehörige Ersparnisse bei der Wehrmacht erzwingen, und die Aufrüstung der Wirtschaft wird eingeleitet durch die Abrüstung der Heere. Es scheint, als ob bereits, während Chamberlain in Locarno *vor* den Kulissen den einen Weg beschritt, ihm Amerika hinter ihnen auf dem anderen zu Hilfe geeilt wäre.

Wie herrlich doch die Früchte des Imperialismus reifen! Polen ist die eigenste Gründung des Völkerbundes. An ihm konnte er zeigen, wes Geistes Kind er sei.

Man vergleiche an der Hand der Satzung mit dem, was er aus der Welt zu machen versprach, das, was er aus Polen werden ließ und ist nur noch im Zweifel darüber, ob im heutigen Genf die Schwäche größer ist oder die Heuchelei.

Wie durfte man, wenn man sich den Weltfrieden zum Ziel setzte, dulden, daß der neue Staat sich erst noch ein Schwert schmiedete und damit fuchtelt? Wie konnte man ihm im neutralisierten Danziger Hafen auf der Halbinsel Westerplatte ein Munitionslager mit Gasbomben zugestehen?

Wie durfte man hinnehmen, daß er entgegen den Genfer Schiedssprüchen Wilna raubte und sich offenbar auf den Raub Danzigs spitzt? Statt ihm zu wehren, fördert man sogar noch seine Eigenmächtigkeiten, wie es neulich wieder in dem Briefkastenstreit geschah.

Wo bleiben ferner die gewährleisteten Rechte der Minderheiten? Wird nicht alles Deutsche unterdrückt, die deutsche Schule ausgehungert, der deutsche Siedler enteignet, der Wunschdeutsche in Nacht und Nebel über die Grenze gejagt? Polen übernahm 1919 in Posen und Westpreußen fünf Viertelmillionen Bürger deutscher Zunge. Heute schon sind vier Viertel davon verscheucht und nicht lange, dann wird auch der Rest abgestoßen sein.

„Korridor? Ich kenne keinen." Das Wort war genau so wahr, wie polnische Diplomatenworte immer sind. Man kennt den Korridor nur zu gut, will aber, daß die Welt ihn nicht kenne. Gerade darum der Vernichtungskrieg gegen alles deutsche Wesen. Wenn unser Reich die Korridorfrage aufwirft, was demnächst sicher der Fall ist, dann will man antworten können: „Was wollt ihr denn nur? Das ganze Gebiet ist doch rein polnisch." Auf gefälligen Antrag wird dann ein Untersuchungsausschuß entsandt werden; dieser aber kann dann nicht anders, als feststellen, daß Polen wie immer recht habe, die deutschen Ansprüche daher abzulehnen seien. Wer erwartet mehr vom heutigen Genf?

* * *

Je mehr man die Katze streichelt, desto höher trägt sie den Schwanz. Natürlich ist Skrzynski auch in Locarno erschienen; natürlich mit Benesch und natürlich stiegen beide im Palasthotel ab, wo auch Briand wohnte. Er hat es durchgesetzt, dabei zu sein; vermutlich weil er mit Räterußland drohte. Die Warschauer Zusammenkunft mit Tschitscherin war zugleich eine russische Drohung gegen uns und eine polnische gegen die Westmächte. Es gab da zu gleicher Zeit drei Schmiede mit je zwei Eisen in der Esse. Tschitscherin erkundigte sich in Berlin, ob wir mit ihm gingen oder er etwa mit Polen gehen solle. „Mit dem Rätestaat oder mit Euch", frug Skrzynski nach London und Paris. „Sicherheitspakt mit Euch oder mit Moskau?" so stellten wir in Locarno zur gefälligen Auswahl. Für den Briten war dies alles gleich angstvoll, denn er wittert in Rußland seinen schlimmsten Feind. So wurde es Chamberlains Hauptaufgabe, das Werden eines so oder so gearteten Ostbundes zu verhüten. Das gab die geheime Triebfeder der Konferenz. Ihr Verlauf wird nur dann durchsichtig, wenn man sich sagt, daß wir und Frankreich die Geschobenen Englands waren. Es ist bezeichnend, daß das Ergebnis bei den Franzosen und uns sehr ruhig, in England hingegen mit hellem Jubel begrüßt wurde.

Der Furcht eines polnisch-russischen Bündnisses hat man sich freilich zuerst ent-

schlagen. So sicher Polen geneigt war, wenn es die oberen Götter Genfs nicht erweichen könnte, sich den acherontischen Moskaus zu ergeben, so wenig war diesen zuzutrauen, daß sie dem alten Erbfeind ernstlich die Ostgrenzen gegen sich selbst und die Westgrenzen gegen uns verbürgten.

Ernster als Tschitscherins Besuch in Warschau wurde der in Berlin gewertet. Er brachte ja auch als Erfolg einen großen Staatsvertrag, den ersten, den Räterußland mit einer europäischen Macht abzuschließen bisher gelang. Man fürchtete, daß zu seinen zehn aufgezählten Einzelabkommen noch ein geheimes elftes treten könnte. Diese Angst wurde zu einem Stein in unsrem Brette; sie ist der Grund, weshalb man uns diesmal weiter als auf allen früheren Kongressen entgegenkam.

Zehn Tage wurde verhandelt und am elften der säuberliche Pakt dem hocherfreuten Chamberlain auf den Geburtstagstisch gelegt.

Es war ein merkwürdiges Treiben am Lago Maggiore. Drei Konferenzen liefen nebeneinander her. Zu der ersten traf man sich täglich im Pretorio unter den alphabetisch gereihten Fahnen der Teilnehmerstaaten. Hier wurde das neckische Diplomatenpoker gespielt, um auch der kiebitzenden Welt etwas zu bieten. Die zweite fand meist unter vier Augen statt, zu verschwiegener Stunde am verschwiegenen Orte oder auf der Motoryacht „Apfelsinenblüte“ während der Fahrt nach der entzückenden Herbstromantik der borromäischen Inseln. Hier war es, wo die Dinge wirklich geschoben wurden, denn der erste von Wilsons vierzehn Punkten, daß „die Diplomatie fortan immer offen und vor aller Welt getrieben werden solle“, wird genau ebenso gewissenhaft erfüllt wie die übrigen dreizehn.

Drittens gab es noch die Pressekonferenz. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun. Ein gewaltiges Aufgebot von Journalisten war erschienen und machte sich dienstbeflissen zum Konferenzier der Konferenzler. Oder war es nur deren Beleuchtungsinspektor? Die meisten jedenfalls sahen es als ihre Hauptaufgabe an, die Vertreter des Siebenstaatenkongresses immerfort zu umspielen mit den farbigen Scheinwerfern ihrer Berichterstattung.

Dies amerikanische Treiben ist für die Alte Welt eine neue, aber schlechte Errungenschaft. Mag es der Triumph journalistischer Technik sein, er ist zugleich ein Niedergang des journalistischen Gewissens. Denn die Sensation erdrückt die Gediegenheit, und der Politiker wird zum schmissigen Plauderer. Wenige Stunden nachdem sich Luther und Briand in der Weinlaube von Ascona getroffen, wußte schon die ganze Welt davon. Allerdings nicht das, was dort zur Sprache kam, wohl aber, daß der Deutsche das Kätzchen gestreichelt und der Franzose die Zeche bezahlt habe. In einem immerhin denkwürdigen Augenblick der Zeitgeschichte wurde Stilleben gemalt, denn — die Kinder, sie hören es gerne.

Lange Spalten las man tagtäglich aus dem von seinem Dornröschenschlaf so jäh erwachten Badeorte. Aber immer nur das leichte Drum und Dran, das jetzt den Ernst des Geschehens in der Presse moosartig überwuchert. Wer auf verbürgte, tragfähige Nachricht begierig war, statt auf Umwelt, der kam kaum auf seine Rechnung. Durchforschte er gar mehrere Zeitungen hintereinander, dann las er sich völlig begriffsstutzig. Denn Schwarzmalerei und Rosigsehen, Wettergewölk und Silberstreif wechselten auch in demselben Blatte unablässig, je nachdem „unser



eigens entsandter Sonderberichterstatter“ gerade dem einen oder dem anderen Pressechef, dem lachenden oder dem weinenden Diplomaten in die Finger geraten. Es war wie in Raimunds Verschwenderlied; der eine hieß den andern dumm und am Ende wußte keiner nichts.

Noch riefen daher die Straßenverkäufer die Abendnummern mit der neuesten Nachricht über „die dritte und schwerste Krisis der Konferenz“ aus, da wurde dies alles beschämend überholt durch die allerneuste Kunde von dem erfolgten Abschluß.

Wieder wird geschimpft oder gejubelt; je nach Parteistandpunkt. Man täte besser, eine ganz nüchterne Bestandsaufnahme zu machen, wie weit uns dieser Schritt gebracht hat und dann zu überlegen, wie weit der nächste uns bringen muß. Denn mit vollem Rechte hat Stresemann in seiner Abschiedsrede betont, daß die Bedeutung des Vertrages von Locarno davon abhänge, ob er der Anfang einer neuen Entwicklungsreihe sei.

Erreicht ist, daß es künftig keine französischen Sanktionsgefahren mehr gibt. Alle Streitfragen, auch die aus dem Versailler Vertrag, werden einem Schiedsgerichte überwiesen und dessen Schiedssprüche von England verbürgt. Durchgesetzt ist ferner, daß die französische Ostgarantie nicht in den Westpakt hineingearbeitet wurde. Überhaupt hat trotz Skrzynski Beflissenheit das französisch-polnische Bündnis allerlei Kürzungen erlitten. Die Ostgrenze wurde nicht garantiert; Deutschlands Revisionsrecht bleibt also unangetastet. Zum ersten Male ist Polen in eine Sackgasse geraten. Selbst falls die schiedsgerichtliche Regelung einer deutsch-polnischen Streitfrage nicht erzielt würde, dürfte Frankreich von seiner Bündnispflicht erst dann Gebrauch machen, wenn Deutschland unzweifelhaft als der Angreifer erschiene. Das berüchtigte Durchmarschrecht wird in Genf derart herabgemildert werden, daß jedes Bundesmitglied das Maß seiner Mitwirkung an militärischen und wirtschaftlichen Maßnahmen selber bestimmen kann. Darüber hinaus sind unsere Rapallo-Pflichten gegen Rußland ausdrücklich anerkannt. Das geschah, um Rußland von Gegenzügen abzuhalten.

Hingegen wurden leider nicht alle die Rückwirkungen durchgesetzt, worauf wir Wert legten. Hier kamen Bestimmungen des Versailler Vertrages in Betracht, da ist begreiflich, daß Frankreich auf diesem Ohre taub blieb. Die Räumung der Kölner Zone rechnen wir nicht als Zugeständnis; sie ist nur ein bislang vorenthaltenes gutes Recht. Die Verringerung der Besatzung im Rheinland, die Rückkehr des deutschen Rheinkommissars, Besserung der Saarzustände können wir nur als Abschlagszahlungen werten. Weniger Bedenken habe ich, daß all' dies gar nicht im Pakt steht, sondern nur durch persönliches Versprechen Briands zugesichert ist. Gemeinhin hält ein solches „gentlemans agreement“ besser als ein Staatsvertrag. Hier zumal, wo Briand und Chamberlain, wie es heißt mit ihrem Worte zugleich ihr Amt verpfändeten. Auch fällt der Pakt, wenn die Zusagen nicht bis 1. Dezember schon erfüllt sind, und Englands Interesse an dem Abkommen steckt daher drängend dahinter. Warten wir also ab.

Manche Punkte sind trotz aller Juristensorgfalt doppeldeutig geblieben. Sie bedürfen daher einer schleunigen Auslegung, die sie reinlich und zweifelsohne macht. Auch dies nötigt zu einem vorsichtigen Aufschub des Endurteils.

Die Garantie der französischen Ostgrenze war von uns angeboten. Ohne sie gab es kein Locarno. Aber noch kein ewiger Pakt hat ewig gedauert und der Diplomat ordnet die Sehnsüchte nach dem Grade ihrer Erfüllbarkeit. Man soll daher unsere Unterhändler nicht schmälen; sie haben würdig, klug und zäh gestritten.

Allerdings war auch der Briand von Locarno der Briand nicht mehr, der im Frühjahr das deutsche Angebot mit höhnischer Gegenforderung beantwortete, derselben, die er jetzt so gut wie fallen ließ. Noch weniger aber jener Briand, der vor sechs Jahren das linke Rheinufer für Frankreich forderte. Er hat zum ersten Male dem ewigen Polen Skrzynski aufgetrumpft und war gegen unsre Leute besonders auf der Straße und vor dem Kodak so liebenswürdig, daß die Pariser Presse schilt, er sei uns nachgelaufen und Stresemann meinte, man müsse ordentlich Furcht bekommen vor diesem Übermaß von Herzlichkeit.

Wir fühlen es ihm nach. Man verbinde damit, daß unlängst der Kultusminister de Monzie in Berlin war, um die geistigen Beziehungen zwischen den beiden Völkern wieder aufzurichten. Man denke ferner daran, daß gleich danach in Mainz Tirard eine Rede hielt, die Rheinlandbesatzung solle nicht Reibungen schaffen, sondern Mittel sein, daß die Völker sich näher kennen lernten! Ist das die Schalmei des Rattenfängers, der arglose Kinder in die Falle lockt?

Ich glaube es nicht. Die Wandlung geht vermutlich auf die wirtschaftliche Lage Frankreichs zurück. Diese macht es von England und Amerika abhängig. Beiden ist das französische Säbelrasseln zum Ekel geworden und ihr: „Pakt oder —“ mag bewirkt haben, daß Briand schon mit der Absicht nach Locarno kam, nachgiebig zu sein. Um Frankreichs, nicht um unsretwillen.

Das schmerzlichste an dem Abkommen ist wohl, daß wir dadurch in den Völkerbund geraten. Es ist die Gesellschaft, die uns Oberschlesien absprach und bisher nie frug: „Was ist Recht?“, sondern immer: „Was schadet Deutschland?“

Er tritt uns auch jetzt noch mit Mißtrauen entgegen und baut unsrem Wirken ausgeklügelt vor. Er setzte nämlich fest, daß, wenn Klagen von Minderheitsvölkern vorliegen, im prüfenden Dreierausschuß **der** Staat nicht vertreten sein darf, der mit ihnen gleichen Stammes ist. Im Europa des Versailler Vertrages gibt es aber fast nur noch **deutsche** Minderheiten.

Es ist daher ein Opfer, das wir bringen, in diesen Dunstkreis einzutreten. Aber das Opfer kann zu einer Aufgabe werden. Selbst in **diesem** Völkerbunde liegen Ansätze zu einer gesünderen Entwicklung. Die skandinavischen Staaten, Holland, die Schweiz sind Mitglieder, aber ihr germanisches Gewissen leidet unter dem verlogenen Treiben, wie es in Genf sofort Platz griff. Sie sind machtlos dagegen, denn ihnen fehlt der Mittelpunkt zum Zusammenschluß. Deutschland kann es werden, freilich nur ein Deutschland der inneren Beseelung und des triebkräftigen Idealismus. Mir kommt der Völkerbund wie ein König Lear vor. Dieser hat den heuchlerischen Schmeicheleien der Gonerils und Regans geglaubt, die unter der Maske der liebenden Töchter ihn schamlos ausbeuteten. Als er sich aber seiner Lage bewußt wurde, da flüchtete er zu der verstoßenen dritten Tochter Cordelia. F. H.

(Abgeschlossen am 23. Oktober)

Auf der Warte

Zur vaterländischen Bewegung

Wir möchten nicht den Eindruck erwecken, als ob wir mit dieser Reihe von kurzen Betrachtungen, die an den Streit Jungdo-Stahlhelm (Augustheft) anknüpfen, „Polemik“ treiben wollten. Der „Türmer“ ist parteilos deutsch, hat also keine Einstellung auf eine bestimmte Gruppe; aber er ist deutsch, nicht international, steht also vaterländischen Bestrebungen freundlich nahe. Wieder aber sind wir unsrerseits wesentlich auf Kultur eingestellt, nicht auf Politik; auch einzelne Verfassungsfragen sind uns vorerst belanglos. Deutschland als Ganzes muß sich erst wieder auf sein Wesen und auf seine besondre Sendung besinnen.

Wir gehen heute von einer schlichten Feststellung aus. Die Tageszeitung der jungdeutschen Riesenorganisation („Der Jungdeutsche“), im ganzen lebendig geleitet, aber in bezug auf Kunst, Kultur und Dichtung nicht immer von sichrem Instinkt, hat über die Harzer Festspiele während der Spielzeit (sechs Wochen!) nicht den geringsten Bericht gebracht. Wohl aber war während der Spieltage im nahen Quedlinburg eine Ballei-Versammlung, wobei der Ordensmeister Mahraun selber sprach. Ein Inserat im „Jungdeutschen“ forderte zu massenhaftem Erscheinen auf. Aber die Freilichtbühne in allernächster Nachbarschaft sah man nicht. (Erst vier Tage nach Schluß der Spiele erschien im „Jungdeutschen“ ein begeistert anerkennender Gesamtbericht.)

Hier könnte ja nun ein Versäumnis des Arbeitsausschusses vorliegen. Aber jene Spiele durften nicht übersehen werden. Sie waren ein außerordentlich wichtiger Versuch. Jene herrliche Bühne könnte eine unvergleichliche Sammelstätte für deutsche Jugend verschiedener Gruppen, auch für die Jungdeutschen werden. Man könnte diese Sammelstätte in den nächsten Jahren planmäßig ausbauen. Die Führer könnten Ansprachen halten und das deutsche Kulturgewissen stärken unter dem Eindruck der Spiele. Denn der Gedanke der Freilichtbühne hat gesiegt, er läßt sich vortrefflich in einen parteilos vaterländischen Sammelbegriff einfügen.

In diesem Zusammenhang, doch unabhängig von jenem Versuch, schreibt uns ein rechtsstehender Schriftsteller ziemlich herb: „Sehr gut finde ich die Ausführungen zum Streit Jungdo-Stahlhelm im Augustheft. Ja, hinter den Kulissen kriselt es — und das Faust- und Massenrecht, der plumpe Geist der Zahl, des Hurrapatriotismus sind stark dabei, in einer Phrase zu erstarren und alles anfängliche Feuer und reine Wollen zu ersticken. Die Führer des Jungdo sind in Berlin z. B. nie zu haben, persönliche Aussprache unmöglich, Ratschläge, Hilfe — nichts anzubringen: es ist alles unterwegs zu Tagungen, Weihen, Reden, Märschen, Paraden: ein Schaustück! Diese Dinge sind reif zur unzweideutigen Entscheidung. Mit der Faust ist in Deutschland auf lange, lange Zeit nichts zu machen — schaffen die Führer sich nicht eine Gefolgschaft aus dem Geiste, machen sie ihre Organisation nicht lebendig durch den Geist, so bricht naturnotwendig die innere Struktur zusammen, und was bleibt, ist — ein Krieger-Verein...“

Scharfe Worte der Besorgnis, — aus Erfahrung gesprochen, nicht aus Gegnerschaft!

In eindrucksvoller Weise hat sich genau in derselben Richtung mehrfach schon Thomas Westerich geäußert („Deutsche Front“, Hamburg). Unmittelbar an Ausführungen des „Türmers“ anknüpfend, fährt er zustimmend fort: „Ja, was tut ihr?! So möchten auch wir fragen. Was tut ihr, um der organisierten Vermassung zu entgehen und dem herrlichen Gedanken der Reichsbeseelung all jene Kräfte dienstbar zu machen, die sorgenvoll den Tagen der Prüfung entgegensehen? Als beispielsweise in Hamburg der Reichsbund für deutsche Heimatbühnen die vaterländischen Kreise zum ersten Male um deutsche Schöpfungen, vor allem um Eberhard Königs Dietrich von Bern sammeln wollte, blieb in

jenen Kreisen — mit einer Ausnahme! — alles stumm. Weder der Stahlhelm noch auch der Jungdo waren an diesen Abenden vertreten, die doch den alleinigen Zweck der volkl.chen ‚Beseelung' haben, den Zweck, die geistig-jüdischen Ketten zu brechen. Es ist schon angebracht, nicht im Ton des überheblichen Nörglers, wohl aber in ernster Besorgnis zu fragen: ‚Ja, was tut ihr?' — und erst recht: ‚Was unterlaßt ihr!' Seit fünf Monaten und länger führte der ‚Reichsbund für deutsche Heimatbühnen', seit zwei Monaten die Arbeitsgemeinschaft ‚Nationale Bühnenvereinigung', Hamburg-Berlin-Gotha-Wien, ihren Beseelungskampf für den vaterländischen Gedanken. Ich will mich nicht darüber auslassen, wo ich, in welchen Kreisen ich bislang auf taube Ohren stieß. Parteien? Mit Parteien hat das alles nicht das mindeste zu tun; darf es auch nicht. Es geht um die Seele des Volkes."

In einer andren Nummer der „Deutschen Front" setzt sich derselbe Vorkämpfer, der starke Instinkte hat für die Nöte deutscher Bühnenkunst, mit dem „Jungdeutschen" freundschaftlich, doch fest und deutlich auseinander. Es ist in der Tat ein starkes Stück, wenn die Zeitung des jungdeutschen Ordens folgendes schreibt:

„Wenn die ‚Deutsche Front' einfach feststellt, daß das ‚geistige Deutschland' viel zu wenig führend zu seinem Recht kommt, so möchten wir ihr sagen, daß gerade das ‚geistige Deutschland' sieben Jahre Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten der nationalen Bewegung zukommen zu lassen. Jetzt, nachdem die nationale Bewegung einsam und verlassen gekämpft und sich durchgerungen hat, dürfte es natürlich leicht sein, wenn ‚prominente Geistige' sich an deren Spitze zu setzen versuchen (!). Jedoch dürfen sie es uns nicht übelnehmen, wenn wir sie fragen, was sie bisher geleistet haben und wo die große Gefolgschaft ihrer Lehre steckt (!). Wir können selbstverständlich auf das geistige Deutschland nicht verzichten (!), aber Bücherschreiben und kritisieren erscheint uns denn doch etwas zu gering gegen den Kampf, den unsere Führer jahrelang, unter Einsatz ihres ganzen Seins, verhöhnt oder belächelt von eben diesen Geistigen (?!) geführt haben."

Diese Entgleisung — man kann es nicht anders nennen — wird von Thomas Westerich milde zurückgewiesen, wenn er sagt, dies sei „ausgesprochen verbandseinseitig und beinahe oberflächlich". Beinahe?! Es ist hanebüchen oberflächlich. Das geistige Deutschland hat, wie dann auch Westerich mit Recht betont, „nicht seit sieben, sondern seit 30 Jahren und länger gekämpft" — als diese Verbände überhaupt noch nicht geboren waren. In den obigen Worten kennzeichnet sich ein ganz bedenkliches Spießertum, das auf die „Bücherschreiber" herabschaut und verächtlich fragt, „was sie bisher geleistet haben und wo die große Gefolgschaft ihrer Lehre steckt" —! Die große Gefolgschaft? Etwa die Massen, mit denen man dort in Parademärschen arbeitet, die natürlich eines stillen Buches Wirkung überdröhnen?!

Freilich haben Nietzsche oder Eucken oder Chamberlain, um nur drei Warner und Propheten der Jahrhundertwende zu nennen, „nur Bücher geschrieben", statt an der Spitze von Massen-Organisationen zu marschieren. Aber es ist denn doch eine höchst bedenkliche Einstellung, wenn man nicht fühlt, daß dieses Wirken auf einer ganz andren Ebene liegt. In unverhüllter Form offenbart sich in jener Äußerung der Mangel an Ehrfurcht vor dem Geist und seiner still umgestaltenden Macht. Es ist eine Form des lauten und derben Materialismus: es ist die heute allbeherrschende Achtung vor den organisierten Massen.

Da sind wir wieder bei unsrem Grundbedenken.

Nochmals bitten wir, unsre Worte nicht als „Angriff", sondern als Anregung aufzufassen. Nämlich: unter Beibehaltung von Sport und Spiel und Wandern, diesem unerläßlichen Betätigungsdrang der Jugend, über die soldatischen Formen hinauszuwachsen in Kulturaufgaben. Die Anlagen dazu sind vorhanden: so glüht z. B. Mahrauns Rede am Hermannsdenkmal von echtem deutschem Idealismus, von Sorge um die

deutsche Seele. Und in einer kerndeutschen Zeitung lesen wir folgende Worte in Fettdruck gegen Tagungen, die zum Selbstzweck werden: „Solche Tagungen sind ein Krebsschaden an der nationalen Bewegung geworden, sie täuschen sich und die Mitwelt über die Leere hinweg und vertuschen die Hohlheit und Haltlosigkeit der sie veranstaltenden Verbände. Mit einer gewissen Rauschseligkeit wird eine Gedankenlosigkeit erzeugt, die der nationalen Bewegung großen Abbruch tut. Was nützen dem Vaterlande der große Klimbim, die prunkhaften Aufzüge und die strahlenden Fackelzüge."

Dies ist genau das, wovor auch wir warnen. Und wo stehen diese Worte? Im „Jungdeutschen" (Nr. 25), und der Ordens-Hochmeister Mahraun selber spricht die Warnung aus. Wir stehen an seiner Seite und erhoffen grade von seiner Gruppe die große Wende zum Erfassen deutscher Kulturaufgaben.

Eine Mahnung an die vaterländischen Verbände

Im Grunde meines Herzens widerstrebt es mir, in der Öffentlichkeit Stellung zu nehmen „gegen" Organisationen, bzw. gegen Bestrebungen innerhalb von Organisationen, die ich infolge ihrer vaterländischen Idee aufrichtig achte und schätze. Gerade diese Achtung aber ist es, die mich veranlaßt, einmal ein offenes Wort zu sprechen, in der Hoffnung, daß es vielleicht dazu beiträgt, rechtzeitig einzugreifen, wo es erforderlich ist.

Es handelt sich um kerndeutsche Organisationen wie „Jungdeutscher Orden" und „Stahlhelm" als die mächtigsten Vertreter des überparteilichen vaterländischen Gedankens. Selber Frontkämpfer während der ganzen Dauer des Krieges, fühle ich in mir die gleiche Liebe zum deutschen Vaterlande und zum deutschen Volke, die ich in den Brüdern des Jungdo und in den Kameraden vom Stahlhelm spüre, obwohl ich ihren Organisationen nicht angehöre. Als Auslandsdeutscher und häufiger Bereiser ehemaligen Feindeslandes treten mir die Schwächen meiner Landsleute vielleicht etwas krasser und zur Kritik herausfordernd entgegen, fühle ich aber auch die Verpflichtung in mir, als Kritiker mitzuarbeiten an der Bekämpfung solcher Schäden.

Bald nach dem Eintreffen in meiner Heimatstadt fand ich Gelegenheit zu langer Unterhaltung mit Verwandten, Freunden und Bekannten, welche entweder der einen oder der anderen der beiden Organisationen angehörten. Was mir sofort auffiel, war ein allgemeines Klagen über die zu starke Überhandnahme der rein geselligen Ansprüche, die beide örtliche Organisationen an ihre Mitglieder stellten. Dabei verkannte man die Notwendigkeit des geselligen Anschlusses an sich durchaus nicht, das möchte ich ausdrücklich betonen. Zuerst wären es die Bannerweihen in den verschiedenen Nachbarorten gewesen, welche die Mitwirkung meiner — ihre Pflichten ernst nehmender — Freunde erforderten; nun schlossen sich aber in endloser Fortsetzung die Weihungen von Tischbannern und Veranstaltungen befreundeter Vereine an, die bald von der einen, bald von der anderen Bruderschaft oder Kameradschaft Einladungen zur Teilnahme ins Haus brächten. Die Abende und Sonntage, die doch der Familie als der Urzelle der Vaterlandsliebe heute mehr denn je gehören sollten, müßten der Organisation in einem Maße geopfert werden, das einem lästigen Zwange nicht unähnlich wäre. Wenn es nun noch bei der kurzen und eindrucksvollen Weihe bliebe! Es schließen sich aber häufig recht unerfreuliche Gelage an, deren unausbleibliche Auswüchse und Folgen von den Gegnern gründlich ausgeschlachtet würden. In einem Orte hätte man dem „Stahlhelm" schon die Bezeichnung „Saufhelm" beigelegt. Daß diese vielen Veranstaltungen mit nicht unerheblichen persönlichen Kosten verbunden wären, wurde nebenbei erwähnt. Während der beiden Pfingstfeiertage wären vom Stahlhelm oder Jungdo (ich entsinne mich nicht mehr genau) eine Übung im Gelände angesetzt, die die Mitglieder des örtlichen Verbands für diese Tage ihren Familien entzogen. Besonders für die verheirateten Kameraden ein kaum zu ertragender Zwang!

So und ähnlich lauteten die Klagen, die ich hier sachlich berichte.

Überschätzen die Führer nicht die Begeisterung und Hingabe an den Organisations-Gedanken unter den Geführten? Stellen sie diese Hingabe nicht auf eine zu harte Probe? Es ist ein Unterschied, ob man Berufsführer und geistig ausschließlich auf die Idee der Organisation eingestellt ist, oder ob man die Verpflichtungen eines Bundes neben den Berufs- und Familienpflichten zu erfüllen hat. Ist nicht der Abstieg in der Werbekraft des sozialdemokratischen Gedankens einer verminderten Möglichkeit des bedingungslosen Folgens mit zuzuschreiben? Hat nicht die Schlagkraft unseres Heeres im Laufe des Krieges stark dadurch gelitten, daß Sorge um Familie und Beruf die völlige Hingabe an die kriegerische Tätigkeit erschwert? Keineswegs sei hier gegen straffe Organisation oder energische Führung gesprochen. Beide sind Voraussetzung für das Gedeihen solch großer Bünde, wie beide Verbände es sind. Aber Energie, gepaart mit tiefem Verständnis für die zu Führenden, das gibt ein Gespann von Zugkraft.

Von den Herren der Oberleitung beider Organisationen habe ich nach all den Schilderungen, die man mir von ihnen und ihrer Tätigkeit gegeben hat, durchaus den Eindruck, daß sie Führereigenschaften an und für sich besitzen, und der Erfolg bestätigt es ja. Große Verantwortung ruht aber bei den Unterführern, ganz gleich welchen Namen oder welche Rangbezeichnung sie tragen. Sie bestimmen durch ihre Persönlichkeit und ihr Wirken den Geist in der ihnen unterstellten Gruppe. Unsere Oberste Heeresleitung hatte mit der längeren Dauer des Kriegs, der zunehmenden Mannigfaltigkeit des Menschenmaterials bald erkannt, wo die Stütze für die Erhaltung der Schlagkraft lag und verlangte das Sichnäherkommen von Führern und Geführten und das Verständnis des Vorgesetzten für mehr als rein militärische Angelegenheiten der Untergebenen.

Die Unterführer — da steckt das Problem! Sie müssen nach Lage der Verhältnisse am Ort ihrer Tätigkeit wissen, was sie ihrer Gruppe zumuten dürfen. Sie müssen, von oben beraten, erzieherische Kräfte besitzen, denn sie sind es, von denen die kleinen Zellenbildungen ausgehen, wo man im stillen arbeitet.

Wird übrigens tatsächlich der Klassenunterschied immer und überall ganz außer acht gelassen? In den Kleinstädten spielt ja das Gefühl der Erhabenheit der einen Berufs- oder Standesklasse über die andere eine oft mehr als lächerliche Rolle. Mir wurde erzählt, daß auch beide Organisationen, welche ja solche Unterscheidungen grundsätzlich ablehnen, in vielen Einzelfällen sich durchaus nicht davon freizumachen vermögen. Ich habe immer gefunden, daß es so furchtbar leicht ist, sie in jedem Kreise durch einige geschickte aber von Herzen kommende Worte oder Handlungen nicht nur zeitweise zu überbrücken, sondern zu beseitigen. Gelingt das einem Unterführer einer vaterländischen Organisation nicht, so kann er seine übernommenen Pflichten selbst beim Vorhandensein energischer Führereigenschaften nicht erfüllen. In einer gut geleiteten Gruppe darf nie und bei keinem Volksgenossen das Gefühl aufkommen, daß man über ihn hinwegsieht.

Nun hat man neuerdings, ich glaube in beiden Organisationen, auch weibliche Abteilungen unter sehr schönem Namen gegründet. Fürchtet man nicht störende Folgen dieser Ausdehnung? Ist schon unter Männern eine bedingungslose Kameradschaft ein nur schwer zu verwirklichender Gedanke, so bezweifle ich nach meinen in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen und Beobachtungen einen Erfolg in der Schwesternschaft. Neid, Eifersüchteleien, berechtigtes oder unberechtigtes Gefühl von Zurücksetzung sind in weiblichen Organisationen eine besondre Gefahr, so daß ich Bedenken hege, ob Jungdo oder Stahlhelm sie kraft ihrer Idee den weiblichen Gruppen fernhalten können. Meine Leserinnen bitte ich, mit mir dieser Meinung wegen nicht zu scharf ins Gericht zu gehen. Ich versichere ihnen, daß im übrigen — wenn sie nicht „organisiert“ sind — meine Verehrung für die Frau im allgemeinen und die deutsche Frau im besonderen eine grenzenlose ist.

Jungdo und Stahlhelm stehen so scharf unter Beobachtung ihrer Gegner, daß sie es vermeiden sollen, unnötige Angriffsflächen zu schaffen.

Ist es übrigens notwendig, so unzählig viel Bünde zu gründen, welche sich doch in ihrer Struktur und ihren Bestrebungen so ähnlich sind? Ich habe immer das Gefühl, daß persönlicher Ehrgeiz einzelner meistens die Veranlassung zur Schaffung neuer Vereinigungen ist. Weshalb das?! Sie zersplittern nur, anstatt dem Nationalismus die so dringend erwünschte Einheit und Tiefe zu geben. Das auf uns Auslandsdeutsche so besonders traurig wirkende Bild der Zerrissenheit deutscher Parlamente und ihrer dadurch unfruchtbaren Arbeit möge dem wiederauflebenden und aufstrebenden Nationalismus eine Abschreckung sein! Uns retten weder Parlaments- noch Vereins-Reden. In dieser Ansicht weiß ich mich eins mit unzählig vielen Deutschen im In- und Auslande.

Hinrichs.

Nachwort. Diese Bedenken sind uns ganz unabhängig von unsrer Erörterung Jungdo-Stahlhelm schon vor Monaten aus dem Auslande zugegangen. D. T.

Aus schlesischen Bergen

Heimatfest feiern ist gewiß ein schönes Ding! Und doch wie oft kommt einem der Gedanke, daß man mit den Festen an der Schale hängen bleibt und den Kern nicht erreicht oder daß gar die Nuß hohl! Wer mit Grenzgauarbeit zu tun hat, täglich den Kampf der Sudetendeutschen verfolgt, der empfindet mit tiefem Schmerz, bei wie wenigen der Grenzgaugedanke als ein deutscher erfaßt wird. Trotz aller Bemühungen können wir z. B. nicht erreichen, daß unsere Riesengebirgswanderer die Tschechenbauden meiden, die Bauden, deren deutsche Besitzer entrechtet wurden, Bauden, die den Kohleninseln des Ozeans gleich Stützpunkte unaufhaltsamer Tschechisierung sind. Aus Bequemlichkeit und Neugier meidet der Reichsdeutsche diese Bauden — Elbfallbauden, Wosegger, Martins, Hofbaude — nicht und hat dann zweierlei fadenscheinige Entschuldigungen: der Reiseverkehr ist international. Und: Seid umschlungen, Millionen!

Ist nicht solchen Redensarten gegenüber die Tatsache tief beschämend, daß als Ertrag des Verkehrs von ein paar Festtagen, ein tschechischer Baudenwirt 3000 Rentenmark nach Prag auf die Bank bringen konnte! Die Regierungsleute quittieren lächend und nennen dann die Deutschen das national schlappeste Volk. Die Deutschböhmen aber kommen mehr und mehr zu der Überzeugung: von den heutigen Reichsdeutschen kann uns nimmer Hilfe werden. Um wie viel bitterer wird dadurch ihr Kampf!

Die Wanderer, die wir zu Tausenden aus allen deutschen Gauen grüßen durften, durcheilen das Bergrevier meist in einem Tempo, als könnte man vom Kilometerfressen geistig satt werden. Wie viele — wie wenige von diesen erleben wirklich Heimat! Von einer Baude zur andern preschen, schwungvolle Ansichtskarten schreiben, einige Lieder und mehrere Schoppen schmettern — — so leicht ist Heimat nicht gefunden. Das alles ist Schale.

Wer nicht vor der Majestät der Berge erst einmal ganz klein, still und einsam geworden ist, für den rauschen Wälder und Bäche umsonst, an den dringt nicht das Hohelied der Berge in schönem, innerlich feinem Rhythmus. Wo Gott nicht sprechen kann — und Gott spricht nicht im Lärm der Menschen — ist keine Heimat. Das Wandervogelleben war schon richtig oder suchte wenigstens die Bahnen. Aber die Masse — wie immer — hat dann alles verdorben.

Wie dem sei: Immer klarer erkenne ich, daß Heimat-Erleben und ihr dienen wenig mit Massenwandern und wenig mit Festen zu tun hat — wenig mit dem, was wir von außen an sie herantragen, um so mehr aber mit dem, was aus ihr selbst von innen und natürlich hervorwächst. Das ist die Arbeit, die in ihr geleistet wird, die bodenständige Arbeit, d. h. die durch Material und das Gewerk der Menschen an den Boden gebunden ist. Diese Arbeit gilt es zu zeigen als Heimatleistung, diese Arbeit gilt es

zu fordern, sie vom Kitsch zu retten, zum Wertgut zu machen. Damit eben dadurch — und das ist der Kerngedanke — der werkende Mensch nicht nur wirtschaftlich, sondern kulturell gehoben werde.

Wir haben im Riesen- und Isergebirge Leinen- und Garnindustrie, Glasindustrie, die kunstgewerbliche Arbeit der Spitze, am Holz und Metall. In Schreiberhau und Flinsberg habe ich Meister der Glasgravur kennen gelernt (die Gravur ist ja die viel wertvollere Glasbearbeitung als der immer mehr in den Vordergrund tretende Schliff), deren Arbeiten in ihrer angreifenden Schlichtheit und Echtheit klar erkennen lassen, daß hier alles die Arbeit selbst ist: die Arbeit als Lebensschaffen und Lebensfreude. Das wirtschaftliche Moment tritt gegen das kulturelle zurück. Dasselbe zeichnet die Arbeit Del Antonios, des Lehrmeisters der Warmbrunner Schnitzschule, aus. Mit der Hirschberger Fürstlich Pleßschen Spitzenschule steht es ähnlich. Möchte ich helfen können, ihr neue Wege zu ebnen, denn die geldknappe Zeit hat sie in schwere Bedrängnis gebracht! Sie hat eine Leiterin von ausgezeichneter künstlerischer Kraft, die es verstanden, sich die Gehilfinnen für diese eben so schwere wie künstlerisch wertvolle Arbeit heranzubilden. Man muß sich einmal die Mühe geben, so eine handgenähte Spitze mit einer Maschinenarbeit zu vergleichen. Es kann dasselbe Muster sein und doch der Unterschied kalter, farbloser Gleichgültigkeit und jener farblichen und fadenmäßigen Lebendigkeit, deren Gepräge eben nur die feinfühlige Menschenhand dem Werk zu geben vermag. Wir haben in Boberstein bei Kupferberg eine neue kunstgewerbliche Werkstatt, die das Kupfer aus dem nahen Bergwerk hämmert und treibt. Es sind das zwei verschiedene kunstgewerbliche Arbeitsgänge, mit denen der Künstler wirkt und seine wuchtigen Kessel, Schalen, Leuchter, Glocken herstellt, die wie Urväterhausrat anmuten, so schwer, gediegen und zweckdienlich.

Das sind einige unserer Heimatarbeiten. Mit ihnen dürfen wir in der Welt sagen: das sind wir — das ist unsere Heimat. Diese Arbeit bedeutet nicht nur, sondern ist Leben, ist unser Leben. Ist aber diese Bergesarbeit Inhalt unseres Lebens, mit aller Last und aller Lust, dann braucht auch der Mensch ein Arbeitskleid, das beidem — sonderlich der Lust — Rechnung trägt. Ist die Arbeit gottgeschenkter Segen der Heimat, so soll der Mensch nicht in Lappen und Lumpen seine Arbeit verrichten.

Von diesem Gedanken aus ist mir die Schaffung einer neuen Bergtracht ein Problem und keine Spielerei. Zur Spielerei wird leider vielfach die Heranziehung der alten schönen Trachten zu den allerlei Festen, die ihren Höhepunkt in modernen Tänzen haben. Vorkämpfer dieses Trachtengedankens ist der völkische Schriftsteller Bernhard Wilm-Saalberg. Auf Gedanke und Formengebung der neuen Tracht einzugehen, muß ich mir für ein andermal vorbehalten.

Hermann Bousset.

Ein Richard Wagner-Saal in Bayreuth

Einen Markstein in der Geschichte der Festspielstadt Bayreuth — so wird man einst die Gründung des Richard Wagner-Saales in Bayreuth nennen. Das Wort Saal ist in diesem Fall zu eng begrenzt; aber noch ist die umfassende Bezeichnung für das hier zu Schaffende nicht gefunden.

Mit dem Plan, dem klassischen Wagner-Biographen C. F. Glasenapp ein Gedenkzimmer zu errichten, kam seine Pflegetochter und Freundin Helena Wallem nach Bayreuth. Dorthin hatte sie unter den denkbar größten Schwierigkeiten den Glasenappschen literarischen Nachlaß aus dem bolschewistischen Riga gerettet. Und nun erwuchs ihr an Ort und Stelle der weitausschauende Gedanke, im Anschluß an das Glasenapp-Gedenkzimmer ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das den Besuchern Bayreuths durch eine großangelegte Sammlung aller bedeutenden auf den Meister bezüglichen Erinnerungen den Werdegang und das Wirken Richard Wagners im Bilde vor Augen führt und zu Lehr- und Forschungszwecken lebensvoll ausgebaut werden soll — eine Aufgabe

von unübersehbarer Bedeutung, wie sie nur durch edelste Begeisterung und reinste Opferfreudigkeit gelöst werden kann. Aber Helena Wallem besitzt in hohem Maße die Eigenschaften, die solchem Beginnen zum Siege verhelfen.

Wenig mehr als ein Jahr ist vergangen, seit die erste offizielle Kunde von dem geplanten Unternehmen durch Helena Wallems „Mitteilung und Aufruf" in die Öffentlichkeit drang, seit auch an dieser Stelle (Türmer, Okt. 1924) durch Otto Daube darauf hingewiesen ward — und schon zeigt es sich in beglückender Weise, wie der Gedanke Wurzel gefaßt hat und ins Große und Weite wachsen will. Aus der einen Ecke, die im Sommer 1924 den Festspielbesuchern ein erstes bescheidenes Bild von der im Entstehen begriffenen Schöpfung vermittelte, hat sich nun schon ein stattlicher Grundstock entwickelt. Der Schätze sind so viele geworden, daß bereits tischweise geordnet werden konnte, was später — im Neuen Schloß — saalweise seine Gestaltung finden wird. Und wie sinn- und geschmackvoll hat die Hand der Hüterin gewaltet, wie lebendig ist die Anordnung jeder einzelnen Abteilung! Zunächst der biographische Tisch: Ein besonders schönes, seltenes Exemplar der Beethoven-Büste aus der Werkstatt von Gustav Kietz und ein reizendes Weber-Relief von derselben Meisterhand erinnern an die bedeutsamen Episoden der Dresdener Jahre: die Aufführung der 9. Symphonie und die Trauerfeier für Weber, die Wagner mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe zum Schöpfer des Freischütz und Oberon und der Euryanthe verbreitet und ins Werk gesetzt hat. Bilder von Wagners Wohnstätten, die ersten Stiche von Tannhäuser und Lohengrin, eine Aufnahme des Weimarer Hoftheaters aus dem Lohengrin-Jahr 1850, der Steckbrief Wagners vom Jahr 48 im Allgemeinen Eberhardtschen Polizeianzeiger der „politisch gefährlichen Individuen" (!) — um nur einiges herauszugreifen — führen recht eigentlich in des Meisters Leben ein. Die reiche Schaffenszeit der Züricher Jahre liegt in wertvollen Erstausgaben vor uns: Kunst und Revolution, Oper und Drama, Mitteilung an meine Freunde und das Kunstwerk der Zukunft mit der Widmung an Feuerbach, die — so bedeutsam — in späteren Ausgaben, nachdem Schopenhauer in sein Leben getreten war, wegbleibt. Besonders anschaulich ist die Münchener Tristan-Zeit festgehalten: am eindringlich-rührendsten vielleicht durch ein unscheinbares Heft, in das Schnorr von Carolsfeld seine ganze Tristan-Partie herausgeschrieben hat. Ein Ehrenplatz ward hier dem von der Krongutverwaltung in München gestifteten Bildnis König Ludwigs II. eingeräumt, das den königlichen Schirmherrn in der ganzen sieghaft schönen Idealität der Erscheinung zeigt zur Zeit seines Regierungsantritts, da er den längst verehrten Meister zu sich rief.

Den biographischen Erinnerungen angereiht ist der Tisch der Getreuen, wo die unermüdlichen Mitkämpfer, die Freunde des Hauses Wahnfried in Bild und Buch vertreten sind. Lauter Namen, die dem Anhänger Bayreuths vertraut sind. Ich nenne hier nur: Hans von Wolzogen, Heinrich von Stein, C. F. Glasenapp, Chamberlain, Malwida von Meysenbug. Eine besondere Weihe gibt diesem Tisch das in Gestalt und Haltung und Ausdruck der Hand so ergreifende Bild von Liszt am Klavier; auch die großen Schüler, die dieser Getreueste dem Meister zugeführt: Hans von Bülow, Tausig, Klindworth begegnen uns hier im Bilde.

Ein wertvolles Andenken an die ersten Ring-Aufführungen 1876, das Bildnis Wagners, das er der ersten Brünnhilde, Amalie Materna, mit der Unterschrift: „Seiner Brünnhilde Wagner Wotan" schenkte, leitet über zu dem Tisch der Geschichte der Festspiele. Hier wird vor allem durch eine Originalzeichnung von Hans Thoma der hohen Frau gedacht, die nach dem Tode des Meisters das verwaiste Werk in die Hand nahm und es mit unerhörter Kraft und Genialität ausgestaltete. Darunter das Bild des Sohnes, der als „ein Kulturträger edelster Art" das Erbe von Bayreuth lebendig weiterführt. Und all den bewährten Helfern am Werk, den ersten Förderern Groß und Feustel, den ersten Dirigenten Richter, Levi und Mottl, dem

„Blumenvater“ Porges, dem Gesangsmeister Hey ist hier ein Denkmal gesetzt.

Zuletzt der Tisch, der zur bildenden Kunst hinüber weist, wie sie von der Anregungskraft, die Wagner und seinem Schaffen innewohnt, beeinflußt worden ist. Franz Stassen mit seinen wundervollen, ganz aus dem Geist der Musik geborenen Ring-Gestalten ist hier an erster Stelle zu nennen. Viel wäre noch zu sagen von großzügigen Stiftungen, die der jungen Schöpfung in Aussicht gestellt sind, von opferbereiter Förderung, die ihr zugesprochen worden ist. Hier will ich nur noch das Eine betonen, daß Helena Wallem auch junge Kräfte gewonnen hat, die freudig bereit sind, ihre Arbeit dem Dienst am Werke zu weihen. Und diese Gewinnung der Jugend für den Bayreuther Gedanken ist von größter Wichtigkeit, damit die Kette der Getreuen, die sich je und je für ihn eingesetzt haben, ununterbrochen in die Zukunft hinüberführe; damit das Wort, das die große Idealistin Malwida von Meysenbug schon 1901 ausgesprochen hat, seine Geltung behalte: „Bayreuth ist jetzt wie der Pol einer elektrischen Kette, von der eine heilende Kraft ausgeht — dahin, wo es nottut, in die Jugend!“ Berta Schleicher

Woldemar von Uxkull

Der Verfasser des Leitaufsatzes in diesem Hefte ist ein in Deutschland noch wenig bekannter baltischer Edelmann und Schriftsteller, der nun in Tirol lebt. Man hat ihn — so plaudert die Meraner Zeitung — den Dichter des Kaukasus genannt, nicht mit Unrecht, denn durch seine kaukasischen Werke wurde die literarische Welt zuerst auf ihn aufmerksam. Doch Uxkull hat noch andres geschaffen. „Ich würde ihn heute den Dichter der Menschenliebe nennen; denn der Riese von Gestalt mit dem gütigen Herzen eines Kindes war von jeher der Anwalt der Menschlichkeit. Aus seinen gesamten Werken tönt der Ruf nach Gerechtigkeit, Milde, Befreiung; sei es in seinen kaukasischen Büchern, sei es in der ‚Lucie Bertier‘ oder in seinem letzten Werke ‚Eine Einweihung im alten Ägypten‘, überall ruft er die hohen Menschheitsgefühle wach.“

Wir haben denselben Eindruck, kennen freilich nur das letztgenannte Werk (München, Roland-Verlag, Dr. Albert Mundt; geschildert nach dem Buche Toth, mit 22 Rekonstruktions-Zeichnungen von Leo Sebastian Humer). Auf diesen 121 Seiten entfaltet sich, von nachfühlender Phantasie geschaffen, klar und anschaulich, Schritt für Schritt, der Entwicklungsgang eines Mysten, der an der Hand seiner priesterlichen Führer in höhere Erkenntnisse vordringt. Uxkull hat sich mit diesem Gebiet viel beschäftigt; und so dürfte auch seine versuchsweise Nachzeichnung der Eleusinischen Mysterien anregend sein.

Ein deutsches Ehrenmal

Zum 1. August 1924, als dem Tag der zehnjährigen Wiederkehr des Weltkriegsbeginns, betonte die Reichsregierung (gleich den anderen Nationen), die Ehrung der gefallenen Söhne des deutschen Volkes sei eine vornehme Staatspflicht. Wie und wann diese Ehrenschuld einzulösen sei, darüber hat sich die Regierung jetzt nach einem weiteren Jahre noch nicht vernehmen lassen.

Der Bund der Frontsoldaten (Der Stahlhelm) greift nun dem amtlichen Schneckengang vor. Er wendet sich an die Öffentlichkeit mit einem Aufruf, der in der Schaffung eines heiligen Haines gipfelt. Wenn eine Männerkameradschaft von der Größe des „Stahlhelm“ nach offenbar sorgsamer Überprüfung des Objekts sich für das Zustandekommen einer Gefallenen-Ehrung größten Stiles einsetzt, dann läßt sich nicht stillschweigend darüber hinweggehn, denn den Entschlüssen dieses rührigen Bundes pflegen Taten zu folgen.

Der Plan des „Stahlhelms“ geht von der Erwägung aus, daß die Gemeinde-Ehrenmale für die heldischen Toten des Weltkrieges zwar nötig und schön sind, nicht aber symbolisch dem ungeheuren Vorgang der heiligen Volkserhebung als Ganzem gerecht werden. Auch die gemeinnützigen Kriegergedächtnis-Stiftungen etwa in Form eines Kriegerheimes (wie ich an dieser Stelle 1923 ausführte) entsprächen nicht dem Sinn des heldischen Opfergedankens. Was den Welschen und Angel-

sachsen das Sinnbild des unbekannten Soldaten, das solle dem tiefen deutschen Empfinden der in offenem Sarkophag schlafend nachgebildete Krieger (in Übermenschenform) sein: weithin sichtbar ruhend inmitten eines gewaltigen Naturparks, der Eigentum der Nation, als solches sakrosankt, gesetzlich geschützt und als Stätte der Verehrung und Einkehr nur unter bestimmten Bedingungen betretbar. Ohne die Möglichkeit, den Raucher- und Trinkergelüsten zu fronen, darf nur der Einzelne zu Fuß, ohne Waffen, ohne Hunde die feierliche Landschaft betreten. Eine gewaltige Mauer umgibt diese Freizone der Nation. Nach jeder Himmelsrichtung weist eine mächtige, von zwei Türmen flankierte Pforte. Kriegsbeschädigte üben den Wach- und Aufsichtsdienst aus. Jede Mutter eines toten Kriegers soll Jahr um Jahr die Möglichkeit haben, auf Kosten des Staats nach dem heiligen Gebiet zu fahren und am Grabe des schlafenden Kriegers still ihres eigenen Sohnes zu gedenken. Besondere Reichsgesetze haben die Strafen bei Sachbeschädigungen und Profanierung zu regeln. Große Opferstöcke an den Portalen sammeln Spenden für edle vaterländische Zwecke: etwa für Kriegsbeschädigtenfürsorge, Linderung der Wohnungsnot, Siedelung.

Daneben besteht nun der Plan des Tannenberg-Ehrenmals. Am 31. August 1924, als dem Tag der zehnjährigen Wiederkehr der Entscheidungsschlacht von Tannenberg, weihte der Sieger im Kampfe, Feldmarschall von Hindenburg, den Grundstein der gewaltig gedachten Anlage, deren äußeres Bild nach abgeschlossenem Wettbewerb nun festliegt. Die Stätte ist hier im Gegensatz zum Stahlhelm-Projekt unabänderlich. Während der Bund der Frontsoldaten an ein möglichst zentral gelegenes, landschaftlich erhabenes Naturgebiet etwa im Thüringer Wald denkt, wird das Tannenberg-Mal auf dem historischen Schlachtfeld zu stehen kommen. Seine Anlage ähnelt dem des heiligen Hains: Auch hier türmen sich klobige Mauern; auch hier schirmen Wachttürme die hohen Eingangspforten, während im Ehrenhof mächtige Mauernischen den einzelnen Gauen und Stämmen vorbehalten sind. Möglichst jedes einzelne Land soll sich seinen Wachtturm erwerben, der mit seinen gewaltigen Ausmaßen und einer Höhe bis zu achtzig Metern als ein Wahrzeichen trutzig ins Land ragen wird.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß bei der großen Verehrung für den greisen Marschall und Führer des Reiches das Tannenberg-Mal durch freiwillige Spenden verwirklicht wird. Ebenso ist auch damit zu rechnen, daß bei der Disziplin und den geordneten Mitteln des „Stahlhelms" der größere Plan des heiligen Hains nicht beim bloßen Vorhaben bleibt.

Daß große einigende Werte von einem solchen geweihten Ort auf alle Lebensalter und Geschlechter ausstrahlen werden, ist sicher; ebenso daß damit dem Ausland ein würdiges und warnendes Beispiel von der inneren Einkehr und bewußten Würde des aufsteigenden deutschen Volks gegeben würde.

Hans Schoenfeld

Heinrich Vierordt

Zu Johann Peter Hebel und Joseph Viktor von Scheffel gesellt sich aus dem Badener Land in dem siebzigjährigen Heinrich Vierordt ein dritter Vertreter deutschen Schrifttums, der auf diesem Gebiet zu nicht mehr bestrittener Geltung durchgedrungen ist. Sein Jubeltag gestaltet sich für ihn zum Zeugnis allgemeiner Wertschätzung seiner Verdienste. Von dem gefestigten Ruhm seines Namens und seiner Schöpfungen fällt, wie von Hebels und Scheffels Wirken, ein Abglanz auch auf seine Heimat und ihre Hauptstadt, in der er am 1. Oktober 1855 als Sohn des Oberleutnants Heinrich Vierordt geboren wurde.

Manches hat unser Jubilar mit den genannten beiden Sanges- und Stammesgenossen in seinem innersten Wesen gemein, und es wäre gewiß kein undankbarer Versuch, den verbindenden Fäden dieser natürlichen Artverwandtschaft im einzelnen nachzuspüren. Aber neben jenen zweien hat Vierordt, der Mensch und der Dichter, doch als eigenwüchsige, selbständige Persönlichkeit Anspruch auf seinen besonderen Platz.

Edle, kraftgetragene Geschlossenheit und ungezwungen vornehme Großzügigkeit bilden die Grundlagen seines Charakters und seiner in

einer ansehnlichen Bücherreihe niedergelegten Geistesarbeit. Die straffe Zucht des von dem guten Offizierston vergangener Zeit erfüllten Elternhauses und der mehrfache Wechsel des Wohnsitzes, durch den der lerneifrige Knabe die schönsten Städte zwischen der Taubermündung und dem Bodensee, Konstanz, Freiburg, Heidelberg und Wertheim, genauer kennen lernte, waren für das Wachstum und die Weiterentwicklung seines früh schon hervortretenden poetischen Talents ein in jeder Hinsicht fördernder und fruchtbringender Gewinn.

Von den Hochschulen Heidelberg, Leipzig und Berlin kehrte Vierordt nach der Erwerbung des Doktortitels als freier Schriftsteller nach Karlsruhe zurück. Unausgesetzte Beschäftigung mit den besten Werken der Weltliteratur und ausgedehnte Wanderfahrten durch fast alle Staaten Europas gaben seinem Wissen und Können den für ihn wünschenswerten Halt und die letzte Krönung. Durch sein verhältnismäßig spät geschlossenes Ehebündnis mit Anna Helbing, einer Tochter des damaligen Präsidenten der evangelischen obersten Kirchenbehörde Badens, erschlossen sich für ihn ebenfalls bedeutungsreiche Möglichkeiten erweiterter Lebenserfahrung.

Ebenso zog Vierordt aus dem freundschaftlichen Verkehr mit den bekanntesten Größen des zeitgenössischen Schrifttums und mit hochgestellten Gönnern desselben, wie dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, für sein künstlerisches Schaffen manchen nachhaltigen Nutzen. Seine wertvollen, bei dem Stuttgarter Verlag von Greiner & Pfeiffer eben im Druck erscheinenden Erinnerungen („Das Buch meines Lebens") geben einen Begriff von der Vielseitigkeit dieser Beziehungen. Als sein erstes umfassenderes Prosawerk bezeugen diese Aufzeichnungen zugleich die Mustergültigkeit der Sprache des bisher nur im Lied und in der Ballade bewährten Wortmeisters. Der peinlichen Sorgfalt in der Behandlung von Klang und Form, von Reim und Vers, haben auch seine Dichtungen ihren ungewöhnlichen Glanz und die Weihe vollkommener Schönheit zu verdanken. Ihr malerischer Reiz übertrifft fast noch den musikalischen, und es muß uns wundernehmen, daß sich nicht auch die Künstler des Stifts und der Palette, wie die Komponisten, ihrer bemächtigt haben.

Stofflich umspannt Vierordts Poesie den ganzen Bereich menschlicher Erfahrung und Lebenserkenntnis unter besonderer Berücksichtigung des geschichtlich überlieferten Geschehens. Aus dem unerschöpflichen Born der Sage und Legende fließt ihr gleichfalls willkommene Nahrung zu. Die Schwungkraft einer starkbeflügelten Phantasie hat ihre Schranken noch um ein Beträchtliches erweitert. In den Balladen und in den oft an Heines großgeschaute Nordseebilder erinnernden kosmischen Alfreskogemälden erreicht sie den Höhepunkt ihres Gestaltungsvermögens. Die Stimmung getragenen Ernstes herrscht in ihr vor. Zu machtvoll gesteigerter Auswirkung erhebt sie sich in den genial durchgeführten mehrteiligen Geschichtsdichtungen, die besonders tragische Schicksale, wie das der Tuilerienkinder oder das des Kaisers Max von Mexiko, des Schloßherrn von Miramar, vor des Lesers erschütterte Seele treten lassen.

Das äußere Gewand dieser episch-lyrischen Darstellungen schimmert und leuchtet in Freiligrathscher Farbenpracht. Geibelsche Ruhe und Reinheit zeichnet die zahlreichen Reiseskizzen und Naturschilderungen aus, vor allem auch die schönen Gedenkstrophen aus Griechenland und Italien. Und an die Zartheit und Innigkeit eines Storm und Mörike reichen die seelenvollen, gefühldurchhauchten Verse heran, in denen der Dichter das Glück seiner Jugendtage, sein Vaterhaus, die stille Fürsorglichkeit seiner Gattin und das harmlos unschuldige Spiel seines Töchterleins besingt.

Heimatklänge tönen warm und herzandringend schon aus der ältesten Sammlung seiner Gedichte. Mit einem „Badischen Heimatbüchlein" will er uns auch jetzt wieder beschenken. Karlsruhe und ihre trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens überaus reichhaltige Chronik haben dazu manchen köstlichen Beitrag geliefert. Wie schon in dem bekannten, wiederholt vertonten Lied „Ans Land Baden" und in vielen andern Stücken aus dem Erstlingsband offenbart sich auch in dieser neuen Gabe die rührende Hingebung und Anhänglichkeit des Verfassers an den angestammten Boden.

Doch über den engeren Kreis der gelb-roten Grenzpfähle hinaus trägt ihn die Begeisterung für das zu so rasch emporgediehener Macht aufgewachsene, nach Not und Schmach stolz und stark wiedergeeinte Vaterland der lichtvollen, nun jählings in Nacht und Dunkelheit hinabgesunkenen Aufstiegfrist nach dem glorreichen Krieg gegen Frankreich, während der er seine besten Mannesjahre, selbst in stetem Aufstieg begriffen, der Ausübung seiner den Ruhm des Reichs mit verherrlichenden Kunst widmen durfte. Gesänge voll Kraft, in denen das reine vaterländische Denken und Empfinden zum Ausdruck kam, besitzen wir von ihm aus jenen großen, leider so schnell entschwundenen Tagen. Die dem Dichter zuteil gewordene Hofratswürde war der gewiß nicht unangebrachte Beweis fürstlichen Pflichtbewußtseins diesem ritterlich deutschen Sinne gegenüber.

Feinkörnige, jedoch mit Absicht öfters auch derb zugreifende Spruchweisheit bot Vierordt dem mitlebenden und dem nachwachsenden Geschlecht bei den immer deutlicher werdenden Fehlgängen und Abirrungen im Wirtschafts- und Geistesleben, in Erziehung und Schulbetrieb, in Gesellschaft und Politik, nachdrücklich zu Besinnung und Umkehr mahnend. Die „Deutschen Hobelspäne" sind in dieser Hinsicht weit weniger zum Ergötzen als zur Abschreckung und Aufrüttelung schlafender oder doch gleichgültig gewordener Gemüter der Öffentlichkeit übergeben worden. In diesen epigrammatisch knapp geprägten, höchst schlagfertigen Gedankengebilden und in den „Deutschen Ruhmesschildern und Ehrentafeln", welche die geistige Struktur der namhaftesten älteren und neuzeitlichen Berühmtheiten, vornehmlich auf dem Felde der Literatur und Kunst, blitzartig überhellen, tritt die sprachschöpferische Begabung Vierordts am auffälligsten zutage.

Auch nach dem schlimmen Ausgang des Weltkriegs, der für des Dichters bürgerliche Stellung mancherlei nicht von ihm vorausgesehene, heldenhaft durchgefochtene Schwierigkeiten und Nöte mit sich brachte, blieb er unverbittert seinem nationalen Heroldsberuf treu. Und treu blieb er auch dem aus allen seinen Werken klar erkennbaren Glauben nicht nur an das richtende, sondern auch an das rettende Walten einer über allen irdischen Wechselfällen ihren vorgefaßten Plan und Rat dennoch ans Ziel führenden göttlichen Obermacht.

Das kostbarste Dankgeschenk zu dem Ehrentag des Gefeierten ist für ihn die Liebe und Verehrung unsrer Jugend. Jung an Herz und Geist, ungebrochen auch in seiner körperlichen Erscheinung, schreitet er mit uns der ungewissen Zukunft entgegen. Mit den Jungen stärken und erwärmen auch wir Alten uns an dem edlen Feuer seiner Dichtungen und seiner ungeschwächten dichterischen Schaffenslust.

Es ist nicht mehr als billig, daß den Schulen die Berücksichtigung der Werke Vierordts von angesehenen Fachleuten immer eindringlicher empfohlen wird. Auch in den Sammlungen ausgewählter Proben deutscher Poesie sollte sein Name nicht mehr übergangen werden. In dem gediegenen Auswahlbändchen, das Ludwig Fulda mit tief eindringendem Verständnis für des Freundes dichterische Leistungen früher schon herausgab, und in der soeben erschienenen Auslese für Jugend und Volk (Verlag Zickfeldt, Osterwieck) ist das Beste zusammengestellt, was der Dichter bis jetzt geschaffen hat. Christian Schmitt

Allerlei aus Polen

Diesmal war es der östliche Teil des unter polnischer Oberhoheit stehenden Landes, das ich kennen lernen wollte: von Lemberg gegen Norden zu, über Sokal, Kowel, Brest, Bialystok — die östliche Grenzmark. Hinter Lemberg schon bekommt man das Polnische immer weniger zu hören, und die Sprachen der Minderheiten (man muß dritter Klasse fahren) werden auf weiten Strecken fast alleinherrschend, wenn man von Bahnpersonal, Polizei und Militär absieht. Auf Grund der vom polnischen statistischen Amt verfertigten Volksstatistik vom 30. September 1921 beträgt die Bevölkerungszahl Wolhyniens 1433157 Seelen, worunter 207932 Polen; von 876665 Einwohnern Polesiens sind 190700 polnischer Nation. Dies nur so

nebenbei. Im Eisenbahnwagen läßt sich nicht gut Statistik machen — wenn er auch mehr lehrt als manches statistische Handbuch — wohl aber manches erfahren über das Drum und Dran des Landes und über das Wohl und Wehe von dessen Einwohnern. Es wurde fast durchwegs russisch oder weißrussisch gesprochen, und da meine Fahrt in die zweite Augusthälfte fiel, war das Hauptthema des Gesprächs der Zloty und dessen Sturz, daneben Polizei und Reisepässe, woraus zu ersehen war, daß die zwei letzteren Themen nicht minder bedrückend als der Zloty auf Land und Leuten lasten.

Die berüchtigte russische Ochrana — in Polen heißt sie „Defensywa" — ist im neuen freien Polen verstärkt auferstanden und ist eine Macht geworden, die von Staatsgeldern sich mästend den ganzen Staat geknebelt hält und wie ein Alpdruck auf den Bürgern lastet. Charakteristisch sind die Zahlen, wie sie das Blatt „Reforma" (vom 3. Mai 1925) angibt. Darnach zählt die Staatspolizei (d. i. die frühere Gendarmerie) 43976 Mann, wozu noch ein Plus von 9154 Mann Grenzschutzpolizei hinzukommt, was zusammen eine Armee von 53130 Mann ausmacht, eine Zahl, die sich bald mit jener der Volks- und Bürgerschullehrer deckt (64839). Ob in dieser Zahl auch die sogenannte politische Polizei, die Trabanten und Provokateurs der „Defensywa" inbegriffen sind, weiß ich nicht. Diese letzteren besonders (selbst in kleineren Städten sind sie in Dutzenden zu finden) sind nicht nur eine Plage, sondern gradezu eine Schande. Ihr System ist das der Provozierung, was nicht nur aus der „Wirksamkeit" des Defensywamitgliedes und bekannten Provokateurs Irganowski hervorgeht, sondern auch in einem offenen Briefe zu lesen war, den der demissionierte Minister Thugutt an den Innenminister Ratryski seinerzeit (2. Juni 1925) gerichtet hatte, sowie aus der vom Abgeordneten Bryl und Genossen eingebrachten Interpellation („Reforma", 5. Juli 1925). Ich lasse den „Reforma" selber sprechen: „Wir leben unter der Suggestion, das neugeborene Polen sei ein neuzeitlicher, demokratischer Rechtsstaat von westlicher Kultur ... In Polen ist kein Zar, aber die zarischen Büttel leben und wirken in Polen und bewirken es, daß ‚Demokratie' und ‚Freiheit' in Polen nur leere Begriffe sind. Das Regiment der allmächtigen Maffia der Ochrana feiert in Polen Triumphe. Wir sind noch nicht freigeworden und werden es nicht werden, solange der Staat in den Klauen zarischer Prätorianer sich befindet ... Es wird der Staat das provokatorische Regiment länger nicht aushalten ... Polen muß zugrundegehn und seine Unabhängigkeit verlieren, sofern es sich der Fesseln dieser schrecklichsten und schändlichsten Sklaverei nicht entledigt." Zur Ergänzung sei noch hinzugefügt, daß trotz der konsolidierten Verhältnisse und des seit Jahren schon gewonnenen Friedens in einem großen Landstrich Polens noch immer das Standgericht waltet, und zwar blutig waltet. In einem Zeitraum von kaum zwei Augustwochen habe ich selbst von vier Hinrichtungen gelesen. Kommunisten sollen es gewesen sein (Botwin, Hübner, Kniewski, Rutkowski). Die zum Tode Verurteilten und hierauf Begnadigten und zum Austausch bestimmten Baginski und Wieczorkewicz hat der Gendarmeriewachtmeister Muraszka auf eigene Hand niedergeschossen. Er kam nicht vors Standgericht.

Das Kulturwidrigste, das vom alten despotischen Rußland dunkelster Ära abzulernen war, hat Polen abgelernt. Neben der Polizei sind es die Pässe. Beide bedeuten nur eine Vergewaltigung der sonst sehr human klingenden Konstitutionsfreiheiten und Bürgerrechte. Der Reisepaß feiert hier Orgien und bewirkt es, daß Polen, welches sich mit besonderem Stolz als „Vormauer der westlichen Zivilisation" bezeichnet, durch die sich einander überflügelnden Reisepaßverordnungen in Wahrheit eine Mauer vor der westlichen Zivilisation wird, zu einem verrufenen, weltfernen Winkel für den Westen. Heutzutage, wo Völker und Staaten alles dransetzen, die scheidenden Schranken aufzuheben oder bereits aufgehoben haben, richtet Warschau ein Gitter vor der Welt auf, umzäunt den Staat und will glauben machen, daß dies das alleinzige Erlösungs- und Finanzsanierungsmittel sei. Ich hörte vielfach solche Stimmen: „Warum

greifen nicht zu diesem Mittel andere Staaten, um deren finanzielle und ökonomische Verhältnisse es ebenfalls nicht glänzend bestellt ist? Die Not ist heute allgemein; warum hält Polen das Reisepaßpatent allein für sich reserviert?" Die Fragen entbehren nicht der Logik. Ein Reisepaß kostete in diesem Jahr bei Anfang der Badesaison 250 Zloty, d. h. 50 Dollar. Wie sanierte diese Verordnung die Finanzen? Der Dollar, der bei Erlaß dieser Verordnung 5,18 Zloty kostete, kam mit Ende der Saison auf 7 Zloty und darüber zu stehen. Jetzt kostet schon ein Reisepaß 500 Zloty und soll — wie die Blätter verheißen —, auf 1000, ja auf 1500 Zloty (ist inzwischen schon eingetreten) kommen. Dreihundert Dollar — ein Reisepaß! Im Jahre 1925 auf europäischem Kontinent — in der Zeit bürgerlicher Freiheiten! Wo ist in aller Welt ein Gleiches zu finden?

Die Zölle! Eine Schutzmaßnahme ohne Zweifel. Aber auch hierin soll mit Vorsicht und Einsicht gehandelt werden. Statt Parfüms und Puder und andere zum Leben „unentbehrliche" Dinge aufs Korn zu nehmen, trifft der hohe Zollfuß jetzt Tee, Reis und — Heringe. Wer wird davon betroffen? Der Bedürftigste.

Vor zwei Jahren noch hat die Lemberger Handelskammer in einem Gutachten den Finanzminister vor verfrühten Zloty- und nachmaligen Steuerexperimenten gewarnt, indem sie fachmännisch weitblickend voraussagte, „eine übermäßige Steuerbelastung der Bürger, die einer Enteignung des Vermögens gleichkomme, sei ein zweischneidiges Messer, das sich letzten Endes gegen die Staatsfinanzen selber wenden müsse". Diese Warnungen wurden nicht beachtet, und wenn es bei der Übernahme der Finanzen durch den jetzigen Finanzminister hieß, der Bürger werde wenig, der Staat aber viel haben, so ist es jetzt klargeworden, daß alle beide — Bürger und Staat — sich keines Überflusses rühmen können. Aus den Bürgern hat die Steuerpresse schon die Seele herausgepreßt. Was kann ein Staat von finanziell erschöpften Bürgern gewinnen? Es ist der Humor des „Wo Nichts ist, ist Nichts zu verlieren". Diese Beobachtung konnte ich überall machen: im Laden, im Gasthaus, auf dem Marktplatz. Dazu kommt noch die Kreditsperre, die Handel und Gewerbe wie eine Schnur an der Gurgel liegt. Das Gutachten der genannten Kammer hat die Finanzlage allseitig beleuchtet, Mittel der Remedur gezeigt und nicht unzweideutig zu verstehen gegeben, wo mit Ersparnissen begonnen werden könne und solle. Zunächst sei die Zahl der vom Staat erhaltenen Personen überwältigend (jeder Neunte ist Beamter; auf je 90 Einwohner entfällt ein Soldat; auf je ein Bahnkilometer kommen zehn Funktionäre. Nach „Reforma" vom 31. Mai 1925.) Der Heeresetat verschlinge den größten Teil des Budgets, zirka 60%. Die Zahl der Konsulate sei im Vergleich mit anderen Staaten, selbst Großstaaten lächerlich groß. So habe Polen — nach jenem Gutachten — in Dänemark fünf Konsuln (wo angesichts des zwischen diesen zwei Staaten herrschenden „Verkehrs" auch einer sich nicht sehr überanstrengen würde), in Italien sechs, in Deutschland zwölf usw. (Der „Kurier ilustrowany" brachte seinerzeit — so versicherte man mir — die Nachricht, daß die polnische Flotte an Marinedignitären nicht ärmer wäre als die englische. Ich denke aber, das mußte ein Ulk gewesen sein.) Fast wäre man zu behaupten geneigt, es laufe auf ein Großtun hinaus, auf „ein Leben über den Stand", ohne Rücksicht auf die wirklichen Möglichkeiten. In der Tat: wenn man in den Zeitungen der letzten Jahre blättert, findet man, daß keiner von den neuerrichteten und schon gar keiner von den Siegerstaaten so viele und so prunkvolle Empfänge bereitet hat, wie Polen. Könige, Generale, Diplomaten, Literaten, Missionen, Studentenbesuche, kostspielige Manöver usw. mit Bällen, Banketten und Ausstattungen, die in einer alten, gut fundierten, zumal in einer jungen Wirtschaft eine nicht geringzuschätzende Ausgabenrubrik bedeuten! Denn das alles kostet viel; Gästen des Auslands gegenüber darf man nicht knausrig tun. Es hat keinen Sinn, Gäste zu empfangen und zu füttern, solang das eigene Hausgesinde nicht satt ist. Nach dem Ausweis vom 30. Juni 1923 („Naprzod" vom 23. Januar 1924) stellen sich die Schulden Polens wie folgt: an Amerika

186529432 Dollar; an Frankreich 779853404 Franken; an England 4503818 Pfund; an Italien 75000000 Lire; an Holland 12737520 Gulden; an Norwegen 16526857 Kronen und 1238 engl. Pfund; an Dänemark (wo fünf Konsuln waren) 358849 Kronen; an Schweden 1937080 Kronen; an die Schweiz 73600 Franken. Diese Schulden rühren von dem Einkauf von Kriegsmaterialien her (Hallerarmee) und von Nahrungsmitteln im Jahr 1919 und 1920. Das zitierte Blatt fügt hinzu, daß dies keine Endsumme bedeute, da noch verschiedene Posten herumliefen und mancherlei Verpflichtungen, die Herr Paderewski auf eigene Hand eingegangen und die der Staat dann übernehmen und zahlen mußte. Ob es seit jener Zeit in dieser Hinsicht besser geworden, weiß ich natürlich nicht zu sagen. Aus dem „Naprzod" vom 24. August 1925 erfahre ich, daß allein im Laufe des letzten Halbjahres die Deckungsquote in der „Bank Polski" von 230 Millionen auf 70 gesunken ist. Woran das alles liegen mag? Hat jener Kauz recht, der beim Aussteigen auf einer kleinen Station noch im Abgehen sagte: „Es ist seit dem Jahre 1918 kein Aristides in Polen gestorben —?" Er gab sich für einen Lehrer aus, jener Kauz. Die ganze Zeit über sprach er nichts. Aber sein Gesicht redete. Armut sprach daraus und seelische Kümmernis. A. Albin

Berufsstand und Staat

In Heinz Brauweilers Buch: Berufsstand und Staat (Ringverlag, Berlin) werden von neukonservativer Seite Zentralprobleme deutscher Staatsgesinnung aufgerollt und zu lösen versucht. An Staatstheorien herrscht bei uns zwar kein Mangel; ist es doch heute eine beliebte Doktoraufgabe unserer ansehenden Volkswirte, den alleinseligmachenden Staat zu konstruieren. Dieses Buch aber ist eine Leistung und hat Format.

Mit sicherem Griff stellt Brauweiler den ständischen Gedanken im Gegensatz zum Klassengedanken in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. In Übereinstimmung mit Sombart kennzeichnet er die Stände als auf Lebensgemeinschaft beruhende, in ein Gemeinwesen organisch eingegliederte Großverbände; den Zwecken des über dem Stande stehenden Ganzen werden die eigenen untergeordnet; die gemeinsame Aufgabe des Standes ist: Leistung für das Ganze. Im Gegensatz dazu stehen die Klassen als durch gemeinsame Interessen an einem Wirtschaftssystem äußerlich zusammengehaltene, in ein Gemeinwesen mechanisch eingefügte individualistische Großverbände. Ihre Tendenz: Forderungen an die Allgemeinheit.

So sehr die Blütezeit des deutschen Mittelalters durch den deutschen Ständegedanken bestimmt ist und der damalige Staat, das „Reich", ein organisches Wesen voll blutwarmen Lebens war, so sicher — wenn auch nicht restlos — ist unsere heutige Zeit, ist unser heutiges Staatengebilde durch das Fehlen der Stände und ihren Ersatz durch Klassen gekennzeichnet. Der Staat ist nicht mehr ein organisches, sondern ein mechanisches, auf konstruierter Ordnung beruhendes Gebilde, das fast mehr deshalb am Leben bleibt, weil sich die staatszerstörenden Tendenzen der Klassen die Wage halten und nicht auszuwirken vermögen, dann aus organischem opferndem Verbundensein der Einzelnen und ihrer Gruppenbildung mit dem Staat. Wenn auch nicht restlos: denn Anfänge einer andern, organischen Schichtung der Gesellschaft sind erkennbar. Sie weisen auf eine Umgestaltung der Berufsklassen in Berufsstände. Auf diese gründet Brauweiler die neue Gesellschaft (Beruf in weitestem Sinne verstanden) und damit den neuen innerlich befriedeten deutschen Staat.

„Die Berufsstände können sich ... beteiligen an dem Ringen um die politische Macht, das in dem Kampf um die erfolgreichste Interessenvertretung seinen vornehmlichen Inhalt hat. Der Erfolg ist immer unsicher, weil ihm die sichere Rechtsgrundlage fehlt und jede Änderung der innerpolitischen Machtverhältnisse ihn bestreitet. Der Berufsstand muß nicht Macht, sondern Recht erstreben, sein Recht. Sein Recht aber gewinnt er niemals durch Interessenanmeldung und Interessenvertretung, sondern nur durch Leistung und Gesamtverantwortung; Pflicht und Recht stehen in unlöslicher Verbindung.

Wer gerechtes und dauerhaftes Recht gewinnen will, muß es sich durch Leistung und Pflichterfüllung verdienen."

In tiefschürfender Untersuchung klärt Brauweiler den „deutschen Staatsgedanken" und entwickelt aus ihm heraus die deutsche Rechtsidee. Sie führt ihn zu einem ständischen Verfassungsprinzip, das sich im Wesen vom Staatsgedanken unserer größten Staatsmänner nicht unterscheidet, aber durch Einverleibung des berufsständischen Gedankens unserer Zeit angepaßt ist. Sein Bekenntnis zur Notwendigkeit einer Oberschicht (siehe auch Gleichen-Rußwurm und Schotte: Zur Frage der Oberschicht, Ringverlag) rundet das Bild seines organisch gegliederten Staatswesens. Bleibt zu bemerken: Das von ihm gezeichnete Staatswesen ist nicht ein im einzelnen durchkonstruiertes System, sondern ein möglicher Weg, auf dem der deutsche Staat seine Kräfte zu entfalten und sich selbst zu bauen vermag.

Das Buch ist umfassend und bei fundamentalen Fragestellungen weitausholend geschrieben. So ermöglicht es eine klare Auseinandersetzung beim Leser — von dem es eine beträchtliche Reife und Intelligenz verlangt. Es ist kein Buch für die breite Masse — aber ein Eckstein für die Grundlegung des Neuen Reichs.

E. J. K.

Weimar und Potsdam

Der Herausgeber des „Türmers", in seiner Eigenschaft als Schriftsteller und Dichter, ist zum 60. Geburtstag mit einer solchen Fülle von Glückwünschen bedacht worden, daß er nicht jedem Einzelnen antworten kann. Er dankt hiemit herzlich auch den Türmerlesern, die seiner gedachten. Besonders beglückend war die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Weimar, der Wartburg und der Universität Jena, dieser drei Kulturstätten im Herzen Deutschlands. Und wörtlich mitgeteilt seien ein Glückwunsch Hindenburgs nebst Antwort, die auf Anregung aus dem Büro des Reichspräsidenten der Öffentlichkeit übergeben wurden. Jenes Telegramm lautete:

„Dem großen elsässischen Dichter sende ich zum 60. Geburtstage meine aufrichtigen Glückwünsche. Möge Ihnen noch eine lange Zeit fruchtbaren Schaffens in der neuen Heimat beschieden sein!

von Hindenburg, Reichspräsident."

Darauf dankte folgender Brief:

„Hochverehrter Herr Reichspräsident!

Ew. Exzellenz haben mich zu meinem 60. Geburtstag durch ein Glückwunschtelegramm ganz besonders erfreut und geehrt. Es ist mir, dem Elsässer, der nun im Herzen Deutschlands wohnt, eine freudige Pflicht, gerade dem Manne meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, der Deutschlands Heer in musterhafter Ordnung aus einem großen, ehrenvoll bestandenen Kampfe zurückgeführt hat in die vom Feinde kaum berührte Heimat. Damals schrieb ich ein Gedicht, das durch viele Blätter ging („An das heimkehrende Heer") und mit den Worten begann:

‚Ihr zieht mit eurem Feldmarschall
Erhaben-stumm nach Hause;
Euch grüßt nicht Chor noch Glockenschall,
Noch Massenfestgebrause' —

das aber in die zuversichtlichen Worte ausklang:

‚Helft uns mit eurem Feldmarschall
Ein würdig Deutschland bauen!'

Nun stehen Eure Exzellenz, was damals noch niemand ahnte, an der Spitze des Reiches und sind für In- und Ausland ein Vorbild pflichttreuer, vornehmer Gesinnung und jener Zucht und Würde, wie wir sie dem ganzen deutschen Volke wünschen.

In solcher Gesinnung suchen auch wir Vertreter deutscher Seelenkultur parteilos am Herzen unseres lieben deutschen Volkes zu arbeiten. Und so weiß ich mich mit unserem hochverehrten Herrn Reichspräsidenten in dem tiefen Wunsche einig, daß ‚Weimar und Potsdam' gemeinsam an einem würdigen Deutschland bauen mögen.

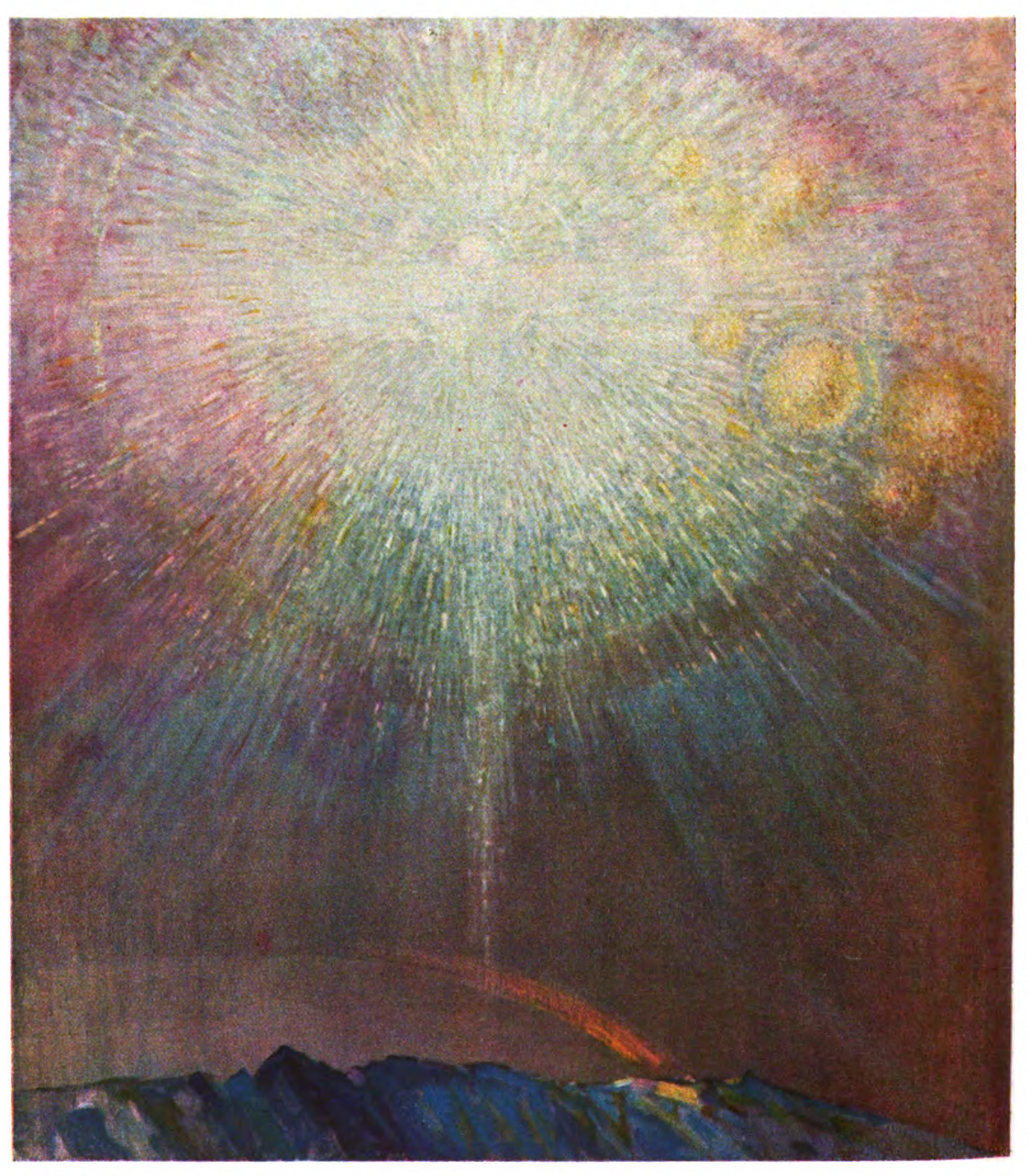
Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Exzellenz ergebener

Weimar, den 10. Oktober 1925.

Friedrich Lienhard."

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Christi Geburt F. Haß



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. Dezember 1925 Heft 3

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben tönen:
Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer

Jesu Evangelium und die deutsche Seele

Von Paul Steinmüller

Keiner wird bestreiten, daß das deutsche Volk heute arm in der Welt dasteht. Wer es nicht täglich der Zeitung entnimmt, der spürt es doch an seinem Leib, seinem Tisch, seiner behinderten Bewegungsfreiheit; und die, denen es nicht fühlbar wird, mögen nur dem Elend einige Aufmerksamkeit schenken, in dem die Alten und Abgedankten stecken. Doch wenn auch alle unsre Armut zugestehen wollten — viele, ja die meisten unsrer Volksgenossen wissen nicht und wollen nicht wissen, worin unser Mangel eigentlich besteht und warum wir unsre Verarmung in den äußerlichen Dingen des Lebens nicht mit Stolz tragen können.

Wird dem heutigen Geschlecht nie die Erkenntnis aufgehen, daß wir vielmehr unter den Folgen leiden, die der Zusammenbruch einer materialistisch-rationalistischen Kultur schuf? Daß die dürre Hoffnunglosigkeit unsrer Leere die Folge einer längst vorhandenen, künstlich bemäntelten und uneingestandenen seelischen Verarmung ist? Fast scheint es so. Denn noch immer ist der Chor der Stimmen übermächtig im Brausen des Tages, die nach verjährtem Muster wirtschaftliche, politische Heilande fordern, die uns ein Reichwerden um jeden Preis verschaffen; noch will man nichts wissen von der Notwendigkeit, daß die Vorbedingung für bessere Verhältnisse der bessere, innerlich geläuterte Mensch ist. Noch wird unablässig das Behagen des Leibes gefordert und nicht die Beseelung. Daß der „geistige Himmel entwölkt werde“, wie Lienhard es ausdrückt, das erscheint wenigen als das Gebot der Stunde.

Die Fieber, die durch den armen, zerschundenen Körper des Volkes toben, sind nicht nur Anzeichen dafür, daß der Körper krank ist, sie deuten in weit höherem Maß darauf hin, daß die Seele des Volkes leidet, daß sie ohne Kraft und Betätigung ist. Viele fühlen dumpf diesen furchtbaren Mangel und suchen ihn durch verzweifelte Mittel zu ersetzen. Daher diese Flucht zu den fremden Religionen, dieses Suchen nach geistigen Surrogaten. Indische und persische, buddhistische und mohammedanische Kulte werden aufgesucht, um Antwort auf nie zur Ruhe kommende Fragen zu erhalten. Aber der Honig, den man aus diesen fremden Blumen saugt, wird uns nie schmackhaft werden, weil jede Religion dem Wesen eines Volkes gemäß sein muß. Oder man drängt an die Schleier, die die Grenzen dieses Daseins bilden, versucht sie zu heben und lauscht auf die Stimmen im Jenseits. Oder man forscht in den Bahnen der Gestirne, um hier einen Weiser für unser Handeln, einen Trost für unsre Zukunft zu finden. Der Nothelfer, die man anruft, sind unzählige geworden, und doch wurden wir dadurch nicht innerlich reicher, sondern empfinden nur um so drückender das Bettelhafte unsrer Armut.

Ungesucht steht das Evangelium, das Jesus brachte, in Deutschland da. Es scheint, als sei die Frohbotschaft ohne Geltung, ohne Kraft. Es scheint, als sei der Strom, der länger als zwölfhundert Jahre die Wurzeln der deutschen Volksseele netzte, in unterirdische Gründe gesunken, zu denen kein Brunnenschacht mehr hinabführt. O ja, man redet von Jesus und seinem Werk, man streitet sich sogar um ihn. Einige sagen, er habe nie gelebt, verweisen ihn in das gestaltlose Reich menschlicher Hirngespinste; andere befehden ihn, indem sie ihn seiner Größe entkleiden;

wieder andere machen ihn verächtlich und verunglimpfen seine Lehre, wie es schon Celsus und Porphyrius im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und nach ihnen unzählige getan haben. Hier sucht ihn eine Richtung für ihre Partei- und Standesinteressen als Anwalt und Wortführer zu gewinnen; dort zerrt man einzelne seiner Worte aus ihrem Zusammenhang, deutet sie in dem gewünschten Sinn um, vermenschlicht sie und legt die Feder mit dem erhabenen Bewußtsein aus der Hand, die vollkommene Unbrauchbarkeit des Evangeliums für unsre Zeit erwiesen zu haben.

Ja, man spricht vom Evangelium, aber man spricht zuviel. Das Reden ist geradezu zum Geschwätz geworden, dessen man überdrüssig ist. Denn das Evangelium besteht nicht in Worten, sondern in der Kraft, und was Kraft ist, das wirkt und stählt und erhebt, doch es verblutet sich nicht in Worten. Liegt der Grund dafür darin, daß die Kultur einer eisenknirschenden Zeit, die Kultur der lauten übervölkerten Städte mit ihrer Hast, ihrem Lärm, ihren grell belichteten dürftigen Straßenzeilen taub für das Göttliche wurde und nur empfänglich für den hysterischen Schrei ist? Ich will die Antwort auf diese Frage zurückstellen. Aber dies sei vorweg gesagt: Die Geschlechter dieser Zeit haben sich dem Evangelium nicht entfremdet, weil sie über es hinausgewachsen wären, es überwunden hätten, sondern weil ihre jämmerliche Seelenleere vor dieser alles überragenden Höhe seiner Verkündung erschrickt und angstvoll in Niederungen flüchtet. Alle, deren Anspruch auf Glück nichts ist als das Trachten nach dem Unglück des Nächsten, werden Jesu Frohbotschaft als ein Gerichtswort fliehen.

Aber sie kommen trotzdem nicht an ihm vorüber. Vor allem die deutsche Seele kann sich ihm dauernd nicht entziehen; mag sie bereitwillig noch so viele Gifte der Zeitschwären aufgesogen haben, mag sie noch so eifrig fremdem Wesen nachgelaufen sein — es ist in ihren ursprünglichen Tiefen etwas Unsagbares, dem Göttlichen Verwandtes, das sie immer wieder zu ihm zurückkehren läßt, das ihr stets wieder zum Weiser für die Straße wird, die Jesus im Geist und in der Wahrheit schuf. Gewiß, es führen mancherlei Wege zu Gott. Aber so gewiß dies ist, so gewiß ist es auch, daß nicht jede Straße einer jeden Wesensart gemäß ist, und daß wir, der einzelne sowohl wie ein Volk, durch sein Eigengesetz auf bestimmte Straßen verwiesen sind. Verlassen wir diese, so gehen wir irre, und der Bruch unsrer Entwicklung führt uns weit ab vom Ziel.

Wer einmal in glückhafter Stunde in die deutsche Seele hineinlauschte und ehrfürchtig auf die ersten vernehmbaren Laute acht gab, die noch bis zu uns dringen, der weiß, daß mit der Aneignung des Evangeliums durch die Deutschen sich ein wundersames Begegnen und Finden zwischen Göttlichem und Völkischem, zwischen Allseele und Volksseele vollzog. In jenen Anfängen, bis zu denen wir die Kundwerdung der deutschen Seele verfolgen können, stehen zwei Dichtungen, die Denkmäler der innigen Verschmelzung von deutschem Weistum und Evangelium sind: das Evangelienbuch des Elsässer Benediktiners Otfried und der Heliand, dessen unbekannten Verfasser, wie die Sage erzählt, ein Engel vom Acker fort zum Werk berief. Diese beiden Epen sind neben kleineren Stücken hervorragende Zeugnisse dafür, daß sich bald nach der Annahme des Evangeliums durch die Deutschen in der Volksseele eine Vereinigung verwandter Wesensströme vollzogen hat.

Worin dieses geheimnisvolle Zueinander beruht? Nun, die deutsche Seele ist in ihren tiefsten unverfälschten Gründen fromm. Sie kennt nicht jene Frömmigkeit, die sich zerfleischt und in Äußerlichkeiten dienstet, aber jene, die Ehrfurcht ist. Ihr wird die Wahrheit, die nichts als Wirklichkeit ist, nie genügen, sie wird sie immer über sich als das Zuerstrebende suchen und sich nie in ihrem gesicherten Besitz satt fühlen mögen. Diese empfängliche Ehrfurcht, die Jesus selig preist, ist unsre unterschiedliche Eigenart. Sie ist uns im Umgang mit andern Völkern nur zu oft verhängnisvoll geworden, wenn wir fremde Süchte bereitwillig willkommen hießen. Aber im Untertauchen in die Gründe, wo Denken, Fühlen und Wollen eins werden, hat sie uns stets Gott nahe gebracht, der nur dem Empfänglichen begegnet. Sie ist bedeutsam in die Erscheinung getreten in dem Verhältnis der deutschen Seele zur Natur und in ihren Bauwerken.

Denn kein Volk hat in der Weise sich der Natur verschwistert gefühlt wie das deutsche. Der Kelte bückte sich auch ehrfürchtig im Gewittertoben, und der Inder scheut vor dem Töten eines Tiers zurück, in dem er die Seele seines Ahnen vermutet. Aber das Gleichnishafte, Deutungreiche des Naturlebens ist der deutschen Seele vorbehalten. Nebel und Gewölk, Sturm und Sternennacht, Schneekristall und wehende Spinnenseide, Bäume und Falken, die den langen Frühlingstag hindurch fliegen, — alles ist Sinnbild, alles deutet auf das Geistige. Nennt es Wode oder Baldur, Tor oder Frau Frigga, selige Fräulein oder Alraun, Wichtel oder Schrat — was bedeutet der Name! Jäger, Bauer, Hirt und Wanderbursch, und wer sonst unser Volkslied schuf, hörten nur auf das Echo, das die Dinge in ihnen weckten. Und so ist es bis heute geblieben. Lest nur, was W. v. Humboldt über die Bäume sagt; merkt, wie der junge Bauer den Tod des Vaters den Tieren im Stall, den Obstbäumen im Garten ansagt; beachtet die krampfhafte Sehnsucht des Industriearbeiters nach einem Fleckchen Erde! Alles ist nichts als das Verlangen, die Natur als Brücke in das Übersinnliche zu suchen. Denn in der Natur findet die deutsche Seele das Zeitliche verewigt.

Und dann die Baudenkmäler. Wer nie in stiller Ergriffenheit vor unsern Domen gestanden ist, der hat die deutsche Seele nie verstanden, denn er kennt ihren stürmischen Drang nach Erlösung vom Erdenleid nicht, der in dem aufgetürmten Gestein seinen Ausdruck fand. Es ist hier etwas durchaus anderes als das, was sich in asiatischen oder pharaonischen Bauten verkörpert. Der Deutsche übernahm die römische Grundform seines Kirchenbaus, wie er in dem zweiten Sachsenkaiser die römische Form der Allherrschaft übernahm, doch in seinen Händen wurde sie Ausdruck seiner Wesensart und durchaus Eigenes. Der romanische Bau stellt nach Ausscheidung der fremden Elemente eine wunderbare Frucht des germanischen Geistes dar. Und in weit höherem Maß tut dies die gotische Formungsart. Ich denke dabei nicht vorwiegend an die süddeutsche Haustein-Gotik mit ihren Fialen, Triforien, Wimpergen und dem krausen Maßwerk ihrer Felder, ich denke an die Backstein-Gotik unserer nordischen Städte. In ihrer schlichten, gewaltigen Massigkeit, die alles Zierliche und Gezierte abgestreift hat, ist der Ruf nach Erlösung erstarrt. Aus der Erdgebundenheit ihrer mächtigen Turmsockel wächst steil wie ein im Beten aufgereckter Arm der Turm empor, dessen zum Empfangen geöffnete Hand als

weithin sichtbares Wahrzeichen über dem flachen Land steht: Gib mir ein Zeichen, wo du bist; ergreife mich, daß ich dich fühle! Dies ist die monumentale Gottessehnsucht, das ergreifende, steingewordene Gottsuchertum.

Dem nach Deutung und Ausdruck ringenden Suchen der deutschen Seele begegnet das Evangelium, indem es seinem Ewigkeitverlangen Inhalt und seiner Sehnsucht nach Erlösung Erfüllung gibt, und beides in einer dem deutschen Wesen gemäßen Weise. Jesus hat die Natur nicht nur mit feinem Verständnis erfaßt, er hat sie als den Garten des himmlischen Vaters zärtlich geliebt. In der friedvollen Einsamkeit der galiläischen Berge vertiefte er sich in sie. Er betrachtete die Abendröte und den flammenden Blitz, das Weizenkorn der Saat und die Arten des Fruchtbodens, den Sperling und den Raben, die Schlange, den ruhelosen Fuchs und die Lilie im Feld, die Steine am Weg und den lenzenden Baum. Und in alles, was er sah, deutete er die Geheimnisse des Göttlichen, das er in sich trug, hinein, die Geheimnisse des Gottesreiches. Denn dieses war ihm nicht irdische Herrschaft oder Besitz, sondern Gott selbst. Keiner hat so treffend den Sinn des Gottesreichs bezeichnet wie Meister Eckehart: „Denn Gottes Reich ist Gott selber mit allem seinem Reichtum." *Jesus wählte die Natur, um das Ewige zu verzeitlichen.*

Und seiner Frohbotschaft andrer Teil war die tröstliche Antwort auf die Frage nach Erlösung, die Verkündung der Gotteskindschaft. „Seid getrost, fürchtet euch nicht, frohlocket, freuet euch, ihr seid Gotteskinder!" Höchster Adel der Menschheit, der erhebt und verpflichtet zugleich, ward von ihm gelehrt. Keine Weltabgewandtheit, keine Flucht in das Wegelose, sondern ein Tragen in dem stolzen Bewußtsein edelster geistiger Herkunft.

Das ist der lebenskräftige Kern des Evangeliums, nicht eine Religion, nicht das Christentum, wie man schlichthin davon spricht, sondern das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat. Und ohne die Wirksamkeit dieser Botschaft wird das Christentum immer bleich und kraftlos sein. Sicher gilt diese Botschaft allen Menschen und Völkern, aber der deutschen Seele eignet sie im Besonderen, weil sie in derselben Sprache antwortet wie jene fragt.

Und nun die Antwort auf die Frage, warum das Evangelium in unserm Volk nicht kräftiger als bisher sich betätigt hat. Die Antwort kann nur annähernd befriedigen, denn die Gründe dafür sind mit rätselhaften Zusammenhängen verflochten.

Einmal ist das Evangelium, das Jesus verkündete, zurückgedrängt und seiner Kraft beraubt worden durch die Predigt des Evangeliums *über* Jesus. Man schuf bald nach Jesu Tod Heilstaten, die allzu sehr mit Menschlichem durchsetzt waren und Forderungen irdischer Art enthielten. Wohl stand die Verkündung von Gottes Reich und von der Gotteskindschaft immer wie eine schöne Verheißung im Hintergrund, doch sie wurde nur zu oft von dem verdunkelt, was satzunggemäß war und den freien Sinn beschwerte. Das Evangelium Jesu war nicht beherrschende Macht.

Sodann: Die ersten christlichen Gemeinden sahen den Stolz der Überlieferung darin, daß sie das Alte Testament als Zeugnis für den Wahrheitgehalt ihrer Lehre übernahmen. Paulus und die Gnostiker wehrten sich dagegen; es half nichts. Man



wollte die Weissagungen und Verheißungen nicht preisgeben. Man begründete die Einrichtungen der neuen Kirche, die Sakramente und selbst das Priestertum damit. Auch dann noch, als das Neue Testament geschaffen war, ließ man sich den alten Ruhm nicht schmälern und stellte das Alte Testament dem Neuen gleich. Damit ist ein fremder Wesenszug dem Evangelium aufgeprägt worden. Man bemüht sich heute in haltlosen Hypothesen, Jesu eine arische Abstammung anzudichten. Als ob es nicht auf den Geist ankomme, der sich seine Form baut, sondern auf das Geblüt! Unendlich wichtiger ist es, das Evangelium rein und ohne den Ballast der Voreingenommenheit darzustellen und aufzunehmen.

Endlich versucht man in neuester Zeit, die Botschaft Jesu dadurch schmackhaft zu machen, indem man sie zerpflückt, zerredet und mit Zeitlichem durchmengt. Man bringt sie dadurch der deutschen Seele nicht näher. Schickt das Roggenmehl immer aufs neue durch die Mahlgänge, es wird feiner und weißer werden, aber es wird auch seine Kraft verlieren. Das Göttliche ist eine Macht, der man sich nahen muß, aber die man nicht wie irgendeinen Stoff kneten und formen darf. —

Ruhelos irrt die deutsche Seele durch diese Tage. Wieder einmal ist sie aufgeschreckt aus Sattsein und scheinhaftem Glück durch eine nothafte Zeit. Wieder einmal ist das große Dürsten über sie gekommen, und sie gräbt Brunnen, um ewige Quellen zu erlangen. Denn die tiefste Not der deutschen Seele ist noch immer die Gottesferne. Darum helfen ihr auch nicht Verträge oder Völkerbündnisse oder wirtschaftliche Vorteile; auch kein Beten an fremden Altären hilft hier, sondern allein die Einkehr zu ihrem Wesen und zu dem Gott, der in ihr wohnt. Erst wenn sie sich wieder bewußt wird, daß sie Trägerin des Gottesreiches und der Gotteskindschaft ist, wie Jesu Evangelium es lehrte, erst dann wird sie den Halt in dieser nothaften Zeit finden. Erst wenn der Geist ihrer Söhne, die dieses Evangeliums Leuchter waren, wieder in ihr lebendig wird, der Geist Meister Eckeharts und Taulers, Dürers und Luthers, Jakob Böhmes und Johann Sebastian Bachs, dann wird sie siegreich diese Not überwinden.

Das Evangelium Jesu hat sich nicht überlebt, seine Forderungen sind von solcher Höhe der Gesinnung, daß wir noch Jahrtausende gebrauchen werden, um zu ihr heranzureifen. Aber dieses Evangelium muß rein gelehrt und gelebt werden, damit wir eine reife Frucht im Sinne seines Verkünders seien, der zugleich der Wille Gottes ist.

Gott ist nah

Von Herbert Günther

Wir wandern in die Weiten,
Die Krone zu erstreiten,
Die unsre Sehnsucht sah,
Wir müssen all die Zeiten
Durch Einsamkeiten schreiten —
Und Gott ist doch so nah! . . .

Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

(Fortsetzung)

1647

Die Weihnacht kommt langsam heran. Titus ist im Herbst sechs Jahre alt geworden; am liebsten spielt er in dem großen hohen Empfangszimmer, das nach der Straße zu liegt. Nach dem Hofgarten hin befindet sich die Schlafstube des Vaters; dorthin getraut sich das Kind nur selten. Mutter ist dort gestorben, das weiß es vom Hörensagen. Meine Mutter! Welch ein Zauber liegt in den Worten. Titus liebt es, sie stundenlang eintönig vor sich hin zu flüstern. Einen rechten Begriff kann sich der braune Lockenkopf nicht davon machen. Wohl weiß er, wie seine Mutter aussah: ihre vielen Bilder reden und raunen im ganzen Haus von ihr und ihrem heiteren Wesen. Aber entbehren tut er sie nicht. Am liebsten spielt er ganz für sich allein.

Bald ist Weihnachten! Zu Sankt Nikolas hat er einen Kasten mit hölzernen Bauklötzen bekommen. Damit baut er sich immer wieder und wieder einen Stall, in den das Christkindlein hinein soll. Kommt der Vater, muß er jedesmal das Kunstwerk wieder zerstören. Niemand soll davon wissen, auch Vater nicht. Sonst findet das Kindlein seinen Weg nicht zu ihm. Das hat er im Gefühl.

Sonst geht es vielleicht zum Vater, der ja auch das Jesuskind liebt. Dort auf den beiden Bildern in goldbraunen und blauen Tönen hat er es in der Krippe gemalt, in einer Scheune, die dem Maultier als Stall dient. Warum knien und beten all die alten häßlichen Männer um das Kind herum! Warum leuchtet es ganz herrlich in der Dunkelheit des schwach belichteten Zimmers? Hat Vater es so gemalt, oder muß es immer von selber überall leuchten, wo man es auch sieht? Hätte Vater nicht ein schöneres Kind und schönere Menschen malen können? Die ähneln ja den alten Männern auf der Straße. Der eine sieht wie der Holzhändler aus, der ihm ein Schiff geschnitzt hat. Der andere weint. Warum weint der Mann? Und wie seltsam ist es doch: auf dem anderen Bild sind wieder andere Männer. Das kann der kleine Mann noch nicht begreifen.

Wenn aber das Kindlein nicht zu ihm, sondern zum Vater will, was dann? Es ist immer schwer zu wissen, was kommen wird.

1648

Vielgeliebte und ehrfürchtig ersehnte Braut!

Nach einer sehr beschwerlichen Reise mit der Kutsche des edeln Herrn von Breda bin ich glücklich in dieser gewaltigsten Stadt der Welt angelangt, in Ihrem geliebten Amsterdam, und ich beeile mich dienstfertig, Ihnen und Ihren hochverehrten Eltern meine Empfehlungen submissest zu Füßen zu legen. Natürlich galt mein erster Besuch dem berühmten Meister des Kupferstiches, dem Herrn Rembrandt Harmensz van Ryn, in dessen Hause ich als Lehrling in dieser edelsten aller Künste untergebracht bin. Leider kann ich nicht verschweigen, daß es in diesem Hause keineswegs so hoch hergeht, wie wir es von meinem Leidener Meister vernommen. Überhaupt scheint mir der Ruhm des Meisters Rembrandt recht winterlich verblaßt zu

sein, kann er sich doch nicht mehr als zwei Gehilfen leisten und soll doch früher ein so splendides Haus geführt haben. Diese jungen Leute gefallen mir nicht im mindesten. Sie sind einfacher Leute Kind und führen sich schlecht auf. Der Meister ist wortkarg, und ihn bekümmert weder unser Dasein noch der Haushalt. Die Wirtschafterin Hendrickje Stoffels gefällt mir noch am besten. Sie ist tüchtig, frisch, hübsch, lustig und rüttelt den in sich gekehrten Meister aus seinen Grillen. Ich finde ihn für seine Zweiundvierzig stark gealtert und wenig lebensfreudig. Auch muß er sich mit Geldsorgen abrackern. Unablässig steht ein Notar in langer schwarzer Tracht vor der Tür und präsentiert einen Schuldschein oder irgendeine Gerichtsaufforderung. Ich muß diese ernsten Herren ernst und verbindlich abfertigen. — Das liegt mir ja, Gravität mit Gravität zu erwidern.

Die Frage, die Sie mit aller Genauigkeit beantwortet zu wissen wünschen, ob ich Aussicht habe, bei einem solch unbekümmerten Meister in der Kunst des Grabstichels gehörig instruieret zu werden, kann ich nicht bejahend beantworten. Er handhabt nur selten den Stichel, sondern arbeitet auf seine ganz eigene Art mit der Schneidenadel auf einer gewächsten Platte. Natürlich sind meine Stecherkunststücke nach berühmten Zeichenvorlagen schroff abgelehnt worden. Das hat mich gekränkt. Meine schönen sauberen Linien im Stile des Goltzius gelten hier nichts. Frei soll ich nach Vorlagen und Zeichenskizzen mit der Schneidenadel auf der präparierten Kupferplatte arbeiten. Was dabei herauskommt, werde ich mit Verblüfftheit bei vielen Stichen des Meisters gewahr: ein stilloses Hineinpfuschen in die erhabenen Richtlinien der großen unübertrefflichen Meister von Brügge und Siena, von Florenz und Venedig. Er arbeitet ununterbrochen, kaum Trank und Speise zu sich nehmend, an einem völlig unstilisierten Selbstbildnis und an einem großen Blatt vom Heiland, der die Kranken und Bresthaften heilt. Ich begreife nicht, wie ein solch erhabener Stoff so durchaus alltäglich vulgär hingesetzt werden darf: ein schmaler häßlichblonder Judentypus soll den Christus darstellen! Und erst die Leute aus dem Volk! Keine orientalisch blumenhaften Gestalten, von Sonne und den Früchten der Wildnis lebend; gefehlt, devotest verehrte Braut! Nein, Bettlervolk aus dem finstersten Amsterdam, von deren Existenz man am liebsten keine Notiz nimmt. Und immer wieder zerstört der Meister das Geschaffene und beginnt von neuem zu stechen, ritzen und ätzen, um niemals an seinem Werk Gefallen zu finden.

Amsterdam ist wahrlich eine prächtige, mit Linden und Ulmen reichlich bepflanzte Stadt, die immer freundlich an beiden Seiten der Kanäle stehn. Die Keizersgracht und die Prinzengracht mit ihren neuen Häusern sind noch großartiger, als Sie sie mir geschildert. Ihre Lobpreisungen sind wirklich nicht übertrieben. Der Meister wohnt in einem schönen geräumigen Hause in der Anthoniesbreestraat. Es ist prachtvoll eingerichtet und enthält Kunstschätze, wie sie kein Palast in den sieben Provinzen beherbergt. Wie schade nur, daß der Meister sich diese edeln Erzeugnisse einer hochentwickelten Kunstperiode nicht zum Vorbild seines Schaffens nehmen will. Er besitzt einen Raffael Santi, einen Giorgione, einen Holbein, prächtige Kupferwerksammlungen des Lukas van Leyden, des Dürer und Goltzius. Ich glaube fürwahr, ich bin hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen.

Ich küsse Ihnen ehrfürchtig die Fingerspitzen und wünsche Ihnen und den hochverehrten Eltern einen angenehmen Aufenthalt in Scheveningen.

Francis van Hoogepijl

1649

Der Meister zog sich immer mehr vom Leben zurück. Pinsel und Grabstichel wechselten unermüdlich mit dem Zeichenstift und der Feder. Eine unerklärliche Menschenscheu war über ihn gekommen, die vielleicht aus der immer stärker werdenden Überzeugung herrührte, daß in Holland in den letzten Jahren eine neue Malergeneration heranwuchs, die eines Tages seinen Ruhm verdunkeln würde. Vor seinen mystischen Bildern mußte allerdings die Mißgunst der gekränkten Bürgerschaft verstummen, hatte er doch an ihnen seine Seele verschwendet. Auch malerisch war er immer weiter gewachsen. Eine gewisse Pathetik in den religiösen und Genrebildern der dreißiger Jahre empfand er schon heute als seiner Natur widerstrebend. Zorn und überfließende Sehnsucht, Demut und Erniedrigung, all die menschlichen Herzenserregungen mußten vermittelst einer innerlicheren Kunst zum Ausdruck kommen als durch erklärende Gebärden. Er war jetzt ein unübertrefflicher Meister geworden, durch einen unfaßbar deutlichen Ausdruck der Augen die geheimsten Gedanken erraten zu lassen: unendliche Herzenseinfalt im Kampf mit der Verführung, fester unerschütterlicher Glaube an Gott, grenzenlose Hingabe eines leidenschaftlichen Weibes, bitterste Bitte um einen frühen Tod. Und nicht die kleinste Pose war dabei; alles echtes, wahres, blutvolles Leben. Nein, das war noch nie dagewesen seit Menschenberichte auf uns gekommen.

Und dies war noch nicht alles. Das ganz Unverständliche in der Kunst dieser Bilder war die Erhöhung der Wirklichkeit, die dichterische Vollendung des Irdischen. War dieser unfaßbare Mann dem göttlichen Wirken nahegekommen?

Wie konnte es sich dann bewahrheiten, das Gerücht, sein Ruhm wäre im Verblassen? Waren es böse neidische Zungen, die davon wisperten? War die Bürgerschaft, die stolze, reiche Bürgerschaft der Stadt, stumpfer, gleichgültiger zu seinem Werk geworden? War ihr Bedarf übersättigt? Mußte sie nicht jede Gabe von dieser schöpferischen neugestaltenden Hand dankbar hinnehmen? Warum riß sie sich nicht um jedes Blatt, das seinen Namenszug trug? Rätsel um Rätsel.

Einer der Jüngeren, Gerard ter Borch aus Zwolle, hatte kaum die Dreißig überschritten und war schon an allen großen Höfen Europas gewesen. In Münster porträtiert er die Friedensgesandten, und seine feine weltmännische Art gewann ihm die Herzen der Welt. Zu lernen blieb ihm nichts mehr übrig; er hatte sein außergewöhnliches malerisches Talent bis zur Vollkommenheit seiner besonderen Art auszubilden verstanden. Sein Lebenswerk wurde das Entzücken der Welt.

Gewiß, erfreulich war die wunderbare Schlichtheit seiner Darstellung. Freundlich heitere Begebenheiten der holländischen Gesellschaft; die Farbentöne kühl und harmonisch ineinander übergehend. Keiner konnte solche Atlasseide malen wie er. Entzückende Reseda- und Lilatöne, und das Grün von Velasquez, bei dem er studiert hatte, und sein venetianisches Schwarz und Rot wurden für die kommende Malergeneration vorbildlich.

Es waren die Bilder des guten gesellschaftlichen Tones in aller Größe und Schlichtheit der Auffassung.

Kein Helldunkel der Ergriffenheit: kühles holländisches Alltagslicht. Keine weltbewegende Zeugungskraft in den Augen und Zügen der Menschen: gemessenes holländisches Selbstbewußtsein. Keine Spur von Größe, Genie, Gott. Nur Gentilesse, die reich gesättigte Stimmung der guten Gesellschaft. Sie ward das Entzücken der Welt.

Eines Tages stand er im Vorraum des zweiten Hauses von der Brücke aus in der Anthoniesbreestraat und fragte Hendrickje, die Haushälterin, die ihm geöffnet hatte:

— Ist der Meister zu Hause? —

— Er empfängt niemand. —

— Sag' ihm, schönes Kind, Gerard ter Borch, der Hofmaler, mache es sich zur Ehre, bei seiner Rückkehr aus der Fremde als erstem in Amsterdam dem Meister Rembrandt seine ergebenste Aufwartung zu machen. —

— Mynheer ter Borch, der Meister empfängt selten seine Freunde, fast nur noch Bittsteller. —

— So sag' ihm, ein Bettler warte auf ihn. —

— Es ist wirklich unmöglich, ihm mit einem solchen Scherz zu kommen.

So mußte ter Borch unverrichteter Dinge die Steinstufen wieder hinabgehen.

Dann kam der Tag, an dem sich die beiden Maler kennen lernten. Jan Lievens vermittelte die Bekanntschaft. Im Grunde konnten sie sich gar nicht verstehen; aber keiner wollte es dem andern merken lassen.

ter Borch war genau so zurückhaltend wie Rembrandt. Spürten sie die grundsätzliche Verschiedenheit ihrer Naturen? Unbestechlich war ihr Scharfblick. Jeder sah in dem anderen seinen stärksten Rivalen und bewunderte im stillen die ihm selbst mangelnden Vorzüge, die der andere Teil in so hohem Grade besaß. Nur Jan Lievens hätte die beiden mit dem wahren Maßstab des Unparteiischen messen können.

Der Zwoller trug sich weltmännisch. Seine kunstvoll gebrannten Locken fielen in schönster Ordnung auf den kurzen weiten Mantel aus schwarzem Tuch herab, der noch gerade die schmalen Knie erblicken ließ. Er trug schwarze seidene Strümpfe und schwarze Halbschuhe mit breiten riesenhaften Schleifen. Sein Gesicht war voll und groß, die herrische Nase im Gleichmaß; die Stimme beeinflußt durch einen zu kurzen Hals. Das tief bis in die Brauen gescheitelte Haar ließ keine hohe Stirn vermuten. An den Augen von brauner Farbe, die groß und wohlgebildet waren, fiel der völlige Mangel an Tiefe auf. Er mochte einen halben Kopf größer als Rembrandt sein.

Als sie sich nach dem ersten Besuch verabschiedeten, versprach der ältere Meister dem jüngeren, ihn in seiner Werkstatt aufzusuchen. Über ihre Kunst hatten sie noch nicht ein einziges Wort gewechselt. Als er gegangen war, meinte Lievens:

— Der Aristokrat unter uns Bauern. Ich habe mich ordentlich zusammennehmen müssen, um ihm nicht fortgesetzt auf die lächerlichen Schleifen zu treten. Der vornehme Holländer verliert doch nie den stocksteifen Gang und die aufgeblasene Hal-

tung einer Gans. Wie seltsam mag dieser Mann sich vor seiner Staffelei ausnehmen! Wir werden es ja erleben. —

— Jedenfalls turnt er nicht vor ihr herum, wie du es tust, langbeiniger Affe. Schäme dich deines losen Maules, unverbesserlicher Querulant! —

3.

Das Gut Kostverloren liegt auf dem linken Ufer der Amstel, halbwegs zwischen Ouderkerk und Amsterdam. Es sieht ganz verwahrlost und verlassen aus und doch wurde es von einer verarmten adligen Familie bewohnt, den van der Straaten, die aus der Provinz Antwerpen wegen Überschuldung geflüchtet waren: Vater, Mutter und fünfzehn Kinder. Barmherzige Verwandte in Amsterdam hatten sie aufgenommen. In den Sommermonaten hatte ihnen der Magistrat das verfallene Gut zur Verfügung gestellt. Nur ganz heruntergekommene Flüchtlinge können hier ihr erbärmliches Leben fristen. Wer an dem Gut vorbeiwanderte, sah niemals die Eltern, wohl aber hörte er die vielen lärmenden Kinder sich vergnügen. Auch das nur selten. Gewöhnlich saßen sie trübselig fischend um den Karpfenteich oder wateten in dem schlammigen Hausgraben umher, um Aale zu fangen. Das war ihre tagtägliche Beschäftigung. Sie mußten sonst hungrig zu Bett gehen.

Im Winter steht das Gut ganz verlassen. Nur an diesen Weihnachtstagen kann der nächtliche Wanderer einen geheimnisvollen Lichtschein in den paar Räumen, die noch notdürftig bewohnbar sind, erblicken. Hier sind zwei Menschen stundenlang durch den hohen Schnee von Amsterdam her gestapft, und man kann an ihren Fußspuren deutlich erkennen, wie sie sich an dem schweren eisernen Tor zu schaffen machten, ehe sie es aufzwängen konnten. Nun haben sie in der Halle ein mächtiges Holzfeuer bereitet, so daß der hohe schadhafte Kamin zu bersten droht vor Flammen und Geprassel. Sie kochen sich ihre Abendmahlzeit: es hungert sie gewaltig.

Es sind unsere beiden fleißigen Wanderer, die jeden Winkel der Amstel kennen. Hier können sie all ihrer Sorgen vergessen und Gott einen guten Schöpfer sein lassen.

Zuerst gibt Jan Six seiner Koppel Hunde zu fressen, prächtige deutsche Schäferhunde. Die Tiere sind sehr müde vom Tollen im Schnee und schlafen bald am Kamin ein. Auch ihr Herr streckt sich an der Feuerstelle aus. Die kräftige Erbsensuppe, die schneeige Luft, der mühsame Gang haben ihn schläfrig gemacht. Er sieht nicht mehr so heiter und jugendfrisch aus wie damals, als sie Freunde wurden; das angestrengte Leben, das er führt, geht ihm in die Knochen. Sein Aussehen ist das eines ernsten Mannes, der scharf nach rechts und links ausschauen muß, will er sein Vermögen zusammenhalten.

Rembrandt hält Wache, während sein Freund und die Hunde schlafen. Eine Hündin hat sich dicht an den schlafenden Mann gedrängt, und ihre lange schöngezeichnete Schnauze ruht ihm auf dem Oberschenkel.

Der Schnee fält unaufhörlich in den Kamin hinein; die Flocken glitzern, ehe sie in der Glut verdampfen. Der Rauchfang ist ungewöhnlich breit und tief. Es muß unheimlich sein, an ihm zu träumen, wenn der Herbst die letzten Blätter von den Bäumen reißt. In dieser Nacht rührt sich nichts; es ist eine der stillsten Weihnachtsnächte im Sturm der Zeiten.

Der Schnee fällt unablässig. Rembrandt legt einige Scheite ins Feuer, die noch feucht sind; sie knistern und sprühn Funken. Jan Six merkt davon nichts; die Hunde blinzeln nur und vergraben ihre warmen Schnauzen noch tiefer zwischen Bauch und Läufe. Zuweilen wimmert es im dichten Kiefernholz, das an das Gut stößt: wohl ein unter der Last des Schnees sich krümmender Baum. Die Amstel ist noch nicht zugefroren; ihr Wasser fließt schwarz und gurgelnd über Land.

Rembrandt hüllt sich tiefer in den Mantel; ihn fröstelt. Er gedenkt früherer Weihnachtsfeste, die er bei einem seiner Freunde, einem Mennonitenpfarrer, verbrachte. Der hat ihn diesmal nicht geladen. Niemand kümmert sich mehr um ihn, seit er sich immer tiefer in die Einsamkeit vergräbt.

Eine ungeheure Schwermut hat wieder die Oberhand über sein Leben gewonnen. Er muß immer an sein schönes Haus denken, das er nun seit zehn Jahren bewohnt und das er nur zum Teil bezahlen konnte. Er hat Mühe, die jährlichen Zinsen zusammenzubringen und die alten Besitzer zu vertrösten: auf bessere Zeiten, die immer noch nicht kommen wollen und die wohl auch nicht mehr kommen.

Eine Stimme ruft ihn. Nicht hier in der Halle; draußen, draußen ruft es ihn, aus dem Walde, aus dem Fluß.

— Ach, ich mag nicht mehr leben in dieser Wirrnis der Gedanken, die mich verfolgen, ein trübes schauriges Heer von schwarzverhüllten Gedanken, die mir um den Kopf zu schwirren scheinen. Gespenster der tötenden Einsamkeit. Wo ich mich auch niederlasse zum Schlaf, den ich nicht mehr zu finden vermag, flattert die dunkle Schar um mich her und läßt mir keine Ruhe. Wie schön muß es sein, wie friedlich, wenn die Erlösung kommt, die letzte Erlösung, wenn ich mit stillen Schritten den Kerkemauern des Lebens entweiche. Was rufst du mich, lockende Stimme im Dunkel der sternlosen Nacht? Ich folge dir gern, du weißt es; nichts hält mich mehr an der Kette des Lebens. In den tiefen sanften Schnee des Vergessens will ich meinen brennenden Menschen betten, in das weiche weiße Laken unsagbar süßer Erlösung. —

Unablässig fällt der Schnee. Rembrandt erhebt sich aus seiner grüblerischen Stellung. Sein Freund schläft mit Falten und Runzeln im Gesicht. Versteht der seinen inneren Menschen? Nein, der hat seine eigenen Sorgen. Er mag ihn nicht quälen, den lieben guten offenen Mann. Versteht ihn Jan Lievens? Nicht ganz, aber helfen würde er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit. Keiner ist so treu wie er. Könnte der auch seine Einsamkeit töten? Vielleicht. Seine Schwermut? Nein, das könnte nur ein liebendes Weib. Und Saskia ist nicht mehr. Ist nicht mehr? Sie ruft ihn doch? Immerzu hört er ihre volle kräftige Stimme, aber fern, fern aus dem Reich der Unendlichkeit.

In allen Dörfern und Weilern beginnen die Christglocken zu läuten. Aus dem Reich der Unendlichkeit scheinen sie zu kommen, diese hellen jubelnden Glocken, diese tiefen dröhnenden Stimmen, die sich im Preise Gottes nicht genug tun können. Sie übertönen alle anderen rufenden Stimmen der Sehnsucht.

Rembrandt entblößt ergriffen das Haupt und sinkt in die Knie. Er betet.

Der Schnee fällt nicht mehr. Ein glitzernder eisiger Sternenhimmel hat sich aufgetan. Der Morgenstern leuchtet unheimlich groß durch das schmale hohe Fenster der Halle.

1650

1.

Renialme, nimm Platz! Rauchst du kalt? Hier ist Tabak und Feuerzeug. — Du weißt schon, was es zu bedeuten hat, wenn ich dich rufe. Renialme, von den Werken muß ich mich trennen, die mir ans Herz gewachsen sind, und du bist der einzige unter den Händlern, in dessen Hände ich sie legen mag. Denn du hast Sinn für diese Bibelbilder. Deine Vorfahren waren Hugenotten, darum steckt dir der Zug zum Übersinnlichen im Blut.

Sieh, Renialme, ich benötige eine größere Summe Geldes, und da du bekannt bist weit über die Grenzen des Landes, der namhafteste größtzügige Kunsthändler der Stadt zu sein, wirst du nicht lange mit mir handeln. Hier im Zimmer hängt alles zusammen: Christus und die Ehebrecherin, die beiden Anbetungen der Hirten, Esther und Ahasver und die Kreuzabnahme. Wieviel ich brauche? Dreitausend Gulden. Ich wußte ja, daß du einwilligst. Lebwohl, Renialme, mein guter Freund; es erleichtert mir das Herz, daß ich gerade dir meine Schöpfungen verkaufen durfte. Gott geleite dich! —

Rembrandt, er ging. So weit mußte es mit mir kommen, daß ich mein Hab und Gut vertue. Rembrandt, was soll aus dir noch werden? Mir bangt! So weit mußte es mit mir kommen, daß ich die Mysterien meines Lebens preisgebe. Wer erst anfängt, die Dinge von sich zu geben, in denen er sich Gott genähert, in denen er mit dem Schöpfer redet in dunkeln Stunden der Not, dem ist nicht mehr zu helfen. Und ich vermeinte doch den Weg Gottes zu gehen. Es ist nur gut, daß ihr längst gestorben seid, Mutter, Vater, ihr frommen Seelen, um jetzt nicht zu Tode erblassen zu müssen vor der Rache meiner Feinde. Wie Haman werde ich mich entblößten Hauptes vor ihnen demütigen müssen.

2.

Eine einfache Stube mit einem geöffneten Fenster, durch welches saftig grünes Laubwerk funkelt und der ferne Turm einer Kirche. Es ist ein erster warmer Vorfrühlingstag in Amsterdam. Ein bedächtiges Holzfeuer brennt im tiefen Kamin aus rotem Backstein. Ein ganz in sich versunkener alter Mann sitzt daran mit gefalteten Händen und starrt in die Ferne seiner Gedanken. Der Mann atmet in seiner gebückten Haltung das ganze Leid der Welt. Seine Frau sitzt am Spinnrocken und spinnt. Sie spricht zu dem Greise, der blind ist, vor Kummer blind, von den Schlägen des Schicksals geblendet, aber zugleich auch leibhaft blind, ohne das Licht der Augen. Er betet zu seinem Gott und hält Zwiesprache mit ihm.

Er kann die wärmende Glut des niedrigen Herdfeuers, auf dem der Wasserkessel singt, nicht mehr sehen, nur noch fühlen und hören. Er kann das warme Leben um ihn her, den anbrechenden Frühling, seine Frau, die zwitschernden Vögel im Käfig nur noch empfinden, nicht mehr mit leibhaftigen Augen schauen.

Eine große Ruhe ist um ihn her, eine große Ruhe ist in ihm.

Das Leben mit seinen berauschenden Farben macht ihn nicht mehr sehnsuchtskrank. Kein schönes junges Weib macht ihn begierig nach dem Besitz ihrer Reize. Längst hat er mit dem Leben abgeschlossen, das nur noch gedämpft zu ihm dringt, ihm nicht mehr um den Hals fällt, ihn küßt und streichelt.

Alles dieses steht in dem Bilde des Tobias, des armen alten Tobias, das Rembrandt, der ganz in die Welt seiner Gedanken versunken vor der Staffelei steht, soeben vollendet hat.

1651

Früher als sonst war der Meister an die Arbeit gegangen; leise hatte er die schöne Schläferin auf den halbgeöffneten Mund geküßt und das stille abgesonderte Schlafgemach hinter sich gelassen. Als Hendrickje erwachte, lag das hohe geräumige Zimmer wie verzaubert vor ihren glückstrunkenen Augen: die geröteten Blätter der Linden und Kastanien in dem schmalen Hofgarten tanzten im herbstlichen Wind und funkelten in der grellen Novembersonne durch das breite Fenster mit seinen vielen grünen und goldigen in Blei gefaßten Scheiben. Ihre schwankenden Schatten spielten auf den getäfelten Wänden, von denen die im Dämmerlicht strahlenden Bilder von des Meisters eigener Hand in einem unbegreiflich mystischen Schimmer auf die üppige, kaum bekleidete Frau hinabschauten, die sich auf dem Baldachinlager nach Herzenslust räkelte. Aus dem oberen Fensterflügel strich es wie frische Seebrise über sie hin, über diese berückende elfenbeinerne Haut, über die herrlich gemeißelte Brust und die schwellenden Glieder, die in dem schaffenden Meister eine quälende Sehnsucht zurückließen.

Hendrickjes Gedanken legten einen langen Weg zurück; sie kamen aus dem kleinen Ransdorp im Gelderländischen, dem Land ihrer harten Jugend, und verloren sich hinein in dieses Amsterdam, das sie seit Jahren gefangen hielt und sie seit der letzten Nacht als die heimliche Herrin dieses Hauses sah. Diese reinen sonnigen Gedanken einer erschlossenen Frauenblume füllten den flimmernden Raum und weilten bei den Umarmungen und dem Geflüster der entwichenen Nacht. Sie zitterten in einem Rausch verhaltener Wonnen und hatten nicht mehr acht, daß sich die Tür zaghaft öffnete, ein blasses trauriges Knabengesicht erstaunt ins Zimmer blinzelte und erschrocken hinter ihr verschwand, die sich dann geräuschlos wieder schloß.

1654

1.

— Jan Six, dein Bildnis ist fertig, du brauchst mir nicht mehr zu sitzen. Es war ein hartes Stück Arbeit. —

— Wie kam es, Rembrandt, daß dir diesmal das Malen so schwer von der Hand ging? —

— Es war mir, als müßte ich dich sezieren, um den wahren Ausdruck deiner Seele zu finden. Sie steht dir nicht mehr in den Augen! —

— Sollte ich mich in den letzten Jahren so grausam verändert haben? —

— Du gehst mir aus dem Wege, Jan Six. Solang ich noch guten Mutes war, kamst du täglich. Es waren schöne Jahre. Nun schlummert irgendein Schatten in den Spiegeln des Hauses, und in die Ecken der Zimmer dringt nicht mehr die Sonne hinein. Mir ist oft, als würde die Decke eines Tages über mich herstürzen. Wir haben uns beide sehr verändert! —

— Rembrandt, du hast jetzt eine liebevoll sorgende Frau um dich. Das stürmische Herz deiner Hendrickje übertönt das meine. Was kann ich dir da noch sein? —

— Six, du bist ein Mann, und ich brauche einen zuverlässigen männlichen Freund, der in den Dingen des gemeinen Lebens erfahren ist; du könntest ein solcher mir sein, denn du bist mit großen Gütern gesegnet und du hast das Ansehen und die Macht eines großen Handelsherrn. Seit Jan Lievens fort ist, steh' ich ganz allein; meine Bedrängnis wächst ins Unermeßliche. Du allein könntest mich und mein Werk vor dem Untergange retten. Doch die Seele steht dir nicht mehr in den Augen! —

— Deine Worte sind schwertscharf; sie treffen mich hart. Du bist bitter, du bist ungerecht. — War ich es nicht, der dir die vielen Darlehen der letzten Jahre vermittelte? —

— Die Bedingungen, unter denen sie zustande kamen, werden mich zermalmen. Ich habe deinen Freunden all mein Hab und Gut verpfänden müssen. Warum bürgtest du nicht für mich? —

— Sieh, Rembrandt, die Tuchfärberei hat ihre besten Jahre hinter sich. Die Farben steigen noch immer im Preise, die Zeit hat ein kriegerisches Aussehen. Es riecht schon überall nach Pulver. Wer weiß, wir stehen vielleicht vor bösen Kriegen. — — —

— Soll ich dir dein Bildnis zustellen lassen? —

— Was bin ich dir dafür schuldig? —

— Du könntest den Betrag seines wirklichen Wertes doch nicht bezahlen. Ich schenke es dir. —

— Das geht nicht an. Du befindest dich in der Not. Ich will die Obligation über die zwölfhundert Gulden vermindern lassen auf ... —

— Auf keinen Fall. Ich schenke dir das Bild. —

— Wenn du unbedingt darauf bestehst. Aber ... —

— Willst du dein Bildnis nicht noch ein letztes Mal betrachten? Vielleicht gefällt es dir nicht. —

— Rembrandt, ich verhehle dir nicht, es erregt mein Mißfallen, dies seltsam lieblos gemalte Bild. —

— Jan Six, wie er leibt und lebt; das beste Bild meiner Hand. —

— Du spottest; es hat keine Seele. Abscheulich will mir plötzlich dieser Mann mit dem hämischen Lächeln erscheinen. Und wie er abweisend den Handschuh zuknöpft! Das soll ich sein? —

— Jan Six, der sich aufmacht. —

— Versprich mir wenigstens, diesen häßlichen hämischen Zug zu mildern. Oder ist dies alles nur meiner Einbildung entsprungen? —

— Jan Six ist nicht mehr zu verändern. — Lebewohl! — Vergiß auch nicht die Versteigerung meines Lebens. Dort wird es ein Schauspiel für Kunstsammler geben: die Raubvögel des Hafens, des einstigen Ghettos werden mir die Seele zerhacken. Und vielleicht legst du dich dann ins Mittel, — wie immer! — um deinen Knochen zu ergattern. Ach, mich ekelt! —

2.

— Ist er fort, Liebster? —

— Hendrickje, Nikolaus Maes soll ihm sein Bildnis nachtragen. Ich mag es nicht mehr sehen. —

— Rem, du bist totenblaß. Er hat dich in deiner Not verlassen, der Treulose? —

— Wär' ich doch blind, um die furchtbaren Wandlungen der Seele nicht sehen zu müssen. Bald wird auch dieses Haus seine Seele verändern. Nun kommen die bösen Jahre der Heimsuchung. Ach, wär' ich blind! —

— Rem, der Herr hat uns mit seinem Zorn geschlagen. Wir haben in Sünde zusammengelebt; der Kirchenrat hat mich wegen Hurerei mit dir vorgeladen. Auch soll die kleine Kornelia endlich getauft werden. Rem, wir haben vor Gottes Angesicht gefrevelt! —

— Verlaß auch du mich nicht, Hendrickje. Heiraten dürfen wir ja doch nicht, sonst ging uns Saskias Erbschaft verloren. Verlaß mich nicht! —

— Ich dich verlassen? Was bin ich ohne dich? Laß die Welt nur wissen, daß ich dein Kebsweib bin. Es kann ihr nicht verborgen bleiben. Aber sie soll auch sehen, daß ich dir getreulich nachfolge, in Züchten und Ehren, als wäre ich dein ehelich angetrautes Weib. Niemals verlaß ich dich, Rem! —

— Hendrickje, du meiner Seele tröstendes Licht! Wie soll ich es dir vergelten? —

— Behalt mich bei dir, verstoß mich nicht von deinem Lager. Ich will dir dienen als deine arme niedere Magd. —

1655

1.

Rombout Hamer an Hildegerda in Reykjawik:

Die Wolken meiner Sehnsucht ziehen nordwärts zu dir hin bei dem warmen Wind. Sie sollen dich grüßen in den Nebelwänden, die über Island liegen, und in denen du träumend wie gebannt stehst. Ich las aus deinem langen traurigen Brief, es müßten die Menschen dort droben zur Winterszeit immer im Dunkeln dahinschreiten, und ihre Gestalten tauchen auf wie die Schiffe im Nebel. — Sie haben wohl alle ein graues farbloses Wesen. O du Ferne, Unerreichbare, ich möchte dein heißes Herz an meiner Brust fühlen, die sich nach deiner fraulichen Eigenart sehnt, nach der nur dir allein eigenen Art, wie du dich auslebst und in dich hineinsinkst. Ich möchte den Widerhall deiner Schritte belauschen, den Schall deiner Stimme, das Rauschen deines Blutes, den Blitz deiner Gedanken, das Unwetter deiner wechselnden Stimmungen belauschen, betrachten. Und wenn dann weder Musik, noch Wein, noch die Erzählungen der Männer dich befriedigen können, wenn du in kalten Nächten dich in Gedanken an mich schmiegst, und die Süße der Begierde dich wie schwerer Wein berauscht, dann fühl' ich dich durch die Stürme des Ozeans hindurch, dann weiß ich, du bist mein, und das Herz wird mir klar, als säubere ein scharfer Nordost aus der Wikingerecke das Meer vom Dunste.

Ich küsse dich, küsse dich stumm und blind, und in deine Augen kommt das Licht, das die unendlich lange Menschenkette schuf, in der wir nur Bruder und Schwester sind.

Und das Meer braust dazwischen seine dunkle Melodie der Vergänglichkeit. —

Unsere „Möwe" ist glücklich wieder nach schwerer Fahrt in Amsterdam eingelaufen. Wir waren den halben Dezember lang auf der Reise: nach Liverpool hin und zurück. Da hab' ich dir vor meiner plötzlichen Abreise nicht mehr schreiben können und hatte doch ein seltsames Erlebnis zu berichten. Ich trug in diesem Herbst meine



Christus naht der Welt F. Haß

breite übermannshohe Schiffergestalt in den hohen dumpfen schmutzigen übelriechenden Hafengassen umher und war fast immer von kleinen schlechtgewachsenen, fast verkrüppelten schwarzlockigen Männern umgeben, die ihre Waren feilboten und feilschend sich heiser schrien und tobten. Es sind Israeliten aus Portugal, Spanien und Polen. Sie sprechen eine Art Rotwelsch wie die Zigeuner. Doch ich mußte an ihnen die Beweglichkeit ihrer Gebärden und die scharfgeschnittenen blitzenden Augen bewundern. Hinter diesen niedrigen Stirnen funkelt der Geist der Schöpfung lebendiger als uns blauäugigen Riesen mit unserer rosigen Haut, die aus lauter Butter und Milch zu bestehen scheint. Du bist anders, du stammst aus dem herben Nordmännerland, wo deines Vaters Haus hoch auf dem Felsen thront, und der Gischt der wilden See in die Stuben hineinfegt. Dort werden harte sehnige Männer geschaffen, aber im Schifferflecken Loosduinen, wo das Grab meiner Mutter träumt, schleicht das Leben träge daher; wir leben vom Fischfang und stellen nur wenig rüstige Mannschaft der jungen Flotte.

An einem lachenden Tage, ein frischer heller Wind pfiff in diesen Höllengängen von Schmutz und Habgier, wollt' ich mich für eine Fahrt nach Island als Steuermann anheuern lassen. Die hohe Luft machte mich sehnsuchtskrank nach dem bewegten Spiel der Wellen. Ich hocke vor der Schenke auf einem krummbeinigen Schemel und schaukle hin und her, um mir die Zeit zu vertreiben. Der Kapitän läßt auf sich warten. Da erspäh' ich in der Schar der Händler einen gedrungenen kurzbeinigen Mann, dessen mächtiger Schädel mir auffällt. Er saß ihm wacker auf der breitschultrigen Gestalt. Dieser Mann besaß eine seltsam selbstbewußte Art, mit der er sich bewegte. Plötzlich läßt er sich auf eine der hohen schmalen Steintreppen nieder, gerade mir gegenüber. Er holt Stift und Blatt aus dem Mantel hervor und beginnt mit fieberhaft schnellen Strichen das ganze Bild der belebten Straße zu zeichnen. Ich schleiche mich zu ihm hin, an ihm vorüber, einige Stufen höher als er, und kann nun von oben hinab jeden Strich verfolgen, den er stark und sicher hinsetzt. In weniger als einer Viertelstunde ist das Werk vollendet. Du weißt, das Zeichnen und Malen hat mir von Jugend auf im Blut gesteckt. Es ist wohl ein Erbteil von meiner Mutter her, Gott hab sie selig!

Folgendes Gespräch wird dich in Erstaunen setzen, das er ohne umzublicken mit mir führte, während er jedes kleinste Plätzchen auf dem Papier kreuz und quer mit dem Volk der Straße füllte:

— Meister, ich möchte Euch wohl die Skizze abhandeln. —

— Ich handle nicht, Steuermann, wenn hier auch Markt ist. —

— Meister, ich möchte bei Euch das Kunsthandwerk erlernen. —

— Der Stift ist kein Steuer. —

— Der Vater meiner Mutter war Maler. —

— Mutters Vater war Müller. —

— Ich heiße Rombout Hamer und führte schon manche Brigg im Sturm. —

— Man nennt mich Rembrandt, und doch steh' ich erst vor dem Tor, das ins Heiligtum der Kunst führt. — Hamer, du hast einen massigen, etwas aufgeschwemmten Körper. Du trinkst gern einen Oude Klaaren. Ich sah dich dort auf dem Schemel. Hätte dich deine jungenhafte Neugierde nicht getrieben, du ständest jetzt auch auf

dem Blatt. Hamer, du bist noch ein großer Junge. Das ist das Schöne an dir. Nur ist dir das eine Ohr angewachsen, und du trägst den Kopf schief aus schlechter Angewohnheit. Auch ist dein Schritt schlürfend, lässig, als gingst du in Pantoffeln. Du gefällst mir trotzdem. Wenn du einen Trunk nicht verschmähst, komm mit mir in die Breestraat. —

Das tat ich denn auch und saß dem Meister Modell. Er hat mich nicht etwa abkonterfeit, mit nichten! Einen bleichen hohlwangigen Krieger hat er aus mir gemacht. Der Kopf ist wohl der meine, die Nase, die Züge, aber er hat einen Ausdruck hineingelegt, als käm' ich geradewegs aus der Schlacht. Als hing ein blutgetränkter Mantel mir um die Schultern, in dem ich erschauerte, als wäre ich dem Gemetzel einer Schlacht entronnen, in deren Strömen von Blut ich gewatet, und als hätte ich auf der Flucht um mein erbärmliches Leben gezittert. Die Seelen der Erschlagenen standen in meinen Augen und schienen laut aufzustöhnen. Nie wieder könnte ein solches Gesicht im Glanze der Lebensfreude strahlen!

Hildegerda, da wurde ich ganz klein und mutlos; da bleib ich doch lieber bis an das Ende meiner Tage dein armer Steuermann.

2.

— Meine Tage sind keine Schöpfungstage mehr. Unfruchtbar ziehen sie an mir vorüber. Welch eine drückende Last auf meinen Schultern! Wie zwingt mich diese Hilflosigkeit vor den Dingen des Lebens in den Staub! Ich werde mit ihnen nicht fertig. Was hab' ich nicht alles versucht, um mir einen dauernden Erwerb zu verschaffen, der mich und die Meinigen ernähren könnte. Die Malerei kann es nicht mehr. Meine Bilder finden keine Liebhaber. Nikolas Maes mußte ich entlassen, meinen letzten Schüler. Alle innerliche Sammlung ist mir verloren gegangen zu dem hohen Ziele, das mich seit Saskias Tod erfüllte und erhielt: Gottes Verherrlichung zu dienen. Das Hundertguldenblatt, an dem ich viele Monate lang arbeitete, brachte nicht den erhofften Verdienst. So mußte ich erleben, daß auch die Kunst des Stichels mir nicht forthalf, auf die ich meine letzte Hoffnung gesetzt, seit meine Malkunst unvolkstümlich gescholten wurde, weil sie sich dem bunten Treiben der Menge fernhielt und der Eitelkeit der Welt entsagte. Nun bin ich dem Ansturm meiner Gläubiger hilflos preisgegeben. Die kleine bürgerliche Welt ist der ewige Tummelplatz unternehmungslustiger Gesellen, kein Obdach versunkenen Träumern. Immer sinn' ich darüber nach, wie ich durch eine sinnfälligere Malart, durch eine Kunst, die dem Auge stärkere Sehfreuden bietet, meine einstigen Gönner zurückgewinnen kann. Und doch weiß ich, es ist längst zu spät. Meine Versprechungen würden nur noch mit einem Achselzucken angehört werden: ich bin ein verlorener Mann.

Leben, wie schwer muß ich mich an dir versündigt haben, daß du mich jetzt aus dem Dämmer meiner Träume hinauspeitschest in die erbarmungslose Menge, die nur den Bürgermaler in mir begreifen kann! Versteht mich auch keiner mehr unter den Freunden, die einst dieses Haus füllten und sich hier heimisch fühlten? Warum bleiben sie in aller schamlosen Gelassenheit diesen zusammenbrechenden Mauern fern, wo sie diese stützen müßten? Ich weiß es nur zu gut, keiner gönnt mir mehr die zauberhafte Sonne, die wunderbar gedämpft hereindringt.

Sonne, einziger Trostquell meinen getrübten Augen, geh noch nicht hinunter,

verweile noch und besänftige meine Hilflosigkeit, laß mich die Erde und ihre Wesen in einem sanfteren Lichte schauen. Sonne, verlaß auch du mich nicht, der ich dir treu und ehrlich gedient.

Und doch, auch sie ging. Sie vollendet ihre Bahn. Sonnenbestimmung. Tu ich nicht dasselbe? Muß ich nicht Kreis auf Kreis meiner Bestimmung vollenden, mich immer weiter emporwagen über den Gesichtswinkel der staunenden Menge? Sie nennen dieses Unterfangen Irrsinn, Selbstüberhebung. Sie glauben nicht an die Notwendigkeit, deren Werkzeug ich bin. Ich höre ihr dumpfes Höhnen, den Ausdruck ihrer Mißgunst. Mir ist es, als zittere die Erde unter dem Dröhnen ihres Ansturms. Sie werden mich steinigen. Und dennoch muß ich im Hagel ihrer feigen Geschosse den letzten Kreis meiner irdischen Laufbahn vollenden.

Schäme dich, Rembrandt, du weinst? —

3.

— Titus, mein Junge, was treibt dich zu mir in die Malkammer? Soll es wieder ein Konterfei werden? — Was sagst du? Du selbst willst hier pinseln? Das magere hagere Bürschlein will es dem Vater gleichtun? Ich muß dir abraten. Es ist der bitterschwerste Beruf, wenn man Ehre im Leib hat, kein Pfuscher sein will, nicht der Frau Welt nachläuft! Ich versteh, ich soll dein Lehrmeister sein. Du kannst schon etwas? Sieh doch an, der Knirps kann schon klecksen, ganz in der neuen Art. Das hast du mir wohl abgeguckt mit deinen großen strahlenden Augen, Herzensbub?

Komm her, Titus! Erkennst du den Mann dort auf dem Bild? Nein? Ja doch, ja doch! Das ist dein Vater, so soll er jetzt dreinschauen, stolz, hochmütig in allem Jammer der Welt. Wein' nicht, Junge, dein Vater blickt ja demütig, alt und bekümmert drein. Sieh mich an: so wird man klein in der Seele, wenn das Leben mit der Peitsche hinter der Tür steht. Werde lieber Fleischer, Titus! Dann mal' ich dir Aufhängeschilder mit einem blutigen ausgeweideten Ochsen. Dieser Beruf hat immer seinen Mann genährt. Titus, Titus, ich will mir Mühe geben, so stolz und hochgerecken Hauptes einherzugehen wie auf meinem Konterfei. Du sollst noch stolz werden auf deinen Vater! —

(Fortsetzung folgt)

Gebet

Von Franz Alfons Gayda

Wollest, Gott, in Liebe
Meinen frühen Keimen —
Ausgestreut in Furchen
Dieser kalten, dunklen Zeit —
Deine hohen Gnaden schenken:
Heißes Sonnenlicht und kühlen Himmelstau!
Wollest meinen jungen Saaten spenden
Sel'ges Blühn und stilles Reifen,
Allem Sehnen, allem Wollen,
Allem Werden ein Vollenden —
Ruh'n und Sein in Dir!

Weihnachtsstimmung

Von Friede H. Kraze

Mit dem ersten Adventsonntag, wenn der grüne Kranz aufgehängt wird, beginnt bereits die ganz echte weihnachtliche Stimmung. Vier große Lichter trägt der Kranz und soviel kleine, wie es in dem betreffenden Jahre Tage gibt zwischen diesem Sonntag der ersten seligen Verheißung und dem heiligen Abend selber.

Wie war es herzbeklemmend schön und feierlich, wenn man als Kind draußen die weiche Unschuld des ersten Schnees erprobt hatte, und nun eiskalt und dennoch vor Erwartung glühend um die Dämmerstunde in die geliebte Großmutterstube trat. Der Bratapfelgeruch erfüllte sie ganz. Er kam aus der riesenhaften braunen Ofenburg aus der Ecke der Stube wie eine süße Tröstung, denn in allen Ecken kauerten bedenkliche Schatten, so daß man die Großmutter kaum erkennen konnte. Und es schien wirklich nicht ganz geheuer. Aber dann, plötzlich, hoch über einem, wie losgelöst vom Raum, entdeckte man das kleine brennende Licht. Wie ein Stern schwebte es auf seinem Kranz aus Tannen und rotbeeriger Stechpalme. Ganz allein und preisgegeben stand man darunter — denn ich hatte keine Geschwister — und sang über gefalteten Händen mit einer sehr dünnen, zitternden Kleinkinderstimme, die aber immer runder und zuversichtlicher wurde, je länger man in das geheimnisvolle Licht hineinsang:

„Macht hoch die Tür, die Tore weit!“

Denn mit diesem winzigen, ergreifenden Lichtschein hingen doch alle Verheißungen zusammen, von ihm fiel der erste Strahl einer unermeßlichen Freudenbotschaft in die dunkle Winterwelt. Das Röslein, das zu der halben Nacht erblühen sollte, regte heut zum ersten Male die zarten Wurzelfüßchen in dem Geheimnis seiner Wintergruft. Jeden Tag von nun ab würde ein Licht mehr in die Welt, die für mich noch die Großmutterstube bedeutete, hineinstrahlen. Bis sie zuletzt alle funkelten, wenn die Zeit erfüllet war. Einmal mußte ja doch der heilige Abend kommen, wenn unter dem Christbaum das Kripplein stand: Maria und Joseph, Eslein und Ochs, die Hirten im Vlies, musizierende Engel und die drei Könige aus Morgenland mit den ganz frisch vergoldeten Heiligenscheinen. O Gott, würde man auch nicht vorher sterben vor lauter Glück?

Es war gut, daß es nun einen seltenen Festtag um den anderen gab, an dem man sich gewissermaßen wie an einem Geländer oder an lauter guten Händen die goldene Weihnachtstreppe hinauftasten konnte, daß einen nicht der Schwindel überkam. Sankt Barbara war die erste hilfreiche Hand am fünften Dezember. Wie wunderbar war es, wenn man unter einem rot und goldenen Frühabendhimmel — die Großmutter sagte, der Himmel wäre so rot und golden um diese Zeit von dem Feuer der himmlischen Backöfen, vor denen es jetzt hoch herging mit Backen von Lebkuchen und Marzipan — wenn man unter einem solchen Himmel hinaus in den Garten trat, und zu den Kirschbäumen ging — die sauren wurden bevorzugt —. Dort machte man dem Baum eine kleine Verbeugung und bat ihn um Verzeihung, daß man ihm mit dem scharfen Messer ein paar Zweige raubte. Es war wohl hart,

den Baum zu verwunden, aber eigentlich hätte doch jeder Zweig hoch aufjubeln müssen über das Glück, das ihm bevorstand; denn würde er nicht, in der schlanken blau-weißen Vase auf der Servante stehend, sogleich ein wunderbares Leben in sich kreisen spüren? Das himmlische Kind hatte ihn berührt, und an dem hochheiligen Geburtstag würde er in voller Blütenschöne wie ein weißer Engel stehen und selig anbeten.

Der nächste Heilige, der schon am folgenden Tage sich meldete, war weniger zart und hold. Dem Kalender nach hieß er St. Nikolas, und es war wunderbar genug, daß manche Kinder ihn auch den Knecht Ruprecht nannten oder St. Joseph oder gar den Weihnachtsmann oder Pelzmärtel. Wie auch sein ehrwürdiger Name gewesen sein mag, manche sind sogar der Meinung, daß sein Stammbaum bis ins graue Heidentum hinunterreicht, und er eigentlich Gott Wotan selber ist, oder der wilde Jäger, der schon lange vor den „Zwölfen" über die winterliche Welt stürmt. Wie gesagt, wer er auch war, rauh, stürmisch, mit Kettengerassel, im umgekehrten Pelz trat er auf. Aber wenn man nicht wirklich sehr sündhaft gewesen war, so wurde die Rute nur vielsagend geschwenkt, die grausam tiefe Stimme fragte: „Könnt ihr beten?" und kaum war es vollbracht, so prasselten alle Ecken der Stube von Äpfeln und Nüssen und den andern geheimnisvollen Herrlichkeiten seines unergründlichen Sackes.

Jeden Tag wurde man etwas gewisser über Weihnachten. Jemand ging mit einem goldnen Finger umher, als sei er am Throne der heiligen Dreifaltigkeit abgefärbt; ein anderer erkundigte sich, wie es mit dem Weihnachtshahn stehe, der, schneeweiß, aus Hirsehäufchen den jungen Mädchen ihren Liebsten wahrsagen sollte. Die Tür zur besten Stube durfte bei Todesstrafe nicht mehr aufgemacht werden; in der Schule wurden die Wunschbogen, herrlich mit Gold und gepreßten Bildern verziert, bebend vor Verantwortlichkeit und mit einem sich immer schwärzer färbenden Zeigefinger mit dem Weihnachtsgedicht beschrieben, und eines Morgens, o Glück, lag in dem kleinen roten Schuh unter dem Bett eine süße himmlische Gabe. Es war immer eine Tier- oder Menschengestalt aus einem wunderbaren, weißen Zucker, der vollkommen wie Schnee oder Eis aussah, um sehr viele hilfreiche Holzstäbchen herumgeformt, mit einem zähen, roten, lackartigen Guß, der Augen, Schnäbel, Knöpfe oder Zügel zu bezeichnen hatte. Nie wieder im Leben habe ich diese wunderbaren, eisartigen Gebilde gesehen, geschweige denn gegessen. Wie himmlisches Manna zerschmolzen sie im Munde. Überhaupt alles, was man in jenen Wochen an bescheidenen oder mehr kostbaren Leckereien verehrt erhielt, hatte Tier- oder Menschengestalt. Damit hatte der heilige Christ einstmals, um es seinen neuen Anhängern, den Germanen, nicht allzuschwer zu machen, einen Brauch ihrer Väter aus der Julzeit, als sie den goldborstigen Eber aus süßem Teige buken, liebreich gesegnet, und in seine eigene Feier hinübergenommen. Dies alles wußte ich freilich damals nicht. Und ich ahnte nicht, wie manches Tröpflein Heidenblut auch in mir noch warm und lebendig war.

Dann kam der ehrenvolle Tag, an dem man eingeladen wurde, beim Lesen der Rosinen und Auspellen der Mandeln zu helfen, und das Mohnstampfen in dem alten riesenhaften Messingmörser mußte auch vor sich gehen. Denn die Christstollen

waren in Sicht — wir nannten sie Striezel — und noch bedeutungsvoller und eigentümlicher waren die Mohnklöße. Zwieback in sehr süßem Rosenwasser geweicht, gehörten dazu, und sie mußten samt Mohn vorher einmal gefroren sein, ehe man sie essen durfte, dann lagen sie wie ein Haufen eiskalter Steine im Magen, ganz anders wie die Pielbeeren (Vogelbeeren), die auch erst Frost bekommen müssen, um einen Schnaps zu ergeben, der rosenrot und heiß ist wie das Leben selber.

Aber wie es auch damit war, ein Weihnachten ohne Mohnklöße und Karpfen wäre eine völlige Undenkbarkeit gewesen. Eigentlich machte mir die polnische Sauce, aus Pfefferkuchen und Bier bereitet, neben dem Fischgeruch, jedesmal etwas übel im Magen, so daß ich, um am heiligen Abend nicht direkt Märtyrer sein zu müssen, immer ein Paar Bratwürstchen extra erhielt. Aber gerade diesen beklemmenden Geruch hätte ich nicht missen mögen zu Weihnachten, um nichts in der Welt. Und auch hieran war das Tröpfchen Heidenblut schuld, obwohl man die ganze Zeit von himmlischem Glück wie vergoldet umherging, und alle Inbrunst auf das Kripplein wartete. Aber hatten nicht unsere Vorfahren zu jedem Julfest Klöße gegessen und Fisch! Eigentlich gehörten sogar neun Gerichte zu dem Feste der Winterjul, wenn man nicht im folgenden Jahr eitel Unglück und Armut erleben wollte. Auf den herrlichen Goldborstigen hatten wir ja längst verzichtet, auf den Grünkohl, die Linsen, die Grütze, den Hirsebrei; nicht einmal Buttermilch wurde getrunken und damit allen Kopfschmerzen für das Jahr Absage gegeben. Aber die Klöße und der Karpfen waren doch wohl beizubehalten. Und unendlich armselig kamen mir die Leute vor, die Heringssalat am heiligen Abend aßen, bis ich viel später begriff, daß auch sie mit dem Fisch dem alten Julbrauch Treue erwiesen.

Ich will heut gar nichts erzählen vom Gang durch die sternüberfunkelte Nacht zu der kleinen Kirche weit draußen im Schnee, mit den vielen brennenden Wachsstocklichtlein der uralten Mütterchen, neben die ebenso uralten Gebetbücher geklebt, und vor dem Altar das Wunder der heiligen Geburt. Oder von dem Augenblick, wenn daheim die Glocke klang, und die Tür tat sich auf vor dem brennenden Christbaum: dieses sind Augenblicke, in denen ein Kinderherz fast zerbricht von einem Glück, das verhüllt und namenlos hinter allem Sichtbaren steht, und nicht von dieser Welt ist. All das erschöpft sich nicht in ein paar Worten. Aber davon möchte ich noch erzählen, wenn das schneeweiße, festliche Tischtuch sorglich an den vier Zipfeln hochgehoben wurde, um etwa verkrümeltes Brot oder Feingebäck in den Garten hinauszutragen und den Bäumen hinzuschütten, daß auch sie Christnacht feiern möchten und den Menschen mit Frucht lohnen für ihr liebreiches Gedenken. Noch unendlich viel gab es, was diese Nacht so heilig und feierlich machte, daß es auch heut wieder blühende Wirklichkeit wird, obwohl die Großstadt, der Krieg und viele Lebensjahre und Wanderungen und Wandlungen dazwischenstehen. Wie angstvoll z. B. wurde auf Treu, den Hund, aufgepaßt, daß er in der Christnacht nicht hinauslief, denn sonst starb doch einer aus dem Hause im Lauf des Jahres. Alle Waschzuber mußten randvoll in der Küche stehen; eine Schüssel mit Grütze mußte auf den Tisch gestellt werden, und von Abend bis Morgen durfte das Feuer im Ofen nicht verlöschen, damit die Toten, die auf Wanderschaft in der Christnacht dieses Haus als Gäste ehrten, Speise und Trank fanden und sich wärmen konnten.

Nie bin ich darüber hinweggekommen, daß ich kein richtiges Sonntagskind war, *wiewohl* herrlich genug geboren in der letzten Nacht der geheimnisvollen „Zwölfe“, *mit dem* ganzen Mysterium und allem Zauberspuk getränkt aus Urväter Zeiten her, und dennoch geradenwegs in den heiligen Dreikönigstag hinübertretend. Aber wie gut hatten es doch die ganz richtigen Sonntagskinder! Wurde nicht flüsternd erzählt, daß zwischen elf und zwölf das Vieh im Stall das heilige Kind anbetete und weissagend sich unterredete! Aber wenn jemand zuhörte, der an einem gewöhnlichen Wochentage geboren war, so mußte er sterben. — Nun, dies konnte einem zuletzt doch kein Schicksal rauben, ob Sonntagskind oder nicht, ich weiß es gewiß: das Wasser, das wir aus dem Drachenbrünnlein schöpften um Mitternacht, es schmeckte wie der Wein auf der Hochzeit zu Kana.

Weihnachtslegende

Von M. Witzleb-Ihle

In dieser Zeit, da früh der Abend dunkelt
— So kündet eine alte Weihnachtsmär' —,
Entsendet Gott der Herr sein Engelsheer
Zum Stern, der über Bethlehem gefunkelt.

Und jeder Engel trägt mit frommer Hand
Ein Licht, das er am Sternenglanz entzündet,
Dann wendet er den sanften Flug und findet
Auf dunklem Weg hinab zum Erdenland.

Dort wandeln durch die Menschen, ungesehn,
Die Himmlischen mit ihren Strahlenkerzen,
Doch wem sie nah'n, dem ist ein Licht im Herzen
So jäh entbrannt, als sei ein Glück geschehn.

Vielleicht wird dir der Engel heut begegnen?
Vielleicht durchstrahlt dich heut sein lichter Schein? ...
O laß des Herzens Türe offen sein,
Sonst geht er weiter, ohne dich zu segnen!

Das Traumgesicht

Von Margarete Huch

In einer rauhen Dezembernacht, gegen Weihnachten, ward in der Hütte eines armen Mannes ein Kind geboren. Es war ein Mädchen.

Der Vater hielt einsame Krankenwacht. Die hilfsbereiten Nachbarinnen waren schon wieder fortgegangen und die weise Frau in ein anderes Dorf geeilt, wo man ihrer Hilfe bedurfte.

Der Vater freute sich nicht. Er saß gebückt in der Stube und wie zusammengesunken vor Kummer. Das Kind war ein Spätling. Viele Kinder waren ihm schon vorangegangen und die größere Hälfte noch im ersten Lebensjahre gestorben. Das jüngste lebende Kind vor diesem Spätling war ein Knabe und war schon zehn Jahre alt.

„Vielleicht stirbt es auch," sagte der Mann vor sich hin, „und gut wäre es ihm, wenn es stürbe."

Da war es, als hätte die Mutter die Worte gehört. Sie tat einen tiefen Seufzer, so tief und schwer, daß ihn der Mann in seinem späteren Leben nicht mehr vergaß. Es war, als käme er aus den letzten Kammern des Herzens, wo die Mütter allen Vorrat ihrer Liebe aufbewahrt haben, die sie den Kindern einst schenken wollen. Und mit diesem Seufzer hauchte sie ihre Seele aus, streckte sich lang und verschied.

Der Mann hatte wohl den Seufzer gehört. Er ging ihm bis tief in seine eigene Seele hinein und durchfuhr ihn, als spürte er ihn im Körper, vom Kopf bis zur Zehe. Aber er hatte nicht gesehen, wie seine Frau sich verwandelt hatte und daß sie mit diesem Seufzer gestorben war; denn es war dunkel in der Stube und nur ein mattes Lämpchen beleuchtete einen kleinen Kreis. Als der Mann nun den schweren Seufzer gehört hatte, wagte er sich erst recht nicht zu rühren, denn er machte sich Vorwürfe, als habe er mit seinem unbedachten Worte die Seele seiner Frau aufgestört, die er im Schlafe wähnte.

Darum saß er noch stiller und zusammengesunkener auf seinem Stuhle. Und schließlich schlief er vor übergroßem Kummer und tiefer Betrübnis ein.

Als der Mann aber eingeschlafen war, öffnete sich seine Seele im Traume, und er sah umher. Da sah er dieselbe Stube, in der er eingeschlafen war, und das Bett der Frau und daneben in einem Wäschekörbchen, mit Kissen umdeckt und geschützt, das neugeborene Kind.

Aber mit einem Male sah er alles viel heller, als er es im Wachen in der dunklen Stube gesehen hatte. Es war gar nicht, als wäre die Stube drückend und arm. Er sah auch die Frau im Bett liegen. Und es war gar nicht, als läge da die Frau eines armen Tagelöhners. Sie hatte keine Runzeln oder Falten im Gesicht. Nichts war an ihr, das bedrückt ausgesehen hätte oder vom Leben geschlagen oder arm. Still und feierlich lag sie da, die weiße Binde um ihre Stirn, die man in dieser Gegend den Wöchnerinnen gab — voll stiller Würde und schön.

Der Mann fragte sich, warum er nicht immer sein Weib so schön gesehen habe, denn es hatte sich doch nichts verändert. Hatte er denn nur das abgetragene Kleid

gesehen und die rauhe und übermäßige Arbeit und das dunkle Wolltuch, das sie dabei um den Kopf trug? Hatte er denn noch niemals richtig sein Weib gesehen?

Und wie der arme Mann so sein Weib im Traume sah, erfaßte ihn eine heiße und überströmende Liebe zu ihr. Er wollte zu ihr hineilen und niederknien am Bett und die Hand ergreifen, die schlaff über den Bettrand hinüberhing, und er wollte die Hand mit Küssen und Tränen bedecken, was er doch nie getan hatte in seinem Leben. Denn Worte hätte er nicht zu finden gewußt für seine überströmende Liebe.

Aber als er hinübereilen wollte zum Bette der Frau, da konnte er nicht. Irgend ein Band hielt ihn mit Schwere gefesselt auf seinem Stuhle nahe dem Ofen in der entferntesten Ecke.

Mit einem Male tat sich die Türe des Zimmers wie von selbst auf, und ein Lichtstrom floß herein und floß auf das Bett der Frau und verklärte sie. Und in dem Lichtstrom schritt ein Engel auf die Frau zu. Der Engel blieb vor der Frau stehen und rührte sich nicht und schaute ihr unverwandt ins Gesicht. Es war, als könne er sich nicht sattsehen an ihren Zügen. Dann aber verneigte sich der Engel dreimal tief bis zur Erde, und die Seraphsflügel bedeckten das Bett der Frau.

„Was ist dieses?“ fragte sich der Mann im Traume. „Der Engel kann sich nicht sattsehen an dem Gesicht meiner Frau, und dreimal verneigt er sich vor ihr bis zur Erde.“ . .

Und wie er so zu sich sprach, erfüllte ein großes Entzücken seine Seele, daß seine Frau so geehrt werde von dem Engel. Zugleich aber fühlte er, daß er nicht hinüberkönne in das Licht, daß er noch unbeschienen und dunkel sei und viel zu schwer, um sich diesem zu nahen. Und obgleich ihn nur wenige Schritte von dem Lichte trennten und von dem Bett seiner Frau, so war es doch, als seien diese wenigen Schritte ein Abgrund oder eine Welt.

Da ließ er sich im Traume von dem Stuhle fallen, denn weiter konnte er sich nicht erheben, und kniete nieder auf die Erde und streckte voll Sehnsucht die Arme nach dem Lichte aus, und die Tränen rannen ihm wortlos über die Wangen.

Als der Mann so in seinem Schmerze und seiner Sehnsucht zerfloß, wandte sich der Engel zu ihm und sprach:

„Was begehrst du?“

Da der Mann aber gewahrte, daß der Engel sich zu ihm gewandt hatte, ja, daß der Engel es nicht verschmähte, ihn anzublicken und drei Worte an ihn zu richten, da warf er sich im überquellenden Gefühle seiner Dunkelheit und Unzulänglichkeit mit dem Angesicht auf den Boden und sein Weinen ging über in ein Schluchzen.

„Nichts begehre ich, Herr, nichts!“ rief er zwischen seinem Schluchzen und wiederholte es immer wieder, als wollte er mit diesen Worten sagen: „Was bin ich, daß ich begehren kann!“ Und er erhob sein Angesicht nicht von der Erde, denn er glaubte, nicht würdig zu sein, das Angesicht eines Engels zu schauen, das weißer sein müsse als die Sonne und das ihn töten würde in seinem Glanze.

Da sprach der Engel zu ihm: „Blicke auf!“ Und der Mann gehorchte willenlos, erhob sein Gesicht von der Erde und blickte empor.

„Begehre,“ sprach der Engel, „denn ich habe dein stummes Bitten vernommen.“

Als der Mann diese Worte hörte, wollte er reden, aber nur ein Lallen kam über

seine Zunge. Da streckte er in großer Sehnsuchtsgebärde seine Arme aus nach dem Bette seiner Frau, das der Engel mit seinen Flügeln vor seinem Angesichte verdeckte. Und auf einmal erhellte sich sein Geist, und er wußte, was er bitten sollte, und da war seine Zunge gelöst.

„Herr, — ihr alles!“ rief er — „nichts mir!“

Und nach diesen Worten warf er sein Angesicht dreimal zur Erde nieder.

Dieses aber war es, was er sagen wollte und doch nicht über seine schwere Zunge brachte, denn abermals war sie ihm wie gelähmt: „Immer meinte ich, ich sei der Ärmste unter den Armen. Aber habe ich sie nicht nur angesehen als meine Magd, die mir diente? Zwölf Kinder hat sie mir geboren und ich habe ihr nie gedankt, daß sie mir die Kinder geboren hat. Ehe ich aufstand vom Lager und zur Arbeit ging, war sie schon an der Arbeit und diente mir, und wenn ich zurückkehrte und Feierabend hielt, diente sie noch allen bis in die Nacht. Ohne Rast hat sie gearbeitet und ohne Dank. Ich aber habe sie noch geschmäht, wenn sie mir nicht eilig genug diente. Ich habe sie geschmäht, daß sie nicht noch mehr Hände hätte, noch mehr Arme, noch mehr Augen, die doch schon Übermenschliches tat, Herr, Herr — — sie, die du mit deinen Flügeln verdeckst und die erhaben und unnahbar dort ruht! Wer bin ich, daß ich so tat — und wer ist sie??!“

Und der Engel vernahm, wie tief der Mann sich demütigte vor seinem Weib und daß er sein Weib erhaben fühlte über seine Enge, seine Schwere und seine Dunkelheit. Und daß er ihr endlich danken und wohltun wollte für ihr schweres Leben.

Da sprach der Engel: „Nichts braucht dein Weib mehr! Alles ist ihr gewährt.“

Als der Mann diese Worte hörte, war er froh und glücklich, obgleich er ihren Sinn nicht verstand.

Der Engel aber sprach noch einmal: „Begehre!“

Da beugte sich der Mann noch einmal zur Erde und berührte sie mit seiner Stirne und rief:

„Nichts mir — Herr — alles ihrem Kinde!“

Da sprach der Engel: „Blicke auf!“ Und der Mann gehorchte willenlos und blickte empor. Und er sah, wie der Engel seinen Arm emporhob in der Bahn des Lichtes. Und jemand, den er nicht sah, reichte ihm ein brennendes Herz.

„Was halte ich in meiner Hand?“ fragte der Engel zu dem Manne.

„Herr,“ erwiderte der Mann, „ein brennendes Herz.“

„Sieh,“ sprach der Engel, „wie es nun klein wird in meiner Hand!“

Und der Mann sah, wie das Herz kleiner wurde in seiner Hand und wie die Flammen, die daraus hervorbrachen, in dem Herzen versänken, daß nur noch ein Lichtlein über ihm blieb wie ein kleiner Stern.

„Ich will das Herz in das Herz deines Kindes senken“, sagte der Engel. „Hüte es, daß die Flamme nicht erlischt!“

Und der Mann sah, wie der Engel die Brust des Kindes öffnete und das Herz darein versenkte. Und als der Engel die Brust des Kindes wieder verschloß, sah er den Stern am Herzen noch hindurchleuchten wie einen kleinen Diamanten.

Da füllte das ganze Zimmer ein Rauschen, der Engel verschwand, und der Mann erwachte.

Als der Mann aber erwacht war und umherblickte, bemerkte er, daß das Zimmer dunkel geworden war. Das kleine Petroleumlämpchen, das auf dem Tische gestanden hatte, war erloschen. Von der einen Ecke des Zimmers her aber flimmerte noch ein rotes Licht.

Der Mann mußte sich besinnen, wo das rote Licht her scheine und was es sei. Da kam ihm die Erinnerung, daß die Hebamme, als die Frau in den Wehen lag, ein Öllichtlein angezündet hatte nach einem frommen Brauche — ein Ölkerzchen, das in einem roten Glase schwamm, und daß sie dieses auf das Altärchen gestellt hatte, das von den Leuten in einer Zimmerecke aufgebaut war.

Dort brannte das Lichtlein vor dem Kreuzbilde und einer Figur der Madonna mit dem Kinde. Zwei Engelsfiguren mit Flügeln aber knieten rechts und links vor dem Bilde der Muttergottes.

Dem Manne kam in den Sinn, daß auch zwei geweihte Kerzen in Leuchtern dort standen. Und er erhob sich von seinem Stuhle, noch ganz vom Banne seines Traumgesichtes umfangen, und schritt auf das rote Lichtlein zu. Da tastete er nach den Leuchtern rechts und links und ergriff die Leuchter und zündete die geweihten Kerzen an dem roten Lichtlein an, das für die Wehestunden seiner Frau entzündet worden war.

Mit den beiden brennenden Leuchtern aber schritt er leise und behutsam zum Bette seiner Frau, und es war ihm, als hörte sein Herz dabei auf zu schlagen.

Er hielt die Leuchter über den Kopf seiner Frau und sah, daß sie bleich dalag und ruhig und schön — wie er sie im Traume gesehen hatte — — aber er erkannte, daß sie tot war.

Und er leuchtete mit den Kerzen nach dem Kinde, das im Wäschekörbchen lag, und er sah, wie es seine Händchen fest an die Ohren drückte und rot war und ruhig atmete.

Da stellte der Mann die beiden Kerzen auf das Tischlein, das am Kopfende des Bettes seiner Frau stand. Sich selbst aber warf er auf die Erde nieder zwischen dem Bett seiner Frau und dem Körbchen seines Kindes und warf sein Angesicht zur Erde und betete, bis die Nacht zu Ende war.

Am Morgen kamen die hilfsbereiten Nachbarinnen und wollten nach der Wöchnerin schauen und nach dem Kinde und dem Manne. Aber als sie die beiden Lichter noch brennen sahen, wurde ihnen beklommen ums Herz.

Die erste trat ans Bett und schaute sie still an und fühlte ihre herabhängende Hand und sagte: „Sie ist schon kalt."

Da begannen die Frauen zu weinen aus Mitleid mit der Frau, dem Kinde und dem Manne.

Als sie sich aber dem Manne zuwandten und ihm die Hand drücken und einige Trostworte sagen wollten, da gewahrten sie, daß der Mann ein Leuchten in den Augen hatte und daß er wie verklärt war in seinem Schmerz.

Da sagte die eine: „Gott tröste dich" und die andere sagte: „Gott ist mit dir, was kann noch unser Trost verfangen". Und sie drückten ihm fast mit Ehrfurcht und Scheu die Hände.

Und der Mann sprach, und es war, als wäre es die Stimme eines heiligen Greises: „Er ist mit ihr und Er ist mit mir und Er wird auch unser Kind nicht verlassen!"

Wunder im Buchladen

Von Max Jungnickel

In einer Straße der Weltstadt ist eine Buchhandlung. Hinter der Fensterscheibe steht, zwischen schönen Bücherbergen, eine Madonna mit dem Kinde, von den drei Weisen aus dem Morgenlande umkniet. Der Bildhauer gab ihr einen großen Heiligenschein. Er sah diese Madonna in den Abendwolken schweben, damals, als er auf der Landstraße wanderte und eine Frühlingsblume zwischen seinen Zähnen wippen ließ. Daheim, in seiner dunklen, hungrigen Stube, hat er sie gezaubert.

Nun steht sie im Ladenfenster, dort wo die große Stadt braut und brüllt, kocht und brodelt. Die Bücher um sie herum lehren und singen, erzählen und lachen, predigen und weissagen und verkündigen, mit großen Worten, ein neues Heil. Maria aber sitzt da wie aus einem Himmelstraum entstiegen. Und wie sie mit zartgesenktem Kopf auf ihr Kind blickt, da ist's, als ob der weise Weihnachtsgott seine ewigen Lieder in ihre Seele sinken läßt.

Der Frost klirrt. Vor der Scheibe drängen sich die Menschen, Männer und Frauen. Arm und reich, frierend und satt, Protestanten und Katholiken, Germanen und Juden, Deutschnationale und Kommunisten. Alle staunen sie die Madonna an. Das Lächeln der Mutter Gottes bindet ihre entzweiten Herzen wieder zusammen. Auf ein paar Minuten umarmen sich ihre Seelen unter dem Lächeln der Madonna im Buchladen. Wie verzaubert stehen sie da. Sie sind ja alle wieder Brüder und Schwestern geworden — — auf ein paar Minuten ... Über die Straße kommt eilig, mit schleifenden Sohlen, ein Blinder. Es ist, als ob seine toten Augen vom Wunder im Buchladen angestrahlt würden ...

Die Flucht nach Ägypten

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Sie flohen, flohen in die Nacht der Fremde
— Hoch schlug des Kindermordens geller Brand —,
Der Esel aber zauderte und stemmte
Die Hufe stur und stutzig in den Sand.

Ach, die begriffen's wohl; denn Grauen hemmte
Sehnsucht nach seines Stalls geweihter Wand;
Und selbst das Kind bezeigte sich und kämmte
Die sanfte Kruppe mit getroster Hand.

Dann, als der Tau und Schlaf die Müden streifte,
Umreigte sie der Englein flinker Kranz.
Und eins umfing des Grauen Kopf, der steif

Und hungernd lag, und speiste ihn vom Glanz
Des Wundersterns, der wie ein Fruchtkern reif
Am Heimathimmel aufbrach und sich schweifte.

Rundschau

Daheim

Ein Stimmungsbild aus der Adventszeit

Es duftet nach Weihnachten hier im Zimmer, denn über dem runden Tisch, an dem ich sitze, hängt der selbst gebundene Adventskranz mit vier dicken Tannenzapfen, vier roten Äpfeln und vier Lichten. Auf allen Tischen und Tischchen des Zimmers stehen Vasen mit Tannengrün, und der weihnachtliche Duft dringt mir tief ins Herz hinein und weckt heimatliche Erinnerungen...

Daheim! Als Kind war ich in meinem Elternhause wahrhaft daheim, und es ist mir unvergeßlich, wie oft mein Vater sagte: „Das Wort ‚Daheim' oder ‚Heimat' ist kerndeutsch. Man findet es so in keiner andern Sprache und kann es deshalb nie ganz genau übersetzen." Dieser Ausspruch meines Vaters hat mir schon als Kind einen tiefen Eindruck gemacht; und vielleicht verdanke ich es ihm, daß ich nicht nur das Wort, sondern auch den Begriff „daheim" so tief empfunden habe, und zwar als etwas ganz besonders kennzeichnend Deutsches.

Jetzt bin ich nicht mehr im Elternhause, bin Frau und Mutter und habe ein eigenes „Daheim". Und ich möchte in meinem Töchterchen ein ebenso starkes und deutsches Heimatgefühl wecken und pflegen, wie ich es aus meinem Elternhause mit ins Leben hinaus genommen habe. Das ist heutzutage viel schwerer als vor dreißig Jahren. Damals hatten die Menschen so viel mehr innere und äußere Ruhe, und „Nerven" kannte man kaum. Heutzutage ist das Leben eines jeden einzelnen Menschen so randvoll mit Arbeit ausgefüllt, daß kaum Zeit für irgend etwas anderes bleibt. Aber ein wenig Zeit muß man übrig haben, um Atem zu schöpfen, um frische Kräfte zu sammeln, um sich zu freuen! Dazu nehme ich die Sonntage, und ganz bewußt gestalte ich sie zu besonderen Tagen, auf die sich mein Töchterchen die ganze Woche hindurch freut. Und im Winter dienen mir die Sonntage dazu, dem Kind den deutschen Begriff des Wortes „daheim" tief ins Herz zu prägen.

Aber auch manchen Arbeitstag der Woche kann man zu einem heimatlich-stimmungsvollen Freudentage für das Kind gestalten.

Wie wunderbar heimelig ist doch die Vorweihnachts-Stimmung! Das Fest der Liebe naht! Die Luft hängt voll Überraschungen, die von liebenden Herzen vorbereitet werden; gar emsig wird allerhand gebastelt und genestelt, das man zu Weihnachten verschenken will. Das Herz ist so voll Freude! Überall daheim ist's warm, hell und gemütlich. Selbst in der Küche empfindet man so einen eigenen Zauber, wenn die Mutter den Teig für die Pfeffernüsse anrührt, wobei das Töchterchen helfen darf, die Zutaten in die Schüssel zu schütten. Ja, und dann probiert man den rohen Teig, der so viel besser schmeckt als die fertigen Pfeffernüsse, so daß man gar nicht begreift, warum sich die Erwachsenen immer noch die Mühe des Backens machen!

Doch — halt! Jetzt kommt Auguste, das alte Faktotum des Hauses, und tut sehr grimmig, weil Klein-Rose-Sophie so viel rohen Teig gegessen hat. Auguste nimmt sehr energisch die Schüssel und bringt sie in Sicherheit; aber wie oft noch in den nächsten Tagen, wenn Auguste gerade nicht da ist, schleicht sich mein Töchterlein, unter meinem Schutze, zur Schüssel, und heimlich, ganz heimlich, naschen wir beide von dem verbotenen Teig, denn ich habe natürlich ebenso große Angst vor Auguste wie Klein-Rose-Sophie!

Dann kommt der große Tag, an dem der Teig ausgerollt wird. Mein kleines Mädel darf die Figuren ausstechen: Sterne, Herzen, Männer, Frauen und allerhand Tiere! Oh, das ist köstlich! Und dann wird alles gebacken. Die Küche ist besonders warm, und die Bäckchen meiner Kleinen sind so rot wie Weihnachtsäpfel, teils durch die Nähe des Herdes, teils vor lauter Eifer und

Freude. Wenn die Pfeffernüsse vom Blech heruntergenommen werden, gehen sie manchmal entzwei. Die zerbrochenen Stücke wandern in den Mund des Kindes und bewirken jedesmal ein dankbares Aufleuchten der großen Blauaugen.

Ja, und dann die Sonntage! Rose-Sophie hat eine ganze Reihe von Freundinnen. Die darf sie sich zu den Winter-Sonntag-Nachmittagen einladen, denn sie hat keine Geschwister, und man möchte doch so gern auch andern von der eigenen Freude etwas abgeben. Schon bald nach dem Mittagessen kommen sie, denn der schöne Nachmittag muß voll ausgekostet werden. Dann bringe ich die Schokolade herein, und alles setzt sich um den großen, runden, urgemütlichen Tisch.

„Kinder," sage ich, während ich die Tassen voll schenke, „ich habe diesmal das Tischtuch von der vorigen Woche behalten, denn am letzten Sonntag habt ihr mir lauter Schokoladenflecke auf das reine Tuch gespritzt." Welch fröhliches Lachen antwortet rings um den Tisch, denn noch während meiner Worte hat sich ein Strahl Schokolade aus meiner Kanne auf das Tischtuch ergossen. „Daran hat natürlich Dorchen schuld", sage ich, denn Dorchen, mit den Schelmenaugen, sitzt am weitesten von mir entfernt, und wieder tönt das fröhliche Lachen um den Tisch. So sind wir gleich in der richtigen Stimmung: des Lachens, das aus der Herzensfröhlichkeit emporblitzt!

Nach der Vesper werden die Lichter am Adventskranz angezündet und auch all die andern Kerzen im Zimmer: auf den Leuchtern an der Wand, an dem Klavier, in jeder Vase voll Tannengrün steckt eine Kerze. Das gibt ein Leuchten, so weihnachtlich-froh! Das spiegelt sich in hellen Kinderaugen und strahlt mir tief ins Herz. Ich hole meine Gitarre, und nun singen wir all unsere schönen, alten, deutschen Weihnachtslieder.

Habt ihr schon einmal beobachtet, wie sich das Gesicht eines Menschen verändert, wenn er singt? Alles Häßliche, Unharmonische verschwindet, Sorgenfalten glätten sich, und die Züge sind ganz verklärt und so verschönt, daß man sich kaum satt dran sehen kann. Ach, und nun erst all die singenden Kindergesichter! Ich schaue von einem zum andern, und das Herz wird mir warm.

Gar schön klingt der Chor, denn es sind einige recht musikalische Mädels darunter, und ein jedes Lied wird zwei- oder dreistimmig gesungen. Das macht mich so froh, denn ich meine, die Musik gehört zum Deutschtum, sie gehört zur deutschen Weihnachtszeit, und sie gehört zum „Daheim", wo sich das deutsche Herz freut.

Jetzt sind die Lichter am Adventskranz fast herunter gebrannt. Ich zünde die Lampe über dem runden Tisch an, und die Kinder dürfen alle Kerzen ausblasen. Zuerst aber halten sie noch einige Tannenzweige darüber. Das knistert so geheimnisvoll, und dann duftet die ganze Stube nach Weihnachten. Nun holen sie alle ihre Weihnachtshandarbeiten, und emsig wird gestickt, gehäkelt oder gestrickt. Dazu lese ich ihnen etwas vor: Johanna Spyri „Vom Thies, der doch etwas wird" oder „Was Sami mit den Vögeln singt", und wie sie alle heißen, diese liebe- und gemütvollen Erzählungen, an denen ich wohl ebenso viel Freude und Genuß habe wie die Kinder.

Die Zeit vergeht wie im Fluge. Plötzlich ist es ³/₄7 Uhr. „Wann müßt ihr nach Hause?" frage ich. „Um 7 Uhr!" tönt's im Kreise. „Oh!" ruft mein lebhaftes Töchterchen, „dann ist noch eine Viertelstunde Zeit! Mutti, bitte, bitte, erzähl uns noch einen Schwank aus deinem Leben!" Ich unterdrücke ein Lachen über die originelle Ausdrucksweise meiner Kleinen. „Ach ja, bitte, bitte!" echot es in der Runde, und so erzähle ich denn noch einige kleine Erlebnisse aus der eigenen Kindheit. Nur schwer trennt man sich um 7 Uhr, und ich freue mich noch beim Abschied über das Nachleuchten der Freude in den Kinderaugen.

Unsere Sonntage sind aber nicht alle gleichförmig. Meine kleine Rose-Sophie mit ihren vielerlei Einfällen sorgt auch mit für Abwechslung. Neulich hat sie ein „Drama" geschrieben: Die verzauberte Prinzessin Rosalinde. Das muß natürlich an einem Sonntag aufgeführt werden. Zwei der Kinder und ich bilden das Publikum, die übrigen sind die Mitspieler. Eine große Reisedecke, zwischen zwei Stühle gespannt, ist die Bühne. Dahinter hocken die mitspielenden Kinder, die auf ihren Fingern die nach Kasperle-Art selbst gefertigten Figuren halten. Sämtliche Köpfe sind aus Kartoffeln geschnitten, aus denen entzückend bunte Stecknadelknopf-Augen hervor-

leuchten. Der alte Graf Albrecht von Greifenstein und Ritter Kuno tragen Samtbaretts mit Rebhuhn-Federn, Prinzessin Rosalinde ist ganz in weißen Tüll auf rosa Untergrund gehüllt. Ehe das Stück beginnt, höre ich Hertha im Flüsterton raunen: „Ach, du liebe Güte, nun ist es schon wieder weg!" — „Was denn?" fragt Rose-Sophie. „Ach, Ritter Kuno verliert immer sein eines Auge!" — „Hier ist es!" tönt ein Freudenschrei — und nun beginnt die Vorstellung.

Mit Feuereifer sind die Kinder dabei. Sie haben alle das „Drama", das Rose-Sophie gewissenhaft aufgeschrieben hat, wörtlich auswendig gelernt und sprechen mit viel Schwung, wo es ihnen am Platze scheint. Ich selbst aber habe meine ganz besondere Freude sowohl an dem Stück selbst, dem ersten „Drama" meiner Tochter, als auch an den Kindern.

Ein andermal wird der Sonntag durch Weihnachtsengel verschönt. Erika bringt drei Paar Gänseflügel mit. Rose-Sophie, Leni und Erika ziehen lange, weiße Gewänder an, darüber werden die Flügel befestigt. Das Haar wird aufgelöst und ein goldenes Stirnband umgebunden. In den Händen halten sie Tannenzweige. So kommen sie ins Zimmer und singen ein Adventslied:

Leise rieselt der Schnee,
Still und starr liegt der See.
Weihnachtlich glänzet der Wald;
Freue dich! Christkind kommt bald!

So sind unsere Sonntage daheim. Ach, dieses traute, herzerwärmende Daheim! Ich selbst empfinde diese Weihnachts-Vorfreude als etwas so Wunderschönes, daß ich sie um keinen Preis der Erde missen möchte. Aber auch die Kinder haben sie gern, und mein eigenes Töchterchen freut sich von einem Mal zum andern und sagt dann abends mit tiefem Seufzer: „Ach, Mutti, wie war das heute wieder schön!"

Das macht mich tief glücklich; und ich möchte wünschen, wenn später einmal meine kleine Rose-Sophie erwachsen ist, und das Leben läßt sie nicht mehr immer nur lachen und sich freuen, sondern streut auch hie und da Dornen auf ihren Weg und wirft Schatten vor die Sonne, dann — ja dann möge sie an unsere Sonntage daheim zurückdenken, und dieses „Daheim" mit all seiner Stimmung möge selbst noch in der Erinnerung, ja, vielleicht *gerade* in der Erinnerung, mit warmen Strahlen nachleuchten und Freude auslösen!

Ilse Westhoff

Deutsche Weihnachten an Bord eines Kriegsschiffes

Erdrückend niedrig hängt der graue Dezemberhimmel über den trüben Fluten der Jade. Leise und weich schüttelt Frau Holle seit Stunden die weiße Schneelast auf die Nordseeküste nieder. Gurgelnd, eintönig plätschernd singt der stark laufende Flutstrom sein uraltes einschläferndes Lied.

Linienschiff „Braunschweig" liegt wie eine gebändigte Dogge vor seiner Ankerkette, sich mit weichem, wohligem Schlingern und Stampfen in der unruhigen Dünung wiegend, die hinter dem letzten schweren Nordweststurm herläuft. Der wachhabende Unteroffizier hat durch einen jubelnden Triller seiner Bootsmannsmaatenpfeife den tiefen Winterfrieden jäh unterbrochen, sendet Lockrufe in die unteren Decks des Schiffes und ruft dann den Befehl zur Morgenmusterung aus. Achtern auf der Schanz erscheinen einzelne Vorgesetzte, um das Antreten der Divisionen zu überwachen. Die blanken Seemannsaugen der jungen Offiziere strahlen freudig in den kalten Wintermorgen. Sie wissen schon, daß der Erste Offizier als Dienst für den 22., 23. und 24. Dezember Vorbereitungen für den Heiligen Abend angesetzt hat, und freuen sich, ihren

Mannschaften dieses Weihnachtsgeschenk des Gestrengen bekannt geben zu können. Aber der Bursche des Ersten Offiziers hat mal wieder nicht dicht gehalten, und so wurde die „Überraschung" schon in der Nacht von Weihnachtsengeln durch alle Räume des Schiffes gewispert und geflüstert.

Froh plaudernd treten die Leute an; einige Schneebälle fliegen hin und her, bis Kommandoworte die Reihen erstarren lassen. Die Kehrtwendung beim Wegtreten fällt allgemein etwas schneidiger aus als sonst. Freudestrahlend in jagendem Durcheinander drängen alle durch die Luken die Niedergänge zu den Wohndecks hinab. Die Tische und Bänke werden schnell aufgestellt, überall in den nüchternen, kahlen Geschützkasematten beginnt eine emsige Tätigkeit.

Die seit Tagen vom Kommandanten bestimmte Weihnachtskommission hat beim Christkindchen schon tüchtig eingekauft: Einige Zentner buntes Papier für Guirlanden und Blumen, reichlich hundert Weihnachtsbäume, Kisten voll Silberlametta, Engelshaar, Glaskugeln, Lichter, Halter und Schneewatte werden an alle Tische verteilt. Nun entpuppen sich die Künstler unter den Mannschaften, die mit einfachsten Mitteln wundersame Papierblumen und herrliche Tannenwerkkränze, rührend schöne Ställe zu Bethlehem mit Krippen und allem Zubehör, dem Jesukindlein, Maria und Joseph, Hirten und Engeln erbauen. Andere malen die alte, schöne Weihnachtsgeschichte in mehreren Bildfolgen an die kahlen Wände; Küstenlandschaften, sturmgepeitschte Seestücke entstehen, sinkende Schiffe und kenternde Boote angesichts der rettenden Küste. Die weniger Geschickten decken liebevoll mit bunten Flaggen die Geschütze und Munitionsaufzüge zu, stellen Tische und Kisten auf, die, mit buntem Papier behangen, den Stahlkasematten allmählich eine mollige Einrichtung geben. Und dazu singen sie alle mit schönen, weichen Stimmen Stunden um Stunden viele schwermütig klagende Seemannslieder vom Abschiednehmen und heißem Sehnsuchtsschmerz, von gebrochener Treue und tiefem Wellengrab. Das Meer rauscht seine jahrtausendalte Begleitung dazu.

Die Offiziere basteln derweil in ihren Kammern Weihnachtspaketchen für die Unteroffiziere und Mannschaften. Damit einem jeden etwas Zweckentsprechendes, wonach sein Herz sich seit Wochen sehnte, geschenkt werden kann, durften sie alle wie die Kinder daheim Wunschzettel schreiben.

So ist langsam die fünfte Nachmittagsstunde des 24. Dezember herangekommen. Eine festfrohe Stimmung hält die Herzen der Besatzung gefangen. Die große Barkaß legt immer wieder den kurzen Weg zum Lande zurück, um die Frauen und Kinder der Verheirateten an Bord zu bringen. Mit seligen, erwartungsvollen Augen drängen sich die Kleinen an ihre Väter. Kein Fragen gibts wie sonst nach all den Geschützen, Booten und Laternen. Nach und nach versammelt sich die ganze große Gemeinde in der Vorbatterie, die von geschickten Händen mit Flaggen und Tannenbäumen für den Festgottesdienst hergerichtet worden ist. Ein einfacher Altar, mit der alten geliebten Kriegsflagge bedeckt und mit Tannenzweigen geschmückt, nimmt die Mitte des Raumes ein. Zu beiden Seiten erstrahlen zwei große Weihnachtsbäume, mit Silberlametta, Schneewatte und bereiften Tannenzapfen geschmückt, im Glanze der brennenden Weihnachtskerzen. Leise spielt die Kapelle die große Weihnachtssymphonie, und andächtig versinken alle in den immer wieder unvergleichlichen Weihnachtszauber. Es ist rührend zu beobachten, wie die vom Pfarrer schlicht vorgetragene biblische Weihnachtserzählung auch die rauhesten unter den Seeleuten, die alle Meere befahren haben, in vielen Stürmen und Gefahren dem Tode trotzend hart geworden sind, tief bewegt. Erinnerungen aus längst vergangener Kindheit werden wach, der Weihnachtsengel schwebt durch den Raum und eine gläubige Schar betet inbrünstig mit dem Pfarrer zum gütigen Weihnachtsgott für alle die Kameraden, die jetzt da draußen in stürmischer kalter Winternacht auf hoher See ihren schweren Beruf erfüllen und vielleicht in dieser Nacht des Friedens in sinkenden Booten mit dem Tode ringen. Mit unserem schönsten Weihnachtsliede: „Stille Nacht, heilige Nacht . ." klingt die kirchliche Feier aus.



Maria mit dem Kind W. Jüttner

Nur zögernd, wie festgehalten von dem unsagbaren Zauber, den die Weihnachtsfeier an Bord wie immer auf alle legte, begeben sich die Mannschaften in ihre Räume.

Hier hat inzwischen Knecht Ruprecht viel tausend Kerzen angezündet und die aufgestellten Teller mit Kuchen, Äpfeln, Nüssen, Apfelsinen, Feigen, Schokolade und andren Herrlichkeiten gefüllt, die er in seinem Sack hatte. Zigarren und Zigaretten hat er für seine großen Kinder nicht vergessen. Und jeder findet auf seinem Platz liebevoll eingepackt und verschnürt die Erfüllung einer seiner Bitten, die er dem Wunschzettel anvertraut hatte. Langsam löst sich der Bann. Die Kleinen werden lebhafter und hungrig, und bald ist alles in fröhlichster Weihnachtsstimmung mit der Vertilgung der Süßigkeiten beschäftigt. Kleine Kapellen intonieren stimmungsvolle Stückchen und Lieder. Der Kommandant geht mit seinen Offizieren durch alle Räume, bewundert gebührend die Kunstwerke seiner blauen Jungens und findet für alle ein paar freundliche Scherzworte. Die jüngeren Offiziere setzen sich zu ihren Mannnschaften und der ausgegebene Punsch zu dem reichlichen Abendbrot löst gar bald die Zungen zu gegenseitiger Aussprache. Die Verheirateten sind längst mit ihren Angehörigen an Land gefahren, um daheim im trauten Familienkreise den Weihnachtsabend zum zweiten Male zu begehen und ihre Kinder zu bescheren. Froheste Laune hält die übrige Besatzung noch viele Stunden beisammen...

Still ruht die Nacht. Ein sternklarer Winterhimmel umspannt die dunkle, schlafende Erde. Linienschiff „Braunschweig“ liegt still vor seiner Ankerkette, von dem murmelnden Meer in Schlaf gewiegt. Ein seliger Friede ist in alle Herzen eingezogen, und kinderglücklich sind die rauhen harten Männer ins Weihnachtstraumland hinübergeschlummert.

Topp, Oberleutnant zur See

Ohne Märchen —?

Sage ich zuviel, wenn ich eine Kindheit ohne Märchen eine halbe nenne? Denn sie ist um Unersetzbares beraubt.

Unsere Kinder werden groß in einer wirklichkeitsstarken, hellhörigen und helläugigen Zeit, in einer Zeit, durchschwirrt vom surrenden Webton der Maschinen, vom hämmernden Stahltakt der Technik, die immer wieder aufs neue staunen läßt über die Fülle dessen, was Menschengeist ersann. Sie hat den kühnen Traum des Fliegens zu überraschender Wirklichkeit gemacht, und sie ist darum wahrlich nicht arm an Wundern. Aber es sind nur Wunder der Vernunft, diese „Märchen“ des modernen Lebens, deren Geheimnis zuguterletzt in einem nüchternen Rechenexempel aufgeht. Zwar nicht weniger groß, nicht weniger bewunderungswürdig deshalb, zumal wenn man den langen, den Opfer heischenden Weg überschaut, der bis zu ihrer Verwirklichung führte. Aber der rätselvoll anheimelnden Atmosphäre wirklicher Märchen ist dies alles doch wesensfremd, wie kühle Tageshelle dem lockenden Dämmerungsschatten.

Der rastlose harte Gang einer Zeit, die auch an die praktischen Kräfte der Erwachsenen erhöhte Anforderungen stellt, die fest zugreift und den langsam Besinnlichen fortzuschwemmen droht, läßt die Kinder beizeiten auf festen Füßen stehen. An unserer Hand durchschreiten sie, namentlich um die Weihnachtszeit, die — Warenhäuser, die in ihrer Lichtfülle, in der Anhäufung alles dessen, was Kindersinn begehrt, wie leibhaftige Märchenpaläste locken. Und in deren wohlgeordnetem Innern doch das frohe Wunder des Schenkens aller lieblichen Verkleidungen beraubt wird! In denen man wählt und feilscht und dem Kinde, das womöglich dabei steht, wie ein gewichtiges Altmännlein, allzu kostspielige Wünsche ausredet. Fordert diese Überhelle nicht geradezu gebieterisch ein Gegengewicht?

Seit die erste Großmutter das „Es war einmal“, diesen singenden Auftakt aller Märchen, zu dem lauschenden Enkel sprach, wandelten sich Seele und Gemüt des Kindes nur wenig oder gar

nicht. Auch im Zeitalter des Kindes hungert es noch nach dem Überfluß bunter Bilder und greift mit lebhaften Händen nach allem, was diesen Hunger sättigen kann. Sollten wir ihm da nicht jene Welt sinnvoller Abenteuer und heimlichen Glücks erschließen, welche uns die Märchen unserer Kindheit bedeuteten? Die uns, wenn wir sie heute wieder lesen, da wir doch lebens- und leidgehärtet sind, eine Ahnung jenes ersten Erschauerns aufdämmern lassen, mit dem wir sie in jenen fernen Tagen hörten! Welche Lust ist es nicht, Hand in Hand mit dem eigenen Kinde die grasbewachsenen Wege jenes zauberischen Jugendlandes noch einmal betreten zu dürfen!

Es ist das Land, in dem die Tiere reden, Bäume, Blumen und Quell reicher und wundersamer blühen, beredsamer rauschen, wo uns die Sterne vom Himmel in den Schoß fallen, wenn wir sie nur beizeiten aufhalten, kurz, jedes holde Wunder möglich und denkbar ist. Traumhaft belebt von den ergötzlichsten Seltsamkeiten, winden sich da die Wege. Und doch ordnen sich auch in diesem paradiesischen Reiche die Geschehnisse nach den lauteren Gesetzen uralten Sittengefühls, kurzweiliger vielleicht, versöhnlicher als zuweilen im Leben, wo die gute Fee, welche die Ränke ihrer bösen Schwestern zuschanden zu machen hat, nicht immer so erfreulich schnell bei der Hand ist, um die Gabe des Glücks dem Kinde in die Wiege zu legen, und die Bösewichte und Tunichtgute oft lange genug herumlaufen, ehe das weisheitsvolle Zauberstäbchen sie entlarvt und beschämt. Eine Welt im Kleinen, einen winzigen Ausschnitt des Gut und Böse, dieser beiden Wagschalen alles Irdischen, bietet die Welt des Märchens darum doch, und schon deshalb mangelt es ihm nicht an bedeutsamem erzieherischem Wert, der verstohlener zwar als in der trockenen Fabel, die von Kindern meist weniger geliebt wird, doch den Zweck erfüllt, die einfachsten Grundlinien alles Seins dem empfänglichen Kindersinn einzuprägen.

Da sind die alten, die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, innig verwoben mit Sagen und Mythologiestoffen und oft prachtvoll bodenständig, voll schalkhafter Moral, wie das Landvolk, in dem sie gesammelt wurden. Da ist Musäus, Bechstein, Hauff, und dann vor allem, da ist der große Märchenerzähler: der Däne Andersen! Er, bei dem Einfachheit und höchste Verfeinerung untrennbar in eines verschmelzen, der die Sprache des Kindes spricht, wie so leicht kein zweiter: „Und da ging er in sein Königreich und schlug ihr die Türe vor der Nase zu . . ." Der Eingemachtes und Pfeffernüsse bei Hofe servieren läßt, weil er den Geschmack seiner kleinen Gäste kennt. „Aber der alte König war betrübt und konnte keine essen. Sie waren ihm auch zu hart!" Und der dann wieder Töne findet, wie nur ein großer Dichter.

All diese Märchen, aus deren Reichtum auch nur einen Strauß herauszugreifen zu viel wäre, müssen *erzählt*, dürfen beileibe nicht vorgelesen werden, um die Gestalten all der Rumpelstilzchen und Erbprinzessinnen, der Zwerg Nase und wie sie alle heißen mögen, recht lebendig erstehen zu lassen. Ganz heimlich denkt das Kind dabei: „Vielleicht hat sie es doch selbst erlebt", eine Illusion, die es noch glühender, noch hingebungsvoller dem bunten Leben seiner Helden folgen läßt, als das nüchterne Schwarz-Weiß des Gelesenen es je vermöchte.

Man muß nicht Hans der Träumer sein, wenn man noch nicht allen Wunder- und Märchenglauben restlos über Bord warf. Über das Sinnend-Sinnige, das *deutsche Gemüt*, ist viel und billig gespöttelt worden. Heute, wo der Sturm, der über uns hinwegbraust, uns eindringlich mahnt, daß wir ganz schlicht und stolz wir selbst sein müssen, um nicht zu entwurzeln, wo alle Wesensfasern sich fester an die Heimat klammern, bewegter nach dem Erbe der Väter greifen, *heute schämen wir uns auch unseres deutschen Gemüts nicht.* Laßt es uns nähren und pflegen in unsern Kindern als eine Sonnenseite unserer Art, die wir nicht missen mögen! Deutsche Mütter, erzählt euren Kindern Märchen!

Walter Hammer-Webs

NB. Im „Türmer" (März 1924) hat schon einmal der schwäbische Erzieher Karl Wizenmann auf die Wichtigkeit und das Wesen der Märchen in seiner sinnigen und tiefen Art hingewiesen. Wir geben gern auch obigen Anregungen Raum. D. T.

Weihnachtskult und Kultstil

Der glühende Franzose Victor Hugo schrieb selbst im Jahre 1870: „Der deutsche Geist ist wie eine unermeßliche Geistwolke, durch welche Sterne glänzen. Der höchste Ausdruck Deutschlands aber kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden." Damit weist er unwillkürlich allerdings auf ein Kulturgebiet, das nicht so sehr durch Geisteskraft als durch die in ihm gepflegten Gemütswerte ein spezifisch deutsches Gebiet ist.

Er hätte, wie er in diesem Zusammenhange vorher gerade die Taten des deutschen Genius in unserer Sprache und unserem Schrifttum würdigte, auch auf die eigenartige Macht deutscher Worte hinweisen können, die einen Klangreiz besitzen, den nur der deutsche Geist schuf und kein anderes außer dem deutschen Gemüt so voll empfindet. So das einzige Wort „Weihnacht". Und wenn wir nach einem Typus deutschen Kulturstiles suchen, können wir ihn vielleicht mit noch größerem Rechte, als man ihn heute in dem einen Namen Richard Wagner weithin besetzt sieht, mit der deutschen Weihnachtsfeier kennzeichnen. Sie birgt in sich als besten Kern eben einen nur uns eigenen Kultstil. Dabei dürfen wir zunächst mit gleichem Rechte die häusliche und die kirchliche Feier nebeneinanderstellen. Nicht ohne weiteres wird man dagegen zugeben, daß hier zugleich die enge Verwandtschaft des deutschen Wesens mit der evangelischen Ausprägung des Christentums sich offenbart, wie es doch tieferem Nachdenken sich darstellt. Zum Gegenbeweis wird man vor allem auf die gemütvolle Gestalt schon der kirchlichen Weihnachtsfeier vom tiefen Mittelalter her sich berufen.

Zu weit geht man zwar in dem heute beliebten Streben, Germanentum und Christentum beinahe zu identifizieren oder auch zu vertauschen, wenn man das Weihnachtsfest schlechthin aus der Nachahmung des Julfestes erklären und einen reinen germanischen Ursprung darin finden will; denn die römische Kirche, die das Fest einführte, kannte damals vielmehr nur das Brumalfest des heidnischen Rom. Und schon ein Augustin und ein Leo der Große polemisierten gegen die heidnische Deutung des Festes. Nur die Absicht ist nicht zu bestreiten, daß das von der Kirche etwa unter Papst Julius I. (337—352) eingerichtete Fest gerade das heidnische Naturfest durch die Feier der christlichen Heilstatsache verdrängen, an die Stelle der Naturreligion die Geistesreligion, an die Stelle des Schattens die Wahrheit setzen sollte. 354 wird das Fest erstmalig im römischen Festverzeichnis erwähnt. In der deutschen Kirche aber des Mittelalters ward es frühe schon Sitte, die Kirche zu dieser Feier festlich zu erleuchten, und bald auch in der Kirche oder einer Seitenkapelle die Weihnachtsgeschichte selbst bildlich darzustellen durch eine Krippe mit den Bildern der heiligen Jungfrau und des Christkindes, daneben Joseph, dahinter der aus Jesaia I, 2 und der falschen griechischen Übersetzung von Habakuk III, 2 entlehnte Ochs und Esel, darüber der Engel mit der Glorie, im Hintergrund Hirten und Herden, seitwärts der Prophet Micha mit einer Schriftrolle. Solche Aufstellung einer Krippe findet sich schon im 5. Jahrhundert. Im Mittelalter selbst wird der Brauch allgemein, besonders wie es scheint, durch den Einfluß des Franziskus von Assisi und des volkstümlichen Ordens seines Namens. An die Krippe schlossen sich dann teilweise musikalisch theatralische Darstellungen an, in denen ein Priester oder Sänger die Geschichte aus dem Lukas-Evangelium rezitierte, ein anderer die Worte des Engels, ein Chor das Gloria in excelsis anstimmte. So gestaltete sich allmählich aus der Krippe auch das förmliche Weihnachts- oder Krippenspiel, im 10. Jahrhundert etwa zuerst in Wechselgesängen von Geistlichen in entsprechender Kostümierung, die am 1. Festtage die Anbetung der Hirten, am 4. den bethlehemitischen Kindermord, am „Dreikönigstag" die Anbetung der Weisen darstellten. Und besondere Volkstümlichkeit gewannen sie, als schon frühzeitig auch allerlei oft derbe Scherze und kindlich-naive Belustigung, wie beim Kindelwiegen und den dazu üblichen Liedern, sich damit verbanden.

Aus diesen wissenschaftlich gesicherten Tatsachen erhellt einmal die Selbständigkeit des christlichen Weihnachtskultes und zum andern die eigenwüchsige deutsche Art, die erst später europäische Verbreitung fand. Das hindert nicht, daß wir ihren Kultstil später besonders im evangelischen Volke entwickelt finden, und die protestantische Eigenheit sich besonders innig damit verbinden sehen. Zunächst hat bereits Luther auch hier seinen alles andere als „revolutionären" Sinn bewiesen, indem er die aus römischer Überlieferung stammende, aber besonders im Schoß germanischer Völker mit ihrem Leben innig verwachsene Feier festhielt. Aber die gesunde Nüchternheit seiner Kirche — nicht zu verwechseln mit Poesiearmut — löste bald all das Heilige Störende, wie das Kindelwiegen und andere „Spektakula" ab, beseitigte vorsichtig alles Unevangelische, wie die unbiblische Marienvergötterung, und bereicherte zunächst die kirchliche Feier durch eine Fülle alter und neuer Kirchenlieder mit um so tieferer Erbauung. Und diese Belebung der Zunge der Gläubigen ward vollends die Brücke zu einem häuslichen Weihnachtskult, wie ihn so innig und reich doch wohl nur die evangelischen Häuser kennen. Die damit belebte Hausfeier war wiederum zugleich vermittelt durch die mit dem Weihnachtsliede allein erklärliche kunst- und poesievolle Gestaltung der Christvespern und Metten, deren ganze Größe und Anziehungskraft man in den Gebirgen, zumal der sächsischen Grenzlande (Vogtland, Erzgebirge, Lausitz) oder im Harz und Fichtelgebirge, erleben muß, um diese echt volkstümliche Stilkunst ganz würdigen zu können; wie man andererseits auch hier nur die gemütvolle Volkskunst kennen lernt, die in ihren Krippen, Bethlehemsbergen und -bergwerken sowie Weihnachtspyramiden oder -sternen und Lichtkronen mit eigener Hand dem Christkinde Wohnungen einbaut und Wege bereitet. Von den übrigen Zutaten der Weihnachtsbräuche zu schweigen, die nirgends so wie in germanischen und protestantischen Völkern ebenfalls Volkstümliches und Christliches sinnig vermischen.

Und der Christbaum zumal mag immerhin schon in französischen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts (NB. auch im Grunde germanischer Kultur zugehörend) Erwähnung finden, und erst von Straßburg her, wo er im 17. Jahrhundert festgestellt ist, seit wenig über 100 Jahren in Deutschland sich eingebürgert haben, — nirgends so wie hier ist er fest eingewurzelt und nirgends so verständnisvoll geliebt wie in unsern evangelischen Kreisen. Und das ist das Besondere an der religiösen Stilkunst, die unsere Weihnacht aufweist, und die doch ohne irgendeinen bewußt stilisierenden Einfluß, rein aus dem Drange des Volksgemütes heraus, erwachsen ist: sie tut den tiefen Einschlag der Religion in unserer Kultur dar, und beider Verbindung erscheint unleugbar damit als ein Lebensbedürfnis unseres Volkes auch in der Gegenwart. Im milden Kerzenschein des Festes aber glänzt ein Edelmetall im deutschen Gemüt auf, das vom Fluche des Rheingoldes zu erlösen vermag: die beglückende Kraft der Liebe.

Denn hier fühlt sie sich selbst aus der höchsten Liebe quellen, in der uns Gott naht, aber in der schlichtesten Offenbarung eines Kindes; denn er will durch die Einfalt und Gottinnigkeit dieses Wesens es uns so leicht als möglich machen, die Kluft zu überwinden zwischen ihm und uns und — zwischen den Menschen und ihren Brüdern. So kann denn auch der Weihnachtskult den mit Recht um unsere Zukunft, um den Untergang unserer Kultur bangenden Geistern eins der im übrigen sich gottlob stark mehrenden Anzeichen sein, daß die furchtbare Schreckensgestalt des Egoismus doch nicht die Alleinherrschaft behaupten wird.

H. Rosenkranz



Juden und Alexandriner in dem neugefundenen Brief des Kaisers Claudius

Im Fayum ist in den Ruinen des antiken Dorfes Philadelphia ein Papyrus gefunden worden, dessen Veröffentlichung durch H. Idris Bell (Jews and Christians in Egypt. 1924) das größte Aufsehen in der Gelehrtenwelt erregt und schon jetzt eine ganze Reihe von Abhandlungen hervorgerufen hat. Der Dorfschreiber von Philadelphia hat eine zwischen Finanzakten freigebliebene Stelle in einer Papyrusrolle benutzt, um dort die Abschrift des Briefes unterzubringen, den Kaiser Claudius im Jahre 41 n. Chr. an die Gemeinde der Alexandriner gerichtet hat. Beigefügt ist die Abschrift eines Begleitschreibens des Vizekönigs von Ägypten, des Präfekten Lucius Aemilius Rectus, der für die Verbreitung des kaiserlichen Handschreibens gesorgt hat. Unser Dorfschreiber hat zwar eine recht flüssige Handschrift gehabt, aber mit der Rechtschreibung auf Kriegsfuß gestanden, so daß seine Abschrift von Fehlern wimmelt, die zum Teil auch wohl durch Verhören beim Diktat entstanden sind und keineswegs der kaiserlichen Kanzlei auf Rechnung gesetzt werden dürfen.

Der Brief ist dadurch veranlaßt, daß die Alexandriner dem Kaiser bald nach seiner Thronbesteigung eine Gesandtschaft geschickt haben, um ihre Ergebenheit auszudrücken, die Erlaubnis zu allerlei Ehrungen für den Kaiser einzuholen und, was des Pudels Kern war, eine Reihe von Bitten vorzutragen. Claudius erkennt die gute Gesinnung dankbar an, läßt sich trotz seiner betonten Bescheidenheit die Ehrungen größtenteils gefallen, bestätigt gern die von Augustus der Stadt verliehenen Privilegien, bewilligt auch die minder wichtigen Bitten, aber in den Hauptsachen bereitet er den Alexandrinern doch eine Enttäuschung. Einmal macht er die erbetene Einsetzung des heißbegehrten Stadtrats, die eine wesentliche Steigerung der Selbständigkeit der Gemeinde bedeutet haben würde, abhängig von einer durch Aemilius Rectus zu veranstaltenden Prüfung der ganzen Sachlage, die schwerlich im Sinne der Alexandriner ausfallen konnte, und zweitens hält er ihnen eine energisch klingende Standrede über ihr Verhalten gegen die in der Stadt lebenden Juden. Deren Zahl war bekanntlich Legion, sie waren schon unter den ersten Ptolemäern in Masse dort eingewandert, bewohnten zwei von den fünf Stadtquartieren und bildeten einen privilegierten Teil der buntgemischten Großstadtbevölkerung. Sie hatten ihre eigene Organisation auf politischem Gebiet, die ihnen eine ziemlich große Selbständigkeit gewährte, und sie erfreuten sich von alters her voller religiöser Duldung, die von den Ptolemäern gewährt und von Augustus und Tiberius gewissenhaft beobachtet worden war. Das alexandrinische Vollbürgerrecht haben die Juden als solche allerdings nicht besessen, wenn auch Einzelne von ihnen, sei es durch Personalprivileg, sei es durch Erschleichung, dazu gelangt waren.

Die Juden bildeten in Alexandria wie in andern Griechenstädten eine Art Staat im Staate, sie hielten unter sich fest zusammen und standen zu ihren heidnischen Mitbewohnern hier wie überall im ganzen Bereich des römischen Reiches in einem dauernden Gegensatz, der durch ihre Religion, ihre Rasse und, wenn auch anscheinend in geringerem Grade, durch ihr geschäftliches Gebaren bedingt war und bald hier, bald dort gelegentlich zu mehr oder weniger heftigen Anfeindungen führte. Hätten die Juden nicht durch die enge, schon in Cäsars Zeit begründete Freundschaft zwischen dem Hause des Herodes und dem Kaiserhause eine Stütze an der römischen Regierung gehabt, so wäre es ihnen oft genug übel ergangen. Diese Stütze zerbrach nun unter der Regierung des Unholds Caligula. Damals war es in Alexandria teils aus den üblichen Gründen, zum Teil aber auch durch das protzige Auftreten des eben ernannten Judenkönigs Agrippa I. zu einem blutigen Krawall gekommen, und die Alexandriner hatten, um den nach göttlicher Verehrung lüsternen Kaiser gegen die Juden einzunehmen, versucht, seine Statuen nicht nur in alle Tempel, sondern auch in die Synagogen hineinzubringen, wogegen sich die Juden verzweifelt aber vergebens zu wehren bemüht waren. Sie unterlagen, und da gleich-

zeitig in Palästina in der Stadt Jamnia Juden einen von Heiden für den Kaiser errichteten Altar zerstört hatten, so ergrimmte Caligula gegen sie aufs heftigste und befahl, zur Strafe seine Statue im Tempel von Jerusalem aufzustellen. Darüber wäre es ohne Zweifel zum Vernichtungskampf gegen das ganze Volk gekommen, wenn nicht der Kaiser im Anfang des Jahres 41 n. Chr. ermordet worden wäre.

Damals weilte sein persönlicher Freund Agrippa I. gerade wieder einmal in Rom und er hat bei der Thronerhebung des wunderlichen, gelehrten Prinzen Claudius eine wichtige Vermittlerrolle gespielt, die er bald genug geschickt auszunutzen verstand. Während die Juden Alexandrias eben noch hart mißhandelt worden waren, faßten sie nun wieder Mut, verstärkten sich durch Zuzug aus Palästina wie aus Ägypten und fielen nun ihrerseits über die Gegner her, so daß die römische Regierung Mühe hatte, dem Kampfe Einhalt zu gebieten. Auf diese Dinge beziehen sich nun die Worte des Kaisers, die folgendermaßen lauten: „Was aber den Krawall und den Streit oder, richtiger gesagt, den Krieg mit den Juden angeht, so will ich nicht genauer untersuchen, welche von beiden Parteien daran schuldig ist, wenn auch eure Gesandten und besonders Dionysios Theons Sohn bei der Gegenüberstellung sich eifrigst darum bemüht haben. Ich behalte mir aber einen unnachsichtlichen Zorn gegen diejenigen vor, die abermals mit dem Streit beginnen werden. Und ich sage euch ganz offen, daß, wenn ihr nicht von diesem verderblichen und grausamen Haß gegeneinander ablaßt, ich mich gezwungen sehen werde, zu zeigen, was es zu bedeuten hat, wenn ein menschenfreundlicher Fürst in gerechten Zorn versetzt wird. Deswegen ersuche ich auch jetzt noch euch Alexandriner, milde und freundlich mit den Juden zu verkehren, die seit alten Zeiten dieselbe Stadt mit euch bewohnen, und ihnen keine Schwierigkeiten in der Ausübung ihrer herkömmlichen Gottesverehrung zu bereiten, sondern ihnen zu erlauben, daß sie ihre Gebräuche beobachten, wie zur Zeit des unter die Götter erhobenen Augustus, welche Gebräuche auch ich nach Anhörung beider Parteien bestätigt habe. Den Juden andererseits befehle ich, sich nicht mehr Rechte anzumaßen, als sie bisher gehabt haben, und in Zukunft nicht noch einmal, wie wenn sie in zwei verschiedenen Städten lebten, zwei verschiedene Gesandtschaften zu schicken, was früher nie vorgekommen ist, noch sich in die von den Gymnasiarchen und Kosmeten veranstalteten Kampfspiele einzuschleichen, während sie doch das ihrige genießen und dabei zugleich in einer fremden Stadt an dem Überfluß an allen guten Dingen teilhaben. Auch verbiete ich ihnen, aus Syrien oder Ägypten (nach Alexandria) hinabfahrende Juden herbeizurufen oder bei sich aufzunehmen, was mich dazu zwingen würde, einen schweren Verdacht gegen sie zu fassen. Wenn sie nicht demgemäß handeln, so werde ich auf jede Weise gegen sie einschreiten wie gegen Leute, die eine den ganzen Erdkreis in Mitleidenschaft ziehende Pestseuche erregen. Wenn ihr beide Parteien von diesen Dingen ablaßt und euch bemüht, mit Milde und Freundlichkeit gegeneinander zu leben, so werde auch ich eurer Stadt meine alte Fürsorge widmen, wie sie euch von meinen Vorfahren zuteil geworden ist."

Hier bedürfen noch einige Punkte der Aufklärung. Der genannte Dionysios ist ein uns schon aus andern Quellen bekannter Führer der Judenfeinde gewesen; wir haben nämlich außer der höchst eingehenden Schilderung der Judenhetze unter Caligula durch den bekannten jüdischen Philosophen Philo, der selber als Gesandter zum Kaiser gekommen war, und neben dem kürzeren Bericht des Josephus noch umfängliche Reste von Papyri, die sich auf allerlei Judenkrawalle dieser und späterer Zeit beziehen und durch den neuen Kaiserbrief eine höchst erwünschte Ergänzung erfahren. Josephus hat uns auch noch zwei andere Erlasse des Claudius erhalten, deren einer die Rechte der alexandrinischen Juden wahrt, während der zweite im Anschluß daran die jüdische Diaspora im ganzen Reiche schützen soll. In diesem sieht sich der Kaiser veranlaßt, auch die Juden zu ermahnen, daß sie die religiösen Gefühle anderer Menschen respektieren sollen. Im übrigen spricht er offen aus, daß er durch seine lieben Freunde, König Agrippa und dessen Bruder Herodes von Chalkis zu seinem Erlaß bestimmt worden sei. Wenn Claudius den alexandrinischen Juden verbietet, sich Rechte anzumaßen, die ihnen nicht zuständen, so meint er damit

den schon unter Caligula erhobenen Anspruch auf das alexandrinische Vollbürgerrecht. Als Vorbedingung für dieses Bürgerrecht galt es, daß man die höhere Jugendbildung in Alexandria genossen hatte. In allen hellenistischen Städten gab es Gymnasien, in denen die Söhne der Vollbürger körperlich und geistig geschult wurden. Besonders da, wo Griechen mit Barbaren zusammen wohnten, bildeten „die vom Gymnasium" eine auf ihre Vorzugsstellung sehr stolze Oberschicht, deren Mitglieder auch im reifen Mannesalter ihrer alten Schule mit so viel Liebe gedachten wie heute der Student seiner alma mater. Die Gymnasiarchen gehörten zu den höchsten Beamten der Städte, in Alexandria trugen sie stolz ein Purpurgewand. Sie leiteten mit den Kosmeten (Ordnern) die Wettkämpfe, und wenn Claudius den Juden verbietet, sich unrechtmäßig in diese Spiele einzudrängen, so sehen wir, daß die jüdischen Jünglinge eben auf diesem Wege versucht hatten, sich das Bürgerrecht zu erschleichen, denn wer die Gymnasialbildung erwiesen hatte, wurde in die Bürgerlisten eingetragen. Die Makkabäerbücher zeigen uns, daß sich um 170 v. Chr. in Jerusalem ganz ähnliche Zustände entwickelt hatten. Der gottlose Hohepriester Jason ließ sich vom Könige Antiochos Epiphanes die Erlaubnis erteilen, eine griechische Gemeinde in Jerusalem zu begründen und das unbedingt dazu gehörige Gymnasium zu bauen, in das dann zum Entsetzen der Frommen die elegante jüdische Jugend strömte, eifrigst bemüht, ihre Zugehörigkeit zum auserwählten Volke zu verschleiern. Genau so entrüstet waren die strenggläubigen Juden auch in Claudius' Zeit über die Sportliebe der Jugend und das Streben nach dem Bürgerrecht der heidnischen Stadt, dessen Ausübung nun einmal mit dem mosaischen Gesetz nicht wohl vereinbar war. Darauf bezieht sich die Ermahnung des Kaisers an die Juden, nicht noch einmal zwei Gesandtschaften an ihn zu schicken, was nie vorgekommen sei. Merkwürdigerweise fassen, soviel ich sehe, sämtliche Gelehrte diese Stelle so auf, als tadle es der Kaiser, daß die Juden eine besondere Gesandtschaft neben der alexandrinischen geschickt hätten. Das wird erstens schon durch den Wortlaut ausgeschlossen, zweitens hätte der Kaiser nie verlangen können, daß das jüdische Gemeinwesen in Alexandria seine Sache durch alexandrinische Vollbürger, also Feinde, vertreten ließe, drittens hätten die Juden, selbst wenn sie gewollt hätten, keine Gelegenheit gehabt, etwa Mitglieder ihrer eigenen Gemeinde der Gesandtschaft der Gegner beizugeben, und endlich hätte Claudius unter der von den modernen Gelehrten gemachten Voraussetzung auch nicht behaupten können, das Vorgehen der Juden sei ganz unerhört, da er ebenso gut wie jedes sonstige Mitglied der Regierung wissen mußte, daß ja erst kürzlich unter Caligula eine Gesandtschaft der Alexandriner mit einer solchen der Juden vor dem Kaiser gestritten hatte. Daß die Juden zwei Gesandtschaften geschickt haben, erklärt sich eben daraus, daß in ihrer Gemeinde innere Streitigkeiten herrschten, da eine Partei sich für die Teilnahme am Gymnasialunterricht und die Erlangung des Bürgerrechts einsetzte, während die andere dergleichen als unverträglich mit ihrer Religion verwarf und vom Kaiser nur den Schutz ihrer alten Privilegien erbat. Einig gegen die Alexandriner, war die Judenschaft im übrigen gespalten, und der Kaiser ist ungehalten gewesen, daß sie ihn mit ihren internen Angelegenheiten behelligte. Eine ganz ähnliche Lage zeigt uns die Apostelgeschichte; da schleppen die Juden in Korinth den Paulus vor den Statthalter Gallion, als dieser aber hört, daß es sich nicht um ein Verbrechen handelt, sondern um jüdische Religionsangelegenheiten, jagt er sie von seinem Richtstuhl fort.

Von diesem Gesichtspunkt aus werden uns auch einige Stellen des sogenannten III. Makkabäerbuches verständlich, das in dieser selben Zeit geschrieben ist und zu erbaulichen Zwecken die Rettung des von Caligula bedrohten Judentums schildert, allerdings in der Form, daß nach dem Beispiel des Buches Daniel und anderer jüdischer Schriften die Ereignisse der Gegenwart in eine frühere Zeit, hier die des Ptolemaios IV., verlegt werden. In diesem ebenso elenden wie strenggläubigen Buche ist mehrfach von Juden die Rede, welche die Sache ihrer glaubenstreuen Brüder verraten, um sich dafür das alexandrinische Bürgerrecht geben zu lassen. Sie werden am Schluß, als Jahwe seine Getreuen gerettet hat, von diesen zur Strafe großenteils umgebracht.

Wir sehen, mit welchen Empfindungen die Altgläubigen die Reformjuden damals betrachteten, und begreifen nun um so besser die giftige Feindschaft, die zur Zeit der Zerstörung Jerusalems in Alexandria wie in Kyrene zwischen den jüdischen Fanatikern und ihren wohlhabenden, mit griechischer Bildung vertrauten Stammesgenossen zutage getreten ist. Diese inneren Zwistigkeiten im Judentum der Diaspora sind ein noch nicht genügend erforschtes Kapitel. Die jüdische literarische Überlieferung schweigt Ketzereien gern tot, da müssen wir recht dankbar sein, wenn uns die Papyri weiterhelfen, was hier nicht zum erstenmal geschehen ist. So schroff sich der gutmütige Kaiser in Worten gegen die Juden wendet, so hat er ihnen tatsächlich doch große Geduld gezeigt, denn daß sie nach Caligulas Tode den Streit begonnen hatten, gibt selbst Josephus zu. Auch in Rom haben die dort zu Tausenden lebenden Juden gleich im Anfang seiner Regierung durch ihre Zänkereien sein Mißfallen erregt, und am liebsten hätte er die ganze Gesellschaft aus der Stadt gewiesen, wenn das nur nicht bei ihrer großen Zahl mit zuviel Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. So begnügte er sich hier wie in Alexandria mit Androhungen gegen die Friedensstörer. Sie haben in beiden Fällen nicht nachhaltig gewirkt, denn wir sehen aus einem der oben erwähnten Papyri, daß Claudius später Führer der Judenfeinde in Alexandria zum Tode verurteilt hat, und aus der Apostelgeschichte ist es ja allgemein bekannt, daß er im Jahre 51 n. Chr. tatsächlich sämtliche Juden aus Rom vertrieben hat. Damals scheint es sich dort um Streitigkeiten zwischen Juden und den zunächst noch zu ihnen gerechneten Christen gehandelt zu haben. Das hat den Pariser Akademiker Salomon Reinach verleitet, auch in unserem neuen Kaiserbrief einen Hinweis auf das Christentum finden zu wollen. Unter der von Claudius erwähnten, die ganze Menschheit bedrohenden Pestseuche sei das Christentum, die messianische Agitation, zu verstehen, die so gefährlich erscheine, weil sie dem Kaiserkultus feindlich gegenüberstehe, der ein wichtiges Band der Reichseinheit gewesen ist. Tatsächlich kann aber keine Rede daovn sein, daß der Kaiser an dergleichen gedacht hat, sondern jene allerdings wenig schmeichelhafte Vergleichung ist durch die in jener Zeit an den verschiedensten Orten hervortretende Neigung der Juden zur Selbstüberhebung und Unruhenstiftung hervorgerufen worden.

Prof. Dr. Hugo Willrich

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Astrologie als Natur- und Geisteswissenschaft

Zu dem bereits im „Türmer" berührten Problem der Sternen-Einflüsse seien noch einige Ausführungen erlaubt.

Was denjenigen Teil der Astrologie betrifft, der sich im engeren Sinn auf den Menschen bezieht, gibt es zwei Grundsätze, die sich scheinbar widersprechen. Der eine heißt: der Mensch wird nur, was er ist; der andere: der Mensch ist seinem Schicksal überlegen (der Weise regiert die Sterne).

Beides ist wahr, aber wahr von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Der eine Gesichtspunkt liegt im „Diesseits", der andere im „Jenseits".

Im Diesseits kann der Mensch auch bei höchster Anspannung aller seiner Kräfte durchaus nichts erreichen, was nicht bereits bei seiner Geburt anlageartig vorhanden war. Aller Fortschritt innerhalb eines Menschenlebens ist nichts anderes, als Entfaltung des gegebenen Schicksals. Je reiner und inbrünstiger der Mensch nach vorwärts, nach aufwärts strebt, — nach Erfolg im Guten, nach Segen für seine Arbeit, nach Fruchtbarkeit, — um so mehr wird er erreichen: nicht das Erstrebte, sondern das Bestimmte. Ein dunkles, ein belastetes Schicksal zieht sich dunkel und schwer zusammen; und je tiefer und sehnender die Seele nach Licht lechzt, je stärker sie lebt in diesem reinen Drange, desto schwerer senkt sich die Finsternis und die Last auf sie herab. Und ein gesegnetes Schicksal entfaltet sich unter denselben Bedingungen immer reicher und fruchtbarer und strahlender.

Die Freiheit also innerhalb der irdischen Möglichkeit liegt nur darin, zu werden oder nicht zu werden, was man ist. Freiheit ist nicht tun können, was man will, sondern tun wollen, was man muß. Freiheit ist die seltene Fähigkeit, sein Schicksal zu erfüllen.

Im allgemeinen widerstreben wir unsrem Schicksal, halten dadurch unser Leben auf und verwickeln es. Was bei unserem Eintritt ins Leben schon in der Anlage aus früheren verborgenen Ursachen her verwickelt genug ist, das verwirren wir noch mehr aus Mangel an diesem religiösen Willen, der uns in die Freiheit führen würde. Wir sind betäubt von der Tragik unseres Daseins, und wir leiden alle an Lebensohnmacht. Wir bleiben daher passiv gegenüber unsrem Schicksal, wir erleiden es, anstatt es zu erleben, und wir erliegen ihm, anstatt es zu überwinden.

Unfrei also sind wir, solange wir so das Leben verneinen, solang uns die Unlust zu tragen und zu dienen beherrscht, solang wir einen irgendwie gearteten Genuß für uns wollen. Frei werden wir, wenn wir unser Schicksal bejahen können unter allen Umständen, wie immer es sei. Zwischen diesen beiden Extremen liegt eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Daseinsmöglichkeiten, die alle ein und denselben astrologischen Ausdruck haben, die alle astrologisch nicht unterscheidbar sind. Wie kommt das? Das kommt daher, weil hier diese Kraft im Menschen auftritt, die im Jenseits verankert ist und mit der er den physischen Gesetzen nicht unterworfen ist. Da haben wir die Unabhängigkeit gegenüber dem durch das Horoskop ausgedrückten Schicksal. Sie ist so groß, daß es durch sie dem Astrologen unmöglich wird zu sehen, welche Stufe in dem Spielraum der durch ein und denselben Aspekt bezeichneten Möglichkeiten, in diesem Spielraum zwischen Keim und vollendeter Frucht, dieser Welt von Verwandlungen,

der Mensch einnimmt. Der Astrologe muß zum **Seher** werden, um da einigen Aufschluß zu erhalten.

Dieses Gesetz der vielfältigen Verwandlung innerhalb einer Ordnung ist ein Naturgesetz, und man kann es z. B. an den perennierenden Pflanzen erkennen. Mir fiel es auf, als ich in meinem Garten die Blumen wachsen sah: ein Same wird in die Erde gelegt, es wächst eine Pflanze, sie erreicht eine gewisse Höhe und stirbt ab, wenn der Winter kommt, verschwindet vollständig von der Erdoberfläche, aber im Frühjahr wächst sie wieder aus der Wurzel, die in der Erde war, sie wächst höher und sie blüht; im nächsten Jahr wächst und blüht sie noch höher und reicher, sie trägt Frucht usf. Es gibt auch Pflanzen, die viele Jahre vergebliche Anstrengungen zur Sonne hin machen, bevor sie einmal blühen können. Alle diese Daseinsstufen kamen aus ein und demselben Keim. Das für die Oberfläche des Lebens der Pflanze unsichtbare Element, in welchem sie wurzelt, ohne sichtbar zu sein, ist die Erde. Das Element, in dem die Menschenseele unsichtbar wurzelt, ist die **Ewigkeit**. Der Mensch wie die Pflanze, sie sterben für die Sichtbarkeit, für das Diesseits ab, ohne ihre Bestimmung zu erfüllen. Das gilt nicht nur für die Universalität des Menschen und sein Universalschicksal, sondern ebenso für jedes kleine, zeitlich bestimmte, verfließende Einzeldasein im Strom des Werdens. Es kann vergehen, oftmals verschwinden von der irdischen Oberfläche, ohne sein Schicksal zu erfüllen, immer nur einen Teil desselben erfüllend. Der Reinkarnationsgedanke liegt hier nahe, er wäre die Schlußfolgerung aus dieser Tatsache, die für jeden Forscher zu erleben ist, aus dieser Tatsache des relativen Werdens, dieses Wachstums ohne Vollendung, dieser Stufenfolge vom Nichtwerden zum Werden, für welche sich sicher zahllose Korrespondenzen finden lassen in der Natur. Ferner können wir dieses Lebensgesetz in der Geschichte erkennen, im Wachstum der Rassen und Kulturen, die entstehen, blühen und absterben, um wiederzuerwachen in andrer Form, zu blühen und abzusterben. Aber jedesmal erfüllt sich nur ein kleiner Teil aus der Fülle des Möglichen. „Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Gestalten erneut wieder hervor", sagt z. B. Novalis vom Werden in der Geschichte der Menschheit.

Im Gesamtschicksal wie im Einzeldasein bezeichnen die astrologischen Symbole nur die **großen ideellen Typen**, Formen höherer ungeschaffener Wirklichkeit, innerhalb derer der freie Menschengeist zu Werke gerufen ist und die er schafft. Es liegt hier dasselbe Geheimnis zugrunde, wie bei der Erschaffung der Welt von Gott und ihrer Wiedergeburt durch den Menschen. Alles ist gegeben, vorgesetzt, existierend jenseits der sinnlichen Greifbarkeit, aber der Mensch muß es aus eigener Kraft zum Leben bringen. In ihrer Ungeborenheit sind die Kräfte, die hinter diesen großen astrologischen Symbolen liegen, jenseits von Gut und Böse, und erst der Mensch drückt ihnen den Stempel seines guten oder bösen Willens auf in vollkommener Freiheit.

In der Astrologie als Wissenschaft haben wir diejenige, die den Zusammenhang zwischen Naturkraft und Seelenkraft bloßlegt. Die Astronomie und die sphärische Mathematik erforscht die Existenz der sphärischen Körper und ihre Bewegungsgesetze im Kosmos; die Astrologie zeigt, daß diese kosmischen Gesetze nichts anderes sind, als der sichtbare und erkennbare sinnliche Ausdruck jener übersinnlichen, vorgesetzten Daseinsbedingungen, die das Leben des Menschen umgrenzen.

Diese Tatsache allein, in ihrer ganzen Tragweite erfaßt, ist der ungeheuerlichste naturwissenschaftliche Beweis für die Transzendenz alles menschlichen Lebens, der sich denken läßt. Deshalb ist die Astrologie die einzige Wissenschaft, welche das Gebiet des Seelischen mit Recht zum Inhalt hat, denn sie fügt nicht durch spekulatives Denken die Zusammenhänge zwischen Körperlichem und Seelischem aneinander, sie schließt auch nicht von einem auf das andere, sondern sie erforscht den lebendigen Zusammenklang beider Reiche. Ihre Methode ist weder die geistabgewandte der Naturwissenschaft, noch die naturfremde vieler Geisteswissenschaften, sondern sie ist **die Vereinigung des naturwissenschaftlichen und des geisteswissenschaftlichen Forschungsweges.**

Aus dem Grund dieser vereinigenden Rolle scheint mir die Astrologie von so ganz besonderer Bedeutung gerade in unserer Zeit, in welcher das materielle Denken soviel Unheil geboren hat und das ideale Denken in seiner ideologischen Entartung unter dem Druck des Materialismus alle Lebenskraft verloren zu haben scheint.

Die Kenntnis der Astrologie ist deshalb gleichzeitig die allerwesenhafteste und die allerbelanglosesle Möglichkeit für menschliches Wissen. Denn sie bringt uns ganz nahe an das Geheimnis des Lebens, sie zieht den Schleier von verborgensten Zusammenhängen des Seins und Werdens — aber im nächsten Augenblick sehen wir, wie unwesentlich diese Entdeckungen sind bei aller furchtbaren Gewalt und Unausweichlichkeit gegenüber dem in uns, was nicht von dieser Welt ist. —

Es handelt sich also bei einer richtigen Anwendung der astrologischen Kenntnisse nicht um die immer größere Vertiefung aller der Ausdeutungsmöglichkeiten für den Charakter und das Schicksal, weil man damit in einem Gebiet bleibt, welches nicht über sie hinaus führt. Erst dann, wenn man über die Astrologie hinauskommt, ist es möglich, sie richtig zu verwerten. Man erfährt, daß es im Leben auf die Gewinnung einer inneren Haltung ankommt, aus der heraus jedes Schicksal und jedes Einzelereignis einzig und allein gelöst wird, und daß das astrologische Gesetz ungeheuer viel und kompliziert von diesem Schicksal oder Ereignis verrät, aber gar nichts davon, ob der Mensch jene innere Haltung gewinnt. Denn mit dieser steht er eben in dem dritten Reich, in welchem die Freiheit herrscht und es kein Gesetz gibt. Man erfährt die Belanglosigkeit des Gesetzes und zugleich seine eiserne Notwendigkeit und Unumstößlichkeit, mit der es dem Menschen Grenzen auferlegt, die er niemals übersteigen kann; und nur wenn man diese beiden Reiche verbinden kann, lebt man in Wahrheit.

A. v. Morawitz-Cadio

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Bücher für Weihnachten

Unter den allgemeinen und wirtschaftlichen Nöten in Deutschland leidet das wertvolle und schöpferische Buch besonders empfindlich: das Buch, dieser stärkste Schöpfer und Mittler geistiger Kultur, in diesen Zeiten auch der Freude, des Trostes, der zielweisenden Aufrichtung. Viele unserer besten Dichter und Schriftsteller leiden schweigend erbärmliche Not, mancher Verlag kämpft um sein Dasein.

Auch der Glanz deutscher Weihnacht wird oft karger, die Freude schwerer sein — dennoch wird das wesentliche Buch Licht und Segen, Freude und Kraft spenden können, darf im weihnachtlichen Geben und Nehmen, gerade in dieser Zeit, besondere Beachtung fordern. Die nachstehende Auswahl will in diesem Sinne der deutschen Familie, den verschiedenen Bildungsstufen und Bedürfnissen Anregung bieten. Die Ausstattung der Bücher ist fast durchweg gut, jedenfalls allgemein befriedigend, während manche Werke besondere Liebe und Sorgfalt ihrer Verleger erfahren haben.

Prosa-Werke.

Friedrich Lienhard, am 4. Oktober sechzig Jahre alt geworden, beschließt mit seinem neuen Werk „Unter dem Rosenkreuz“ mit dem Untertitel „Ein Hausbuch aus dem Herzen Deutschlands“ (Türmer-Verlag, Stuttgart, ℳ 6.—) die beiden vorangegangenen Wander- und Plauderbücher, die frühlinghaften „Wasgaufahrten“ und das sommerliche „Thüringer Tagebuch“. Vom herbstlichen Hügel des Lebens schaut der Dichter über das Suchen und Kämpfen, aus Enge und schaffender Tat mündet die Lebensmelodie in den Frieden der Weisheit, ins Licht der Lebensverklärung. Ein Buch vom Engen zum Ewigen. Ein Lebensweg, der in jene geistige Heimat geführt hat, darin Weimar, der Montsalvat, das Rosenkreuz, Wartburg und Golgatha die Symbole hohen Menschtums sind. Das Werk ist erlesen ausgestattet.

Eberhard König gibt uns in der „Geschichte von den hundert Goldgulden“ (Türmer-Verlag, ℳ 2.80) eine neue meisterliche Variation seines großen dichterischen Themas: Läuterung aus unbewußtem rein stofflichem Dasein zur Erkenntnis, zur Wesenhaftigkeit, zu seelischer Reife und Verklärung, zu erlittenem und errungenem Menschentum. Die Geschichte einer großen Liebe und einer großen Wandlung, zart bei aller Urwüchsigkeit, ganz deutsch in der Gedankenfülle und Bewegtheit des Herzens, in der mannhaft kraftvollen Sprache. Ein hohes Lied auf die erkämpfte Ehekameradschaft.

Ludwig Mathar ist mit seiner traurig-lustigen Geschichte „5 Junggesellen und 1 Kind“ (Verlag Herder & Co., Freiburg, ℳ 3.—) so etwas wie der Anfang zu einem rheinischen Wilhelm Raabe. Der Humor des Herzens und der wissenden Güte umgibt die fünf drolligen Junggesellen aus einer kleinen Moselstadt mit einem leisen Glanz. Das traurige Schicksal einer verratenen jungen Ehefrau, die sich mit ihrem Kinde aus der Fremde in diese ihre Heimatstadt flüchtet, erfährt durch das prächtige fünfblätterige und in der Tat glückbringende Kleeblatt eine wahrhaft fröhliche und herzlich-erheiternde Lösung.

Das erste Prosawerk „Novellen“ von Gustav Renner (Verlag Bonz & Co., Stuttgart) ist hervorragend geeignet, diesem noch viel zu wenig bekannten Dramatiker und Lyriker die Beachtung und Verehrung breiter Kreise zu sichern. Einzelschicksale gestaltet der Dichter zu schmerzlichen Symbolen des Lebens, die Verhängnisse ehelicher Wirrungen, seelische Konflikte und Katastro-

phen im Schoße der Familie. Eine novellistische Meisterleistung gleich die erste Novelle „Auf Vorposten“ — während dem ganzen Werk eine große Menschlichkeit und ein starkes, reifes Künstlertum unvergeßliche Erlebniskraft geben.

Werner Jansen, der Meister des historischen Romans, gibt mit seinem neuen Werk „Heinrich der Löwe“ (Verlag Georg Westermann, ℳ 6.—) einen dichterisch wertvollen Beitrag zu dem vielgedeuteten Konflikt Heinrichs des Löwen mit Friedrich II. Das Herz des Dichters schlägt für die dunkle Hagengestalt des Löwen, indes das Licht der Siegfriedgestalt des Hohenstaufen manche Trübung erfährt. Glanz und Größe und die mächtige Geschichte des deutschen Hohenstaufer-Kaisertums hat Jansen bannen können in einem starken und echt deutschen Kunstwerk. Die Wucht und das Leuchten der Sprache, wie die Charakterschöpfung der beiden deutschen Helden, machen diesen Roman zu dem bisher bedeutendsten dieses Dichters.

Adolf Koelsch gibt mit seiner neuen Erzählung „Longin und Dore“ (Grethlein & Co., Leipzig-Zürich, ℳ 5.—) die Geschichte einer unseligen Liebe, inmitten schwerer und ungewöhnlicher Schicksalsverkettung. Das tragische Motiv eines von der Mutter des Geldes wegen verkauften Kindes. Tiefe Seelenkunde und eine zarte Hand zeichnen den Verfasser aus; den höchsten Kunstwert in dieser reifen Erzählung hat die erlesene Sprachformung, die die entferntesten Gefühlsquellen der erkrankten und irrenden Seelen erschließt. Das Buch ist vorzüglich gedruckt und gebunden.

Will Vesper, der ausgezeichnete Novellist und Lyriker, beweist mit seinem Novellenband „Porzellan“ (Verlag H. Haessel, Leipzig, ℳ 3.—) erneut, daß der Deutsche jeder Formmeisterschaft fähig ist und Franzosen und Südländer leicht und glänzend erreicht und übertrifft. In der Tat wie feinste Porzellanfiguren erscheinen die graziösen oder gewaltigen Liebeshelden und -heldinnen des Rokoko und der Renaissance, die durch diese Novellen in heißer Leidenschaft, in leichtem Spiel huschen, leben oder heroisch untergehen. Köstlicher Humor und überlegene Ironie sind die besonderen und wertvollen Merkmale dieser Vesperschen Kunst.

Mit hoher Spannung liest sich der Hecht-Roman „Schnock“ von Svend Fleuron (Verlag Eugen Diederichs, ℳ 4.—). Fleuron ist mir der Meister des Tier-Romans; keine abstrakte Erfindung — sondern durch unermüdliche, scharfsinnig-geschulte Beobachtung gewonnene Naturerkenntnis, geformt in einer schönen dichterischen Sprache. Neben der Erzählung vom Leben des Hechtes, reich an Abenteuern und Kämpfen, sind die prachtvoll anschaulichen Schilderungen all des Lebens in See und Sümpfen ein wichtiger Teil dieses gut übersetzten dänischen Romans.

Karl Hans Strobl hat mit dem neuen Werk „Das Geheimnis der blauen Schwerter“ (Verlag L. Staackmann, Leipzig, ℳ 5.—) einen seiner besten Romane gegeben. Es ist die Darstellung der Erfindung des deutschen (Meißener) Porzellans durch Joh. Friedr. Böttger, der anfänglich Apotheker in Berlin, Goldmacher und endlich der Entdecker des nun weltberühmten Meißner Porzellans geworden ist. Alle Geisterei der Alchemie spukt in diesem hervorragend interessanten und höchst lebendig geschriebenen Roman um 1700. Eine kulturgeschichtliche Studie von hohem Wert und feiner Psychologie.

Paul Steinmüller: „In Allmutters Garten“ (Türmer-Verlag, ℳ 2.50). Als Herr auf Holthof geht der Dichter durch die Jahreszeiten der Natur — offenen Herzens, beseelten Auges fängt er die Stimmen und Gesichte auf, die alles Leben in Wald und Feld erfüllt. Ergriffen kündet er die Schönheit, Gewalt und stille Tiefe der Dinge fernab der steinernen Stadt. Natur- und Wanderfreunden ist das kleine Buch zunächst zugedacht, allen anderen mag es die Augen putzen, das Herz bewegen und Sehnsucht erwecken nach Allmutters Garten.

„Hölderlins Einkehr“ von Wilhelm Schäfer (Verlag Georg Müller, München). Diese Novelle von Hölderlins irrender Wanderschaft in Frankreich ist eine Dichtung von außerordentlich gepflegter Sprachkunst. Hölderlins Erdenferne und Götternähe, sein griechischer Schönheitstraum, der Hauch seiner Rhythmen — das alles webt in dieser Novelle von vollendeter innerer Form, in Worten, Bildern und Gleichnissen, deren Glanz kaum noch überboten werden kann.

Der soeben bei J. F. Steinkopf, Stuttgart, erschienene neue und große Roman von Wilhelm Kotzde „Die Burg im Osten" — das Schicksal einer Ritterschaft — (Preis M 10.—) kann hier nur kurz angezeigt werden. Auf 650 Seiten entwickelt Wilhelm Kotzde in machtvoller Erzählung das Schicksal der deutschen Ordensritter im Osten des Reiches, gestaltet deren Kampf und Untergang zu einem bedeutenden heldischen Epos. Kotzdes Meisterschaft der kulturgeschichtlichen Verlebendigung bewährt sich insbesondere in diesem Hauptwerk seines Lebens, das zugleich ein echtes deutsches Volksbuch ist.

Lyrik

Es ist schwer, über bedeutende lyrische Werke auf kleinem Raum Wesentliches auszusagen, da die beste Anschauung durch das zitierte Gedicht gegeben wird. Immerhin bietet das Schaffen der Dichter, die hier genannt sind, einen ungefähren Maßstab für Wesen und Wert.

Die „Gedichte" von Ricarda Huch (Verlag H. Haessel, Leipzig) tragen den Stempel der Persönlichkeit dieser großen epischen Dichterin, sind starke Erlebnisse Geistes und der Seele. Lebensglut und Verklärung, zarteste weibliche Naturhaftigkeit und philosophische Gedanklichkeit werden durch die klare, kühn geschwungene innere Linie ihres Wesens verbunden.

Der noch viel zu wenig bekannte bedeutende Erzähler Julius Havemann gibt im Antäus-Verlag, Lübeck, seine gesammelten „Gedichte" heraus, mit der Widmung „Meiner Heimat". Eine ausgeprägte, starke Persönlichkeit schuf diese durchgeistigten, meist von leiser Schwermut durchtönten Gedichte von vielfältiger Form. Die ewigen und großen Gegenstände der lyrischen Dichtung haben hier oft jene künstlerische und eigenartige Gestaltung gefunden, die zahlreiche Gedichte unserem Herzen unvergeßlich machen.

Herbert Eulenbergs genialisch-romantisches Dichtertum ergänzt in einer vollkommenen Reinheit und Schönheit, wie sie seine Dramen und epischen Werke selten aufzuweisen haben, in den „Deutschen Sonetten" (Verlag J. Engelhorn Nachf., Stuttgart). Hier ist hohe Kunst, absichtslos aus dem unfaßbaren Geheimnis der Schönheit strömend, leuchtend und beglückend. Die Sonettform hat ihre akademische Haltung vor diesen ursprünglichen Fluten des dichterischen Genius aufgeben müssen — Form und Inhalt sind eins geworden.

Recht in unsere Zeit gehört „Der Fahnenträger", unter welchem Titel Bruno Golz in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg (Preis M 6.—) eine Auswahl von Liedern und Balladen des Grafen Moritz Strachwitz herausgibt. Wie aus Romantiker- und Ritterzeiten, wie Schwertschall, Gläserklang und Harfenschlagen wirken diese brausenden Lieder, die großen Balladen vom heldischen Leben, von Todestreue, von Manneswürde, von Weibes Wonne. Der Wesenshauch dieses Dichters des „Herzens von Douglas" muß unserer Jugend erhalten bleiben; in ihm wogt das Leben, das nicht nach der Zahl, nach dem Genuß, nach dem Vorteil fragt, das eherne Gesetze in der Brust trug und nach unsichtbaren Kränzen rang. Das herrlich gebundene Buch, auf Kunstdruckpapier gedruckt, bildet eine besondere Überraschung durch die Wiedergabe zahlreicher Bilder von Alfred Rethel. Bild und Wort vereinigen sich in gleicher Gesinnung zu einem machtvollen Zusammenklang.

Der deutsche Gedanke

Die Gewißheit auf Deutschlands Wiederaufstieg aus den Nöten Leibes und der Seele zu neuer Würde und neuem Wert gibt uns die überall aufkeimende Besinnung. Aber diese eherne Zeit will das Bewußtsein um den deutschen Gedanken, da mit dem Gefühl allein lebendiges, tätiges und schaffendes Wesen nicht gestaltet werden kann. Ausdrucksmöglichkeiten, auf diesem Gebiete zu wirken, gibt es zahlreich, entsprechend der Vielfalt von Formen und Wesenheiten des Deutschen.

Hugo von Hofmannsthal leitet die von ihm unter dem Titel „Deutsches Lesebuch" (Verlag der Bremer Presse, München, 2 Bände M 12.—) herausgegebene Auswahl deutscher Prosastücke aus dem „Jahrhundert deutschen Geistes", 1750—1850, mit den Worten ein: Es ist

nichts Geringes, ob eine Nation ein waches, literarisches Gewissen besitze oder nicht, und gar die unsere; denn wir haben nicht die Geschichte, die uns zusammenhalte — bis ins sechzehnte Jahrhundert haben wir keine Gemeinsamkeit aller Volksteile in Taten und Leiden, und auch das Geistige ist nicht gemeinsam. „Nur in der Literatur finden wir unsere Physiognomie, da blickt hinter jedem einzelnen Gesicht, das uns bedeutend und aufrichtig ansieht, noch aus dunklem Spiegelgrund das rätselhafte Nationalgesicht hervor.“ „Stil ist unzerteilte Einheit des höheren Menschen“ — unter diesem Gesichtspunkt wählt der Herausgeber Prosaschriften aus jenem leuchtenden Jahrhundert höchster Entfaltung deutschen Geistes. So ist ein Buch entstanden, das eine Quelle geistiger Bildung ist. Ein Schriftenverzeichnis der hier vertretenen siebzig Geister wird viele weiterhin anregen. Druck und Ausstattung sind jedes Lobes würdig. (NB. Wir urteilen über dieses Buch etwas zurückhaltender: man spürt bei der Auswahl den Ästheten. D. T.)

Karl Weidel vereinigt in seinem Werk „Deutsche Weltanschauung“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, ℳ 8.—) Stimmen der großen Deutschen zu dem gewaltigen Thema, das der Titel nennt. Bedeutend in geistigem Gehalt und in der Sprachformung, die einfach und warm ist, in der Beherrschung des unübersehbaren Materials ist des Herausgebers Einleitung: hier kann der bildungsfähige, einfache Deutsche aus dem Volke Stufen der Erkenntnis beschreiten, die ihn zum Gipfel führen, zur Schau der Welt aus deutschem Geist und Herzen, aus ungetrübtem Auge. Ein Buch aus heißer Liebe zum Volk geboren, rein und stark, wird es Führer sein können durch die Wirrnis weltanschaulicher und religiöser Fragen und Wandlungen, auch durch die Irrtümer, denen sich noch so viele Volksgenossen heute hingeben, indem sie Schlagwörtern und Einseitigkeiten, der Enge und dem unklaren Gefühl sich hingeben. Das schön ausgestattete Werk enthält zahlreiche gute Kunstbeilagen.

Hermann Meyer, Rechtsanwalt in Leipzig, hat das längst notwendige Buch geschrieben, das den geistigen und seelischen Wesensgehalt der völkischen Erneuerungsbewegung weltanschaulich bestimmt und wissenschaftlich begründet. Die völkische Bewegung wird nur sein und sich entwickeln, wenn sie aus den Niederungen heutiger Parteipolitik als geistige Idee ihre Menschen ergreift und bildet. Das bedeutende und umfangreiche Werk, das unter dem Titel „Der deutsche Mensch“, Völkische Weltanschauung und Deutsche Volksgemeinschaft (im Verlage J. F. Lehmann, München, ℳ 9.—) erschienen ist, teilt sich in die beiden Abteilungen, die der Untertitel angibt, und ist auf den neuesten Erkenntnissen aufgebaut. Allgemeinverständlich geschrieben, weist dieses erste Buch geistiger Begründung des völkischen Gedankens in der Vielfalt des Stoffes und seiner Behandlung eine Bedeutung auf, die im Rahmen dieses Aufsatzes nicht näher behandelt werden kann.

Dieweil die bedenklichen Friedensglocken von Locarno ein Zeitalter des Händlergeistes einläuten wollen, regt sich der Geist des heldischen Gedankens immer wieder ans Licht. Hans F. K. Günther, der Verfasser der rasch weit bekannt gewordenen „Rassenkunde des deutschen Volkes“, gibt in seinem Werk „Ritter, Tod und Teufel“ (Verlag J. F. Lehmann, ℳ 4.50) eine Wesensbestimmung des heldischen Gedankens im Leben, in der Sittlichkeit, in der Staatskunst, in Glauben, Liebe und Kunst. Das Feuer eigener Überzeugung und Leidenschaft gibt dem Buch einen hinreißenden Schwung, Wahrheit und Vorbildlichkeit, wie denn das Heldische tief und einfach erfaßt wird als eine Kraft, die innerst in der Seele daheim ist. Insbesondere ein Buch für die denkende Jugend.

Den Helden selbst erleben wir an Oskar Fritsch’ Darstellung „Friedrich der Große“ (Verlag J. F. Lehmann, München, ℳ 5.—). Unter den vielen Fritzen-Büchern hat das vorliegende den Vorzug, daß es nicht so sehr den Verfasser und allerhand Geistreichigkeiten zur Geltung bringen will, sondern nur dem „Helden und Führer“ dient, daß es keine Intimitäten und Akten, keine langen Staatsaktionen vorbringt: Friedrich als der sittliche Held, als der deutsche Manncharakter lebt hier und spricht zu uns in Worten und Taten, die immer wieder die Herzen erschüttern. Was Friedrich war und wie er ward — knapp und anschaulich, unterstützt von

vielen Menzelschen Zeichnungen und vor allem von 31 wundervoll ausgeführten Tiefdruckbildern auf Tafeln, erzählt der Verfasser der deutschen Jugend, der deutschen Familie die Heldenmäre, die einst Leben war: und gewiß Leben bleibt in deutschen Herzen.

Der Verlag Eugen Diederichs, Jena, hat ein neues und großzügiges Unternehmen begonnen, eine illustrierte billige Reihe in farbigen Pappbänden: „Deutsche Volkheit." Es ist eine Quellengeschichte deutschen Volkstums, die hier geboten wird; Mythos, Glaube, Dichtung, Brauch und Geschichte sind die Kulturprovinzen, aus denen diese Sammlung das Abbild der deutschen Volkheit geben will. Ein neues Mittel, Deutschtum als Bewußtsein, als Besitz von Blut und Phantasie zu gestalten, Volkheit als Verbindung vieler Teile und Strömungen darzustellen. Namhafte Herausgeber zeichnen für diese bedeutungsvolle Buchorganisation; Druck, Papier und Bildermaterial sind ausgezeichnet und der Preis von 2 ℳ für jeden Band sehr billig. Es liegen vor: Das Volksbuch von Barbarossa, Altgermanisches Frauenleben, Marienlegenden, Alte Bauernschwänke, Landsknechtschwänke, Pflanzen im Volksleben, Vlämische Sagen, Wendische Sagen, Dänische Heldensagen, Nordische Heldensagen. Wir werden die Entwicklung des Unternehmens weiter beachten.

Zur Literatur

Albert Soergel, der Verfasser der volkstümlichen Literaturgeschichte „Dichtung und Dichter der Zeit" gibt soeben eine „Neue Folge" unter dem gleichen Titel heraus, eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte, mit dem Untertitel: „Im Banne des Expressionismus" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, Ganzl. ℳ 24.-). Die Vorzüge des ersten Soergelschen Werkes weist auch die neue Folge auf: Objektivität, gute Stoffanordnung, klare und vielseitig abgehandelte Begriffsbestimmung des viel und oft falsch gedeuteten Expressionismus. Soergel urteilt nicht schnell ab, sondern erklärt das Wesen der Dichtung aus ihrer Zeit heraus, geht dem Wollen dieser Dichtung nach, aber auch den Ursachen und geistigen Wandlungen, die diese Richtung möglich gemacht haben. In rund 900 Seiten entwickelt der Verfasser ein monumentales Bild der deutschen Literatur zwischen 1900 und 1920 — und gibt dem Zeitgenossen somit die Möglichkeit, aus dem verzerrten Antlitz der expressionistischen Kunst die bedeutenden und schicksalsmäßigen Züge zu erkennen, die weltanschaulichen, ethischen, künstlerischen und politischen Tendenzen auseinanderzuhalten und zu verstehen. Als Einführung, nicht als letztliche Beurteilung, ist das Buch gedacht. Eine besondere Bewertung verdient der überaus reiche bildnerische Teil von 342 Abbildungen, zumeist von Kunstwerken der Zeit, ferner Handschriftproben, Karikaturen usw. Angesichts des würdig und solide ausgestatteten, sichtlich aus jahrelanger Mühe und liebendem Mitgehn gewordenen Werkes, angesichts der vielen kleinen und nur typisch bemerkenswerten Geister, die hier Darstellung finden, angesichts auch der ewigen stillen Tragödie vom Verschweigen und Beiseitelassen dessen, was nicht laut im allgemeinen Chore tönt, möchten wir wünschen, in der neuen Ausgabe des ersten Teiles alle diejenigen dargestellt zu finden, die im deutschen Geiste seit 1900 Bedeutendes schufen. Das ist uns Soergel nach diesem Dokument der Objektivität doppelt schuldig! [Wir unterstreichen diesen Wunsch auf das stärkste; es geht doch nicht an, in einem breiten Buche über die Zeit von 1900 bis 1920 Namen wie Bonsels, Löns, Lienhard, Lilienfein, Schaffner, König, Geucke, Renner usw. überhaupt nicht zu nennen! D.T.]

In die nicht leicht verständliche, aber ewiger Schönheit volle dichterische Welt Hölderlins führt den literarisch nicht besonders Vorgebildeten Beate Berwin mit ihrem Buch „Friedrich Hölderlin" (Union, Stuttgart, ℳ 4.—) trefflich ein. Ganz durchsichtig klar und in knappem Rahmen erschöpfend gibt Beate Berwin nach einer Darstellung des Lebens eine Einführung in die Gedanken- und Formwelt dieses edlen und echt deutschen Schönheitssuchers und Griechenträumers. Die Reinheit und Harmonie dieses Dichtertums kommt in dem schlicht geschriebenen, beseelten Buch zur Geltung, wie das eigentümliche Wesen Hölderlinscher Sehnsucht. Zahlreiche Zitate unterstützen die Anschaulichkeit der Darstellung; Abbildungen und Handschriftprobe ergänzen sie.

Es gibt doch immer wieder etwas, was noch nicht dagewesen ist: Aus dem unübersehbaren Schatz deutscher Briefliteratur hat Dr. Hans Zimmer einen über 400 Seiten starken Band „Dichterweisheit in Briefen" (Türmer-Verlag, ℳ 9.—) zusammengestellt und damit ein notwendiges und echtes deutsches Hausbuch geschaffen, von großer kultureller, insbesondere pädagogischer Bedeutung. Aber auch für den praktischen Gebrauch im Berufe, für die Schriftsteller, Lehrer, Geistliche und Redner ist das Buch ein neuer und reicher Behelf, durch ein wohlgewähltes Zitat zu zünden und zu bilden. Das Buch ist bereits im „Türmer" besprochen; es genüge dieser Hinweis.

Gesamtausgaben

Friedrich Lienhards „Gesammelte Werke", deren erste Reihe, die erzählenden Werke, in 4 Bänden Weihnachten voriges Jahr erschienen sind, kommen soeben mit zwei Reihen, Lyrik und Dramatik 5 Bände, Gedankliche Werke 6 Bände, zum Abschluß. Damit liegt das Schaffen von drei Jahrzehnten vereinigt in würdiger Ausstattung, weißem Leinenband mit feiner Goldverzierung, vor. Zwischen der Vernüchterung und flachen Aufklärung des 19. Jahrhunderts und den beiden periodischen Literaturepochen des Naturalismus und Expressionismus ward von wenigen ein Weg zum deutschen Idealismus freigehalten, den heute die deutsche Erneuerungsbewegung beschreitet. Zu diesen wenigen Wegbereitern und Platzhaltern gehört Friedrich Lienhards Werk — und darum immer ins Haus und Herz der Deutschen.

Conrad Ferdinand Meyer, dessen 100. Geburtstag am 10. Oktober gefeiert worden ist, gehört ohne Zweifel zu den großen deutschen Künstlern monumentaler epischer Dichtung und formedelster Lyrik. Glanz und Größe der Stoffe, die zumeist historisch sind, fanden überwältigenden sprachlichen Ausdruck. Die Landschaftsschilderung, besonders der schweizerischen Heimat der Alpen und blühenden Täler, zeugt für ein zartes Gemüt, wie die Wucht und der Ernst der Schicksale für die ethische Tiefe des Charakters. Die Lyrik vereinigt die einfachste Naturempfindung mit dem großen Zug gedanklicher Dichtungen und der dramatischen Kraft der Ballade. Unerreicht sind viele Gedichte in der vollendeten Form. So wird der Dichter immer ein bleibender und bedeutender Stern am Himmel deutscher Dichtkunst sein. Der Verleger Conrad Ferdinand Meyers, H. Haessel in Leipzig, hat jetzt eine vierbändige Dünndruckausgabe der Werke herausgebracht (ℳ 40.—), die durch eine ausgezeichnete und kenntnisreiche Studie von Robert Faesi über Leben und Schaffen eingeleitet wird. Auch diese schöne Ausgabe ist ein besonders festliches Geschenk für den Weihnachtstisch.

Lebensbeschreibungen

Der 70jährige Dichter Ernst von Wolzogen, der feine Humorist, schreibt unter dem Titel „Wie ich mich ums Leben brachte" (Verlag Georg Westermann) seine Erinnerungen und Erfahrungen. Das Buch ist meisterlich geschrieben, voll Witz, Scherz, Ironie und tieferer Bedeutung, führt eine Fülle von Gestalten aus dem literarischen und künstlerischen Leben vor, insbesondere um die Jahre 1890 bis zur Jahrhundertwende, und endet mit einem Aufruf und Bekenntnis zu den deutschen Idealen und zum deutschen Menschen. Ein überaus vergnüglich zu lesendes Werk.

Der 60jährige Bodenreformer Adolf Damaschke erzählt sein Leben in dem kultur- und zeitgeschichtlich überaus bedeutsamen Erinnerungsbuch „Aus meinem Leben" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig). Der Aufstieg vom Kind der einfachen Handwerkerfamilie aus den Mietskasernen Berlins zum Führer einer der zukunftsträchtigsten sozialen Bewegung, zum Doktor der Rechte ehrenhalber, zum vielgelesenen Schriftsteller und Redner, führte über die deutsche Volksschule, und durch die Zielstrebigkeit eines starken Charakters zur Entwicklung einer bedeutenden Persönlichkeit.

General Eduard von Liebert, der 70jährige, berichtet ein Stück politischer und militärischer Geschichte in seinem Erinnerungswerk „Aus einem bewegten Leben" (Verlag J. F. Leh-

mann, München, M 7.—). Das Leben eines Patrioten, eines Streiters für deutsche Macht und Größe, entwickelt sich hier in manchmal dramatischen Bildern. Bei der Truppe, im Kriegsministerium, im großen Generalstab, als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, als Politiker, wiederum als Heerführer im Weltkriege, begleiten wir den Verfasser in seinem Wirken, das vorbildlich ist für die Erziehung der deutschen Jugend zu Mannhaftigkeit, Ehrenhaftigkeit und Vaterlandsliebe.

Für die Jugend

In die edelste deutsche Sagenwelt führt die deutsche Jugend Leopold Weber mit den erzählenden Werken „Dietrich von Bern", „Die Hegelingen", „Asgard" und „Midgard". Neben den Göttersagen erhebt sich die germanische Heldensage durch die Kraft und Unbedingtheit ihres Ethos zur unvergänglichen Geltung. In diesem Reich der Sage sind die Wurzeln oder zumindest früheste Ausdruckskräfte nordisch-deutscher Sittlichkeit, die heldisch ist und klares Ja und Nein. Leopold Weber hat diese Sagen neu gestaltet und sprachlich für unsere Zeit verlebendigt in einer Form, die die Erzählung fließend entwickelt und durch die Kraft der Anschaulichkeit zur spannenden Lektüre macht. Die schönen Einbände und die Drucktypen sind dem Inhalt angenähert und ergeben eine einheitliche Wirkung.

Im gleichen Verlag (K. Thienemann, Stuttgart) liegen in neuer Auflage und in neuen, schönen Einbänden Eberhard Königs starke Jugenderzählungen vor: „Der Dombaumeister von Prag" und „Ums Heilige Grab". Die erste Erzählung behandelt das Lebensschicksal des Dombaumeisters Peter Parler, die andere den Kreuzritterkampf ums Heilige Grab. Die kernige, mannhafte Sprache, der historisch überaus lebendige Hintergrund, die bedeutende Charakterzeichnung der führenden Gestalten — diese Elemente schufen echt jugendtümliche Bilder von starker Eindruckskraft.

Ebenfalls bei Thienemann, Stuttgart, erscheint seit Jahren das „Deutsche Knabenbuch" und das „Deutsche Mädchenbuch": beide Bücher kann man Jahr um Jahr heranwachsender Jugend auf den Weihnachtstisch legen. Dasselbe gilt von den entsprechenden Veröffentlichungen des Verlages Herder & Co. in Freiburg i. Br., z. B. „Die Frühlingsreise", ein Buch für junge Mädchen, herausgegeben von Charlotte Herder und „Der ährmann", ein Buch für werdende Männer.

Naturwissenschaft und Märchenwelt, Fabel und Tatsachen vereinigt in famoser frischer Sprache das Werk „Max Butziwackel, der Ameisenkaiser", von Luigi Bertelli, deutsch von Luise von Koch, mit zahlreichen Zeichnungen von Karl Elleder. Ein Buch von köstlicher Erfindung und sinniger Naturbetrachtung, das nicht nur die Jugend, sondern auch die „Alten" anregen und bestimmen wird. Der Verlag Herder & Co. hat diesem ergötzlichen Ameisenkaiser (ein unartiges, müßiges Bürschchen, das in eine Ameise verwandelt wird und nach genügend Erfahrungen und Lehren als ein brauchbares Kerlchen zurückverwandelt wird) ein fürstliches Gewand (zum billigen Preise von M 4.50) gegeben.

Unter dem Titel „Der deutsche Spielmann", Herausgeber Dr. Ernst Weber, erscheint bei Georg D. W. Callwey, München, ein eigenartiges und bedeutendes Unternehmen. In Bändchen von etwa 80 Seiten werden Auswahlen aus dem Schatze deutscher Dichtung geboten, geordnet in sinnvoller Form, alle originell von lebenden Künstlern farbig und schwarzweiß illustriert, auf gutem Papier vorzüglich gedruckt. Aus Erzählung und Verskunst ist das Beste geschöpft, was der Jugend und dem Volk dargeboten werden kann zur Freude und Belehrung, zur Besinnung und Führung. Heiter und licht ist die ganze Sammlung, tiefsinnig und vielfältig und ganz deutsch. Es hält schwer, die Stoffgebiete zu kennzeichnen: es ist halt alles da, Geschichte, Landschaft, Sage, Jahreszeiten, Fabelreich, Gespenster . . . und alles volkstümlich, einladend, gehalt- und wertvoll. In dieser Art und Billigkeit eine einzigartige Leistung von bunter Auswahl, da bereits 40 Bändchen vorliegen. (Preis M 1.20.)

Für die Jüngsten

Über Kinderbücher dürften nur Leute schreiben, die selbst Kinder haben und die Wirkung der Bücher an ihnen erprobt haben. Das ist hier der Fall! Der Bilderbücher-Verlag Jos. Scholz, Mainz, ist der alljährliche Lieferant all der bunten, seligen Kinderfreude, da ist diesmal ein „Klein-Kinder-Buch“ mit Versen von Frida Schanz und den immer wieder prächtigen Bildern von Lia Doering, von jener Kinderanschaulichkeit, die den kleinen Leutchen die Augen blank, die Backen rot macht und ihre Händchen in Bewegung setzt. Für die bißchen größeren Kinder haben beide Künstlerinnen ein fröhliches Werkchen „Kinder und Blumen“ geschaffen, darin viel buntes Blumenleben, ein prächtiger Hochzeitszug und echte Kinderverse. Wiederum für mehrjährige Kinder ist das Bilderbuch: „Für Buben und Mädels“ bestimmt, während das köstliche Auswahlbuch „Goldene Ernte“ mit Liedern und Gedichten deutscher Dichter und den vollendet märchenhaften und entzückenden Bildern von Hans Schroedter schon für die Abcschützen in Betracht kommt. Einen reizvollen Anschauungsunterricht über Leben und Verkehr, über die Großstadt bieten zwei andere dauerhaft gebundene Kinderbücher, die insbesondere in der Kleinstadt und auf dem Lande begrüßt werden: „Ein Spaziergang durch die Großstadt“ mit Bildern von Rob. Fuchs, Versen von Rich. Klement, und „Leben und Verkehr“ mit Bildern von Jos. Danilowatz und Versen von Rich. Klement. Wieviel haben die Augen zu sehen, wieviel Anlaß zu Fragen und Lachen und Freude, wie heiter und leicht die Verse!

Franz Alfons Gayda

NB. Wir bitten die Leser, in Ergänzung zu diesem Überblick auch den „Büchertisch“ noch zu berücksichtigen. Es ist unmöglich, die ganze Fülle der (oft zu späten) Eingänge zu berücksichtigen.

D. T.

Bücher über bildende Kunst

Alle Kunstgeschichten, mögen sie nun Malerei, Musik oder Dichtung behandeln, sind — sofern sie nur von einem Verfasser herrühren — notwendigerweise beschränkt und einseitig. Es ist bei der Ausdehnung der Gebiete nicht denkbar, daß ein einziger Kopf den Stoff vollständig beherrsche und kenne; gewisse Unebenheiten werden darum unvermeidbar sein. Anders freilich, wenn verschiedene Mitarbeiter tätig sind und jeder nur innerhalb der Grenzen heimisch bleibt, die ihm Studium und Liebhaberei angewiesen. So finden wir es auch bei der allbekannten und mit Recht geschätzten Kunstgeschichte von Springer, deren erster Band uns vorliegt (Kröner, Leipzig) und durchaus würdig, äußerlich wie innerlich, auf den Plan tritt. Diese zwölfte Auflage, umfassend die Kunst des Altertums, wurde von Paul Wolters bearbeitet. Vortrefflich vor allem die zahlreichen Abbildungen, die ja erst die wahre Anschauung befördern; aber auch der Umfang ist beträchtlich gewachsen. Dieser erste Teil umfaßt den Orient, Griechenland und Italien. Neueste Forschungsergebnisse wurden verwendet, der Text ist flüssig und ohne unnötige fachwissenschaftliche Auswüchse. Auffallend gering ist dagegen die urgermanische Kultur berücksichtigt; oder wurde sie dem zweiten Bande vorbehalten? Es würde zu weit führen, Einzelheiten zu betrachten; unseren Lesern genüge der Hinweis, daß hier ein zuverlässiger, gründlicher Führer geboten ist, dem man sich wohl anvertrauen darf. Mögen die folgenden Teile ebenso günstig und wirksam sein! — Ein Sondergebiet behandelt Otto Höver in seiner „Vergleichenden Architekturgeschichte“ (Allgemein. Verlagsanstalt, München), einem Werke, das trotz mancher anregenden und fleißigen Durchführung dennoch unbefriedigt läßt. Es ist nicht der durchaus katholische Standpunkt, der verstimmt; aber die einseitige Verherrlichung des „deutschen“ Barocks mutet sonderbar und fragwürdig an. Barock ist eben undeutsch, ist Fremdgut; es mag wohl kirchlich-katholischem Empfinden nahe sein, niemals aber germanischem. Und darum hat diese Arbeit, die übrigens auch mit guten Abbildungen geziert

ist, keinen überzeugenden Eindruck erwecken können. — „Orbis Pictus" heißt eine neue, schmucke Sammlung (Ernst Wasmuth, Berlin), die in einzelnen schmalen Bänden gewisse Einzelgebiete der Kunst behandelt; die Einleitungen sind zumeist knapp und kurz; die Bilder, gut in der Wiedergabe, sollen Anregungen vermitteln. Es liegen folgende Bände vor: Indische Baukunst; Älteste deutsche Malerei; Altrussische Kunst; Islamische Baukunst; Mittelalterliche Elfenbeinarbeiten. Man kann sich der einzelnen Studien erfreuen, wenn auch für den Laien mitunter eine nähere Auskunft erwünscht wäre, damit er sich besser und sicherer zurechtfinde. Als Beigabe zu jeder Kunstgeschichte aber werden diese Abhandlungen sicherlich ihren Zweck erreichen. — Wie alles, was Hans Much geschrieben, so ist auch sein neuestes Buch „Rings um Jerusalem" (Einhorn-Verlag, Dachau b. München) voll wichtiger und guter Aufschlüsse. Diese Briefe, geschrieben auf zwei Tuberkulose-Forschungsreisen durch Palästina, befassen sich besonders mit künstlerischen Fragen. Much hat helle Augen, klaren Blick; was er sagt, überzeugt und regt zu weiteren Studien an. Ein Kapitel wie dasjenige über Heimatkunst sollte namentlich in der Gegenwart immer wieder beachtet werden. Dem schön gedruckten Werke sind einige treffliche Bildtafeln beigegeben. — Nun ein Blick in die Kultur unserer Vorfahren, die man bisher so spärlich beachtet und viel zu gering gewertet hat. Georg Wilke untersucht „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung" (Curt Kabitzsch, Leipzig); man ist noch viel zu wenig den Quellen unserer Gesittung und Gesinnung nachgegangen, hat sich zumeist mit Vermutungen oder Ablehnung sogenannter barbarischer Zeiten begnügt; wer genauer zusieht, wird sehr bald finden, daß diese als roh verschrienen Völker einen wertvollen Besitz selbsterrungener Güter ihr eigen nennen durften. Der Verfasser bietet eine Fülle fesselnden und überzeugenden Materials, nebst nützlicher Textabbildungen. Auch das kleine, aber sehr unterrichtete Büchlein „Aus Deutschlands Urgeschichte" von G. Schwantes (Quelle & Meyer, Leipzig) kann warm empfohlen werden und sollte besonders von Lehrern fleißig benutzt werden. Wer nach Lektüre dieses an sich so knappen Bändchens nicht erkennt, daß unsere Altvordern keineswegs die „Barbaren" und „Hunnen" waren, als die man sie heute noch ablehnen möchte, an dem ist jeder Belehrungsversuch umsonst.

Ins Mittelalter führt uns „Der Cicerone" von Jacob Burckhardt, der jetzt wieder in seiner Urgestalt erschienen ist (Alfr. Kröner, Leipzig); das an sich sehr wertvolle Buch hat seine Wirkung geübt, freilich — wie nicht zu übersehen ist — in einer durchaus undeutschen Art, indem der Renaissance und ihrer individualistischen Kultur eine viel zu nachdrückliche Bedeutung für unser Geistesleben überlassen wurde. Burckhardt, der einem Rembrandt gegenüber von schmachvollster Unkenntnis war, hat schließlich nur noch der römischen Welt ein Daseinsrecht zugegeben. Und nun blicke man etwa nach Marburg und studiere einmal aufmerksam die umfangreiche, emsige Arbeit über „Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge" (Kunstgeschichtl. Seminar zu Marburg), die Richard Hamann und Kurt Wilhelm Kästner besorgt haben. Dieser erste Teil beschränkt sich nur auf die Architektur, und schon hier ist eine erstaunliche Menge überraschender, aufschlußreicher Tatsachen ausgebreitet. Nach Limburg, Wetzlar, Haina, Wetter, Friedberg werden die deutlichen Spuren verfolgt, und so gewinnt man einen überaus gründlichen Einblick in die Baugeschichte dieser altberühmten, ehrwürdigen Kirche. Nach Erscheinen des zweiten Bandes wollen wir ausführlicher das Werk betrachten. Hier mag auch gleich die hübsche, bildergeschmückte Schrift von Joseph Boymann, „Marburg als Kunststadt" Erwähnung finden (ders. Verlag), die sehr unterhaltsam und aufklärend alles Wissenswerte beibringt und darum allen Besuchern Marburgs willkommen sein wird. — Köstliches und wahrhaft Germanisches bietet das prächtige Werk „Deutsche Bildhauer des 13. Jahrhunderts" von Hans Jantzen (Inselverlag, Leipzig). Die Dome von Straßburg, Bamberg, Naumburg und Magdeburg werden mit einer Gründlichkeit und sachlichen Wärme behandelt, daß man empfindet, welch unvergänglich große, ragende Kunstwerke hier zu einer armen und geknechteten Gegenwart reden,

mahnend, warnend, aufrichtend. Ja, es ist etwas Wundervolles um solch bodenständige Kunst, um solch fromme Aufrichtung! Der Verfasser versteht es, sein Thema fesselnd zu entwickeln; die Bilder sind ausgezeichnet und besonders wirksam. — In der tüchtigen, von Hans Much herausgegebenen Reihe der Norddeutschen Heimatbücher hat Oskar Beyer einen Beitrag zur „Norddeutschen gotischen Malerei" geliefert (Westermann, Braunschweig). Es sind ja besonders Meister Bertram und Meister Francke, die in Betracht kommen; wer einmal in der Hamburger Kunsthalle vor ihren Bildern gestanden, der wird wissen, welche Schätze hier fast unbeachtet waren. Beyer suchte vor allem den geistigen Hintergrund jener gotischen Gesinnung und Auswirkung zu geben; er hat vornehmen und sicheren Tones sich seiner Aufgabe entledigt, indem er vor allem auch das bisher geltende Bild der Gotik sehr richtig nach der norddeutschen Gestaltung dieser urgermanischen Kunstrichtung korrigiert und klarstellt. — Willy Pastor, dem wir so manches aufschlußvolle Buch über deutsche Art verdanken, hat nun auch über Rembrandt geschrieben (H. Haessel, Leipzig), und wie innerlich, wie ergriffen und ergreifend! Er behandelt diesen Visionär zugleich als den Geusen, den Eingesessenen, Bodenständigen. Das gar nicht umfangreiche Buch bringt mehr Erlebtes als mancher gelehrte Wälzer, weil es aus persönlichster Teilnahme erwachsen ist.— Der Neuzeit nähern wir uns mit dem entzückenden Büchlein über „Schwedische und Norwegische Kunst seit der Renaissance" von Albert Dresdener (Ferd. Hirt, Breslau); ist doch eine so verwandte Kunst hier gegenwärtig, die sich zwar auch nicht den Einflüssen von außen verschließen konnte — nicht immer zum Vorteil —, aber doch, wie die Bilder beweisen, die beigefügt sind, bis heute Kraft und Frische bewahrt hat. Das gleiche gilt von der „Modernen Malerei der deutschen Schweiz", die Wilhelm Schäfer zu deuten unternimmt (H. Haessel, Leipzig); wer könnte Namen wie Hodler, Welti, Böcklin oder Buri übersehen! Auch hier eine aufrechte, ehrlich gewillte Kunst, trotz mancher Übertreibungen und „Modernitäten", die nun einmal nicht zu vermeiden sind, wo man nach neuen Tönen ringt. Übrigens ist Schäfers Text sehr klar und taktvoll gehalten. Einer dieser Schweizer Maler, Ernst Würtenberger, hat auch über den kürzlich verstorbenen Altmeister Hans Thoma ein recht unterhaltsames, aus persönlicher Kenntnis geschriebenes Büchlein veröffentlicht (Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich), das mancherlei kleine Züge dieses einst so bitter verkannten Schwarzwäldlers nahebringt, u. a. einige Aussprüche, die so recht das unverdorbene Wesen Thomas offenbaren, etwa das Scherzwort: „Das Wort Kunst kommt von Können; wenn es von Wollen käme, so müßte es Wulst heißen." — Einem andern deutschen Künstler, Ludwig Fahrenkrog, gilt eine sehr ansprechende Monographie von Kurt Engelbrecht (Verlag der Schönheit, Dresden), die aber vor allem Wert empfängt durch die zahlreichen, zumeist vorzüglichen Bildbeigaben, aus denen man diesen eigenwilligen, so durchaus germanisch bestimmten Maler lieb gewinnen muß, auch wo sich Idee und Ausführung nicht immer vollkommen einen, wo der Gedanke in der Form nicht restlos aufgegangen ist. Immer aber fühlt man den hohen Willen, die unbeugsame Kraft, die Sehnsucht nach innerer Schönheit, die zum Lichte ringen.

Zum Schluß ein paar Mappen. Da ist zunächst das „Deutsch-Römische Skizzenbuch" (O. C. Recht, München), eine Gabe für alle Freunde der Romantik, denn hier sind in vortrefflicher Wiedergabe Handzeichnungen namhafter Künstler aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts vereinigt: Koch, Fohr, Horny, Schnorr, Rohden, Richter, Preller u. a. Wieviel Liebe und Sorgfalt redet aus diesen Blättern, unverwüstliche Treue und Freude am Schaffen! Eine köstliche, herzlich zu begrüßende Gabe, der man nur eine Fortsetzung bzw. Erweiterung wünschen möchte. — Ein anderer glücklicher Gedanke war es, die vergessenen Stahlstiche Ludwig Richters aus dem Harze neu herauszugeben (Schwanecke, Quedlinburg); bisher sind zwei Reihen erschienen, die uns die Berechtigung dieser wertvollen Ausgrabung vollkommen erkennen lassen. Wir wünschen dem schönen Unternehmen weiteres Gedeihen und einen reichen Erfolg. Vielleicht findet sich auch einmal ein Verleger, der Richters Stahlstiche aus Franken

neu veröffentlicht. — Nachdem Philipp Otto Runge Auferstehung gefeiert, findet man überall Nachbildungen seiner Werke; selten aber wird man so große, klare, fehlerlose sehen, als die drei Mappen, die Ludwig Benninghoff unter dem Titel „Runge und die Mystik", „Runge und der Mensch" und „Runge und die Natur" zusammengestellt hat (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). Es gehört sicherlich zu den stärksten Eindrücken, wenn man in der Hamburger Kunsthalle vor Runges Gemälden stehen darf und erkennen kann, daß dieser Frühverblichene keineswegs nur ein starker Theoretiker, sondern auch ein sehr unmittelbarer Künstler gewesen ist, der sehr wohl zu malen verstand (was man den Romantikern so gern abgestritten hat). Fehlen auch hier die Farben, so wird doch die schöne Wiedergabe zu entschädigen wissen; der begleitende Text ist voll Wärme und Verständnis, wie denn diese drei Mappen eins der wertvollsten Geschenke bedeutet, die uns letzthin beschert worden sind. — In das stille Weimar führen uns sodann zwei sehr anmutige Sammelbücher, die der rastlose Wilhelm Bode zusammengestellt hat: „Das Leben in Alt-Weimar" und „Damals in Weimar" (H. Haessel). Wer die ehrwürdige Klassikerstadt kennt, wird an den beiden reizenden Büchern besondere Freude erleben; aber auch jeder Außenstehende muß alsbald erkennen, daß hier ein Stück Kultur gerettet ist, das beinahe wehmütig in unsere verworrenen Tage hinüberklingt, — eine Vergangenheit, in die man sich so gern und dankbar verliert. Manche bisher unbekannte Bilder sind hier vereinigt, so daß auch der Kunstkenner gewiß auf seine Kosten kommen wird. — Karl Thylmann, der früh Verstorbene, ist mit einer anmutigen „Märzserie" vertreten (Verlag Der Kommende Tag, Stuttgart), die uns den Verlust des verheißungsvollen Künstlers von neuem schmerzlich fühlen läßt; eine kleine Mappe „Burgen und Schlösser aus dem mittleren Saalegau" wird allen Thüringern lieb sein; die sauberen, mitunter etwas flachen, aber sehr eindringlichen Zeichnungen Max Schambergers werden begleitet von sachkundigen Ausführungen Otto Engelhardts (Hohe Schwarm-Verlag, Saalfeld i. Thür.). — Den Beschluß aber möge ein Künstler bilden, dessen hier schon (Dezember 1924) ausführlich vom Herausgeber gedacht wurde, der es aber verdient, daß man nochmals auf ihn hinweise: F. Haß. Seine Mappe erschien bei Otto Wilhelm Barth, München; eingeleitet von Mich. Georg Conrad. Nun erscheint mir dies das Bestimmende: daß die „okkulten" Erlebnisse und Bilder so restlos künstlerisch gestaltet sind; daß hier trotz persönlichster Erfahrnisse dennoch eine gewisse Objektivität erreicht wurde. Diese sieben Bilder gehören zu den stärksten Eindrücken, die ich in den letzten Jahren gewonnen habe, weil hier ein Künstler am Werke ist, der sich nicht im Abstrakten verliert (alle Ideenmalerei bleibt letzten Endes befangen und nur für den Schaffenden selbst überzeugend), sondern das, was er zu künden hat, in einer Form gibt, die zwar das Letzte verschweigt oder nur andeutet — wie alle große Kunst —, dennoch aber ihre ernste Einsamkeit nicht eifersüchtig verschließt, sondern für alle Teilnehmenden ausströmen läßt zu Gewinn und Segen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Unsere Kunstbeilagen

Man muß die drei Bilder unseres Weihnachtsheftes eigentlich in folgender Reihenfolge betrachten: 1. Christus naht der Welt, 2. Christi Geburt, 3. Maria mit dem Kinde. Über den mystisch gestimmten Künstler Fritz Haß haben wir uns schon früher im Türmer ausführlich und anerkennend geäußert. Sein Christus naht aus geheimnisvollen Tiefen unsrem liebelosen Stern, der zu erstarren droht; er kommt als Licht und Liebe, als kosmische Sonne und strahlt die verhärtete Menschheit erwärmend an. Dieses kosmische Ereignis hat sich in dem zweiten Bilde (Christi Geburt) noch stärker herausgestaltet; die Lichtgestalt ist dem großartig überleuchteten Planeten Erde nun ganz nahe. Und im dritten Bilde des Malers W. Jüttner sehen wir die Geburt vollzogen: Christus liegt in Kindesgestalt auf dem Schoße der nährenden Mutter. Der

Schnee rund herum („mitten im kalten Winter“: auch der Herzen!) ist angeleuchtet von der monumental aufgefaßten Gottesmutter, diesem Gefäß der Gottheit. Die Gestalt der Madonna wirkt wie ein Kirchenfensterbild in eigenartig eindrucksvollen Farben.

Die drei Bilder in ihrer Zusammenfassung haben meditativen Wert. Sie können jeden besinnlichen Beschauer zu vertiefter Auffassung des Christus-Ereignisses anregen.

Über den Münchener Kunstmaler Fritz Haß haben wir, wie gesagt, bereits im „Türmer“ berichtet (Dez. 1924, S. 274ff.). Willy Jüttner lebt (seit 1911) gleichfalls in München. Er ist 1886 zu Leubus in Schlesien geboren, hat die Kunstakademie in Breslau besucht und sich durch Studienreisen nach Holland und Paris vervollkommnet. Er hat einen ausgesprochenen Sinn für das Dekorative, so zwar, daß er durch seine überraschend klingenden Farben und durch höhere konstruktive Werte gerade hierin echte Künstlerschaft zeigt.

Rückblick auf Bayreuth 1925

Daß die Spiele im vorigen Jahr überhaupt wiederaufgenommen werden konnten, war eine Großtat. An geweihter Stätte fanden sich viele altgetreuen Bayreuther, die ein Wiedersehen kaum mehr zu hoffen gewagt, mit neuem Lebensmut zusammen. Von feindlicher Seite war mancher Einwurf und Vorwurf zu erwarten, vornehmlich die Behauptung der Rückständigkeit gegenüber den andern Theatern, wenn Bayreuth zunächst einfach an die Überlieferung von 1914 wieder anknüpfte. Um die Kräfte zu prüfen, war doch nur dieser Weg gangbar und, wie sich alsbald zeigte, mit schönstem Erfolg.

Der Wiederaufnahme von 1924 folgte 1925 ein gewaltiger Fortschritt, der sich auf allen Gebieten bemerkbar machte. Dem Festspielgast fiel zuerst die Erweiterung des Hauses ins Auge. Ursprünglich (1876) waren nur die beiden Hauptteile, das hochragende Bühnenhaus und der niedrigere halbrunde Zuschauerraum errichtet worden. Bereits 1882 kam der Vorbau als Aufgang zur Königslaube hinzu; bald folgte ein Anbau rückwärts an der Bühne zur Aufbewahrung der Ausstattungsgegenstände. Dieser Anbau ist jetzt beträchtlich vergrößert worden, in seinem untern Teil eine ausgedehnte, für die Inszenierung bisher noch nicht verwertete Hinterbühne, im oberen Stockwerk ein geräumiger Probesaal. Das Haus gliedert sich also außer dem Vorbau in drei Hauptteile, die sich schon äußerlich gegeneinander absetzen. Das Dach des Zuschauerraums ist mit einem patinaähnlichen grünen Anstrich versehen worden, der mit der mattroten Farbe des Mauerwerks vortrefflich zusammenstimmt. Der schlichte Fachwerkbau, der nächstens 50 Jahre alt wird, hebt sich aus dem Grün der hochgewachsenen Bäume in leuchtender Schönheit heraus: wir schreiten durch den Hain zum Heiligtum empor, worin das deutsche Meisterdrama sich lebensvoll gestalten soll.

Das Bühnenbild verlangt heute andere Mittel als vor 30 oder 40 Jahren. Nach wie vor bleibt die einzige Aufgabe, das vom Dichter geschaute Bild so deutlich und eindrucksvoll als möglich zu erstellen. Die grundsätzliche Wendung zur Stilbühne ist für Wagners Werke durchaus verwerflich. Aber die bemalte Leinwandfläche ist veraltet. Wir wünschen den faltenlosen Rundhorizont und körperliche Versatzstücke, die auf natürliche Weise beleuchtet werden können und den Darstellern zwanglose Bewegung verstatten, so daß ein der Wirklichkeit entsprechendes Gesamtbild sich ergibt. Diese Forderung ist bereits großenteils erfüllt worden, namentlich in den Felslandschaften des Rings. Eine vollständige Erneuerung war in diesem Jahre noch nicht möglich, so daß zuweilen Altes und Neues unvermittelt nebeneinander stand. Der Parsifal z. B. wurde mit Ausnahme von Klingsors Zauberturm, der auffällig modernisiert sich darbot, in der alten Form belassen. Im Zaubergarten behalf man sich mit Lichtwirkungen, die Gewänder der Blumenmädchen waren erneuert. Die meisten Bühnen sind in ähnlichem Übergang der Aus-

stattung begriffen wie Bayreuth. Die nächsten Festspiele werden sicherlich eine durchgreifende Neugestaltung des Bühnenbildes bringen.

Einige wichtige Rollen waren neu besetzt. Überraschend groß war der Wotan Friedrich Schorrs. Wort, Ton und Gebärde deckten sich vollkommen, so daß alle Vorzüge der früheren Darsteller sich zu einer Gesamtleistung von bezwingender Gewalt zu vereinigen schienen. Von einer so überragenden Persönlichkeit getragen, ward der Ring wirklich zum Wotansdrama. Fritz Wolff, der in Bayreuth zum ersten Male die Bühne betrat, erwies sich mit seiner hellen Stimme und seinem züngelnden Spiel als ein vielversprechender Loge, dessen Gestalt bei verdunkelter Bühne mit feurigen Linien umrissen war, dessen neues Gewand dem unheimlichen Feuergeist aber weniger angemessen erschien als das frühere, in dessen Rot und Gelb die Flamme sichtbar ward. In den Meistersingern erfreute Claire Borns jugendlich anmutige Eva, deren Stimme besonders in der hohen Lage aufleuchtete. Die übrige Besetzung entsprach meist der vorjährigen, aber mit merklicher Vertiefung und Steigerung der Einzelleistungen. Der erste Aufzug der Walküre (Sieglinde Emmy Krüger, Siegmund Melchior) war urwüchsig und urgewaltig, aus innerstem Miterleben gestaltet. Die Kundry von Frau Barbara Kemp ist als eine Wiedergabe von unheimlich dämonischer Größe zu rühmen, namentlich in den Wandlungen des zweiten Aufzugs, die eindrucksvoll herausgearbeitet waren. Auch hier war Melchior ein ebenbürtiger Parsifal, dessen Stimme jede seelische Regung austönte. Die stimmgewaltige Brünnhild von Frau Blomé ist in großem Stil gehalten, vornehmlich aufs dramatisch Wuchtige angelegt und daher in der Götterdämmerung am bedeutendsten. Jede Gestalt hat in Bayreuth ihren eigenartigen, sorgsam ausgewählten Vertreter, der in der ihm zugewiesenen Aufgabe völlig aufgeht. Das gilt namentlich auch von den kleineren Rollen, die mit derselben Wichtigkeit wie die großen behandelt werden.

In die Leitung des ganz einzigen, unübertrefflichen Orchesters teilten sich diesmal Muck, Balling und Kaehler. In Mucks Parsifal lebt die erhabene alte Bayreuther Überlieferung weiter, in der trotzdem seine stark ausgeprägte Persönlichkeit sich geltend macht. Seine Meistersinger unterschieden sich schon im Vorspiel durch ein fast jugendliches Feuer von dem behäbigen würdevollen Glanze der Auffassung Hans Richters. Über dem Ring unter Balling schwebte ein unbeschreiblicher Zauber überirdischer Verklärung z. B. in den nur für Bayreuth möglichen breiten Zeitmaßen der Todkündung und der Eroica auf Siegfrieds Tod.

Die Götterdämmerung vom 17. August war Ballings letzte Tat im Dienst Bayreuths. Als ein Todgeweihter verließ er nach übermenschlicher Anstrengung das Festspielhaus. In der Nacht vom 1./2. September starb er in Darmstadt. Am 4. September, am 101. Geburtstag Anton Bruckners, wurde er bestattet. Der Geistliche wählte schöne und treffende Bibelworte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten." — „Der Meister ist da und rufet dich!"

Die von Rüdel eingeübten Chöre waren musterhaft. Die nirgends sonst auch nur annähernd erzielte musikalische Sicherheit ermöglicht z. B. allen Chorsängern handgreifliche Mitwirkung an der Prügelei, die anderwärts von der Statisterie besorgt wird. Neben dem Wach auf-Chor war der Mannenchor der Götterdämmerung eine bisher unerhörte musikalisch dramatische Gesamtleistung.

Der künstlerische Erfolg des Bayreuther Festspiels beruht auf der sorgfältigen Vorbereitung. Jeder Mitwirkende wird zum Stil erzogen. Die sich vertiefende Erkenntnis der hohen Aufgabe erweckt Lust und Liebe zur Arbeit, zum Dienst am Kunstwerk. Allein schon der Umstand, daß die Sänger und Musiker eine Zeitlang dem ermüdenden und zerstreuenden Alltagsbetrieb entrückt sind, um sich auf ein einheitliches Ziel zu sammeln, steigert die Leistungsfähigkeit des Einzelnen. Die Führer und Leiter gehen mit dem guten Beispiel rastloser Tätigkeit voran und finden durchweg willige Nachfolge. So formt und bildet sich das Kunstwerk langsam aus seinen innersten Gesetzen heraus, als wäre es eine völlige Neuschöpfung. Abgesehen von allem

andern ist die Bayreuther Stilbildungsschule für die nach hohen Zielen strebenden deutschen Bühnen unentbehrlich. Die Rückwirkung der Festspiele auf die ständigen Theater ist von größter Wichtigkeit. Im Laufe der Jahre von 1876 bis 1914 hat das Bayreuther Vorbild auf den meisten Theatern die Vorstellungen überhaupt wesentlich gehoben. Die Kunst ist ein Dienst am Gral, der in Bayreuth in reinstem Lichte erstrahlt, anderswo aber doch im Abglanz und Nachhall zu erkennen ist. Der einzigartige Vorzug und die Berechtigung der Bayreuther Kunst und Kultur ist darin begründet, daß sie, dank der treuen Hut des Hauses Wahnfried, noch unter uns lebt, obwohl der Meister vor 42 Jahren aus dem Leben schied.

Allem Äußeren abhold, verzichtet Bayreuth auf die Feier der 50. Wiederkehr des ersten Festspieljahres 1876. Im nächsten Jahre bleibt das Haus geschlossen. Um so gründlicher werden die Vorarbeiten für 1927 betrieben, wo statt den Meistersingern neben dem eisernen Bestand des Rings und Parsifal, die alljährlich wiederkehren, ein anderes Werk — man spricht vom Tannhäuser — zur Aufführung gelangen soll. Von 1876 bis 1925 welche Entwicklung! Niemals ein Stillstand, jedes Jahr brachte Neues, freilich nicht im Sinne einer aufsehenerregenden Mode, die um jeden Preis ändern will, sondern in ruhiger, wohlbedachter Gestaltung des Dichterwillens, der in der Partitur mit ihren geschriebenen und noch mehr ungeschriebenen Weisungen sich kundgibt. Das Drama kommt zur Erscheinung ganz und gar aus dem Geiste der Musik, der es entstammt.

Auch in diesem Jahre hatte sich eine begeisterte Zuhörerschar aus Deutschland in Bayreuth eingefunden. Am Schlusse des Parsifal tiefe schweigende Ergriffenheit, am Schlusse der Meistersinger heller Jubel! Die Wagner feindliche Presse hatte im Vorjahr die Spiele ins politische Getriebe herabgezogen aus Anlaß einer gut gemeinten, aber nicht sehr geschmackvollen gesanglichen Kundgebung der Zuhörer am Schlusse der ersten Aufführung der Meistersinger. Das Festspiel von 1925 stand jenseits jeglicher politischer Äußerung im guten oder bösen Sinn. Des Meisters Kunst ist grunddeutsch, aber überzeitlich, sie wirkt einzig und allein durch sich selbst.

Endlich darf an dieser Stelle auch der Bayreuther Stadtverwaltung und ihrer in jeder Hinsicht musterhaften Vorkehrungen mit dankbarer Anerkennung gedacht werden. Die heutigen Leiter des Gemeinwesens walten ihres verantwortlichen und schwierigen Amtes durchaus im Geiste der Männer, die einst mit rechtem Gefühlsverständnis und entschlossener Tatkraft Richard Wagner zur Seite standen. Prof. Dr. W. Golther

Emil Mattiesen

Ein deutscher Gelehrter und Musiker ist in diesem Jahre fünfzig Jahre alt geworden, und nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Freunden und Verehrern seiner Kunst hat des Mannes gedacht, der wie wenig andere der schaffenden Künstler unserer Gegenwart einer von den Stillen ist, die nicht um die Gunst der breiten Masse buhlen, sondern einer, der unbekümmert um allen nichtigen Scheinglanz seinen Weg geht, dem inneren Gesetze seiner Kunst folgend.

Emil Mattiesen ist Balte von Geburt. Dorpat ist seine Vaterstadt, wo er am 24. Januar 1875 als Sohn des Bürgermeisters und Chefredakteurs Mattiesen geboren wurde. Hier besuchte er das Gymnasium und für kurze Zeit auch die Universität. In Leipzig, wo er zu Gelehrtenkreisen enge verwandtschaftliche Beziehungen hatte — der Philosoph Strümpell war sein Großvater und der jüngst dort hochbetagt verstorbene bedeutende Kliniker Adolf Strümpell sein Oheim — hat er seine musikalischen und philosophischen Studien zum Abschluß gebracht. Hier wurde er im Jahre 1896 auf Grund einer Abhandlung über das Thema „Über philosophische Kritik bei Locke und Berkeley“ zum Doktor promoviert. Auf weiten, jahrelangen Forschungsreisen, die ihn nach Nordamerika, Mexiko und Ostasien führten, wurde er in die Lage versetzt, eindringende

ethnologische und religionswissenschaftliche Studien zu treiben. Der Vertiefung und Erweiterung seiner wissenschaftlichen Arbeit diente dann ein vierjähriger Aufenthalt in Cambridge und London.

So legte er in umfassenden Vorarbeiten den Grund zu seinem philosophischen Lebenswerk, das unter dem Titel „Der Jenseitige Mensch“ bei de Gruyter in Berlin erschienen ist (1925). Dieses „Monumentalwerk“, wie es einer der besten Kenner dieses Stoffgebietes bezeichnet hat, zeigt uns den Gelehrten Mattiesen von seiner besten Seite; denn er hat mit dieser „Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung“ der deutschen Wissenschaft eine Arbeit geschenkt, „gründlich und breit angelegt“ — das Werk umfaßt mehr als 800 Seiten — „und dabei tief in allen ihren Teilen“, die in ihrer Eigenart und wissenschaftlichen Genauigkeit wohl ihresgleichen suchen dürfte. So bedeutet dieses Buch mit allem, was es enthält und was noch aus ihm hervorwachsen kann, fürwahr ein monumentales Lebenswerk, dessen Abfassung schon ein Menschenleben wert ist. Die gütige Natur aber hat diesen Mann noch reicher beschenkt, indem sie ihm die höchste Gabe, das schaffende und gestaltende Künstlertum verliehen hat, und gerade als deutscher Musiker hat Emil Mattiesen unserm Volke besonders viel zu sagen.

Vor zwölf Jahren erschienen in dem Musikverlage von Peters, der das große Verdienst hat, Mattiesens Erstlingswerk aufgenommen zu haben, obwohl es keinen Gelderfolg versprach, und der auch alle späteren Werke Mattiesens verlegt hat, die „Balladen vom Tode“ als Opus 1. Das war ein eigenartiges, urwüchsiges Werk, das von der erstaunlichen Gestaltungskraft seines Schöpfers Zeugnis ablegte und das bei Fachleuten allergrößte Aufmerksamkeit erregte: „ein seltsames Opus 1, seltsam in Stoff, Form und Farbe; seltsam auch in der Selbstverleugnung, mit der sich sein Schöpfer von den Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten des modernen Konzertsaals entfernt, von der Gunst der breiten Öffentlichkeit, von der Gewohnheit der Sänger und Hörer.“ Es erschien „dieses kühne, gewaltige Balladenwerk“ als eine Offenbarung wie einst zu Schuberts und Loewes Zeit die Vertonung des Erlkönigs. Man rühmte in diesen Balladen die sichere Beherrschung der „modernen Harmonisierungskunst“, den „Melodiker von überraschender Erfindungsgabe und Vielseitigkeit, dem der Ausdruck nie versagt“, den „Kontrapunktiker, für den es keine Klippen gibt“. Und was Mattiesen als Schöpfer in diesem ersten Werke versprochen, hat er in seinen späteren Tondichtungen gehalten. Er ist stets der innerlich vornehme Musiker geblieben, der es verschmähte, der Masse des Publikums irgendwelche billigen Zugeständnisse zu machen um der Beliebtheit willen, der sich auch niemals verstiegen hat zu der manierierten Eigenwilligkeit der ganz Modernen, um womöglich dadurch von sich reden zu machen. Immer wahrt er in all seinen Werken die große musikalische Linie, immer bleibt er ein echter Musiker, weiterbauend auf dem Grunde unserer größten Meister und doch dabei ein ganz Eigener.

Mattiesen ist Liederkomponist, und seine Schöpfungen bisher bewegen sich ganz auf diesem Gebiet. Seine Stärke liegt in der Ballade oder, besser gesagt, auf dem Gebiete solcher Dichtungen, die den Untergrund für ein musikalisches Gemälde zulassen. Und insofern berührt er sich in seiner Eigenart in mancher Hinsicht mit Hugo Wolf, „mit dem er auch die Empfindlichkeit für dichterisch wertvolle Texte teilt“, wobei allerdings Mattiesen auch für moderne Dichtungen wie von Schaukal, Münchhausen, Ricarda Huch, Liliencron, Morgenstern und anderen ein feines Ohr besitzt, während Hugo Wolf „Modernes nun einmal nicht komponieren“ konnte. Auch hat Mattiesen als Norddeutscher eine ganz andere Wesensart als der unglücklich veranlagte Österreicher.

Seit 1913, wo die „Balladen vom Tode“ als Opus 1 erschienen, ist eine ganze Reihe wertvoller Schöpfungen entstanden, und gerade in den letzten Jahren ist der musikalische Quell bei Mattiesen besonders stark geflossen. Zunächst noch ein kurzes Wort über jenes bereits erwähnte Erstlingswerk. Schon der Titel besagt, daß alle Balladen von ein und derselben Gestalt, dem Tode, beseelt sind, und es mag gleich hier gesagt sein, daß Mattiesens Lieder und Balladen fast

alle nach inneren Gesichtspunkten (z. B. „Künstlerandachten", „heitere Lieder", „Liebeslieder des Hafis", „Balladen von der Liebe", „Stille Lieder", „Zwiegesänge zur Nacht") zusammengefaßt sind. Man hat bei Schuberts „Winterreise" bewundert, daß er in immer neuen, durchaus eigenartigen Tönen jener großen Symphonie des Schmerzes hat Ausdruck verleihen können. Bei Mattiesen könnte man von einem musikalischen Totentanz großen Stiles sprechen; denn eine ganze Anzahl seiner Schöpfungen sind Gesänge vom Tode. Wie abwechselungsreich und vielfarbig schon die ersten fünf Tongemälde: die meisterhafte „Lenore", „ein Kolossalgemälde, das an die mittelalterlichen Darstellungen vom Tode gemahnt", das in seiner Musik an „Schrecken und Qual, an Schauer Erregendem" zum Ausdruck bringt, wie es einst im „Triumph des Todes" in den „Fresken des Pisaer Friedhofes festgehalten ist"; dann weiter der „Glockenguß von Breslau", ein Gedicht in Tönen, ein wahres Meisterstück von echt deutschem Gehalt, aus innerer Liebe zur deutschen Wesensart geboren. Dann jener geniale „Pidder Lüng", das hohe Lied von deutscher Freiheit, der rührende Sang der Treue in der Ballade „Der Bettler und sein Hund" und zuletzt die Worttondichtung des fluchbeladenen, ruhelosen Romfahrers „Lord Athol" mit dem wundervollen, Erlösung verheißenden Ausklang. Alles schwere, wuchtig einherschreitende Tondichtungen, „intuitiv geschaute dramatische Szenen von wundervollem Stimmungszauber" und einer „erstaunlichen suggestiven Kraft".

Doch noch in anderer Gestalt läßt uns Mattiesen den Tod in seinem Reigen schauen, so zunächst als „Feind" in jenem grandios angelegten Hymnus „Einen kenne ich" (op. 2 „Zwölf Gedichte"). Man kann sich kaum etwas Erschütternderes vorstellen als dieses gewaltige Lied. Das Grausen vor dem Tode aber überwältigt uns in der Ballade „Der Freier" (op. 10 „Balladen von der Liebe). Hier erkennt man deutlich, wo der Dichtung die Grenzen gesetzt sind und was andrerseits die Musik auszudrücken vermag: das unheimliche Vorwärtstappen des bleichen Gesellen, der sich mit grauenhafter Gier auf das junge, blühende Mädchenleben stürzt, bis es in einem Aufschrei des Entsetzens verröchelnd erstickt — das läßt sich mit Worten nicht malen, solche Stimmung schreit nach Musik. Das gilt nicht minder, wenn auch in andrer Weise, vom „Tod in Ähren" (op. 2), einem musikalischen Stimmungsgemälde von äußerster Feinnervigkeit, welches das bekannte Liliencronsche Gedicht in völlig neuem Lichte erscheinen läßt.

Schon aus dem bisher Gesagten ist es deutlich geworden, daß Mattiesen besonders Gedichte ernsten und schweren Inhalts bevorzugt hat, und sie nehmen tatsächlich den breitesten Raum unter seinen Schöpfungen ein. Auch die neuesten seiner Balladen, die „Balladen von der Liebe" (op. 10), schließen sich in dieser Beziehung der ersten Balladenreihe (op. 1) aufs engste an. Dort waren es allerdings ältere Meister, denen der Komponist den Stoff entnahm, hier treten uns in der Mehrzahl die Namen moderner Balladendichter, wie der eines Münchhausen, Falke und Morgenstern entgegen. Wieder wie in Opus 1 sind es fünf Balladen in diesem Werke, auch hier wieder Meisterwerke der musikalischen Erfindung, Charakterisierungskunst und instrumentalen Bearbeitung. Das letzte Werk in dieser Sammlung „Der Gott und die Bajadere" stellt wohl das Reichste und Vielgestaltigste dar, was Mattiesen bisher als Balladenkomponist geleistet hat.

Eine Zwischenstufe zwischen diesen Balladen und den Liedern im eigentlichen, engeren Sinne des Wortes nimmt eine Reihe von Kompositionen ein, die Mattiesen mit dem Ausdruck „Gesänge" bezeichnet hat. Es handelt sich hier um musikalische Stimmungsgemälde, wie es z. B. die bereits angedeutete Komposition „Tod in Ähren" ist. Besonders charakteristisch für diese Gattung ist „Venedig" (op. 3 „Lieder und Gesänge"), ein Tongemälde von überwältigendem Stimmungszauber. Auch die Ricarda Huch-Kompositionen (op. 8 „Sieben Gesänge") gehören hierher, wenngleich hier bei einigen Gesängen schon die Grenze des Liedmäßigen gestreift wird. In diesem Zyklus erscheint uns neben der „Erinnerung", dessen zartinnige Begleitung wie Sphärenmusik erklingt, das dramatisch bewegte „Heimatlos", „vom Zauber blühendster Harmonik durchtränkt", als ganz besonders wertvoll. Auch hier wieder ein wundervoller Schluß,

im musikalischen Grundgedanken jenem in „Lord Athol" vergleichbar, da beide den Erlösungsgedanken, jeder in seiner Art, in ergreifender Weise zum Ausdruck bringen.

Es ist nicht möglich, die Schönheiten und Eigenart aller dieser Gesänge in kurzen Worten zu charakterisieren. Im letzten Grunde ist auch mit einer Umschreibung dieser Tondichtungen nicht viel getan. Nirgendwo empfindet man die Ohnmacht des Wortes so sehr als bei der Wiedergabe musikalischer Eindrücke. Daher können solche Ausführungen auch nur Hinweise zum Werke selber sein, Anregungen, sich mit dem Künstler und seinen Schöpfungen zu beschäftigen. Freilich ist der Weg, der zu Mattiesen führt, anfangs steil und schwierig, wenigstens für den nicht ausübenden Musiker. Aber dafür ist der Blick von der Höhe um so schöner und lohnender. Mattiesen hat allen musikalisch Gebildeten und wahrhaft Empfänglichen etwas zu sagen. Wer sich aber in sein Werk versenken will, der nehme zunächst die „Stillen Lieder" (op. 11 und 12) zur Hand. Sie sprechen eine schlichte, edle Sprache und lassen kaum ahnen, daß ihr Schöpfer und der der „Lenore" ein und derselbe ist; denn hier liegen die größten Gegensätze: dort der Dramatiker, dessen Weg zum musikalischen Drama zu weisen scheint, hier der zarte Lyriker, der Finder neuer Weisen von fast volksliedmäßiger Schlichtheit. Hier haben wir Hausmusik in des Wortes edelster Bedeutung, und Lieder wie das wohlig-versonnene „Mit meinem Liebchen Hand in Hand", der fast überzarte „Abschied", die „Weißen Wolken", die wie ein Hauch in klarstem Himmelsblau dahinschweben, oder die tiefste Seelenruhe bringende „Entschlummerung" müßten in jedem deutschen Hause, wo man noch auf die Pflege edler Musik hält, gesungen werden. Auch Opus 3 enthält solche intimen Lieder, wie das verklärte „Wenn du einst alt sein wirst" und das besonders eigenartige „Schließe mir die Augen beide", das wie kaum ein anderes zeigt, wie sehr der Komponist den inneren Gehalt der Dichtung erfaßt und musikalisch vertieft hat und wie wenig er geneigt ist, dem billigen Geschmack eines verbildeten Publikums Zugeständnisse zu machen. Von den eigentlichen Liedern Mattiesens aber sind die größten und hehrsten die glutvollen „Liebeslieder des Hafis" (op. 9). Mit verschwenderischem Reichtum der Erfindung ausgestattet und einer musikalischen Behandlung ohnegleichen stellen sie wohl die Krone der Liederschöpfungen Mattiesens dar.

Eines aber ist in den bisher besprochenen Tondichtungen Mattiesens noch nicht berührt worden, seine Lyrik des Humors. Wie alle großen Künstler hat auch er der heiteren Seite des Lebens künstlerischen Ausdruck verliehen, und seine humorvollen Lieder stehen nicht hinter den übrigen zurück. Zwar sind ihrer bisher nicht allzu viele, aber schon die wenigen lassen darauf schließen, daß auch diese Wesensseite Mattiesens stark entwickelt ist, und es ist wohl kaum zu verwundern, daß gerade diese Lieder die Pioniere seines Werkes geworden sind und ihn besonders bekannt gemacht haben. „Wahre humoristische Kabinettstücke hat er in dem entzückenden Liede ‚Von Katzen' und in Kellers ‚Berliner Pfingsten' geschaffen." Von den „Heiteren Liedern" (op. 7) wirken „Der fröhliche Musikus", ein köstlicher Fugenscherz in altdeutschem Gewande, und das reizende, stimmungzaubernde „Ständchen", das als Zugabe wohl in keinem Mattiesenkonzert mehr fehlt, besonders stark.

Eine ganze Reihe namhafter Künstler hat in letzter Zeit Mattiesens Namen und seine Tondichtungen bekannter gemacht, und der Kreis der Verehrer und Freunde seiner Kunst ist ständig im Wachsen. Freilich ist er keiner von denen, die es lieben, viel von sich reden zu machen. Er hält es mit dem Worte Hugo Wolfs: „Ist es nicht viel besser und schöner, von einigen Menschen geliebt und verstanden zu werden, als von Tausenden gehört und geschmäht zu sein?"

Dr. Alfred Huhnhäuser

Türmers Tagebuch

Ein Gleichnis · Vom Dolchstoß · Die Abrüstung als deutsche Waffe · Mussolini, der neue Cäsar · Chamberlains Liebesbecher Französische Not · Romantische Politik · Üble Folgen nach Außen und Innen · Die Krise und Hindenburg

Denken wir uns einmal einen Schiffskapitän. Der salzflutgegerbte Seebär hat jahrzehntelang einen Dampfer gefahren. Das war ein schmucker Bursche, in dem der volle Herzschlag einer tüchtigen Maschine pulste, der daher seinen achtbaren Knoten lief und wikingskeck gegen Wetter, Wind und Wellen anging.

Im Kriege aber wurde er Feindesprise, und der Kapitän hat jetzt nur noch einen bescheidenen Gaffelschoner. Es wird ihn weidlich wurmen, daß er nicht mehr so dreist in die See stechen kann wie einst, unbekümmert um Dünung und Schlagseite. Als gewitzter Mensch versucht er's auch lieber gar nicht mehr, sondern stellt sich von Dampf und Schraube auf Tau und Takelung um. Das ist sogar eine Rückkehr zu der echten, feinen, alten Seemannskunst. Wer nur Topp- und Gaffelsegel richtig zu setzen weiß, der liegt immer hart am Winde und kommt so, langsam aufkreuzend, dennoch ans Ziel.

Vom deutschen Volke erzähle ich dieses Gleichnis. Heißer Zorn brennt denen, die aus spartakistischer Büberei oder rotem Hammelherdentum unseren Reichswagen in den Elendssumpf kippten. An jenem trüben Novembertag wurden wir der letzte, aber beste Verbündete unserer Feinde. Wohl war alles ausgemergelt, aber selbst Marschall Foch gab zu, bis zum Rhein hätte es noch fünf Großkampfmonate gekostet. Das hielt auch der Gegner nicht mehr aus. Wenn wir ihm daher zuriefen, wie die hungernden Geusen den Spaniern: „Wir wollen unseren linken Arm essen, aber mit dem rechten widerstehen wir Euch!“ dann hätte kurze Endnot uns Not ohne Ende erspart.

In München erklärte ein Sachverständiger, die Revolution sei eine Folge der Niederlage, nicht aber die Niederlage eine Folge der Revolution. Räumen wir's ein. Wie steht es jedoch mit dem Schmachfrieden? Rechtfertigte ihn etwa ein Sieg des Feindes, der uns rettungslos aufs Haupt schlug? Oder kam er bloß, weil unser heimgeschicktes Heer sich in revolutionierter Etappe unter der stilvollen Mißwirtschaft der Soldatenräte verkrümelte und daher dem Feinde Wortbruch kein Risiko mehr war? Die freiwillige Revolution zwang uns zum unfreiwilligen Frieden. Das ist's, was vom Dolchstoß stets bleiben wird.

Mit Wirklichkeiten muß man aber rechnen; weder Klage noch Anklage können sie wenden. Weit wichtiger als der Streit: „Wie gerieten wir ins Unheil?“ ist daher das Wägen: „Wie kommen wir wieder heraus?“ Sollen wir tun, als ob unser Gaffelschoner ein Dampfer wäre, oder ist's ratsamer, ihn nach seiner Art, aber nach besten Kräften auszunützen? Die Antwort gibt sich selber. Unbildlich gesprochen heißt dies, daß unsere Politik der Macht beraubt, mit den Winden, den Weltstimmungen arbeiten muß.

Wir Deutsche sind ein waffenfrohes, aber keineswegs kampflüsternes Volk. Wir haben den Krieg immer nur bereitet, weil wir den Frieden wollten; Schwerter nur geschmiedet, weil man solche gegen uns schmiedete. Sie wurden uns abgesprochen, aber die Gegner tragen sie noch. Frankreich hat jetzt 9000 Offiziere mehr als wir im Frieden hatten. Dadurch sind wir Kleinmacht gegen Großmächte, nicht mehr Gleicher unter Gleichen. Aber wir haben den Trieb, es wieder zu werden. Indem wir uns bewaffnen? Dann würde die Welt über uns herfallen. Bleibt also nur der andere Weg, zu erreichen, daß die anderen sich entwaffnen.

Abrüstung ist heute das Weltschlagwort. Der Völkerbund hat es auf seinem Programm, was an sich freilich noch nicht viel sagen will. Aber die Hauptmilitärstaaten Europas sind bis auf die Haare des Kopfes verschuldet, und der amerikanische Gläubiger fordert rücksichtslos: „Weniger rüsten, mehr zahlen."

Unserem Gaffelschoner sitzt also endlich ein günstiger Wind im Nacken, und wir wären Toren, wollten wir nicht alle Segel spannen.

Wir treten für Entwaffnung ein. Das hat mit hindumäßiger Entsagung nichts zu tun; ist überhaupt, ganz wie Freihandel oder Schutzzoll, gar keine Frage des Grundsatzes, sondern der nüchternen Nützlichkeit. Wir hatten vorm Kriege mit unserer Rüstung friedliche Absichten, die Feinde hingegen betrieben kriegerische mit Abrüstungsvorschlägen. Weshalb soll uns jetzt der Genfer Artikel 8 nicht Mittel werden zum Wiedergewinn unserer Weltgeltung?

Bisher hat Frankreich immer pazifistisch getan, aber stramm militaristisch gehandelt. Es könne nicht anders, so entschuldigte es sich, sein aufrichtiges Wollen scheitere an dem ewigen deutschen Vergeltungsgelüst. Es galt also, ihm diesen Vorwand zu nehmen, und dies geschah in Locarno.

Unsern Nachbarn in West und Ost gaben wir die Gewähr, daß wir Zwiste nicht vor die Klinge, sondern vor den Kadi bringen wollten. England verbürgt sich den Franzosen, daß wir sie nicht überfallen; uns, daß wir nicht überfallen werden.

Das macht Frankreichs Furcht, also Frankreichs Einwand nichtig. Ferner ist dann die Besetzung des linken Rheinufers sinnlos geworden.

Nicht alles auf einmal erwarten wir. Es gibt Rückwirkungen, die wir jetzt voraussetzen dürfen, und wir haben Voraussetzungen geschaffen, die sich in Zukunft auszuwirken haben. Der Vertrag ist uns noch lange kein Ziel, sondern bloß ein erster Schritt darauf zu. Gar mancher muß noch folgen, ehe wir wieder das sind, was wir sein wollen und zum Besten Europas sein müssen. Der „Türmer"-Leser weiß, mit welchem Mißtrauen wir dem Gang der Dinge folgten. Sie standen monatelang auf Biegen oder Brechen. Ein gerechter Urteiler muß jedoch zugeben, daß in Locarno nicht Luther umfiel, sondern überraschenderweise Briand. Aus Gründen, die zum einen Teile den innerpolitischen Verhältnissen Frankreichs entspringen, zum andern wohl durch geheime Einflüsse der beiden Angelsachsenstaaten bedingt sind. Natürlich arbeiteten diese nicht für uns, sondern für sich, aber es sprang dabei wider Erwarten für unsere Absichten allerlei heraus. Es war günstiger Wind, und wir setzten die Segel.

Auch heute noch mißfällt mir vieles an dem Vertrag. Aber wer nehmen will, der muß auch zu geben wissen. Wir schlucken seine Nachteile mit dem Gefühl, daß nun sofort die Aufgabe ersteht, sie wieder wett zu machen.



Heiße Kämpfe erwarten uns im Völkerbundsrat. Natürlich denken wir nicht daran, der Karpfen im Hechteteich zu sein. Welche spaßig-ernste Katzbalgerei wird schon über das uns zugesicherte Kolonialmandat entbrennen! Denn Frankreich und England sind zwar einig, daß wir eins bekommen sollen; jeder meint aber, daß just der andere es abzutreten habe.

Auch öffnet sich uns sogleich unser künftiges Hauptarbeitsfeld. Am 3. Dezember sollen in Genf Vorsitzungen zu einer Abrüstungskonferenz beginnen. Frankreich zeigt jetzt schon einen verdächtigen Eifer; mutmaßlich, um uns den Rang abzulaufen. Bereits hat es eine Denkschrift fertig, die den Gedanken auf neue Grundlagen stellen soll. Auf solche nämlich, durch die der französische Militarismus im Verhältnis nichts verliert. Denn nie wird er sich grundsätzlich einschränken, höchstens auf Zeit und Umstände, weil das Geld nicht mehr zu erschwingen ist. Vorläufig hat er zur Einleitung der Abrüstungskonferenz Damaskus in Trümmer geschossen und dadurch ganz Syrien zum Aufstand gebracht. Gesetzt, wir hätten die berühmte Moschee der Omaijaden derart gefährdet: als was für Barbaren hätte uns die Welt verschrien!

Offenherziger ist Mussolini. Sein märchenhafter Aufstieg vom Proletarierkind zum Duce hat ihn berauscht. Durch die Faust ist er emporgekommen, und die Gewalt nennt er seine Göttin. Er war zwar auf der Konferenz, allein des Geistes von Locarno hat er keinen Hauch gespürt. Kaum zurück, drohte er offen und erklärte, Italien brauche starkes Heer, tüchtige Flotte und wagefrohe Luftgeschwader. Sein Farinacci stellte fest, der Brenner sei keineswegs Italiens Grenze, sondern das Ausfallstor nach Nordtirol. Bei dem gewalttätigen Charakter des Faszismus können wir uns daher dort unten auf Grenzzwischenfälle gefaßt machen; ähnlich den griechisch-bulgarischen bei Petrich. Sollten gar die bayrischen Königsmacher, wie die Linkspresse behauptet, an eine Donaumonarchie denken, dann würde auf diesen willkommenen Vorwand hin Mussolini alsobald Innsbruck besetzen.

Ob dann wohl der Völkerbund ebenso handeln würde, wie bei den Kleinen am Doiransee? Terrier und Seidenpinscher treibt man kühn auseinander, wenn es sich aber um einen Bullenbeißer handelt, dann schrecken die gefletschten Zähne. Alle Welt sieht ja, wie stiernackig Mussolini seine Ziele verfolgt. Wie er die italienische Presse ihrer Freiheit, die Gemeinden ihrer Selbstverwaltung, die Opposition ihrer bürgerlichen Rechte beraubt und wenn der Vorwand fehlt, ihn im Handumdrehen zu schaffen weiß. Ein 75jähriger General soll ein Attentat mit anschließendem Aufstand vorbereitet haben. Ganz Italien ist aufgewühlt durch die Windwirbel des Abscheus und der Begeisterung. Die nationalliberale Partei beschloß auf die Kunde, sich der faszistischen zu verschmelzen. Das Liktorenbündel ist ja das einzige Zeichen geworden, das zu Mandaten und Ämtern verhilft. Der abergläubige Italiener vertraut auf Mussolinis Cäsarenglück und setzt daher auf ihn wie auf eine Terne des Lottos. Aber auch er selber glaubt an sich und beutet seine Lage mit gewalttätiger Kühnheit aus. „Wer sich mir widersetzt, den zerschmettere ich." In Deutschland wurde einst das Wort gesprochen; in Rom wird es getan. Da der verhaftete General Freimaurer ist, erstand ein vortrefflicher Anlaß, die Logen zu sperren. Die gesamte Linkspresse wurde unterdrückt, da sie andeutete, mit dem Anschlag sei es nicht recht

just; an der schwarzen Mache erkenne man deutlich den weißen Nähfaden eines frechen Faszistenschwindels.

Ein Teufelskerl ist dieser jetzt in ganz Italien tosend bepalmte und bepsalmte Duce ja ohne Zweifel; der einzige Staatsmann großen Kalibers, der im heutigen Europa emporkam. Aber schon macht es den Eindruck, als ob sein Vertrauen auf sich selbst und den „superiore intelletto latino" sich bereits übernehme. Ist er erst Italiens unumschränkter Herr, dann wird es zu Zerwürfnissen mit Europa kommen. Er ist Manns genug, den ganzen Völkerbund in Scherben zu schlagen, wie Mephisto die Töpfe und Tiegel der Hexenküche: „Entzwei, entzwei! da liegt das Glas; der Takt, du Aas, zu deiner Melodei!" Das weiß man im vorsichtigen Genf und hütet sich, mit ihm zu brechen.

Es wird daher saure Arbeit sein, aus dem jetzigen widrigen Konventikel auf Gegenseitigkeit etwas zu formen, was seinen eigenen Satzungen nur halbwegs nahekommt. Aber der Versuch muß gemacht werden, nachdem, wie so manches andere Mitglied zuvor, auch wir wider Willen und Lust in den Bund hineingezerrt wurden. Unser Wiederaufkommen fordert's.

Das ist nun einmal die Art, praktische Politik zu treiben. Voll Hohn sahen Poincaré und Clemenceau in Versailles, wie Wilson ihnen sein Steckenpferd vorritt. Aber vor den Kopf durfte man den Empfindlichen nicht stoßen, das hätte alle Erfolge in Frage gestellt. So tat man für den Völkerbund begeistert und legte eifrig an den Ausbau Hand; freilich nur, um das Gegenteil dessen herauszumodeln, was im Denkbilde gelegen. Das gelang denn auch in solchem Maße, daß die Amerikaner hinterher selber sich weigerten, diesen Wechselbalg als Kind anzuerkennen. Die französische Absicht war tückisch, aber die Methode klug. Was die Franzosen zu unserem Nachteil taten, sollen wir's nicht zu unserem Besten tun?

In der Politik ist jedes dogmatische Denken von Übel. Bismarck sagte, das hieße Festungsmauern mit Flaumfedern beschießen. Napoleon riet, niemals „niemals" zu sagen, und das japanische Sprichwort findet es ganz natürlich, wenn der Teufel von gestern heute als Staatsgast mit fürstlichem Gepränge empfangen wird.

Auch der Engländer handelt danach. Chamberlain hat auf dem Guildhallbankett dem deutschen Botschafter den Liebesbecher zugetrunken. Nur der Tod der Königin-Mutter verhindert das Festessen im Buckinghampalast, wobei zu Ehren Locarnos auch Luther und Stresemann von dem berühmten goldenen Tafelgeschirr der Auserwählten speisen sollten: als die ersten Deutschen nach dem Kriege. Der „Hunne" wird damit amtlich für tot erklärt. Neulich schon hat der General Charteres gestanden, daß die Mär, wir Deutsche verarbeiteten Leichen zu Fett, zum Zwecke der Kriegsverleumdung von ihm persönlich ersonnen und ausgestreut worden sei. Gewissensbisse hatte er nicht und Abbitte wird er auch nicht tun; er erzählte es einfach bei einem amerikanischen Bankett als einen blendenden Streich, worauf er heute noch stolz ist.

Der „Hunne" ist tot. Mit dem „Boche" wird es länger dauern. Schon deshalb, weil er keineswegs alles zahlen wird. Vielmehr fällt auch jetzt, ganz wie nach 1871, die Hauptlast wieder auf den Steuerträger zurück. Der stillvergnügte Zinspicker bildet einen vielköpfigen Stand in Frankreich. Dieser ist durch die Entwicklung der Dinge derartig enttäuscht, daß er im stillen — freilich nur ganz im stillen — lieber Elsaß-

Lothringen wieder in deutscher Hand, als seine Rente besteuert sähe. Noch mehr wie anderswo hört gerade bei ihm in Geldsachen die Gemütlichkeit auf. Die „Siegesanleihe" — nun das klang hübsch, erschien patriotisch und zinste brav; aber Kapitalsabgabe und Notopfer nach einem solchen Erfolge können einem Krieg und Kriegsgeschrei für immer verleiden.

Die Deutschnationalen wollen die alte deutsche Größe. Im Ziele mit ihnen daher eins, freue ich mich oft ihres tapferen vaterländischen Wollens.

Aber ihr Verfahren ist verkehrt. Sie träumen davon, daß das Versailles von 1919 durch ein Gegenversailles beseitigt werde, ganz wie jenes das von 1871 zerbrach. Das ist romantische Politik, der andächtig schwärmen mehr zusagt, als kluges Handeln. Sie haben die Festigkeit des Ziels, und das ist gut, aber ihnen fehlt die Geschmeidigkeit der Mittel, und das setzt ihre ganze Tatkraft leider in fruchtlose Verneinung um. Blindläufige Gesinnung ist ebenso verderblich, wie gesinnungslose Klugheit. Auch in der Politik rächt sich das Bitterwerden. Sie ist ein System von Aushilfen; um so unbedingter, je übler die Lage und je größer die Schwäche. Und darum ist es schlimm, wenn das Anpassungsvermögen erstarrt.

Noch ein zweites Gleichnis. Zwei Gefangene liegen unschuldig im Verließ. Wer wird eher frei sein: der eine, der in monatelanger Emsigkeit die Gitter zersägt und einen Maulwurfsweg unter der Ringmauer hindurch ins Freie wühlt, oder der andere, der darauf beharrt, den Kerker nur dann zu verlassen, wenn der Gewaltherr selber vor ihm erscheine, ihm eigenhändig die Schellen löse und sich entschuldige?

Es ist kinderleicht, Finten und Fallen herauszulesen aus dem Locarnovertrag. Wer kann es uns freilich verdenken, wenn wir nach all den Rechtsbrüchen und Gewalttaten mißtrauisch geworden sind wie ein Untersuchungsrichter gegen einen oft schon überführten Häftling? Was sich gegen Locarno sagen läßt, wurde schon gegen das Dawes-Abkommen gesagt. Auch dieses brachte uns drückende Auflagen, allein es hat die Ruhr befreit, und das ist mehr. Den Achaiern vor Troja hat offenbar Odysseus besser genützt als der zürnende Pelide, und des biegsamen Stresemanns: „Durch Opfer zur Freiheit" erreicht immerhin manches, wo es, wenn wir dem Drängen der „Alles-oder-Nichts"-Starrheit folgten, unfehlbar bei dem Nichts sein Bewenden hätte.

Der deutschnationale Austritt aus dem Kabinett ist kein Meisterstück politischer Klugheit gewesen. Er war ohne Weitsicht und zum mindesten voreilig. Hätte man doch wenigstens gewartet, bis der erste Dezember heran war, unter scharfer Betonung des Standpunktes: Ohne Rückwirkungen kein Ja! Dann ging man einig mit dem Kabinett und allen übrigen Parteien. Die Pistole, die man denen draußen so auf die Brust setzen konnte, ist aber in die Luft abgeschossen worden. Flugs regte sich der französische Nationalblock. Was denn der Locarnovertrag überhaupt für einen Zweck habe, wenn die stärkste deutsche Partei ihn verwerfe? Man merkte sofortige Versteifung in den rheinischen Fragen. Marschall Foch, der Vater aller Hindernisse, kam wieder auf; ebenso Tirard, der das besetzte Gebiet auch weiter wie eine Negerkolonie behandeln möchte. Neue Schwierigkeiten wegen des Generals von Seeckt und der Schupo wurden ausgekramt; Chamberlain mußte vermitteln. Aber auch er

erreichte bloß, daß die Räumung der Kölner Zone mit dem ersten Dezember beginnt, an dem sie nach dem Geist von Locarno eigentlich beendet sein mußte.

Mit großer Mühe gelang es vor neun Monaten, die Deutschnationalen ins Reichskabinett zu bringen. Ein Kurs, würdig nach außen, zuverlässig gegen radikale Quacksalberei im Innern schien dadurch gesichert. Damit hat es nun ein Ende. Das Kabinett Luther ist nur noch ein Stuhl mit drei Beinen. Das rechte Zentrum, von dessen Kräftigung viel abhing, wendet sich verärgert ab und erklärt, es werde mit so unsicheren Kantonisten nie wieder arbeiten. Das linke aber freut sich und hält Joseph Wirth als nächsten Kanzler in der Hinterhand.

Dieser unentwegte Erfüllungsmann ist mit geschwellten Hoffnungen aus Amerika zurückgekehrt. Auf dem Kasseler Parteitag bekannte er sich als unbeugsamer Republikaner. Er tat es „mit leuchtenden Augen und ehrlicher Begeisterung". Ein deutschnationaler Entschluß, der solche Folgen zeitigt, ob dies nicht ein Fehlschritt war?

Mit einem ganz bedenklichen Streiche drohen die Sozialdemokraten. Die Rechte dürfe nicht aus der Verantwortung herausgelassen werden. Wenn sie gegen Locarno stimme, würde man es auch tun, also den Vertrag damit zu Fall bringen. Hier entblößt der Parlamentarismus seine übelste Seite. Um den innerpolitischen Gegner durch ein kaudinisches Joch zu zwingen, bereitet man dem eigenen besseren Wollen eine außenpolitische Niederlage, ohne Ansehen der Tragweite für Volk und Reich. Auch ein Volksentscheid wird gefordert. Höchst demokratisch, aber auch höchst sinnlos. Bei solchen Scherbengerichten entscheidet nicht der Sachverstand, sondern die Masse, will sagen der Schreier. Wenn nur stimmen dürfte, wer das feinmaschige Gewebe des Abkommens in seinen rechtlichen, politischen und seelischen Bedingtheiten selber geprüft und erfaßt hat: wie viele unserer 40 Millionen Urwähler gelangten da überhaupt an die Wahlurne?

Seltsam ist, daß auch die Deutschnationalen, der Demokratie spinnefeind, in der eigenen Partei ganz demokratisch handeln. Der alte konservative Wahlspruch: „Autorität, nicht Majorität" wurde still beiseite gelegt. Führende Männer des Landbundes, des Handels und der Industrie haben die Fraktion beschworen, unsere Wirtschaftskrise zu bedenken, die nur bewältigt werden könne durch langfristigen Auslandskredit bei tragbarem Zins. Amerika aber leiht bloß, wenn der Locarno-Vertrag die Befriedung Europas bringt.

Allein man wog die Stimmen nicht, sondern zählte sie. So wichen die drei deutschnationalen Minister dem Druck der Fraktion, wie diese zuvor dem Massendruck der vaterländischen Verbände gewichen war.

Im Novemberheft hat eine andere Feder besorgte Kritik geübt an den Entwicklungsgängen dieser so wacker gedachten und unserer Zeit so notwendigen Bünde. Es ist zuviel Fahnenschwenken darin, zu viel Fanfarengeschmetter, zu viel Präsentier- und Parademarsch mit dem hörbaren Augendruck und dem forschen Schmiß der Beine. Man sieht in der Geste schon die Tat; der Schein wird Selbstzweck, und aus steten Raufhändeln mit dem Reichsbanner erwächst das Vorurteil, daß das wirksamste Werkzeug der Politik nicht der Kopf sei, sondern die Faust. Schnell fertig ist daher die Jugend mit dem Urteil und berauscht sich an Blücherworten von dem

verfluchten Kroppzeug der Diplomaten, das mit Feder und Zunge verdirbt, was immer nur in der Schwerthand bleiben müsse.

Unter ihrem Drängen wurde der Schritt getan, von dem einer der rechtesten Führer der Partei, Schlange-Schöningen nämlich, zuvor gesagt, seine Folgen würden alle Anfänge des Wiederaufbaus zerstören. Blinder Eifer hat das Ende nicht bedacht. Er hat äußeren Schaden wie innere Krisen hervorgerufen und sich selber obendrein jeden Rückweg verbaut. Denn kann man sich jenen gesellen, die man als Kaulquappen und Schaukelpferde verhöhnte, Ministern zustimmen, von denen man sagte, ein Franzose, der solche Ergebnisse aus Locarno mitbrächte, wäre wie ein Hund erschlagen worden? Mit Eifer verlegt ihnen auch die Linke jede Möglichkeit, den Anschluß wieder zu finden. Das ist der schlagende Beweis, daß man in ein parteipolitisches Sedan geraten ist.

Die Volkspartei hat bisher stets Anschluß rechts gesucht. Sie wird nunmehr genötigt sein, nach links Fühlung zu nehmen, um ein Kabinett Wirth zu verhindern. Die große Koalition taucht wieder auf, weil sie immer noch besser als die kleine, die Weimarer ist, die sonst käme. Aber bedauerlich bleibt es doch; bedauerlich um des Vaterlandes, um unserer Entwicklung, um Hindenburgs willen. Waren es nicht die Deutschnationalen, die den widerstrebenden Greis am Portepee faßten und auf den Präsidentenstuhl zogen? Er übernahm das schwere Amt, um die parteipolitischen Gegensätze durch das Gewicht seiner Person zum Ausgleich zu bringen. Seine abgeklärte Klugheit hat auch bereits viele Gegner seiner Wahl bekehrt. Selbst das Ausland, das ihn zuerst als Militaristen beargwöhnte, ist längst anderen Sinnes. In Amerika wird „old Hindi" bereits populär, und Engländern wie Franzosen gilt ein Vertrag, dem er zustimmt, dreimal so viel als einer, der Marxens Segen hätte.

In allen kernig kurzen Gruß- und Dankreden auf seiner süddeutschen Besuchsreise hat der Reichspräsident immer wieder mehr Geschlossenheit in den großen lebenswichtigen Entscheidungen und mehr gegenseitiges Vertrauen gefordert. Es betrübt ihn, daß seine Mahnung gerade bei denen unfruchtbar blieb, die sich so gerne seine Partei nannten. Es kann eine Reichstagsauflösung kommen und bei den Wahlen stünden sie dann gegen ihn. Sicher zu ihrem eigenen Schaden, denn viele Getreue würden sagen: „Tut, was ihr wollt, ich gehe zum Hindenburg."

F. H.

Abgeschlossen am 21. November

Auf der Warte

Für die vaterländische Bewegung

Wir lassen heute gleich drei Stimmen aus dem „Jungdeutschen Orden“ hintereinander das Wort; dazwischen auch einem Vertreter des „Stahlhelms“. Alle drei gehen von der Empfindung oder Voraussetzung aus, daß es sich bei unsrem Mahnwort um einen „Angriff“ handelte — was gänzlich abwegig ist. Also:

Lieber Türmer!

Vielleicht hat man Sie unter den Zuschriften auf Ihren ersten Vorstoß gegen (? D. T.) den Orden nicht darauf hingewiesen, daß wir, das heißt die Führer im Orden über die Veräußerlichung der nationalen Bewegung genau so denken wie Sie, daß unser Hochmeister, schon ehe Ihr Augustheft den Artikel brachte, genau dasselbe gesagt und gedruckt hat. Ich setze es noch einmal hierher. (Wir haben es bereits, von uns aus, der jungdeutschen Zeitung entnommen. Vgl. Novemberheft! D. T.) Es dürfte Ihnen auch klar sein, daß hier und da Veranstaltungen wie die in Leipzig und Detmold nötig sind, daß man aber von ihnen aus nicht die ganze Bewegung beurteilen kann. Es ist darum bedauerlich, daß Sie von solchen Veranstaltungen aus schließen, daß der Orden auf „stille Vertiefung nicht eingestellt“ sei. (Nein, wir gehen nicht von Einzelnem aus, sondern sprechen von der Gesamtaufgabe. D. T.)

Wenn Sie einmal die Tageszeitung „Der Jungdeutsche“ vielleicht einen Monat lang durch seine Beilagen verfolgen und mit anderen nationalen Blättern vergleichen, müssen Sie zugeben, daß Sie kaum irgendwo soviel Hindrängen auf Vertiefung und Beseelung finden wie dort. Beilagen wie der „Armleuchter“ im „Stahlhelm“ finden Sie im „Jungdeutschen“ nicht. (Wir lesen den „Jungdeutschen“ schon lang und achten jene Bestrebungen. D. T.)

In der Sonntagsnummer vom 4. Oktober 1925 sind Friedrich Lienhard, dem Herausgeber des „Türmers“ vier ganze Seiten gewidmet, in welcher Zeitung haben Sie das in ähnlichem Ausmaße gefunden? Daraus nur das Vorwort über die „Deutschen Meister, die die geistigen Vorkämpfer für unsere gegenwärtige vaterländische Bewegung sind“: „Aus der Reihe dieser Meister begrüßen wir heute Fr. Lienhard als besonders volkstümlichen, geistigen Führer, in dessen Schaffen und Ideen wir oft Leitsätze des Jungdeutschen Orden vorgestaltet wiederfinden. Die deutsche Not ist vielgestaltig und groß — möchte die vaterländische Bewegung sich der seelenbildenden und Vorwärtswillen spendenden Kräfte im Werke dieses deutschen Dichters bedienen, diesen und andere Meister einbeziehen in den Bau des neuen Deutschlands, das nur sein wird, wenn es vom Geiste erfüllt wird.“

Genügt Ihnen das nicht zur Kennzeichnung unseres Strebens nach „stiller Vertiefung“, wenn das nicht nur in unserer Zeitung geschrieben, sondern auch in unsern Bruderabenden behandelt wird? Gerade der Jungdeutsche Orden ist ehrlich bemüht, mehr Verinnerlichung zu treiben als andere Verbände, wenn er auch bei manchen äußerlichen Aufzügen mitwirkt und vor die Öffentlichkeit tritt.

Pastor Kirchhoff

NB. Der Verfasser meint in einem Schlußsatz, daß wir durch unsren „verletzenden Ton der guten nationalen Bewegung geschadet“ haben. Ähnlich wird uns von einem persönlich uns befreundeten Stahlhelm-Manne geschrieben: „Als Stahlhelm-Mann war ich schmerzlich berührt von dem Artikel (Oktober) über die Veräußerlichung des vaterländischen Gedankens. So sehr es auch mir notwendig erscheint, daß wir uns auf „seelisches Gebiet“ besinnen, so bestreite ich entschieden, daß weder Jungdeutsche noch Stahlhelm auf stille Vertiefung eingestellt seien. Dem Jungdeutschen Orden wird damit besonders unrecht getan. Der Stahlhelm hat allerdings viel Arbeit draußen auf der Straße zu tun. Man sollte ihm das aber nicht zur Last legen, vielmehr dem Stahlhelmkameraden dankbar sein, daß sie manche stille Stunde im Heim opfern, um

nationale Leute im roten Industriezentrum aufzurütteln. Nur dem Stahlhelm ist es zu verdanken, daß Mitteldeutschland nicht mehr die Hochburg der Kommunisten ist. Allerdings hat mancher Stahlhelmer sein Leben für die gute Sache hergeben müssen. Gestern war der große Tag in Leipzig! Wie dankbar grüßten uns unzählige alte und junge Leute! Das rote Leipzig sah mal wieder Hunderttausende junger und alter Krieger auf einem Platze zusammen. Das Verlassenheitsgefühl so manches Einzelnen mag geschwunden sein, er mag wieder Hoffnung und Mut zu „stiller Vertiefung" ins Heim mitgenommen haben. Wie tot lag das Juden-Frankfurt am 10. Mai d. J. da, als wir damals morgens früh dort einrückten, und welch Zujubeln der wie erlösten nationalen Bevölkerung am Abend beim Abrücken! Heute ist der Stahlhelm Frankfurts bis Offenbach, eines der schlimmsten roten Nester, vorgedrungen! Er darf sich wieder zeigen, so und so viel Schlafmützen sind aufgewacht! Da sollte der Türmer, den ich sonst so gerne lese, nicht solch harte Worte aussprechen!"

Haben wir denn eigentlich von dem hier Gesagten etwas bestritten? Wenn wir mahnten, die organisierten Massen nicht einseitig zu überschätzen, so wird dies als „harte Worte" beklagt; auch eine dritte Zuschrift „verbittet sich energisch" jeden „Angriff"! Gleichzeitig wird aber von derselben Seite zugegeben, daß die Führer über die Veräußerlichung des nationalen Gedankens „genau so denken wie der Türmer"! Ja wie ist es denn nun eigentlich?!

D. T.

Ein Wort für den Jungdeutschen Orden

Man schreibt uns weiter zu der neulich angeschnittenen Frage „Veräußerlichung des nationalen Gedankens" Folgendes, das mit derselben Feststellung beginnt:

„Wir Jungdeutsche sind uns vollkommen bewußt, daß die gegenwärtige vaterländische Bewegung der Verflachung anheim gefallen ist. Wir sahen die Gefahr in unserer Organisation heraufdämmern und setzten sofort mit dem ersten Gegenstoß ein: Einschränkung sämtlicher Kundgebungen und Veranstaltungen. Zu gleicher Zeit wurden die ersten Meisterschulen zur Heranbildung tüchtiger, geeigneter Führer ins Leben gerufen, eine innere, vertiefende Ausgestaltung der Bruderabende durchgeführt. Unterstützt wird dieser Kampf gegen die Verflachung in mustergültiger Weise durch unsere Ordenszeitung, der ‚Jungdeutsche'. Die täglichen Beilagen und Sonderbeilagen (Eberhard König, Friedrich Lienhard, die Deutsche Nordmark usw.) sind die Werkzeuge, die dauernd an dem großen Werke der Vertiefung arbeiten.

Wenn der ‚Türmer' zum Schluß seiner Ausführungen kurzerhand das vernichtende (? D. T.) Werturteil über uns fällt, so beweist er damit, daß ihm die großen Hindernisse für eine sittliche Wiedergeburt Deutschlands nicht genügend bekannt sind (! D. T.). Jeder, dem es um die geistige Erneuerung Ernst ist, muß einmal den Mut aufbringen, die Verhältnisse heute so zu sehen, wie sie sind und nicht wie man sie sich vorstellt. Und die gegenwärtige Lage ergibt, daß Egoismus und krasse Genußsucht weit tiefer ins Volk eingedrungen sind, als man gemeinhin annimmt. Seien wir doch ehrlich: Wer kauft sich heute ein gutes Buch und wer liest es? Doch nur ein kleiner, beschränkter Kreis von ideell eingestellten Menschen. Soll es aber bei diesen wenigen Idealisten bleiben? Nein, denn sonst wäre ja die anerstrebte sittliche Erneuerung Deutschlands nur eine schön klingende Phrase. Die breiten Massen des gesamten Volkes müssen doch erfaßt und allmählich umgewandelt und veredelt werden. Bücher und Zeitschriften kommen — ohne etwa ihren außerordentlichen Erziehungswert beeinträchtigen zu wollen — hierfür nur im beschränkten Maße in Frage, da sie eben nur von einer bestimmten Menschengruppe gelesen werden. Wollen wir nun unser Ziel wirklich erreichen, so müssen wir dem Beispiele Jesu folgen: Hinein in das Volk, durch Vorbild und Hintansetzung der eigenen Person unermüdlich arbeiten, sich durch nichts beirren und verbittern zu lassen. Das hat der Jungdeutsche Orden getan und tut es tagtäglich. Aber erst der, der mitten im Volke steht und in ihm arbeitet, sieht sich mit einem Male Schwierigkeiten und Hindernissen

entgegengestellt, die er vorher nicht geahnt hat, sieht, welch ungemein schweres Ackerfeld das heutige Deutschland für ideale Ziele geworden ist. Vom grünen Tisch aus lassen sich leicht Programme für eine sittliche Umgestaltung aufstellen, läßt sich leicht Kritik an der Arbeit der vaterländischen Verbände üben, aber in der rauhen Wirklichkeit ist die Durchführung all dieser schönen Gedanken oft mit Scheitern und zähen, harten Widerständen verknüpft.

Und eben weil die Schwierigkeiten so groß sind, dürfen wir die Erwartungen nicht allzu hoch stecken und müssen uns mit kleinen, bescheidenen Erfolgen für den Anfang zufrieden geben. Von heute auf morgen läßt sich kein Umschwung herbeiführen. Ist es nicht schon ein Schritt vorwärts auf dem Wege zu unserem großen Ziele, wenn im Jungdeutschen Orden Menschen zusammengeführt werden, die bisher fremd und achtlos aneinander vorübergingen, sich gegenseitig die Bruderhand drücken, sich an einen gemeinsamen Tisch setzen und für einander einstehen? Ist es dem ‚Türmer' nicht bekannt, daß an dem großen jungdeutschen Tage in Leipzig alte Generäle mit dem Pour le mérite neben ungedienten jungen Arbeitern Glied in Glied im gleichen Windjackenrock an ihrem gemeinsamen Führer, einem jungen Hauptmann, vorbeimarschierten? Will er dieser Tatsache nicht Rechnung tragen und der hier sichtbar zum Ausdruck gekommenen Einigung deutscher Männer, der Vorbedingung für den Aufbau unseres Vaterlandes, die Augen verschließen? Wenn sie nicht alle von der gleichen Idee tief erfaßt wären, würden sie nicht die vorher mühsam ersparten Kosten für Bahnfahrt, Festbeitrag usw. ausgegeben haben und sich nicht Reihe in Reihe mit fremden Menschen stellen. Ich würde dem ‚Türmer' raten, sich einmal andere nationale Verbände nach diesem letzten Gesichtspunkt anzusehen, wo heute schon wieder eine kastenartige Gliederung gewisser Gruppen unschwer zu erkennen ist.

Das gemeinsame ‚An-einen-Tisch-setzen' erfordert von jedem einzelnen Jungdeutschen Opfer, die nicht zu niedrig anzuschlagen sind. Die persönlichen Bedürfnisse, das eigne Ich muß zugunsten der anderen Brüder zurückgestellt, von gewissen äußeren Lebensformen Abstand genommen werden. Wie viele, die ihr Vaterland mit heißem Herzen lieben, können sich dazu aufschwingen, das Wort in die Tat umzusetzen, wenn es gilt, neben Menschen der verschiedensten Berufsschichten Platz zu nehmen, sie als Gleichberechtigte anzusehen, Anteil an ihren Lebensverhältnissen zu nehmen und ihnen, wenn sie im schlichten Werktagsgewande auf der Straße erscheinen, aus ehrlichem Herzen, ohne sich zu schämen, einen fröhlichen Gruß zurufen. Ach, es ist nur ein bescheidener Teil!

Die Zugehörigkeit zum Orden ist auch sonst noch mit mannigfachen Opfern an Zeit und Geld, an Schuhwerk und Kleidung verbunden. Ob Sonn- oder Werktags: jede freie Zeit stellen wir dem Ordensdienst zur Verfügung. (Eine bescheidene Zwischenfrage: wo bleibt die Familie? D. T.) Keine Entfernungen sind zu groß, keine Unbilden der Witterung können uns abhalten, unsere Ordenspflicht zu erfüllen. Und wir, die wir mit Lust und Liebe dem Jungdeutschen Orden angehören, tun es gern, weil uns eine tiefe Idee beseelt. Um dieser Idee willen sind wir in den Orden eingetreten und haben freiwillig Lasten und Opfer auf unsere Schultern genommen. Betrachtet der ‚Türmer' einmal die Gesamtzahl der Deutschen mit der Zahl der Deutschen in den nationalen Verbänden, so muß er feststellen, daß sich nur ein ganz geringer Prozentsatz (!) in diesen dem Vaterlande zur Verfügung gestellt hat, aus Idealismus heraus. Bei der allgemein tiefstehenden materialistischen Lebensauffassung im heutigen Deutschland ist diese Tatsache nicht zu niedrig zu werten; denn das Zeitalter der Freiheitskriege ist vorbei, wo Dienst fürs Vaterland selbstverständliche Pflicht eines jeden Deutschen war. Heute lautet die Antwort, die man bei der Werbearbeit stets zu hören bekommt: ‚Es sollte mir wohl einfallen, fürs Vaterland noch etwas zu tun, mögen es doch die machen, die den Wagen in den Dreck gefahren haben.' Oder: ‚Ich möchte schon gerne in den Orden eintreten, aber dann habe ich zu viele Verpflichtungen, dann muß ich dauernd meine

freie Zeit opfern und Geld bezahlen, dann habe ich nichts von meiner Jugend und das Geld kann ich besser verwerten. Nein, dann kann ich nicht eintreten' usw. Wenn es uns dann trotzdem gelingt, nach zäher Arbeit einen solchen Menschen davon zu überzeugen, daß er in heutiger Notzeit nicht das Recht als echter Deutscher hat, nur an sich zu denken und auch für seine Mitmenschen Opfer zu bringen hat, dann dürfte der Orden wohl wieder einen Schritt weiter auf seinem großen Wege getan haben, wie auch der ‚Türmer' zugeben muß.

Ich möchte, ohne den Orden etwa pharisäerhaft zu rühmen, nur kurz einige Tatsachen anführen: Lebensmittel- und Sachwertsammlungen für bedürftige Volksgenossen wurden veranstaltet, Geusenküchen eingerichtet, eine Tageszeitung aus eigenen Mitteln ohne einen Pfennig fremden Geldes, die sich die Zurückführung Deutschlands zum deutschen Wesen als Ziel gesetzt hat, ins Leben gerufen. Jungdeutsche wurden wegen ihrer Zugehörigkeit zum Orden beim Einbruch der Franzosen ins unbesetzte Gebiet 1923 verhaftet, ins Gefängnis geworfen; in vielen kommunistisch-sozialistisch verseuchten Gegenden sind die Ordensbrüder wüsten Mißhandlungen (s. ‚Der Jungdeutsche'), die auch in mehreren Fällen zum Tode führten (z. B. Jungbruder Spieckermann), ausgesetzt. Bei der Reichspräsidentenwahl in diesem Jahre trat der Orden im zweiten Wahlgange sofort für Exzellenz von Hindenburg ein, hatte einen heftigen Kampf mit dem Loebell-Ausschuß zu bestehen. Zur Finanzierung des Wahlkampfes erließ dann unser Hochmeister das bekannte Verbot, Rauchen und Trinken für eine Woche einzustellen und das hierdurch ersparte Geld der Hindenburgwahl zur Verfügung zu stellen.

Es soll dem ‚Türmer' unbenommen bleiben, Kritik an der vaterländischen Bewegung, auch an uns, zu üben. Aber wenn er von einem objektiven Urteil redet, so kann man doch zweifellos erwarten, daß er auch in derselben Weise den ‚Stahlhelm' einer näheren Prüfung unterzieht. Aus welchem Grunde der ‚Türmer' nicht zu den ‚sittlich vertiefenden' ‚Armleuchter'-Beilagen der Stahlhelmzeitung und manchen darin angebotenen Büchern (‚Eine Ladung Frontwitze') Stellung genommen hat, bleibt mir ein Rätsel. Sollten sie dem ‚Türmer' unbekannt sein, so rate ich ihm, sie zu lesen; sie sind wirklich sehr erhebend."

Karl Goßmann

Ein weiteres Wort von jungdeutscher Seite

soll hier neben den andren Platz finden:

Auf Ihren Artikel im Oktoberheft über Veräußerlichung des vaterländischen Gedankens gestatten Sie mir eine Entgegnung, wie Sie eine solche vor einigen Jahren auch einem Geistigen aus den Reihen Adolf Hitlers gestattet haben (Taube). Hitlers Bewegung ist inzwischen infolge der Putschbestrebungen zusammengebrochen; der Orden, durch seinen Hochmeister vor gleichen Fehlern bewahrt (und deshalb als unvölkisch beschimpft), blüht heute mehr denn je zuvor. Als Ausweis und Berechtigung diene für mich, daß ich Vater mehrerer Kinder bin, einen mich voll in Anspruch nehmenden Beruf ausübe, 41 Monate in der Front gestanden habe und seit vier Jahren der jungdeutschen Bewegung angehöre.

1) Gegen die Veräußerlichung der vaterländischen Bewegung durch Paraden und „deutsche Tage" kämpft wohl kein Mensch so intensiv wie unser Hochmeister, weswegen der Orden schon oft genug als nicht national von allerhand Sprudelköpfen geschmäht wurde. Mahraun hat immer wieder in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß die vielen Feste zu einer Verflachung unseres Hochgedankens führen müßten. Nun ist die Teilnahme an den gar nicht so häufigen Tagungen aber notwendig, weil die jungdeutschen Brüder wenigstens einmal im Jahre ihren Hochmeister sehen wollen. Dann ist aber auch ein solches Fest jedesmal, und zwar nach Mahrauns Willen, ein schweres Exerzitium im Aushalten von Anstrengungen und Entbehrungen jeder Art, wie ich es in gleicher Schwere selbst beim Militär kaum je erlebt habe. Dazu gehört eine ganze Portion jungdeutschen Idealismus. Der im „Türmer" beanstandete Bericht des „Jungdeutschen" mußte so aus-

führlich sein, weil fast alle nationalen Blätter eine einseitig entstellende, verkleinernde Darstellung brachten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf einen Irrtum des „Türmers“ hinweisen, nämlich als ob wir eine Jugendbewegung wären: Der Orden baut sich auf dem Fronterlebnis auf und ist in seinem Kern immer eine Vereinigung von Frontkämpfern geblieben. Doch zurück zum „Jungdeutschen“ und ihren Berichten! Hat denn eine Zeitschrift, die die Gedanken einer Persönlichkeit vertritt, nicht das Recht und die Pflicht, den Mund gehörig voll zu nehmen, besonders, wenn diese Gedanken überall sonst totgeschwiegen werden?

2) Der „Türmer“ schreibt: Uns hilft jetzt nur Besinnung auf unser seelisches Gebiet, wo das Geheimnis der Kräfte auch für die vaterländische Bewegung zu suchen ist. Es fehlen der vaterländischen Bewegung die metaphysischen Hintergründe... Was die metaphysischen Hintergründe betrifft, so ersetzen wir diese durch treues Festhalten am Christentum und Deutschtum, und ich meine, das ist kein schlechter Ersatz. Bezüglich der seelischen Vertiefung jedoch rate ich dem „Türmer“ dringend, einmal unseren „Jungdeutschen“ recht aufmerksam durchzulesen, ebenfalls die Abende einer gutgeleiteten Bruderschaft zu besuchen und ihr Getriebe kennen zu lernen. Ich glaube, er wird beschämt von dannen gehen oder noch besser, er wird sich zur Aufnahme melden. Grade diese seelische Vertiefung suchen wir ja zu erreichen in unseren Einheiten, wobei wir allerdings unter seelischer Vertiefung nicht irgendwelches verblasenes Ästhetentum (! Als ob der „Türmer“ so etwas wünschte! Wir bedauern diesen ganzen Ton. D. T.) verstehen, sondern die gegenseitige Erziehung zu den verlorengegangenen seelischen Werten der Treue, des Gehorsams und der Brüderlichkeit, des Vertrauens und des Glaubens. Außerdem aber ist jeder Meister bestrebt, in wissenschaftlichen und künstlerischen, sowie sozialen Fragen seine Einheit dauernd durch Zuhilfenahme schaffender Brüder zu unterrichten. Und hat der „Türmer“ einmal etwas gehört von dem Liebeswerk des Ordens, dem Einsatz seiner Kräfte für notwendige Zwecke der Gesamtheit, wie z. B. die Geusenküchen? Ich glaube, ich könnte unschwer nachweisen, daß besonders im Jahre 1923 ein Großteil der Gesamt-Liebestätigkeit vom jungdeutschen Orden getragen worden ist. Ich kann wohl an viele Kritiker unseres Wollens die Frage nach ihrer Liebestätigkeit in jener schweren Zeit richten und bekomme keine oder nur verlegene Antwort. (Wir haben gegen solche Tätigkeit nicht nur nichts einzuwenden, sondern **freuen** uns darüber und fordern sie auch im „Türmer“; überhaupt geht auch diese Entgegnung immer von der törichten Voraussetzung eines „Angriffs“ aus und **vergreift sich mehrfach im Ton.** Wir sprachen im „Türmer“ von der „vaterländischen Bewegung“ **insgesamt** und von ihren **Gefahren**, als Mahnung, nicht als Kritik oder Spott! D. T.)

3) „... Thomas Westerich, der unter den vaterländischen Führern vielleicht mit am besten weiß, worauf es ankommt —“ Ich stehe seit Kriegsschluß in der vaterländischen Bewegung und glaube die Führer derselben zu kennen, aber dieser Name ist mir **gänzlich unbekannt**, und das will bei einem alten jungdeutschen Kämpen schon etwas heißen, der noch die Kämpfe mit der Orgesch mitgemacht und durchgekämpft hat. Wir verstehen unter einem Führer nicht nur einen Mann mit klugen Gedanken (solche gibts vielzuviele in Deutschland), sondern einen solchen, der es verstanden hat und versteht, eine **größere Anzahl** von Menschen jeden Alters und Berufs für seine Gedanken erst zu erwärmen und dann zu **sammeln**, um dann, **gestützt auf diese Gefolgsmannen**, mit seinen Gedanken in der Öffentlichkeit zu wirken. Nach dieser Begriffsbestimmung wird der „Türmer“, wenn er ernst genommen zu werden wünscht (! D. T.), nicht mehr so schnell mit dem Ehrentitel „Führer“ bei der Hand sein. Solcher Führerschaft haben sich bislang erst wenige würdig und mächtig gezeigt, und der im „Türmer“ genannte Herr gehört m. W. nicht dazu. (Dieses Geständnis, dessen Ton wir bedauern, bestätigt schlagend unsre Besorgnisse: Thomas Westerich, Herausgeber der „Deutschen Front“ in Hamburg, hat eine Reihe

von tiefernsten dramatischen Mysterien (z. B. „Der weiße Herzog") geschrieben, die von Hildebrant wirksam vorgetragen zu werden pflegen, und bemüht sich besonders um eine nationale Bühne. Und der nationale Nachbar Dr. Huchzermeyer hat noch nicht einmal seinen Namen gehört! Vermutlich kennt er auch nicht den Charakterkopf Wilhelm Stapel, Herausgeber des „Deutschen Volkstums" in Hamburg. D. T.)

In der bekannten Evangelien-Übersetzung deutet Goethe den „Logos" nacheinander als Wort, als Sinn, als Kraft und als Tat. Das sind für uns vier Typen der nationalen Bewegung. Mit den Anhängern des **Wortes**, den Schlagwortdurstigen und Phrasenschluckern, mit der ganzen Rauschseligkeit des Bierhauspatriotismus (Als ob das „Wort" nur in solcher Verzerrung zu werten wäre! D. T.) wollen wir nichts zu tun haben. Unsere jungdeutsche Treue ist nicht etwas, was in rednerzeugter auflodernder Begeisterung unbedacht geschworen wird, sondern was in harten Kämpfen mit dem eigenen selbstsüchtigen Ich und mit widrigen Einflüssen der Außenwelt gehalten wird.

„Wer heute begeistert Treue schwört
Und hat's morgen abgeschworen,
Der zeigt, daß er zum Pöbel gehört,
Der hat seinen Adel verloren."

Aber auch der **Sinn** kann uns nicht helfen, nicht die seelische Vertiefung (! vgl. oben: „grade diese seelische Vertiefung suchen wir" — ! D. T.), wie der „Türmer" sagt, so sehr wir besinnliche Menschen auch in unsere Reihen wünschen. „Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens", sagt die Schrift, und zu grämlichen Kaffeehaus-Literaten (! D. T. Als ob der „Türmer" solche Leute empföhle, nachdem dessen Herausgeber lebenslang diese Sorte bekämpft hat! Verehrtester, hier werden Sie platt! D. T.) haben wir alten Frontkämpfer so gar keine Eignung; da paßt für uns schon besser das dritte: „Im Anfang war die **Kraft**". Und doch, Dank sei unserem Hochmeister, daß er uns vor der richtungslosen Kraftentfaltung Hitlerscher Richtung, dem Putschismus fast gegen unseren Willen bewahrt hat, wo sogar der so kritische „Türmer" diesem wilden taumelnden Aktivismus durch Frhr. von Taube einen Dithyrambus anstimmte. (In der Abteilung „Offene Halle", bitte, und als Entgegnung! D. T.)

Unser ist das vierte: Im Anfang war die **Tat**! Tatgemeinschaften wollen wir sein im jungdeutschen Orden, und wir vertrauen unserem Hochmeister, der uns nie falsch geführt hat, daß er uns weiter zur jungdeutschen Tat führen wird.

Dr. **Huchzermeyer**, kgl. Oberarzt d. R. a. D.,
jungdeutscher Ordensbruder.

Nachwort. Wir freuen uns Ihrer Treue, Herr Doktor, aber Sie betonen hier Dinge, die wir nie und nimmer beanstandet, und Sie bekämpfen anderes, was wir nie gesagt haben. Dazu verzerren Sie manches, z. B. wenn Sie sagen, „auch der Sinn kann uns nicht helfen, nicht die seelische Vertiefung" — ja, zum Kuckuck, **was denn nun eigentlich?!** Im übrigen ist dieser Artikel durch unsre seitherigen Ausführungen im Novemberheft zum Teil überholt. Und jeder Unbefangene wird mit uns den Eindruck haben, daß **diese** Art der Erörterung unfruchtbar ist. Wir hatten die vaterländischen Verbände aufgefordert, sich **planmäßig großen Kulturaufgaben** zu widmen. Die deutsche Bühne z. B. ist unheilvoll verlodbert, deutsche Dichter wie Eb. König hungern, deutsche Maler und Bildhauer leiden bitterste Not usw. Also das, was wir meinen, ist überhaupt nicht begriffen worden. Wir brechen ab. D. T.

Theaterelend

Kein lebender deutscher Dichter auf Berliner Bühnen! Dreizehn Berliner Theater spielen allabendlich ausländische Autoren!

Die Unverschämtheit dieser Bühnenleiter kann kaum noch überboten werden. Im gut geleiteten Feuilleton des „Mannheimer Tageblattes" finden wir unter obigen Überschriften die folgende Betrachtung. Wann wird denn endlich die einmütige Empörung des deutschen Volkes dieser Mißwirtschaft ein Ende machen?

Die Berliner Spielpläne bringen also in diesen Wochen (Anfang November) nicht ein einziges Stück von einem lebenden deutschen Dichter. Einzig der Name Klabund könnte genannt werden, aber unter Einschränkungen; denn der „Kreidekreis", den das Deutsche Theater seit einigen Tagen spielt, ist nur eine Nachdichtung nach dem altchinesischen Stück, kein Originalwerk des Dichters. Dreizehn Bühnen spielen allabendlich ausländische Autoren. Ganze drei Theater widmen sich deutschen Dichtern: freilich nicht lebenden deutschen Dichtern, sondern erprobten Klassikern und Längstverstorbenen — Schiller, Goethe, Lessing und Grabbe. Es sind dies die zwei Berliner Gemeinschaftstheater: das Staatsschauspielhaus (mit seiner Filiale, dem Schiller-Theater) und die Volksbühne, ferner das Theater in der Königgrätzer Straße (in dem Barnowski an mehreren Abenden der Woche Grabbes „Don Juan und Faust" aufführt).

Zehn Berliner Schauspielbühnen haben in dieser Saison überhaupt noch keinen deutschen Dichter, nicht einmal einen verstorbenen, gespielt. Das gilt eigentümlicherweise in erster Linie von den drei Reinhardt-Bühnen. Max Reinhardt brachte seit Spielbeginn folgende Stücke zur Aufführung: in der Komödie am Kurfürstendamm „Madame Bonivard" von Bisson, „Herz ist Trumpf" von Gandéra, „Gesellschaft" von Galsworthy; in den Kammerspielen „Sechs Personen suchen einen Autor" von Pirandello, „Wollust der Anständigkeit" von Pirandello, „Mann, Tier, Tugend" von Pirandello, „Parable will nicht heiraten" von Jerome K. Jerome; im Deutschen Theater „Man kann nie wissen" von Shaw, „Dr. Knock" von Jules Romains, „Die heilige Johanna" von Shaw. Hierzu kämen allenfalls der deutsch-chinesische „Kreidekreis" und der „Strom", der zum 60. Geburtstag Max Halbes zwar einstudiert, aber alsbald wieder vom Spielplan abgesetzt wurde. (Von dem gleichfalls 60jährigen Lienhard nahm keine einzige Bühne Notiz.)

Dem Beispiel Max Reinhardts folgten die meisten anderen Berliner Theaterdirektoren ohne Bedenken. Das Renaissance-Theater spielte Strindbergs Stücke „Totentanz" und „Scheiterhaufen", Arzybaschews „Kampf der Geschlechter" und bereitet jetzt Pirandellos „Das Leben, das ich dir gab" vor. Im Theater am Kurfürstendamm: „Der gläserne Pantoffel" von Molnar, „Wenn ich wollte" von Geraldy. Im Kleinen Theater: „Besser als früher" von Pirandello, „Hochzeitstage" von Geraldy. In der Tribüne: „Zurück zu Methusalem" von Shaw. Im Lustspielhaus: „Ritter Blaubarts achte Frau" von Savoir. Im Theater am Schiffbauerdamm: „Lady Fanny und die Dienstbotenfrage" von Jerome K. Jerome. Im Theater in der Klosterstraße: „Frau Warrens Gewerbe" von Shaw.

Abgesehen von den drei Theatern, die heute als die einzigen in Berlin deutsche Stücke spielen, brachten vier andere Bühnen nach Saisoneröffnung zunächst zwar deutsche Autoren heraus, ersetzten sie dann aber ohne Ausnahme alsbald durch ausländische Namen. Im Komödienhaus folgte auf Georg Kaisers „Margarine" — „Kopf oder Adler" von Verneuil, im Lessing-Theater auf Goethes „Götz" — „Gier unter Ulmen" von O'Neill, im Residenz-Theater auf Fuldas „Jugendfreunde" — „Circes Heirat" von Picard, im Trianon-Theater auf „Epsteins Witwe" (Schwank der Brüder E. u. A. Golz) — „Im Damencoupé" von Hennequin und Nitschell. Einzig das Staatstheater widmete sich Goethe, Schiller, Lessing, Grabbe, Halbe (neben Shaw, Tschechow, Ibsen und den Österreichern Anzengruber und Schnitzler) und die Volksbühne spielte Schiller und Gerhart Hauptmann (neben zwei Shakespeare-Stücken). Sieht man von den Schwankdichtern E. u. A. Golz und von einem Volksstückautor (der in einem Filialtheater der Volksbühne gespielt wird) ab, so sind seit Beginn der Saison in Berlin summa summarum folgende lebende deutsche Dichter aufgeführt worden: Hauptmann, Halbe, Fulda, Georg Kaiser. Hauptmann, Halbe und Fulda als Repräsentanten des Dramas von 1890. Georg Kaiser als der einzige Vertreter der jüngeren Generation. Sein Stück ist inzwischen bereits vom Spielplan verschwunden ...

Es wurden in Berlin seit Anfang der Saison gespielt: fünf Stücke von Pirandello, sechs Stücke von Shaw, vier Stücke von anderen Engländern, neun Stücke von Franzosen, vier Stücke russischer, ungarischer und amerikanischer Herkunft (abgesehen von fünf Shakespeare-, Ibsen- und Strindberg-Dramen). Die Mehrzahl der Stücke hat, künstlerisch gewertet, eine Aufführung überhaupt nicht oder kaum verdient. Andrerseits kann man ohne weiteres zwanzig junge deutsche Dichter aufzählen, die zum mindesten ebenso wertvolle, in vielen Fällen bei weitem wertvollere Stücke schrieben ...

Soweit das „Mannheimer Tageblatt". Eine Zwischenbemerkung desselben Blattes, bei wirklicher Kunst dürften nationale Gesichtspunkte „überhaupt nicht mitsprechen", lehnen wir in dieser Allgemeinheit rundum ab. Das versklavte Deutschland, das seine Dichter hungern läßt und mittelmäßige Ausländer bezahlt, demnach ebenso wie schon der Film massenhaft deutsches Vermögen ins Ausland verschwendet — das ist ein himmelschreiender Skandal!

Wilhelm II. und wir

Die Worte der Überschrift bilden den Titel des Kaiserbuches von Berthold Otto, das soeben erscheint. Wenn hier die Kaiser-Artikel des „Deutschen Volksgeistes", der Zeitschrift Ottos, gesammelt vorgelegt werden, wie sie geschrieben sind, so schadet die Entstehung der einzelnen Aufsätze zu verschiedenen Zeiten (von 1919 bis 1925) dem Werke weniger, als sie vielmehr, ihm den Charakter einer niemals wankenden monarchistischen Urüberzeugung verleihend, günstig ist.

Denn das will schon etwas heißen, wenn ein Mann von Geist und umfassendster Kenntnis, wie er im November 1918 und stets zuvor tat, so auch heute mit solcher Unbedingtheit für Wilhelm II. eintritt. Diese Solostimme hat Gewicht, weit mehr als die unzähligen billigen Chorstimmen der Anklage.

Ich möchte das Buch nicht eine Verteidigungsschrift nennen, weil es viel eher als Angriff auf die Feinde des Kaisers anzusehen ist; aber seinem Wesen nach springt es naturgemäß dann doch in die Bresche für das Hohenzollerntum und für Wilhelm II. Am schärfsten geht es gegen die unechten Monarchisten vor, die zwar behaupten, für das Kaisertum zu sein, aber in ihrer Kritik des vorigen Kaisers jedes Maß vermissen lassen.

Berthold Ottos ruhige Art ist bekannt. Er wirkt nicht mit Gefühlen, nicht mit Redensarten, sondern durch volksseelenkundlich vertiefte Darstellung dessen, was gewesen ist, dessen, was hätte sein und nicht sein sollen, dessen, was möglich und unmöglich war. Dadurch entlastet er Wilhelm II., indem gezeigt wird, wie nach und nach eine Gruppe nach der andern vom Kaiser abfiel, eine nach der andern vergiftet wurde von undeutscher händlerischer Gesinnung, wobei trotzdem gerade Berthold Otto den unerhörten Leistungen des deutschen Heeres gerecht wird wie nur einer.

Es ist ein Wagnis, für den Kaiser einzutreten, weil in der Tat jeder, auch der gerigst-Deutsche sich anmaßt, genau zu wissen, was Wilhelm II. hätte tun und lassen sollen, und weil es keinen Fehler und kein Verbrechen gibt, dessen den Kaiser nicht irgend jemand schuldig fände. Es gibt schwerlich in der ganzen Weltgeschichte einen Menschen, der so verleumdet und mit Eselsfußtritten behandelt worden ist. Die Feinde Deutschlands freuen sich, daß wir dabei mittun, aber uns ist's eine Schande.

Darum gerade muß man dieses Buch aufs wärmste empfehlen, aber freilich zu gründlichem Studium. Denn es handelt sich hier um einen vollständigen Gesinnungswechsel, der dem Leser zugemutet wird. Haben wir uns doch fast alle gewöhnt, die Phrasen der Kaiserhetze gedankenlos nachzubeten.

Ottos Satz, daß nicht der Kaiser uns verraten habe, vielmehr wir ihm die Treue gebrochen hätten, wird ungestümem Widerspruch begegnen, aber ich bitte doch auch die Gegner Wilhelms II., soweit sie im nationalen Lager stehen, die Dinge unter dem Gesichtswinkel zu prüfen, wie weit zurück etwa die Wurzeln des von Otto behaupteten Treubruches reichen! Langsam seit Jahrzehnten

ist die monarchische Gesinnung auch in denen unterwühlt worden, die sich noch für Monarchisten hielten, als sie schon mit Wilson und dem Mammonismus liebäugelten.

Berthold Otto lehnt den Ausdruck: „wilhelminisches Zeitalter" ab und schlägt vor, die Jahrzehnte seit 1870 etwa das „mammonistische Zeitalter" zu nennen. Inwiefern dieses begründet war und heute noch ist, weist er ausführlich nach. Wie hätte ein einzelner Mann das wenden sollen! Das Urteil nach dem Erfolg allein, in diesem Fall also Mißerfolg, ist ungerecht. Man denke an Friedrich den Großen unter der Voraussetzung, Elisabeth von Rußland wäre nicht in der Zeit gefährlichster Zuspitzung der preußischen Dinge gestorben!

Man findet bei Otto eine vollkommene und erschütternde Schilderung des jüngsten deutschen Trauerspiels, mit vielen Einzelzügen, die ganz zu unrecht beiseite geschoben worden sind. Wenn Überzeugung je überzeugen kann, so muß sie es hier tun.

Rudolf Paulsen

NB. Der Verfasser schreibt uns in seinem Begleitbrief: „Ich wende mich voll Vertrauen an die Türmerleser. Das deutsche Volk handelt würdelos an sich selbst, wenn es dauernd den besudelt und besudeln läßt, den es 30 Jahre bewundert und ertragen hat. Die Gerechtigkeit und einfachster menschlicher Anstand gebieten mir, mit Berthold Otto für den Kaiser einzutreten, zu dessen Anbetern ich nie gehört habe. Aber seine, des Kaisers Sache, wurde am 1. August 1914 von jedem Deutschen gewollt; und es ist nicht vornehm, die unterlegene Sache zu verleugnen. Doch unser Volk läßt sich die Hetze gegen Wilhelm II. gefallen, weil er den Mißerfolg hatte. ‚Wilhelminische Ära' —? Gehörte etwa Karl Gottlieb Schulze nicht zu jenem Zeitalter? Ich habe andererseits jenes Zeitalter nie bewundert, aber aus Gerechtigkeitsdrang muß ich verteidigen, was ich früher aus ganz andren tiefen Gründen bekämpft habe. Schulze war nicht besser als Wilhelm II. Leider hatte Wilhelm II. in der Hauptsache lauter Schulzes um sich ..." Diese Gesichtspunkte erschöpfen zwar das Problem nicht, aber sie sind an sich richtig, und wir gaben Paulsen darum gern das Wort in dieser Zeit, wo Emil Ludwigs Buch unliebsame Sensation macht. D. T.

Zwei niederdeutsche Dichter

Der Hanseate Wilhelm Scharrelmann und der Westfale Wilhelm Lennemann begingen im September ihren 50. Geburtstag, der erste am 3., der zweite am 24. September. Beide besitzen die kernige Kraft niederdeutschen Volkstums und zugleich seine seelische Keuschheit, die Klarheit und die Helle und den inneren Reichtum charaktervoller, reiner und reinigender Gesinnung, die Lichtgedanken gütiger Herzen. In ihnen ist nichts von haltloser und zerrüttender Entartung, auch nichts von weichseliger Rührsamkeit, nichts vom Strohfeuer schwülstiger Hohlheit. Sie stelzen nicht mit der löcherigen Würde literarischer Stöckelschuhträger selbstbewußt und großsprecherisch einher. Von Befruchtendem, Samen Streuendem, für ein mannhaftes Leben Ausrüstendem sind ihre allem Aufputz abholden Bücher erfüllt. Es ist mehr von sozialem Empfinden, von Menschenseelen Aufbauendem und Ausgleichendem darin als in so wackeren wie langatmigen Tendenzschriften, ohne daß es den Dichtern um solche ethischen Wirkungen groß zu tun wäre. Denn nichts ist bei ihnen auf Effekte eingestellt, nichts Macherisches ist in ihnen und an ihnen, wie nichts Artistelndes. Da ist alles einfach und innig, echt und ehrlich, wahr und warm empfunden. Und beiden eignet ein ungesuchter, behaglicher Humor zuzeiten, der Humor aufrichtender Menschenliebe. Lennemann steht als Lyriker am höchsten („Saat und Sonne", Schünemann in Bremen). Da fließt es quellfrisch aus den Tiefen seiner suchenden Seele, die „zwischen Sternensehnsucht und Schollenglück" hin und her wandert, ein wenig schwersinnig, verträumt, wehsüß; aber doch immer wieder hebt sich über alle Erdenschwere sein freier Geist. Seine Erzählungen („Auge um Auge, Zahn um Zahn", „Das Geheimnis der alten Bibel", Flemming & Wiskott in Berlin, usw.) in ihrer gediegenen und gesunden Treusinnigkeit gehören in alle Volksbibliotheken. Scharrel-

manns Prosa ist um vieles feiner als die Lennemanns. Es sind die ganz zarten Schwingungen der Seele, denen er nachgeht. Seine ersten Erzählungen schon (genannt seien nur „Piddl Hundertmark“, „Rund um St. Annen“, „Täler der Jugend“) haben eine eigene leise Melodie, einen duftigen Schmelz, Spitzwegisch-Altertümliches, Romantisches, Traulich-Verschlissenes, Dämmerig-Dunstiges bei aller nie beschönigenden geradsinnigen Herbheit. Und er stieg auf zum großen Ernst der Bändigung, zu beherrschter Priesterherrlichkeit, zu apollinischer Abgeklärtheit in seinen letzten edelschönen Werken „Jesus der Jüngling“ und „Die erste Gemeinde“ (alles bei Quelle & Meyer in Leipzig). Wie der junge Jesus die heimliche Krone auf dem Haupte trägt, das ist von göttlicher Reinheit und Lieblichkeit, das ist durchhaucht von dem holden Duft einfachster Worte, wie der Duft unscheinbarer Blüten in Gottes Garten. Die Tabea-Episode in „Jesus der Jüngling“ ist ein strahlendes Kleinod deutscher Poesie. Von beiden Dichtern dürfen wir Schönes, wahrscheinlich das Beste noch erwarten.

Paul Wittko

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Schillers Urenkel ist am 6. November 60 geworden. Man darf diesem kultivierten und belesenen Manne herzlich Glück wünschen zu einem neuen Lebensjahrzehnt. Dem hübschen Buch, das sein Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart bei diesem Anlaß herausgibt, steht ein Leitwort von O. A. H. Schmitz voran: „Alexander von Gleichen-Rußwurm ist einer der sehr Wenigen, in denen das Deutsche ins Europäische gewachsen ist, ohne seine Wurzeln zu verlieren.“ Und in einigen Widmungen und Zuschriften, die das Buch beschließen, schreibt Franz Karl Ginzkey ein lobendes Wort, wie schön es ist „in gigantischem Schatten ein Eigener zu sein“. Ebendort bezeichnet ihn Raoul H. Francé als „eine Brücke, auf der zwei Welten und Kulturepochen sich begegnen“.

Gleichen-Rußwurm ist in gutem Sinne ein ästhetischer Mensch, ohne Ästhet zu sein. Er hat sich im Sinne Schillers gebildet ohne dessen schöpferisches Pathos, das sich dort dramatisch entlädt; aber er ist immerhin nicht ohne dichterischen Einschlag. Seine Art ist freilich mehr kulturgeschichtliche Beschaulichkeit, Lebensweisheit, Verständnis für den Wert der Persönlichkeit als Kunstwerk. Und da sind Männer mit solcher Einstellung in unsrem entseelten und mechanisierten Zeitalter von besondrem Wert.

Die schlanke hohe Gestalt hat im Profil Ähnlichkeit mit dem großen Dichter. Er ist, so viel uns bekannt ist, Schillers letzter Urenkel. Mit einer leisen Wehmut spricht man das aus; doch es ist ein würdiger Ausklang.

Emil Peters

Auch diesen kerndeutschen Mann, der auf der Sonnenhöhe seines Lebens allzufrüh dahinging, darf man zu den zukunftweisenden Idealisten zählen, zu den Fackelträgern des neuen Geistes, der allein imstande ist, Deutschland wieder groß und frei zu machen. Unterbrochen durch eine trübe Epoche materialistischen Denkens, setzt die Weltanschauung der „Goethezeit“ ihren Siegeszug fort. Männer wie Eucken und Lienhard dürfen wieder von den metaphysischen Hintergründen des Lebens sprechen, von der Macht der Seele, von den geheimnisvollen Kräften des Gemüts. In echter Jüngerschaft solcher Neuidealisten, und doch eigengeartet, hauptsächlich durch die Rede wirkend, spricht Emil Peters von den Strahlenden Kräften, von den seelischen Mächten als den Quellen der Wiedergeburt des Menschen, von den „Glückskräften der Liebe“. Zu einem Kulturphilosophen besonderer Prägung wird Peters durch seine biologisch-physiognomische Einstellung. Wie er in seiner Persönlichkeit den Dichter, den Ethiker, den Lebens- und Menschenerkenner vereinigt, so erscheint er uns als ein Typ des neuen Menschen. Im Gegensatz zu den meisten geistigen Führern ist er eine total gebildete Persönlichkeit gewesen, einer von den wenigen Deutschen, die geisteswissenschaftlich und lebenswissenschaftlich gleich gründlich geschult waren. So konnte er auch ein Vorkämpfer

für die Aufartung unseres Volkes werden, weil er nicht nur den ethischen, sondern auch den biologischen Wert der Ehe und der Familie erkannte. Dieser mutige Kampf für Volkskraft, für „Schaffen und Leben", kann in der Zeit eines fast hoffnungslosen Niedergangs der deutschen Familie gar nicht hoch genug bewertet werden. Peters, der bei all seinen hohen Geistesgaben auch über eine hinreißende Beredsamkeit verfügte, hätte — wäre er am Leben geblieben — auf diesem Gebiete eine geradezu reformatorische Arbeit leisten können. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wird Peters als Physiognomiker hochgeschätzt. Sein Werk: Menschengestalt und Charakter, das auf genauen Messungen von Tausenden von Schädel- und Gesichtsformen beruht, gibt uns einen wertvollen Schlüssel zur Erkenntnis der menschlichen Psyche, den freilich meisterhaft nur Peters selbst kraft seiner Intuition handhaben konnte. — Peters Werke („Vom mutigen Leben", „Strahlende Kräfte", „Menschen in der Ehe", „Frauenleben — Frauenliebe", „Glückskräfte der Liebe") sind im Volkskraft-Verlag, Konstanz, erschienen. Die Türmerleser werden in diesen gedankenreichen und mit plastischer Bildkraft geschriebenen Büchern eine ihnen seelenverwandte Natur finden.

Dr. Dürre

Elisabeth Kulmann

Zur Erinnerung an ihren Todestag vor 100 Jahren

An einem rauhen Frühwintertage des Jahres 1825 bewegte sich ein ärmlicher Leichenzug in Petersburg nach dem Smolenskischen Gottesacker. Man begrub die sterblichen Überreste eines noch nicht 18jährigen Mädchens. Beweint von den Ihrigen, trauerten um diese liebliche Knospe vor allem die Großen im Reiche der Geister. Trotz ihrer Jugend hatte sie schon deren Anerkennung erworben gehabt. Dichterin war sie in 3 Sprachen und beherrschte, wie ihr Grabdenkmal mitteilt, 11 Sprachen. Ein Meteor ihrer Zeit!

Elisabeth Kulmann (geb. 17. Juli 1808, gest. 1. Dezember 1825) entstammte einer russischen Militärfamilie und war in Petersburg geboren.

Ihr von Speyer gebürtiger Vorfahr war unter Zar Alexei Michailowitsch, dem Vater Peter des Großen, um die Mitte des 17. Jahrhunderts in russische Militärdienste getreten. Die Eltern waren Boris Feodorowitsch Kulmann und Maria, geb. Rosenberg.

Früh vaterlos wuchs sie wohl unter sehr ärmlichen äußeren Verhältnissen auf; die Menschen aber, die um sie waren, bildeten einen Kreis „johannischer Gestalten", die sich an Liebe und Güte gegenseitig verschwendeten.

Mit stiller Wehmut können wir, im Zeitalter des ödesten Materialismus, jenes harmonischen häuslichen Bundes gedenken, wo unter der Herrschaft des selbstherrlichen Zaren Deutsche und Russen, Orthodoxe, Katholiken und Lutheraner mit Liebe, Achtung und Verständnis für die gegenseitigen Schwächen in Elisabeths Hütte ein und aus gingen. Und mit welcher Ergebenheit trug ihre Mutter ihr hartes Schicksal! Hatte sie doch nicht allein den Ernährer verloren, sondern auch noch von 7 Söhnen vier, welche das Leben für ihr Vaterland hingegeben hatten.

Einen eigentlichen Schulunterricht hatte Elisabeth nie genossen, aber sie hatte prächtige Lehrer. Da waren vor allen ihr späterer Herausgeber, der rechtsrheinische Pfälzer Karl Friedrich von Großheinrich, ein Jurist, Karl von Kretty, ihr Zeichenlehrer und ihr Hausvater, ein würdiger alter Priester, Iwan Jegoritsch.

Ihre Werke umfassen: I. Die Gemäldesammlung in 60 Sälen. II. Anakreons Übersetzungen in 8 Sprachen. III. Die Übersetzung von Oserovs Trauerspielen ins Deutsche. IV. Die Übersetzung zweier Trauerspiele Alfieris ins Deutsche und dessen Saul ins Russische. V. Ihre poetischen Versuche in deutscher, italienischer und russischer Sprache. VI. Übersetzungen von Iriates Fabeln aus dem Spanischen. Bruchstücke von Camoens Lusiade und Miltons Verlorenem Paradiese. VII. Die ausländischen Märchen in russischer Sprache, davon Dobrüna Nikititsch und Aladins Wunderlampe deutsch. VIII. Ihr Schwanengesang, den sie unter den heftigsten

Hustenanfällen niederschrieb, war die Übersetzung neugriechischer Volkslieder.

Sie hatte zweifelsohne ein durch Homer, die Klassiker des Altertums und durch die Bylinen stark beeinflußtes episches Talent. Bei ihren Gedichten in ungebundener Rede, die sich durch tiefe Wahrheit und Anschaulichkeit auszeichnen, hat man oft, wie Joh. Heinrich Voß sich einmal äußerte, das Gefühl, daß man die Übersetzung eines unbekannten klassischen Werkes vor sich habe.

Trotzdem sie den Reim nicht liebte, beherrschte sie ihn doch, und z. B. die Schilderung des Urwaldes in einer der „Afrikanischen Szenen" ist sicher ein Kabinettstück ersten Ranges. Ihre Volkstümlichkeit in deutschen, vor allem süddeutschen Landen, verdankte sie aber sicherlich der Bearbeitung unserer Sagen.

Der Freischütz hatte seinerzeit auf das 15jährige Mädel großen Eindruck gemacht; sie wollte etwas Ähnliches schaffen und nahm sich den Rodensteiner zum Vorwurf, leider kam diese Arbeit nicht zum Abschluß; obenerwähnter Zeichenlehrer hatte schon dazu Kostüme und Kulissen ausgearbeitet.

Wenn man die stattliche Anzahl ihrer Werke überblickt, beschleicht einen aber das Gefühl, daß hier ein ungeheurer Raubbau am Leben und an der Gesundheit eines Kindes getrieben wurde. Man legt sich rein menschlich die Frage vor: war denn da niemand, der dies zarte Geschöpf an der Überarbeit hätte hindern können? Sie hätte vielleicht noch einige Jahre gewinnen und die Welt mit reiferen Werken, mit Werken, geboren aus der Tiefe eigensten tiefsten Erlebens und Fühlens beschenken können.

Das Lob und die Würdigung so hoher Geister wie Goethe, Jean Paul und Karamsim stachelten zu sehr ihren Ehrgeiz an, mehr als ihrer Gesundheit zuträglich war.

Ihre Heimat Rußland erkannte sie als große Dichterin an, und die Akademie der Wissenschaften gab in zwei Auflagen ihre russische und in zwei Auflagen ihre deutschen und italienischen und in einer Auflage ihre sämtlichen Werke heraus. (Ob sich wohl diese Akademie und das Bergcorps, wo die Dichterin und ihre Mutter eine Zeitlang die Wohnung Jwan Jegoritschs teilen durften, bei ihren jüngsten Jubelfeiern ihrer erinnerten?)

Die deutschen Werke erlebten in Deutschland eine sehr große Zahl von Auflagen. „Biedermeiers" Töchter vor allem schwärmten für die Gedichte und Sagen dieses armen, früh verstorbenen Mädchens. Großheinrichs Ausgabe mit den entzückenden Lithographien des Heidelberger Romantikers Philipp Schmitt (Vater von Guido Schmitt) nach Zeichnungen von Kretty, war sehr beliebt. Aber rasch verblaßte auch ihr Ruhm.

Der große Meyer vom Jahre 1854 brachte einen langen Artikel über sie mit einem prächtigen Stahlstich nach einem Bilde von Catozzi, der sie in einem reichen römischen Gewande darstellte. Welch ein Hohn auf die Wirklichkeit, auf Elisabeths drückendste bitterste Armut!

In der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Kurz 1857 ist sie noch behandelt, während die Literaturgeschichten der 60er Jahre ihren Namen schon nicht mehr führen.

Dr. G H.

Der Walzerkönig Johann Strauß im Roman und in der Novelle

„Und du bist Johann Strauß! Du bist ewig! Deine Geige singt weiter, dein Taktstock weckt Lebensfreude und schwingt über der Welt. Du bist der lachende Geist, der klanggeformte Daseinsjubel. Du Freudenbringer in Not und Jammer, du Bezwinger der ringenden Zeit, du jauchzende Walzerlust, du lebst! In dir ist Wien, Wien bist du; du bist Welt, weil du die klingende, singende Freude bist, der Lenz der Töne, der in allen Herzen blüht!" — so besingt Fritz Lange am Schlusse seines soeben erschienenen Strauß-Romans (Verlag Rich. Bong, Berlin) den walzerseligen Meister aus der musikfrohen Stadt am Donaustrande. Wie von dem Verfasser einer trefflichen Johann Strauß- und Lanner-Biographie (Fritz Lange: Josef Lanner und Johann Strauß. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel) zu erwarten war, ist dieser in allen Teilen fesselnde Roman mit einer staunenswerten Beherrschung der einschlägigen

Literatur und aus dem inbrünstigen Gefühl einer schwärmerischen Verehrung für den Helden und das Wienertum überhaupt geschrieben worden. Wir erleben die Glanzzeit des Vaters Strauß; wir dürfen den Meister im Kreise seiner Musikanten belauschen und Zeuge von nicht immer erquicklichen Familienszenen im Hirschenhause sein, wir hören, wie dieser musikalische Freudebringer umbrandet ist von den Begeisterungswogen seines Publikums in den Wiener Konzertsälen und -gärten. Wie sein Vater sich vom kümmerlichen Wirtshausmusikanten zum gefeierten Walzerkönig Wiens emporarbeiten mußte, so blieben auch dem jungen Johann Strauß Irrungen und Wirrungen in seinem von Sturm und Drang erfüllten Künstlerdasein nicht erspart. „Wellen und Wogen" tauft er deshalb sinnvoll einen seiner schönsten Walzer. Aus Enge und Zwang eines widerwillig ergriffenen Studiums an der Hochschule befreit ihn ein kühn verübter Streich, und in der Nachfolge seines ruhmreichen Vaters sieht er sich bald auf den Sonnengefilden beglückenden Künstlertums...

Die mit frischem Temperament und erlesener Stilkunst geschriebene Novelle „Der Frühlingswalzer" des österreichischen Dichters **Robert Hohlbaum** (Verlag Gebrüder Stiepel, Reichenberg i. Böhmen) stellt Vater und Sohn Strauß als sich zunächst scharf bekämpfende Gegensätze in die Wirren der auch bei Lange geschilderten Wiener Revolution von 1848. Die tollen Ereignisse sind aber mit köstlichem Humor aus aller dumpfen Schwere befreit.

Mit neckischem Humor und beflügelter Phantasie plaudert **Walter Möller** in seinem musikalischen Novellen- und Skizzenbande „Von Bach bis Strauß" (Verlag von Wilh. Möller, Oranienburg bei Berlin) von Erlebnissen des Walzerkönigs beim Einlaßbegehren in den Himmelsraum. Erst dank der Fürsprache seines Freundes Johannes Brahms, der die Himmelsseligen mit einer gar herzrührenden Geschichte von der walzerseligen Kunst des Meisters von ihrer Weigerung des Einlasses abzubringen weiß, darf Johann Strauß die breiten, goldenen Stufen der Himmelstreppe emporschreiten.

Dr. **Paul Bülow**

Weltrekord

Durch die Berliner Presse ging kürzlich die Nachricht, Deutschland hätte einen neuen „Weltrekord" in Gold- und Wertpapiersendungen auf dem Luftwege aufgestellt. Und zwar war dieser Weltrekordflug die Übersendung unserer fälligen Reparationszahlungen von 9660000 Pfund in Dawes-Anleihestücken durch Flugzeug von Berlin nach London.

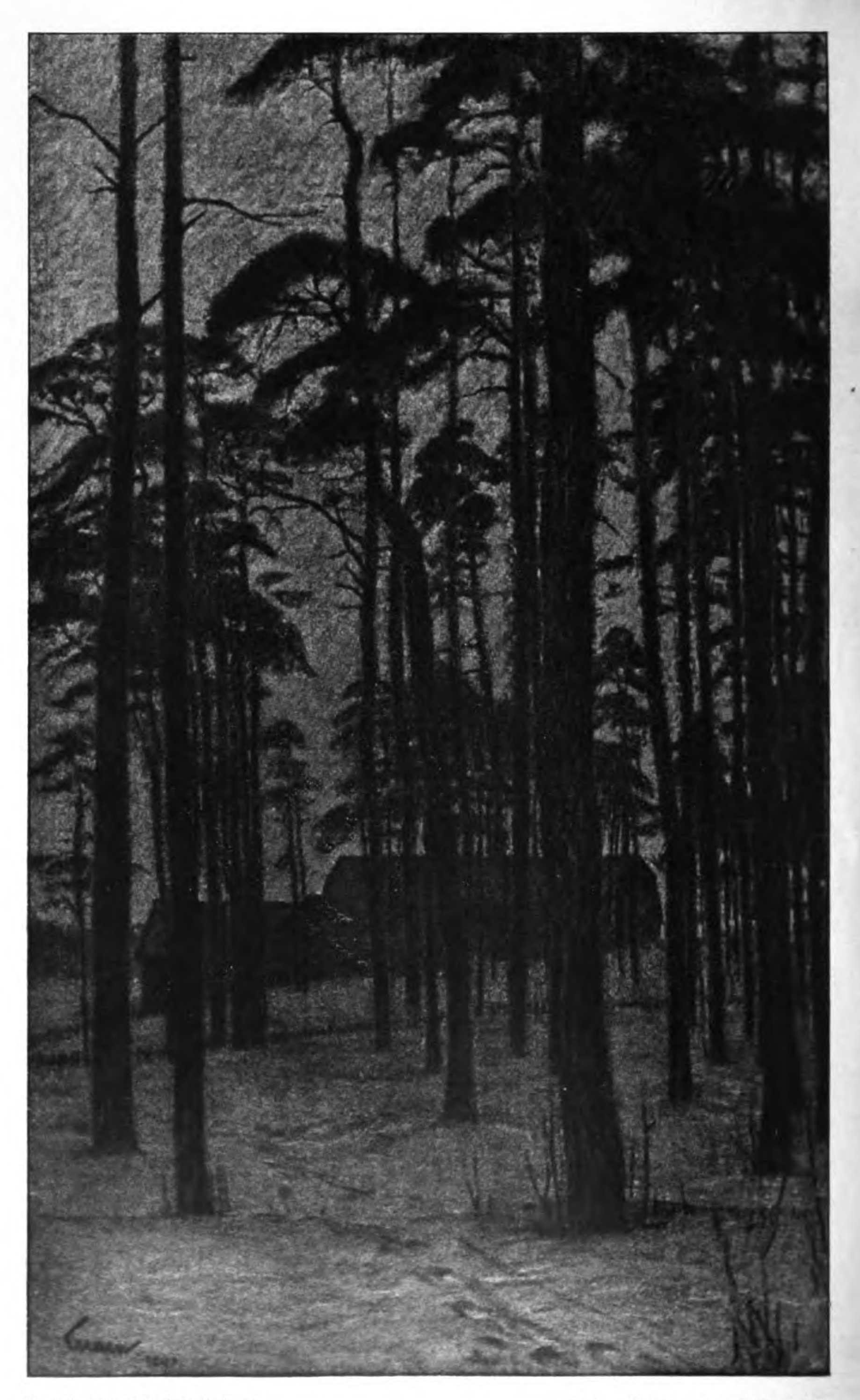
— Auch ein Weltrekord, dieser Goldflug! Es werden ja heutzutage soviel Rekorde aufgestellt, warum soll man das fliegende Gold nicht einmal messen? Doch haben wir wahrlich keinen Grund, hierauf stolz zu sein oder davon Wesens zu machen. Kann man denn dabei vergessen, daß dieses Gold **Mühe** und **Arbeit unseres Volkes** bedeutet, kann man vergessen, daß unser versklavtes Deutschland einen Weltrekord im **Schuldenzahlen** aufgestellt hat?

Jeder einzelne von uns hat es bitter fühlen müssen, daß wir ein besiegtes, der Willkür fremder Machtstaaten ausgesetztes Volk sind. Und nun liefern wir unser Gold, die Arbeit von Tausenden deutscher Männer und Frauen, im „Weltrekord" mit Eilflug nach England...

Sollte uns nicht endlich dieses Possenspiel zum Bewußtsein kommen?! Weltrekord, ja — wir stehen in der Tat an der Spitze: in der **Versklavung!**

Hans-Heinz Albrecht

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Wo der Wald sich lichtet

Prinz Eugen von Schweden



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. | Januar 1926 | Heft 4

Immer stärker empfinden wir die Notwendigkeit einer neuen Synthese des Lebens, die Notwendigkeit einer zusammenfassenden und befestigenden Gedankenwelt. Eine solche kann aber unmöglich aus der Zerstreuung des unmittelbaren Daseins hervorgehen, sie fordert eine Umkehrung dessen: sie verlangt eine Wendung zur Metaphysik. Die Wahrheit des Hegelschen Wortes, daß ein gebildetes Volk ohne Metaphysik einem sonst mannigfaltig ausgeschmückten Tempel ohne Allerheiligstes gleiche, läßt sich immer weniger leugnen. Wir beginnen der bloßen Gelehrsamkeit ebenso satt zu werden wie der Verflachung und Verneinung; denn wir sehen unser geistiges Selbst und mit ihm die Möglichkeit aller und jeder Wahrheit bedroht.

Rudolf Eucken

Das Einheitsstreben in der neueren Philosophie

Von Rudolf Eucken

Der greise Geheimrat Prof. Dr. Eucken stellt uns freundlicherweise in unverminderter Frische diese Gedanken zur Verfügung. Wir beglückwünschen den Altmeister deutsch-idealistischer Philosophie herzlich zu seinem achtzigsten Geburtstag. D. T.

Der Beginn der Neuzeit brachte einen schroffen Bruch zwischen Mensch und All, wie er wissenschaftlich namentlich in der Gedankenwelt von Descartes zum Ausdruck kam. Die Aufklärung suchte den Spalt durch eine Verständigung von Mensch und Welt zu überwinden; sie hat hervorragenden Scharfsinn an diese Aufgabe gewandt. Aber dem geschärften Denken Kants entging nicht der Widerspruch des Unternehmens, zugleich zu scheiden und zusammenzubringen; so hat er eine neue Bahn eingeschlagen, indem er innerhalb des menschlichen Bereiches ein schaffendes Leben aufdeckte, den Menschen von dem Druck einer außer ihm befindlichen Welt befreite und aus seiner Selbsttätigkeit eine Welt hervorgehen ließ, die keiner Verbürgung ihrer Wahrheit von draußen bedurfte. Hegels Gedankenarbeit entfernte sich in ihrer näheren Fassung weit von Kant, aber gemeinsam ist beiden Denkern das Streben, im Menschen ein geistiges Schaffen anzuerkennen, das die Enge des bloßen Menschen überschreitet, sich als einen völligen Selbstzweck gibt, ein Gesamtreich der Tätigkeit, eine Tatwelt, bildet. Das bedeutet eine völlige Umkehrung des sinnlichen Anblicks der Dinge; dieser führt nur zu einer Erscheinungswelt, den Philosophen aber macht eine solche Wendung zum Entdecker und Weiterbildner einer echten Wirklichkeit.

Aber innerhalb des verwandten Strebens bilden Kant und Hegel einen schroffen Gegensatz, die moralische und die intellektuelle Lösung des Problems treiben nach entgegengesetzter Richtung. Kant gewinnt den entscheidenden Punkt erst durch eine gründliche Scheidung und Verneinung, theoretische und praktische Vernunft treten ihm deutlich auseinander; erst indem seine einbohrende Arbeit die sinnliche Welt herabsetzt, gelangt er zu einem sicheren Reich der Wahrheit. Es geschieht das aber nach seiner Überzeugung in der Welt der Moral; diese bildet hier nicht ein bloßes Stück eines weiteren Lebens, sondern sie erweist sich als den Kern alles geistigen Lebens. Hier vermag unter der Leitung der praktischen Vernunft die Tätigkeit eine volle Wirklichkeit zu erzeugen, welche über der Besonderheit und der Begrenztheit des bloßen Menschen liegt und als die Tiefe aller Wirklichkeit gelten darf. Damit wird die Kluft, welche sonst zwischen dem Menschen und dem All lag, von innen her überbrückt; es eröffnet sich eine in der moralischen Freiheit begründete Welt, als Teilhaber an dieser Welt erlangt der Mensch eine unvergleichliche Größe und Würde. Von dem Grundgedanken dieser Überzeugung aus klären und vertiefen sich hier alle einzelnen ethischen Grundbegriffe, wie Pflicht, Persönlichkeit, Charakter usw., sonst nur vereinzelte Stücke, greifen sie jetzt eng ineinander, erhalten sie eine feste Grundlage und eine schärfere Fassung, steigern sie wesentlich ihr Vermögen.

Auch Hegel verficht ein selbständiges Wirken weltschaffender Art, auch er erstrebt

ein inneres Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit. Aber er sieht ein solches Wirken im Denken, in einem autonomen Denken, das sowohl die menschlichen Vorstellungen als die menschlichen Zwecke übersteigt, in sich selbst ein Gesetz und eine Kraft fortschreitender Bewegung trägt und alle Umgebung in diese Bewegung hineinzieht. Das so verstandene Denken steht nicht neben den Dingen, sondern es wird zu einem Erzeugen der Dinge: in ihm finden diese ihr eignes Wesen und ihre volle Wahrheit. Wie bei Kant, so bildet auch bei Hegel die Freiheit den höchsten Wert und das letzte Ziel; aber sie verlegt sich hier aus dem Moralischen ins Intellektuelle, aus der Gesinnung der Persönlichkeit in das geistige und intellektuelle Wirken. Es fehlt hier keineswegs eine Moral, aber sie erhält die höchste Aufgabe darin, den Menschen ganz und gar in das objektive und universale Denken zu versetzen und allen Eigensinn des Individuums zu brechen; die in sich selbst vertiefte Gesinnung weicht hier der Hingebung an den überlegenen Geistesprozeß. Das Denken wird damit über die einzelnen Lebenskreise hinausgehoben, es wird zugleich als eine im Menschen wirkende und ihn bezwingende Macht anerkannt.

Was immer an Hegels Leistung angreifbar sein mag, sein Unternehmen ist der letzte Versuch, das Problem einer innern Verbindung des Menschen mit dem All durch eine heroische Umkehrung zu lösen. Seitdem hat die Philosophie ein solches kühnes Schaffen als ein gefährliches Wagnis aufgegeben und auf alle selbständige Metaphysik verzichtet. Aber mit der Gefahr hat sie zugleich auf eine innere Größe und auf eine wesenhafte Bedeutung für das Ganze der Menschheit verzichtet.

Von beiden Lösungen des Weltproblems sind eingreifende Wirkungen auf das geschichtliche Leben ausgegangen; sie haben nicht bloße Theorien entworfen, sondern sie haben das gemeinsame Dasein umgestaltet. Kants Steigerung der moralischen Gedankenwelt ist ein Hauptstück einer inneren Kräftigung unseres deutschen Volkes geworden. Mit Recht hat Goethe ihm ein „unsterbliches Verdienst“ zuerkannt, „uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben“. Die moderne Kulturidee aber hat keine bedeutendere Fassung erlangt, als Hegel sie ihr gegeben hat. Durchgängig war er bestrebt, die Gedankenmassen auf einen zusammenhaltenden Begriff zu bringen und sie mit einer aufhellenden Idee zu durchwirken; namentlich Geschichte und Gesellschaft haben dadurch viel gewonnen, ohne Hegel ist der geistige Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht zu verstehen.

Aber wie hoch wir diese beiden Lebensbewegungen schätzen, und so unentbehrlich ihr Wirken ist, sie lassen sich unmöglich unmittelbar zusammenfügen; sie geraten leicht in einen Zwiespalt, ihre Ziele und ihre Werke gehen vielfach auseinander. Dieser Zwiespalt führt letzthin auf den prinzipiellen Unterschied von Moral und Kultur. Die moralische Gestaltung des Lebens neigt dazu, die intellektuelle Leistung als eine Nebensache zu behandeln, umgekehrt geschieht es, wenn die intellektuelle Gestaltung sich dem moralischen Verhalten überlegen dünkt. Das Vermögen und das Selbstvertrauen der Kultur erscheint der Moral oft als eine ungebührliche Überspannung menschlicher Kraft; die von der Moral hochgehaltene Gesinnung der Aufopferung, der Ehrfurcht und Demut aber dünkt oft der Kulturarbeit als matt und schwächlich. Auch unsere Zeit leidet an einem Zwiespalt dieser Strömungen und Stimmungen.

Unmöglich kann jedoch dieser Zwiespalt das letzte Wort bedeuten. Die Menschheit bedarf zur Erreichung ihrer Höhe unbedingt sowohl einer Unterordnung unter eine geistige Macht, als auch der mutigen Aufbietung des eigenen Vermögens; wir verfallen einem gefährlichen Dualismus, wenn wir die beiden Bewegungen voneinander trennen. Dieser Dualismus muß konsequent durchgeführt die Gedankenwelt zerreißen, jede der beiden Mächte bedarf zur Aneignung des ganzen Menschen einer Begründung in einem schaffenden weltüberlegenen Leben. Aber wie soll beides zusammenkommen, wenn die beiden Ansprüche sich durchkreuzen, ja sich gegenseitig ausschließen? Diese Erwägungen drängen dahin, dem Streben eine breitere Grundlage zu geben, welche den Gegensatz von Moral und Kultur umfaßt und jeder Seite ihr Recht innerhalb des Ganzen zuerkennt. Eine solche Grundlage kann aber unmöglich durch eine Zusammensetzung auf dem Boden der Erfahrung gelingen; sie fordert eine Umwälzung des gegebenen Daseins, sie fordert ein Wirken einer schaffenden Geistigkeit, sie fordert damit ein eigentümliches Gesamtbild des menschlichen Lebens und seiner Stellung im All. Ein solches Ziel muß auch dem heutigen Streben vorschweben, wenn wir der immer wachsenden Zersplitterung einen Damm entgegensetzen wollen. Die Richtung zum Weltproblem haben uns jene beiden großen Denker gewiesen, aber es gilt für uns was in ihnen an Gegensätzlichem liegt, zu überschreiten und im engen Zusammenhang mit dem Weltproblem eine überlegene Einigung anzubahnen.

Meine eigne Lebensarbeit diente an erster Stelle diesem Problem. Ich habe schon in meiner ersten Schrift zur prinzipiellen Philosophie, in der „Einheit des Geisteslebens" (erste Auflage 1888, zweite unveränderte Auflage 1925), jene Frage als die entscheidende behandelt und sie immer von neuem hervorgehoben. Man möchte meinen, daß bei dem heutigen Zerfall des geistigen Lebens dieses Verlangen nach innerer Einheit und zugleich nach einer engeren Verbindung des Menschen mit dem All immer dringender wird.

Adel

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Trag die sieben Zinken deiner Krone
Und den alten Namen des Geschlechts!
Ob mit Hohn und Spott die Welt es lohne —
Trag sie frei und schau' nicht links noch rechts!

Aber wehe, wenn die stolzen Zeichen
Viel zu groß für deine kleine Tat!
Wachsen mußt du, um hinanzureichen
An dein reichsfreiherrlich Baronat.

Stark in Demut! Hochgemut und linde!
Ritterlich, und wärst du auch ein Knecht,
Wärst du auch dein eigenes Gesinde:
Bleibe adlig! Bleibe es — erst recht!

Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

(Fortsetzung)

1656

Um einen reichgedeckten Tisch sitzen drei würdevolle Männer, ehrenwerte Amsterdamer Bürger. Sie sitzen im Ornat ihrer amtlichen Würde und besprechen mit harten starren Lippen und verschlossenen Mienen, was aus Rembrandt, dem Maler, werden soll, der ihnen viele tausend Gulden schuldet. Sie wissen, er kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Sein Pinsel könnte es, wenn die Stadt ihm einige bedeutende Aufträge geben würde. Das neue Rathaus soll mit großen Bildern der Landesgeschichte ausgeschmückt werden. Aber sie kennen den Starrsinn dieses Mannes, der nicht zu beugen ist. Ihm geht der einsame Weg seiner eigenen Natur über alles. Sie wagen nicht, ihm persönlich den erlösenden Auftrag zu bringen. Nach bestimmten Wünschen der Stadtverwaltung würde er seine Malweise doch nicht einrichten. Die Kunst sei keine Dirne. So würde er ihnen antworten.

Das alles besprechen sie ernst und mühsam. Keiner will dem berühmten Mann zu nahe treten, keiner will ihm ein Leid antun. Aber auf ihr Geld wollen sie auch nicht verzichten. Sie blicken sich nicht in die Augen. Frage und Antwort geht ihnen so schwer von der Zunge wie dem Könige Ahasver beim Gastmahl der Esther.

Ihre Gedanken weilen bei Rembrandt. Sie wissen, sein Haus ist mit Kunstschätzen angefüllt, die einen hohen Wert besitzen. In der Konkursmasse ließen sich diese billig erstehen. Zum zehnten Teil ihres wirklichen Wertes. Man würde reichlich auf seine Kosten kommen. So denkt ein jeder, aber keiner wagt es auszusprechen. So sind die Menschen, selbst die würdevollsten.

Armer Mann, du bist verloren, weil du ein Haus besitzest, das mit Kunstschätzen angefüllt ist. Nur aus diesem Grunde bist du dem Untergange geweiht.

Die drei ernsten schweigsamen würdevollen Männer im Ornat beschließen ganz im Stillen ihrer Seele deinen Konkurs.

Das Buch der Heimsuchung

1658

Wieder tauchst du vor mir auf wie damals in der stürmischen Nacht am Meere: gebückt und grau, nicht vom Alter ergraut, ach nein, von der ewigen Angst, dem Zorn und der Rache deiner Verfolger überantwortet zu werden. Wo malst du deine spärlichen Bilder? Niemand weiß es. In irgend einem verborgenen Keller, in den der Schimmer des Tages geheimnisvoll hereindringt? In der Dachkammer eines deiner früheren Schüler, der in alter Treue die Staffelei mit dir teilt?

Ein Heim hast du nicht. Ein Verfolgter hat kein Heim. Wenn das Dunkel der gütigen Nacht seinen Mantel über die Geächteten breitet, schleichst du zu Hendrickje und Titus und zu deiner kleinen Kornelia, die kein Püppchen hat, an das sie die Zärtlichkeit ihres Kinderherzens verschwenden kann. Deine Lieben sind heimatlos wie du selber; sie sind fast mittellos und ziehen von Herberge zu Herberge.

Im Hintergrunde lauern die Gläubiger auf die Wunder deines Pinsels, die sie bereits im Geiste in Gold und Silber ummünzen. Wissen sie nicht, daß du schon lange kein Ansehn mehr hast in den Palästen der Reichen? Sollte ihren spürsinnigen Augen verborgen geblieben sein, daß ein Künstler, den die Prinzengracht, die Keyzersgracht geächtet haben, vogelfrei ist? Sein Genius zählt nicht mehr, und könnte sein Flug um das funkelnde Weltall mit all seinen Rätseln und Wundern kreisen; seine Seele ist ihnen ein verwehendes welkes Blatt, eine Woge im Weltmeer.

Und du warst doch ein großer Herr, ehe dein reichbeladenes Kauffahrteischiff an der Küste der Mißgunst zerschellte! Nun trieb das Leben einen Schiffbrüchigen auf den Wellen.

Einen Schiffbrüchigen und einen Verstoßenen. Ja, hättest du noch zu rechter Zeit ehrfürchtig vor dem Geschmack der Reichen deinen Hut gezogen, wie es sich doch für einen überschuldeten Künstler geziemt hätte, dir wäre noch zu helfen gewesen. So aber erlittest du Schiffbruch, du stolzer eigensinniger Mann, bis eine gnädige Woge dich an die Küste des Elends warf.

Da schlepptest du dich weiter, treuer Diener des Lichts, mit zerschlagenen Händen auf den steilen Wegen, die zu den ewigen Höhen der Hoffnung führen, die in unvergänglicher Schönheit das Tal des Lebens überstrahlen.

O, ihr glühenden Höhen der Sehnsucht, ihr unerreichbaren Berge des Lichts! —

Gebückt und grau gehst du deinen harten Weg. Voller grausamer Begebenheiten und Demütigungen waren die beiden letzten Jahre. Schau nicht mehr zurück! Das alles muß dich nicht mehr quälen. Es harren deiner noch große Taten, deren Wert nur du zu ahnen vermagst. Die Menschen sind ein kleines grausames erbärmliches Zwergengeschlecht, das hättest du in deine Lebensrechnung einstellen müssen. Es geht aber auch ohne Reichtümer, wenn ein hilfreicher Freund sich aufmacht in der Ferne. Kein Freund wie Jan Six, der reiche Tuchfärber, wenn er auch später einmal in seiner Vaterstadt Schöffe, ja am Ende sogar, in dreiunddreißig Jahren, Bürgermeister von Amsterdam wird. Du brauchst einen Kerl wie Jan Lievens, der weiß, welch eine majestätische Seele du hast.

Lebst du noch, Jan Lievens? Hielten dich Ruhelosen die Wälle von Amsterdam umschlossen, es wäre nicht so weit gekommen mit deinem Jugendfreund. Und sollte dich eines Tages die Sehnsucht heranführen, würdest du ihn auch finden können in den Hafenspelunken, in denen er sich, ein wertloser Wurm, verkrochen? Gelänge es dir doch, Prachtkerl, ihn von der Branntweinflasche fortzulocken und in das blendende Tageslicht hineinzustellen, der du noch im Ansehn der Welt stehst!

1659

1.

— Spiegel, hier sitz ich wieder wie in besseren Tagen. Sie haben dich mir gelassen, wie sie mir mein Werkzeug ließen. Du einziges Prunkstück in diesen kahlen feuchten Wänden, seltsam nimmst du dich aus! Ich streichle dich wie eine Haarlocke Saskias. Ach, Saskia! Aber arbeiten kann ich nicht, ich bin wie gelähmt. Es dämmert. Schon steigt das Sonnenlicht wieder hinauf zur Decke. Der milde Lenztag macht mich ganz krank. Lichter, warum bleibt ihr stehn auf meinen Händen, auf meinem Haar?

Welch ein zartes Licht umwebt mir das Haupt! Narrst du mich, Spiegel? Niemals sah ich mich mit diesen wehen Augen, die nach innen zu blicken scheinen. — Spiegel, Spiegel, das ist nicht mehr der harte stolze einsame Mann, der mich angeistert; nimmer der um Unabhängigkeit kämpfende todwunde Ritter, der niemals vor der Dirne Welt Haupt und Knie beugte. Rembrandt, wende dich ab von diesem hohlwangigen Gespenst. Was hab' ich dir getan, trübsinniger Geist im Spiegel? Niemals sah ich ein gottähnlicheres Licht, einen tieferen inneren Glanz in ein Paar Menschenaugen! Ob ich sie jemals vergessen kann? Ich müßte sie denn malen. Gewiß, ich habe nicht immer wie ein guter Christ gelebt: ich habe Saskia vergessen und Hurerei getrieben. Ich betrinke mich jetzt oft bis zur Besinnungslosigkeit, tagelang, nächtelang. Bis in den Straßenkot habe ich meine Seele entwürdigt. — Verzeih mir, Christus, Heiland! Oder ... nein, nein ... sollte dies dort im Spiegel meine arme gekreuzigte Seele sein?

2

— Mann, wer bist du und woher kommst du? —

— Was schert es dich, Wirt, du dickes Schnapsfaß! —

— Will ich doch wissen, wer diejenigen meiner Gäste sind, die auf Borg aus sind. —

— Hier verkehren nur solche, die ihren Namen längst vergessen haben. —

— Nimm's nicht krumm. Ich drück' ja gern ein Auge zu. —

— Schon recht. Da brauchst du nicht lange zu drücken, bei deinen Schweinsäuglein. —

— Aber, Mann, eine Frage tu mir beantworten. Wer ist der Schweigsame, der schon manchen hier gegen Entgelt zeichnete? —

— Vielleicht ein Verfolgter, ein Geächteter, jedenfalls keiner von den Unsrigen. —

— Woran siehst du das? —

— Er lästert nicht und speit nicht aus. Aber der Teufel soll mir in die Hose fahren, wenn ich mehr weiß als dies. Doch will ich dir's auskundschaften, wenn du ein Fläschlein Besseren ausgibst. —

— Mach' deine Sache gut. Dort kommt er! —

— Guten Frühmorgen, Bruder! Noch krähten die Hähne nicht zum erstenmal. —

— Die Stunde der Häscher und Verräter! —

— Du ängstigst mich! Ist Gefahr im Anzug? —

— Ich gedachte des Heilands. —

— Wirt, Schnapsfaß, einen Korn für den Bruder und mir einen Höllenbrand! —

— Danke, ich trinke heute nicht. —

— Da soll der Himmel einfallen, und die Engel sich zu uns an den Tisch setzen. Du trinkst nicht? —

— Ich feiere im stillen den Tag meiner Geburt. —

— Nie hab' ich den meinigen in Erfahrung bringen können. Meine Eltern konnten sich nicht drauf besinnen. —

— An die Mutter muß ich denken; sie war eine herzensbrave nüchterne Frau. —

— Bruder, du tust recht daran. Meine Mutter selig hab' ich tief in dies verlotterte Herz geschlossen, lehrte sie mich doch das Trinken. Sie wurde so schwermütig, daß sie

ohne ihre Busenfreundin, die Flasche, den Jammer des Lebens nicht ertragen konnte: bin ich doch sogar im Rausch in diese Welt der Schrecken gekommen. —

— An die Schwester muß ich denken, die gut war und rein. —

— Die meine trieb ein trübsinnig-lustiges Handwerk. —

— An den Jugendfreund muß ich denken. —

— Darauf stieß' ich mit dir an, wenn du heute nicht von absonderlichen Mucken besessen wärest. Nicht zwischen baumhohen Pfosten, die der Staat vortrefflich zu errichten versteht, bleicht der meine an luftiger Stelle, der Beneidenswerte. Er war ein fröhlicher Bursche, trieb es mit jedem Mädel, das er den Bauern im Seeländischen entführen konnte, in natürlichster Weise, bis er zur Deportation verurteilt wurde. Da wiegelte er während der Überfahrt seine Sträflingskumpane zu einer Verschwörung auf, Kapitän und Mannschaft verschwanden nach entsetzlichen Folterungen in den Wellen, und die Seeräuberbrigg kreuzte mit der blutroten Fahne lauernd auf allen Meeren, bis sie ein Engländer in den Grund bohrte. Meinen Freund wollte dies Lumpenvolk an der ersten besten Palme an der afrikanischen Küste dem Himmel weihn, doch er entwich. — Aber, Meister Namenlos, wie kommt es, daß du den Stift so wacker zu führen verstehst? —

— Das bißchen Zeichnen hab' ich mir selber beigebracht. —

— Beim Schwanzende des Satans, im Lügen bist du kein Meister! —

— Warum lächelst du so verschmitzt? —

— Nicht unwirsch werden. Du trägst zu dick auf wie die schlechten Maler. —

— Nun muß ich aber selber lächeln. —

— Spottest du meiner? Mein Messer soll dir die Zunge vierteilen, Hundsfott! —

— Nimm's gemütlich. Du hast eine große Schulweisheit zum besten gegeben. —

— Eine Schulweisheit? Was meinst du damit? —

— Bin nämlich der Meinung, daß auch gute Meister dick auftragen sollen. —

— Aha! Du bist Maler? —

— Wer sagt das? —

— Wirt, hast du gehört? Meister Namenlos ist Kunstmaler. Er soll uns alle abkonterfeien wie Meister Frans Hals. —

— Meister Namenlos, wenn du der Meister Rembrandt sein solltest, so wandre weiter. Man fahndet nach dir. In der Nacht kam ein vornehmer Mann hier vorüber mit einem flämischen Bart. Vielleicht ein Verkappter. — Der fragte nach dem Maler Rembrandt. —

3.

— Zum gehetzten tollwütigen Hunde ward ich, der sich umstellt weiß und mit dem Schädel an die Mauern der Sackgasse anrennt. O Herr der ewigen Natur, wie kam ich in deinen furchtbaren Zorn, daß jeder Stein, auf den mein Fuß tritt, zum glühenden Eisen wird?

Schweigend hab' ich gelitten all die letzten Jahre, diese unendlichen Jahre, ohne Murren geschaut, wie mein Werk und mein Werkzeug von gierigen Kunsthyänen zerstreut und zerstört wurden. Die Tausende von Blättern meiner Hand, die dem Leben abgeschaut und dir, Schöpfer des ewigen Lichts, dienen sollten zum Preise als geringe Gabe des geringsten deiner Knechte, sind ihres heiligen Zweckes beraubt.

Dies alles erduldete ich still und ergeben, denn du hast es so befohlen. Aber der Stachel, die Peitsche meiner Verfolger quält mich ohn' Ende, finde ich doch nicht mehr die Ruhe zum Arbeiten, um deiner Verherrlichung zu leben. Meine Tage vergehen nutzlos, und mein Hirn zerglüht zu Asche.

Warum gabst du dem Skorpion den Stachel, sich selbst zu töten, und mir kein Recht, das gleiche zu tun? Ich aber schaudere davor zurück, Hand an mein Leben zu legen, bin ich doch ein Mensch, ein wissender Mensch, der das Licht der Sonne und der Vernunft als Strahlen deiner Güte empfindet und die Farben des Regenbogens als glühende Zeugen deiner Allmacht. O Herr, nimm mir die Bürde des Lebens, sende die Pest in diese Lasterhöhle, in der ich hause, daß sie mich bette zu meinen Vätern! —

4.

— Nicht mehr zu zeichnen wage ich das verlorene Völkchen dieser verlorenen Welt, um nicht die Diener des Gerichts auf meine Spuren zu locken. Hier kann mich selbst der Teufel nicht mehr finden. Es ist die verborgenste Höhle der Stadt, über die der Fluß hinrauscht. Es muß einstmals ein geheimer Gang gewesen sein. Jetzt verdeckt altes rostiges Schiffsgerümpel den Eingang. Hier gebietet kein Verräter von einem Wirt. Die seltenen Stammgäste teilen sich in ein gestohlenes Faß bitteren Fusels.

Ich höre deutlich Schritte. Wer kommt die steinerne Wendeltreppe herunter? Was seh' ich? Ein großer Mann mit einem flämischen Bart, den mächtigen Hut tief ins Gesicht gedrückt. Halte dich ruhig, Rembrandt, unmöglich kann er dich in der Dunkelheit entdecken. Es wird der Mann sein, der mich sucht; doch welch eine Gestalt begleitet ihn? — Rembrandt, die Fuseldünste des Kellers scheinen deine Gedanken mit einem Nebel zu umgeben, denn du hast doch heute noch keinen einzigen Tropfen getrunken! — Einen strahlenden Jüngling seh' ich, von einer unsagbaren Schönheit. Seine Haltung drückt göttliche Erhabenheit aus. — Schön und ähnlich dem Titus ist sein zartes reines Antlitz, nur noch viel viel sonnenhafter! — Er ist am Fuß der Treppe angelangt und wendet sich. Ich kann es nicht fassen: er hat große leuchtende Flügel. Ach, ein Engel, Rembrandt, ein wirklicher Engel! Ich bin wie geblendet. Mit der Rechten deutet er nach mir hin.

Nun ist alles wieder dunkel. Er entschwand.

Aber der Bärtige tastet nach mir hin in der Dunkelheit. Jetzt nimmt er den Hut ab und schwenkt ihn mir entgegen. Ich erkenne ihn, er ist's, Jan Lievens, mein alter Jan, mein lieber guter alter Freund! —

— Ach, Rem! —

— Halt an dich, Jan, Junge! —

— Rem, wie war es nur möglich? —

— Die Schande, der Schuldturm! Da löschte ich mich selber aus wie einen garstigen Flecken. —

— Lange suchte ich dich vergebens. Mich trieb es wieder her zu dir, in diese Stadt der Fischbäuche, die ich mit der Spitze meines Degens kitzeln möchte. Du bist alt geworden, Rem! —

— Und du jung und immer noch berühmt geblieben, Jan Lievens! —



— Was sprichst du mir von Ruhm! Dich, den Größeren, hat die Welt bereits wieder vergessen! —

— Nur meine Gläubiger nicht. Darum sitz' ich hier in dieser Kloake und verkomme! —

— Nie wird dir diese Todsünde verziehen werden! —

— Ich kann nicht anders, ich kann nicht anders! —

— Wein' nicht so herzbrechend! —

— Ich konnte mein Schicksal nicht vergessen. Und ich will, ich muß vergessen! Hier öffnet sich mir der Himmel der Visionen. Hier kennt mich niemand, hier stört mich niemand. Hier fühl' ich mich Christus, hier fühl' ich mich Gott! —

— Armer Rem, an der Staffelei wärst du einer. Hier narrt dich der Geist in der feurigen Flasche. Immer bist du dem Weg des Lichts gefolgt. Warum hast du den Glanz in dir erstickt? Kehr' wieder heim! Ach, Rem, ich habe immer an dich geglaubt, wie ich an Gott glaube. Laß mich dir zu Füßen um eine einzige Gunst betteln, um eine einzige: trinke nicht mehr, Rembrandt, sei wieder Mensch, sei wieder unser. Kehr' heim! —

— Du guter Jan, du mein einziger Freund, ich will dir folgen. Alle andern haben mich verlassen. Hilf mir! —

— Die Welt soll dich wieder haben, ihren vergessenen Sohn! —

1660

1.

Nun hält er dich fest, nun läßt er dich nicht mehr los, der prächtige Mensch. Er bringt dich zu Hendrickje und Titus und bespricht mit ihnen die Lage der Dinge. Sie kommen zu einer Verständigung. Ihre Gesichter glänzen.

Hendrickje nimmt die Ausführung des Plans energisch in die Hand. Jan Lievens hilft ihr. Ein bescheidener Kunstladen wird mit dem geretteten Vermögen des Titus aus dem Nachlaß seiner Mutter errichtet. Der Vormund des jungen Mannes, der Notar Louis Crayers, gibt seine Einwilligung. Du, Rembrandt, wirst Angestellter der Gemeinschaft, die sich verpflichtet, dich Zeit deines Lebens zu beköstigen. Ihr gehört von jetzt an dein Malwerk und, geschützt vor der Meute der Gläubiger, gewinnst du die alte Ruhe und Sicherheit zurück.

Sie können dich nicht mehr bedrücken! Du hast die Ellbogen frei bekommen, um mit den Gefährlichsten von ihnen zu verhandeln. Und es geht.

2.

O der demütigenden erniedrigenden Zeit des langsamen Verfalls, die vor den Selbstbildnissen dieser Jahre uns bitter werden läßt. Sie reden von der Zerstörung durch Trunksucht; die Züge sind vergröbert, die Trinkernase schlägt alle Zweifel zu Boden. Und doch wieder welche Größe des Künstler- und Menschentums: da gibt es kein Verbergen, kein Verschönern. Wir müssen vor diesen Zeugen einer unfaßbaren Größe ergriffen die Seele beugen.

Als der Meister aus dem Dunkel der Vergessenheit in das grelle Licht des Amsterdamer Lebens wieder auftauchte und er Jan Lievens auf langen Spaziergängen

durch die Stadt begleitete, erkannte ihn kaum noch einer. So hatte er sich verändert. Aber sein Genius suchte die Wolken.

Er war auch seelisch ein anderer geworden; jeder Schiffbrüchige wird ein anderer. Und seine Kunst hatte ihr Angesicht völlig gewandelt.

Der Meister der zauberhaften Mystik war nicht mehr, der auf beschränkter Fläche das phantastische Reich der menschlichen Seele nach den Vorgängen der Bibel malte, leuchtend im Schmelz der Farben, herzinnig in der Tiefe der Empfindung, zaubervoll-rätselhaft in dem Helldunkel der Vision. Der Höhepunkt der nordischen Malerei war überschritten: ihrer Mystik war die Seele ihres größten Darstellers verlorengegangen, eine Seele, die in den windstillen Tagen ihres Lebens sich ihr hingegeben hatte wie eine liebende Frau.

Rembrandt war kein Mystiker mehr. Der Zauber seines Lebens war gebrochen, das innere Licht war ihm verschüttet.

Seine Seele wuchs sich aus ins Gigantische. Kein Haarpinsel, keine Schneidenadel konnte dem Fluge seiner Einbildung mehr folgen.

Nicht mehr fest auf der Erde standen seine Gestalten, nicht mehr mit festen sicheren Strichen hingestellt. Ein Flimmern und Flirren war in seine Kunst gekommen: die Erde kreiste, nichts hatte mehr Bestand; Liebe, Freundschaft, Reichtum, Ruhm, alles kreiste. Und ein Strömen von oben nach unten, wie unter dem Druck der Atmosphäre, schien von jetzt ab durch seine Bilder zu gehen.

Die Gebilde seiner Phantasie hatten die Verbindung mit dem Volk der lebendigen Straße verloren. Stille, in sich versunkene Wesen, krankhaft-leidenschaftliche Seelen bedeckten die Leinwand, eine ganze Welt von Trauer und Versunkenheit. Und er malte sie, zitternd vor Leidenschaft, mit dem großen gewaltsamen Strich seines Borstenpinsels. Dick war der Farbenauftrag und gewaltig die Malfläche.

Und wie sein Leben hart und eintönig in steter Arbeit dahinging, so hart und eintönig wurden in dem ersten Jahr seiner Auferstehung seine Farbentöne. Rastlos arbeitete er an der Malart, die sein verdunkeltes Wesen zum Ausdruck brächte, seine verdunkelte Welt der verhüllten Leidenschaften.

So glich seine Seele dem gefesselten Prometheus. Sie hatte den Menschen Licht und Wärme gebracht und verfiel der Rache der dunkeln Gewalten. An ihr fraßen die Geier der Erinnerungen. Ihr geblendeter Dämon rang in der Finsternis.

1661

1.

Aert von der Neer, wie eng ist dein Reich geworden! Einst Maler und Poet, jetzo Wirt im Grafen von Holland! Er hat mich rufen lassen, und mich Menschenscheuen verbirgt die dunkelste Ecke.

Nein, Jan, ich trinke nicht. Bist du auch Maler? — Ein zarter Junge! Zart wie Titus, aber keiner hat seine Gestalt und sein verdunkeltes Wesen eines verarmten Königssohns.

Ich weiß nicht, was Aert von mir will. Ob meine Lieben sich um mich ängstigen, weil ich ihnen davongeschlichen bin? Schiefmäulige rotznasige Kinder haben mich mit Steinen beworfen, mit dem Unflat ihrer Mäuler, mich, der niemals einem Kind



ein Leid angetan. So ist der Lauf der Welt! Wie arm und notdürftig wir noch immer sind! Doch ich darf nicht klagen. Wenn Jan Lievens nicht wäre, ja, dann ... Ich wage nicht daran zu denken. Einen prächtigen Auftrag hatte er mir verschafft: das Mahl des Claudius Zivilis. Über dreißig Ellen im Geviert. Wie oft tauchte ich da meinen Borstenpinsel in die Farbentöpfe und strich das Ganze in dreimal dreißig Tagen herunter wie ein Anstreicher.

Die Staalmeesters waren gestern bei mir. Ich soll sie in meiner alten Manier, klar und sonnenbeschienen, malen. Zwölfhundert Gulden haben sie mir geboten; aber diese feine Arbeit kann ich nicht mehr allein bewältigen. Hätt' ich nur einen einzigen Schüler!

An dem großen Fenstertisch geht es lustig her! Es scheinen große Herren zu sein; ihre Federhüte fegen bei jeder neuen Begrüßung den Boden. Welche dröhnenden Ovationen sie den Neueintretenden bereiten! Aber ihre Degen scheinen noch kein Blut gerochen zu haben. Diese Herren werden Hollands Ruhm nicht über den Ozean tragen. Ihr Geschnatter wird keine Kanone übertönen, ihr Maulgeplänkel keine Seeschlacht schlagen.

Wer mag der Prahlhans in ihrer Mitte sein? Diese Stimme kennst du doch! Natürlich: Bol, Ferdinandus Bol. Wie vornehm er geworden ist, einer meiner ärmsten Schüler! Was schreit er? Rembrandt sei eine überlebte Größe? Auch van der Helst pflichtet ihm bei, er, der Abgott von ganz Amsterdam, der geborene Schützenkönigmaler! Nun ja, die glatte italienische Manier des großen Rubens, sein helles Licht begeistert sie alle, diese Modemaler, und die Welt gibt ihnen recht. Ich wollte eine bodengewachsene holländische Malkunst schaffen. Mein Helldunkel sei aber eine deutsche Gemütskrankheit aus vergangenen Jahrhunderten, sagten die großen Modepapageien, und jetzt pfeift es jeder Straßenlümmel nach.

Da kommt van der Neer! — Laß das Verbeugen, Aert! Einst galt ich etwas, jetzt steht ein alter gebrochener Mann vor dir. Bleib hier. Laß dich nicht von den großen Herren Malermeistern dort am Tisch kujonieren! Sogar unter Preis sollst du ihnen den Burgunder verschänken? Laß sie alle zum Teufel gehn. Undankbares Volk! — Du, laß das! Küß mir nicht den alten schäbigen Rocksaum! Aert, du bist ja viel größer als all diese Herren dort!

Wen bringst du da? Arent de Gelder aus Dordrecht, sechzehn Jahr alt, empfohlen von seinem Meister Salomon van Hoogstraaten, fleißig und geschickt in der Zubereitung und der Mischung der Farben, das steht hier alles auf dem Papier. Wie, sagst du, er will mein Schüler werden? Unmöglich, Aert, es geht nicht, beim besten Willen nicht. Bei mir ist auch kein Platz für einen Schüler, und ich bin zu arm, um ihn zu speisen. Er soll sich doch ein Beispiel an denen dort nehmen! Keiner von ihnen ist an meiner Kunst glücklich geworden, weil sie alle lahme Seelen haben. Er soll zu den Italienern gehen, dort hinüber an den Tisch. Er will nicht? Er will seinem Meister Hoogstraten keine Ehre machen? Was sagst du, Arent? Du willst zu keinem andern als zu mir? Du wärest der Sohn wohlhabender Eltern, du könntest dich selbst beköstigen? Welch ein unternehmender Bursche! Ich segne dich, mein Sohn! Komm zum alten Rembrandt!

Aert, laß gut sein, ich finde selbst hinaus. Halt dich wacker, du feiner Poet! Aber

wo sind sie geblieben, die großen Herren? Hat sie meine Stimme verscheucht? Und du hast das Nachsehen davon, Aert! —

Sollte es wirklich wahr sein? Noch bin ich nicht tot für die junge Generation? Noch verläßt einer Heim und Vaterstadt, um mir zu dienen? Rembrandt, jetzt kannst du die Staalmeesters malen!

2.

— Arent, du hilfst mir getreulich. Die Staalmeesters sind der Vollendung nahe. Morgen kann das sauber gemalte Bild gefirnißt werden; das Bleiweiß scheint bis auf den Malgrund eingetrocknet zu sein. Endlich wieder ein alter Rembrandt, werden die Leute sagen; doch ich kann nicht beteuern, meine ganze Seele hinge an diesem Werk. Immer bleibt es nur ein bestelltes Bild, kein großer Wurf.

Mit dem auferstandenen Heiland ist es ein anderes. Niemals werde ich es vollenden können, dieses große schöne erhabene edelgeschnittene Angesicht eines Juden, das mir lieb geworden ist. Immer wieder muß ich mich in diese Züge vertiefen, in diese rätselhaften Augen, so daß mir oft schwindelt und ich Lust verspüre, dies alte elende Leben von mir abzuschütteln, das mich immer so breitbeinig, so unumgänglich umsteht. Wie würde ich mich glücklich fühlen, wenn ich nur ein einziges Mal solch ein Werk vollenden könnte nach meinem Sinn; aber es kommt ein anderes dazwischen, das mich quält und berauscht, mich erniedrigt und erhöht. Eine ewig lange Reihe von Schattenwesen steht im Untergrund meiner Seele, die alle lebendig werden möchten.

Und dann kommt mir immer bei jedem neuen Wurf die bange Frage an das Schicksal: Werde ich je wieder solch einen Flammenbogen der Phantasie in mir aufglühen fühlen, je wieder solch geheimnisvoll dunkles Urland betreten, das noch keiner erschaute?

Doch immer weiter muß ich wandern, immer weiter durch nie geforsteten Forst, auf nie gepflügter Erde, ich Wanderer zum Licht. —

1663

— Die aufrührerische Sturmluft hindert mich heute am Schaffen. An diesen warmen Sturmtagen erscheint mir das Leben fast noch rätselhafter als sonst. Ja, unergründlich rätselhaft ist mir der Sinn des Lebens geblieben. Ich habe nie etwas von seinem Walten begriffen. Was allen andern klar erscheint, ist mir ganz unverständlich. Sie gehen so sicher durchs Leben, diese Menschen. Fühlen sie denn nicht die blinden Gewalten der Natur über ihrem Haupt, spüren sie sich nicht eins mit dem Gang der Sterne, die ich oft von Sonnenuntergang bis -aufgang sehnsüchtig betrachten muß? Wissen sie nicht, daß all ihr Wissen, all das, was sie mit dem Geist und den Sinnen wahrnehmen, nur die Oberfläche der Dinge ist, daß ihr ganzes Leben nur ein Scheinleben ist, kein wirkliches? Dieses beginnt erst mit der Erkenntnis, daß unser Unterbewußtsein, unser Instinkt das feinste Organ ist, mit dem die Natur uns ins Dunkel dieses geheimnisvollen Lebens hineinstellt. Instinktlose Menschen sind mir immer unerträglich gewesen. Sollte dies der Grund sein, weshalb ich die Kultur der Athener nicht als den tiefsten Ausdruck der Seele empfinden kann? Sie reizt an mir den Künstler der Sinne und der geistvollen Betrachtungen; aber meinen tiefsten Menschen, dessen Wurzeln bis in den Mittelpunkt der Erde hinabreichen, und dessen Fühl-

hörner die Sterne berühren, läßt diese Kultur nicht warm werden. Sie befähigt den Menschen, ein Leben frohen und harmonischen Wirkens zu führen. Das mag ihr Verdienst sein. Aber ich will im Menschen neben seinen Kulturzügen auch sein zweites Gesicht sehen, seine geheimnisvolle wirkliche Natur, seinen Gott und seinen Dämon, all das Unaussprechliche, das sich nur erfühlen läßt.

Blindlings in den Tag hineinzuleben, mich dem Walten der Natur in köstlicher Ruhe hinzugeben, was mein Auge, mein äußeres und mein inneres, um mich her erschaute, ins Malerische umzubilden und naturwahr zu gestalten, das alles ist der Inbegriff meines Wesens.

Nichts hat mich so beschäftigt, über nichts habe ich so nachgesonnen und gegrübelt, wie über die Darstellung unseres wirklichen Menschen, den die klassische Kultur totschwieg. Was weiß sie vom ewigen Licht, das nur dem inneren Auge erschlossen wird! Vielleicht war ich auserwählt, die Darstellung unserer über- und unterirdischen Kräfte in der Welt der äußeren Erscheinungen zu verwirklichen.

Was frommt es auch, darüber nachzusinnen! Ich war nicht geschaffen, in Handel und Wandel mich glücklich zu betätigen; ich mußte meine Seele und meinen Reichtum der ewigen Sehnsucht opfern, den Menschen und die Natur in ihrer geheimnisvollen verschleierten Wirklichkeit darstellen zu können. Nur so konnte ich Gott und der Menschheit dienen!

Wie fern glühst du in meine Einsamkeit hinein, du Berg der ewigen Sehnsucht! Der Weg ist noch weit, und je weiter ich wandre, um so ferner scheinst du mir zu entrücken, o du Berg der ewigen unerfüllbaren Sehnsucht! —

1664

1.

— Hendrickje, du hast deinen schönen Tag. —

— Ach, du lieber Schäker, und du deinen glücklichen. —

— Ja, mein Prachtmädchen, am Eingang des neuen Jahres sind alle guten Geister in mir wach. Komm, Kätzchen, auf meinen Schoß. —

— Du alter grauer Kater, was schnurrst du des Nachts auf dem Söller umher? —

— Der Kater sucht das Licht der Sterne. Ich muß den Odem des funkelnden Weltalls einatmen, um an meinen Werken arbeiten zu können. Und dann die Einsamkeit —

— Rembrandt, mir wird oft angst vor deiner Flucht in die Stille der Nacht. —

— Wieder eifersüchtig? —

— Doch nicht! Einst war ich es; deine Kunst machte mich neidisch. Jetzt bin ich tiefglücklich in dem Glauben an deine Größe. —

— Hendrickje, glaubst du wirklich an meine Kraft? —

— Rembrandt, es ist keiner gleich dir. Du bist immer ein König unter den Großen gewesen. Eines Tages wird ganz Holland, vielleicht die ganze Erde zu deinem Grabe pilgern! —

— Ich bewundere dich, Weib meines Herzens. Warst du immer glücklich, immer gewiß, dich keinem Minderwertigen geschenkt zu haben? —

— War doch ein einfaches Mädchen! Da erhobst du mich zu deiner Geliebten. Es gibt keinen ehrenvolleren Tag in meinem Leben! —

— Lieb, auch damals, als ich mich vergaß und trank, pochte da nicht die Reue hämisch an dein Herz? —

— Selbst damals nicht, da ich zu den blutigen Fleischbänken der Hafenstadt hinschlich, in der Frühe des Morgens, um im einfachen Kopftuch mir den Abfall zu erbetteln, und betrunkene Matrosen mich belästigten. Seit ich dich kenne, konnt' ich jede Stunde meines Frauenlebens in Ehren halten, da ich nur deinem Willen gelebt. —

— O du Gute und Treubesorgte, niemals zweifeltest du an meiner Liebe? —

— Seit ich die Bildnisse erlebte, die du von mir in tiefer Erfassung meines um dich leidenden Wesens schufest, verstummte jeder Zweifel. Ich wurde gewahr, wie tief ein Künstler verehren kann. —

— Und wenn ich dir jetzt sage, daß ich nur eine Frau verehrt habe, nur eine einzige, und daß diese Frau nicht Hendrickje hieß, was sagst du dann? —

— Du alter grauer Kater, Hendrickje hat feine Ohren. Sie hört dein stilles geheimes Lachen in den Worten. Du mich nicht lieben? Die Welt zerbräche eher in Trümmer als deine Liebe. Ich muß dich küssen, alter Schäker; zu neuen Taten will ich dich entflammen. —

— Du bleibst doch mein unverbesserliches Prachtmädel. O Herr über den Sternen, bewahre sie mir und ihren Glauben. —

2.

— Vater, komm hinaus in den hellen Tag! Er ist sanft wie Kornelias Schwesterküsse. —

— Titus, Junge, du siehst, ich bin beschäftigt. —

— Das sagst du jeden Morgen. Und arbeitest doch nicht. —

— Laß mich zufrieden! —

— Immer vor den Bildnissen der seligen Hendrickje zu sitzen und sich mit ihnen zu unterhalten, Vater, dazu ist deine Zeit zu kostbar.

— Titus, laß mir meinen Willen, wenn es mich glücklich macht. Mein Glück schrumpft immer mehr! —

— Leb wohl, Vater; einige Gänge eilen. War nicht Jan Lievens hier? — Da kommt einer die Treppe herauf. Er wird es sein; Kornelia wird ihm geöffnet haben. Leb wohl! —

— Rem, guten frohen Morgen! Was macht mein alter Freund? —

— Du siehst, Jan, ich lebe der Vergangenheit! —

— Rem, das liegt mir nicht. —

— Jan, sie war doch ein Prachtmädchen, meine Hendrickje, und sauber treu und herzensgut, ein richtiges Prachtmädchen. —

— Dort geht Titus über die Straße! Du, das ist doch der zaubervollste junge Mann, den ich je gesehen habe. Zart und geschmeidig. Ein junger Held im Königsmantel. Und wie schön muß seine Mutter gewesen sein! —

— Saskia? Meinst du Saskia? —

— Ja, Saskia! —

— Komm, Jan, wir wollen ins Freie! —

(Fortsetzung folgt)



Malwida v. Meysenbug an Heinrich v. Stein

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Dr. Götz von Selle

Nachfolgende Briefe Malwidas an Heinrich von Stein galten bislang als verschollen. (Vgl. Briefe von und an M. v. M., herausgegeben von Berta Schleicher, S. 188.) Der Zufall ließ sie im Nachlaß Heinrich von Steins (im Besitz der Freifrau von Stein, Schwägerin Heinrichs) wieder auftauchen; neunzehn von ihnen sollen hier, mit einigen Streichungen, der Öffentlichkeit übergeben werden, da sie uns von manchem Interessantes zu berichten wissen. So erfahren wir, wie Malwida Heinrich von Stein in den Bannkreis Wagners brachte, wir sehen die Wirkung dieser überragenden Persönlichkeit auf Heinrich von Stein sich in den Antwortbriefen Malwidas an Stein widerspiegeln, dies um so bedeutungsvoller, da uns direkte Zeugnisse über Wagners Verhältnis zu Stein so gut wie ganz fehlen. Wir erleben die Trauer der nächsten Freunde bei Wagners Tod in diesen geistvollen und doch so menschlich warmen Briefen, die uns in eine uns Heutigen noch nicht als Ganzheit begreifliche Periode deutschen Geisteslebens einen Blick werfen lassen. Neben Wagner und seinem Werk interessiert Malwida naturgemäß in erster Linie Stein selbst und seine Arbeit. Manch kluges Wort findet sie zu der Tätigkeit Steins, für die Beurteilung dieser liebenswürdigen Persönlichkeit uns heute von Wert. Daneben hören wir von Nietzsche, von den unglaublichen Spannungen, in denen sich sein Geistesleben bewegte, von seiner Begegnung mit Heinrich von Stein. Ferner treffen wir B. Foerster, den späteren Gatten Elisabeth Nietzsches, mit seinen Kolonisationsideen. Paul Rées, des Freundes der Lou Salomé, stark erschütterte Gesundheit erweckt mehr als einmal das Mitleid unserer Briefschreiberin. Auch Lenbach beginnt bereits in den Gesichtskreis Malwidas zu treten.

Rein äußerlich sei zu diesen Briefen bemerkt, daß sie im großen und ganzen vollständig wiedergegeben sind, an einzelnen Stellen waren Streichungen unvermeidlich. Wo es zur Orientierung wünschenswert erschien, sind in Anmerkung einige Notizen gegeben. Einige Schwierigkeiten bot die Datierung, da die Briefe zum größten Teil ohne Jahresangabe sind. Von späterer Hand, anscheinend vom Bruder Heinrich von Steins, sind in den Originalen Jahreszahlen vermerkt, die aber z. T. irrig gesetzt sind. Abkürzungen im Text sind (in eckigen Klammern) zum Wort vervollständigt.

Herr cand. phil. Wahnes macht mich dankenswert auf die von Berta Schleicher im Bayreuther Festspielführer 1924 veröffentlichten Briefe Heinrich von Steins an Malwida aufmerksam. Die Publikation ist mir leider nicht zugänglich, und beschränke ich mich auf die Mitteilung des Herrn W., nach der die Briefe vom 30. 9. 81 zum Brief X, vom 24. 5. 83 zu den Briefen XIV und XV, vom 11. 1. 85 und 19. 3. 85 zum Brief XVII in Beziehung stehen.

* * *

I.

Bayreuth, 11. September [1878]

Lieber Herr von Stein

Durch Rée erfahre ich endlich Ihre Adresse und will nicht einen Augenblick zögern, Ihnen einen Gruß aus nächster Nähe zu senden. Ich verließ Rom so eilig, um nach Paris zu Olga, welche krank war, zu gehen, daß ich nicht mehr Zeit fand, Sie zu benachrichtigen, um so mehr, da ich eigentlich glauben mußte, Sie hätten Italien bereits verlassen, ohne Rom noch einmal zu berühren. Nun weiß ich, daß Sie auch wieder im grauen, nebeligen Vaterland weilen, und ich vermute, daß Ihre Gedanken noch öfter in die lichterfüllten Gegenden zurückwandern, in denen auch Ihnen wohl erst die Wirklichkeitsphilosophie [Dührings] ihren wahren Inhalt erschlossen hat.

Gern und dankbar gedenke ich der Stunden, wo Sie sich so freundlich meiner Einsamkeit anschlossen und mein altes Gehirn mit Ihrem jungen Wissen erfrischten. [Stein hielt Vorträge über die Wirklichkeitsphilosophie vor Malwida und Olga Monod.]

Auf meiner Rückreise von Paris hierher verlebte ich am Rhein ein paar schöne Tage mit Rée, der zu dem Zweck von der Ostsee hergekommen war. Trotzdem zwischen unseren Ansichten stets eine bedeutende Differenz besteht, so habe ich mich doch innig gefreut, den lieben Freund wiederzusehen, der mir als Charakter so sympathisch ist und dessen Intellekt, gerade durch die Kontroverse, mich immer zu Gedanken anregt. Was haben Sie zu Nietzsches letztem Buch gesagt? [Menschliches, Allzumenschliches.] Alle seine nächsten Freunde sind empört darüber, und mir mißfällt es auch durch den leichtfertigen Ton, mit dem es sich auf einem Gebiet bewegt, auf welchem N. nie einheimisch war und wo er daher inkompetent und oberflächlich ist.

Daß wir so ziemlich das Gleiche empfinden bei den Vorgängen in Deut.[schland], bin ich überzeugt. [Mordanschläge auf Kaiser Wilhelm I.] Ich dachte nicht, daß ich noch einmal so etwas erleben müßte, und das Schmerzlichste dabei ist, daß die Pflanze, die wir lieben, nun in das Exzessive aufschießen wird, anstatt ruhig, naturgemäß zu wachsen und zu gedeihen. Aber der alte Streit ist noch nicht ausgekämpft in der Geschichte, und wer weiß, ob er es je wird!

Meine Arbeit [„Stimmungsbilder", darin ist das Kapitel „Wirklichkeitsphilosophie des Todes" enthalten, das den oben erwähnten Vorträgen Steins seine Entstehung verdankt] ist fertig, bedarf nur noch des Durchsehens und dann des Verlegers. Wegen letzterem bin ich noch nicht entschieden.

Was machen Sie, was sind Ihre Pläne, welches Ihre Beschäftigungen? Ich hätte vielleicht eine, Wünschen von Ihnen entsprechende, für Sie in Aussicht.

Auf Nachricht von Ihnen hoffend, grüßt Sie herzlich

Ihre M. v. Meysenbug

* * *

II.

Bayreuth, 17. September [1878]

Lieber Herr von Stein

Gestern erhielt ich Ihren Brief und heute schreibe ich schon wieder, nur um Ihnen Näheres über den angedeuteten Plan zu einer Beschäftigung, die Ihnen zusagen dürfte, zu sagen, da es sich darum handelt, Ihre Ansicht hierüber zu kennen. Ich sprach nämlich hier von Ihnen und erwähnte Ihres einmal ausgesprochenen Wunsches, die Erziehung eines hochbegabten Kindes unter besonderen, Ihnen zusagenden Verhältnissen, machen zu können. Wagner war sehr ergriffen von dieser Mitteilung und sagte, das treffe mit seinem höchsten Wunsch für seinen herrlichen kleinen Siegfried zusammen. Er will ihn weder in eine Schule schicken, noch für den Staatsdienst usw. erziehen, sondern einen freien Menschen aus ihm machen, und er versicherte mir wiederholt, daß ihm kein Opfer zu groß sein würde, wenn er den geeigneten Freund und Führer für den Knaben fände. Alles, was ich von Ihnen sagte, war W.'s sympathisch und sie beauftragten mich, bei Ihnen anzufragen, ob Ihnen eine derartige Aufgabe lockend sein könnte. Ich kann Ihnen nur folgendes sagen: das Kind ist herrlich angelegt, eine liebenswürdige Natur, eine klare heitere

Intelligenz. Er ist 9 Jahr, also gerade im Alter, wo die Erziehung von Wichtigkeit wird. Mit ihm würden Sie es leicht haben. Daß Sie als Freund im Hause sein würden, versteht sich von selbst. Was Ihnen der Umgang mit W. und seiner herrlichen Frau sein würde, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Das Leben hier ist ein Zaubereiland, wie es in unserer armseligen Zeit kein zweites gibt, ja wie es wohl kaum je ein ähnliches gegeben hat. Ihre Tendenzen würden hier fast in allem Anklang finden. [Diese beiden Sätze hat Stein in sein Tagebuch eingetragen, aus dem Fr. Lienhard sie in einem Aufsatz über H. v. Stein in den „Wegen nach Weimar" (I, 236) mitgeteilt hat. Vgl. auch B. Schleicher, Briefe von und an M. v. M., S. 186]. Ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß Dühring eben aufgefordert worden ist, für die Bayreuther Blätter zu schreiben und es zugesagt hat. Wann geht Ihr Dienstjahr zu Ende? Die Form Ihrer Familie gegenüber würde sich wohl finden lassen. Ich gehe heute auf nichts anderes in Ihrem Briefe ein, da ich keine Zeit habe und dies Wichtigste erst erledigen wollte. Also bitte sehr baldige Antwort. Herzlichsten Gruß von Ihrer

M. Meysenbug

* * *

III.

Bayreuth, 26. September [1878]

Ein Besuch, welcher mehrere Tage hier war und alle meine Zeit in Anspruch nahm, hat mich verhindert, Ihnen, lieber Freund, früher eine Antwort zu geben. Nein, gewiß verlasse ich Sie nicht, da mir selbst zuviel daran liegt, Sie zu so schönem Werke gelangen zu sehen und, durch Sie, für das liebe Kind zu sorgen, dessen Zukunft auch mir am Herzen liegt. Wagners nehmen also den Aufschub an und rechnen auf Sie nach Verlauf desselben. Es sind bereits provisorische Einrichtungen getroffen. Machen Sie also Ihre disziplinarische Schule durch und lernen Sie darin auch nicht bloß für Sie selbst, sondern auch für dieses Ziel, welches am Ende derselben Ihrer harrt. Halten Sie, wie Ihren Geist, so auch Ihr Herz frei von jeder Zersplitterung bis dahin. Ich möchte Sie frei, mit offenen Augen und offenen Sinnen in diese einzig schöne Welt hier treten sehen, wo der Genius, wo die höchste Frauenschöne, wo jugendliche Anmut und kindliche Heiterkeit ein Ganzes bilden, wie es auf der Welt kein zweites gibt. Wenn nicht ein Dämon sein Spiel dazwischentreibt, so kann vielleicht Ihre ganze Zukunft in edelster Weise aus diesem Anfang sich entwickeln. Ich würde glücklich sein, die Vermittlerin dazu gewesen zu sein.

Wenn Sie im Verlauf des Jahres einmal herkommen können, um die persönliche Bekanntschaft zu ermöglichen, so wird es W.s lieb sein. Sie brauchen dann nur ein paar Worte an W. oder seine Frau zu schreiben, um Ihren Besuch anzukündigen. Mit herzlichem Gruß Ihre

M. Meysenbug

[Stein genügte seiner Militärpflicht in Torgau beim J.-R. 72, im Bataillon seines Bruders August. Stein schreibt in seinem Tagebuch, 27. Sept. 1886: „Ich wäre ein guter Offizier geworden, trotz der Absurditäten der militärischen Zwecke, so stark ist diese Form." Sein Bruder mag über die militärische Befähigung anders gedacht haben, denn er neckte ihn gern.]

IV. 3 via della Polveriera
Rom, 6. Februar [1879]

Lieber Herr von Stein

Ich dachte immer, Sie würden mir einmal ein Lebenszeichen senden, aber vergebens. Nur einmal kam es, in Form eines Freundes, des Doktors Poske [verstarb 1925 als Geh. Reg.-Rat in Berlin, bekannt als Herausgeber der Steinschen Schriften], welcher aber leider nur mit einem Besuche erschien und auch nichts Näheres wußte.

Nun will ich direkt anfragen, wie es Ihnen geht und noch einiges andere. Zunächst möchte ich wissen, ob Sie Ihren Besuch in Bayreuth noch nicht haben ausführen können? Ich glaube, man wäre dort recht froh gewesen, Sie für ein paar Tage zu sehen und kennen zu lernen, was Sie ja selbst als gegenseitige unerläßliche Bedingung einer etwa zu treffenden Vereinigung anerkannten. Sollten Sie noch denselben Wunsch hegen wie vorigen Herbst, so würde ich Ihnen raten, sich in B.[ayreuth] bei Frau W.[agner] anzumelden, damit die Zeit, allen Teilen genehm, bestimmt würde.

Ferner möchte ich Sie fragen, ob ich Ihnen mein, nun fertiges, M.S. zur Durchsicht schicken dürfte? Hätten Sie Zeit, es zu lesen und mir Ihre Ansicht zu sagen? Ich weiß, daß es nur unter Gesinnungsgenossen Anklang finden wird und daß jetzt in Deut.[schland] kaum jemand den Mut haben wird, es zu drucken. Von weiblicher Seite habe ich schon mehrfache enthusiastische Zustimmung gehabt. Ich möchte aber wissen, wie es auf einen jungen Mann wirkt und ob Sie glauben, daß es des Versuches wert ist, es Ihren Verlegern in Köln zu schicken? Wenn Sie das denken, würde ich Sie bitten, es zu tun. Wenn nicht, sagen Sie es mir aufrichtig und ich sage Ihnen dann, was ferner damit zu tun. Bitte, schreiben Sie mir umgehend, ob meine Bitte Sie belästigt oder in irgendwelcher Weise stört, oder ob ich das M.S. schicken darf. Daß ich mir die volle Wahrheit der Kritik erbitte, versteht sich von selbst.

Vor allem aber sagen Sie mir, wie es Ihnen geht und ob die Aufgabe, die Sie jetzt durchmachen, Sie mutig und freudig läßt, was Sie schaffen, und ob Ihnen der Herbstplan noch sympathisch ist.

Jetzt blühen die Mandelbäume und der Lenz beginnt, aber es war ein schlechter Winter, trüb und feucht, indes es ist immer Rom!

Mit herzlichem Gruß und unveränderter Gesinnung Ihre

M. Meysenbug

* * *

V 3 via Polveriera
Rom, 17. Februar [1879]

Lieber Herr von Stein

Ich denke, es wird alles in Ordnung sein, Ihrem ebenso klaren als verständigen Programm entsprechend, welches ich unverweilt Wagners übermittelte. [Dieser wichtige Brief Steins hat sich bislang nicht auffinden lassen. Er wird vermutlich im Bayreuther Archiv sein.] Die Anfrage wegen Ihres Besuches entstand wohl nur daher, weil Sie selbst solch eine Absicht andeuteten in Ihrem Briefe an mich nach Bayreuth, wenigstens hatte

ich verstanden, daß Sie den Besuch noch diesen Herbst machen wollten. Es bedarf nun, glaube ich, keiner weiteren Verhandlung. W.s werden warten, und ich würde mich um so mehr freuen, wenn der Herbst die Erfüllung unseres Planes brächte, weil W.s die Absicht haben, den nächsten Winter in völlig eingerichteter Häuslichkeit am Golf von Neapel zu verbringen, wo auch wir uns dann natürlich wiedersehen würden.

Das M.S. wird in diesen Tagen wohl in Ihre Hände gelangen. Inzwischen hatte Frl. Ginsberg, welche ich durch Ihren Freund Poske kennen lernte, die Freundlichkeit gehabt, an Ihren andern Freund Simon [Mathematiker, auch bekannt durch kleine Novellen usw.; endete später durch Selbstmord. Einige Nachlaßstücke hat W. v. Wasielewski.] in Bonn über die Sache zu schreiben, und ihm würde ich Sie dann bitten, das M.S. zuzusenden, wenn Sie es zunächst für würdig halten, gedruckt zu werden, zweitens wenn Sie glauben, daß es jetzt in Deut.[schland] gedruckt werden kann ohne augenblicklich auf den Index zu kommen und über meinem Haupte eine Donnerwolke zusammenzuziehen. Nicht daß ich mich fürchte, Sie wissen, daß ich, gleich Siegfried, das Fürchten nicht kenne. Aber es würde mich ein öffentlicher Sturm jetzt vielleicht aus mancher stillen, persönlichen Wirksamkeit heraustreiben, die auch ihren Wert hat. Dennoch, wenn es nützen kann, ein paar kräftige Worte in die Welt hinauszurufen, so ist auch vielleicht der Moment wieder günstig, um manch zweifelndes Gemüt zum Ausharren zu ermutigen. Jedenfalls freue ich mich der Bundesgenossenschaft mit soviel trefflicher Jugend, von der mir Frl. Ginsberg auch noch vieles erzählt hat. Darum den jungen Wirklichkeitsphilosophen Gruß und Heil

M. Meysenbug

* * *

VI. 3 via Polveriera

Rom, 1. März [1879]

Lieber Freund, ich danke herzlich für Ihren Brief, der mir große Freude gebracht hat, da ich mit Recht von Ihnen voraussetzen darf, daß Sie die reine Wahrheit sagen. Daß die Schrift ein beredtes Zeugnis unserer Gesinnungen sei, ist das einzige Lob, welches ich erstrebe, und obgleich ich im voraus weiß, daß sie viel schärferen Tadel erfahren wird als die Mem[oiren einer Idealistin] so tut mir das gar nichts, denn ich habe mich nie darüber getäuscht, daß dort der Erfolg zum Teil den Schilderungen anziehender Persönlichkeiten und Erlebnisse zu danken war, während vor der scharf ausgesprochenen Gesinnung (die man mit dem Alter vielleicht sogar schon geschwächt, „weise gemildert", glaubte) viele mit Grauen sich wegwenden werden. Das ist gleichgültig; wird es gedruckt, so weckt es vielleicht auch wieder manchen verwandten Klang, und daran ist mir einzig gelegen: die Gemeinde zu mehren, die sich gleicher Ziele bewußt ist und sich gleichem Tun gelobt. Ich versammle dazu auch heute abend wieder einen kleinen Kreis tüchtiger Frauen, welche die Sympathie mir zugeführt hat, nur um durch das Bewußtsein der Gemeinsamkeit sich zu stärken und zu edler Propaganda Mittel und Wege zu beraten ... Ihre

M. Meysenbug

* * *



VII.

Paris, 3. November [1879]

Mit herzlicher Freude begrüßte ich Ihre Zeilen, junger Freund. Ich wußte nichts von Ihrem Eintritt in Wahnfried, da ich lange keinen Brief gehabt hatte und mir daher auch Wagners Telegramm gar nicht deuten konnte. [Vgl. Glasenapp, Das Leben R. Wagners, VI, 270.] Möge es von beiden Seiten so bleiben, wie es begonnen hat. An die Neckereien W.s müssen Sie sich gewöhnen, das ist seine Art und keiner entgeht dem, auch ich nicht. Aber das ist ja auch nur die heitere Arabeske zu dem unendlich Großen, Anregenden, Fruchtbringenden, was man täglich von ihm empfängt. Ja, wohl freut es mich, daß Sie, mit Ihrer gesunden, empfänglichen Seele, an diesen gewaltigen Menschen herangetreten sind. Sie werden an seiner Größe reifen, nicht daran zerbrechen, und ein schönes Mittelglied zwischen Vater und Sohn bilden. Daß Ihnen daneben in Frau W. das schönste Bild edelster Weiblichkeit vor Augen ist, ist ein Gewinn jenes Aufenthalts, für dessen Wert es gar keinen Ausdruck gibt, und ich rate Ihnen, auch sich ihr mit Kindesoffenheit zuzuwenden und überall Rat und Wink von ihr zu empfangen.

Wissen Sie etwas über Nietzsche? Indirekt ging mir die Nachricht zu, er sei tot, doch habe ich noch keine direkte Bestätigung. Ich kann es nur wünschen, denn seine Zukunft wäre nur Qual gewesen.

Daß aber Ihr Lehrer, Dühring, gestorben, wird Ihnen ein großer Schmerz gewesen sein. [D. starb erst 1920.] Ein unerschrockener Kämpfer weniger! — Rée ist auch immer leidend.

Leben Sie einstweilen, froh der gegenwärtigen Aufgabe, wohl, bis auf hoffentlich heiteres Wiedersehen am schönen Golf. Herzlich grüßt

M. Meysenbug

* * *

VIII.

3 via d. Polv.
Rom, 26. Dezember 80

Lieber Freund

Leider komme ich erst heute dazu, Ihren mir so lieben Brief zu beantworten. Vielleicht indes waren Sie noch in Bayreuth, als mein Brief an Cosima, der sich mit dem Ihren gekreuzt hatte, dort anlangte, und hatten Sie wenigstens so indirekt Nachricht von mir.

Daß mir Ihr Scheiden von dort beinah ebenso nahe ging wie Ihnen, können Sie denken. [Dem Wunsche seines Vaters folgend hatte Stein seine Stellung im Hause Wagners aufgeben müssen.] Ich empfand es ganz, wie wohltätig die ästhetische und sittliche Freiheit der Atmosphäre für Ihre Entwicklung sein mußte und wie wichtig wiederum Ihr Einfluß auf Siegfried war. Doch verstehe ich auch, daß Sie es tun mußten und daß in einem solchen Opfer zugleich eine so hohe Kraft der Entsagung sich bewährt, daß man danach sich beinah als gestählt gegen alles Schicksal ansehen kann. Daß dessen ungeachtet die Bande, die Sie mit B.[ayreuth] verknüpfen, sich fest erhalten werden, bin ich überzeugt. Wenn das Geschick nicht wieder, wie es pflegt, dämonisch verfährt, so finden wir uns im Jahr 82 dort wieder alle zusammen und feiern wieder

eins von jenen Festen, wie sie von Zeit zu Zeit den Sterblichen beschieden sein müßten, um ihnen zu zeigen, daß das Leben doch etwas anderes ist, als „l'infinita vanita del tutto". Mögen nur vor allem dem Meister dafür die Kräfte frisch bleiben, doch er ist ja ein Titan, welcher die Schicksalsmächte besiegt. Hoffen wir also! Begierig bin ich, zu erfahren, wie sich nunmehr Ihr Leben gestalten und welches die Beschäftigung sein wird, die Sie zunächst erwählen. Fast möchte ich es gut heißen, daß Sie in einem kleinen, gleichgültigen Ort sind, so zieht Sie nichts von der Hauptrichtung Ihrer Gedanken und Ihrer Interessen ab und Sie können denselben besser ohne äußere Anfechtungen treu bleiben. Was sagen Sie zu der Agitation Försters, [später Gatte von Nietzsches Schwester], den Sie ja doch auch kannten? Mir ist diese ganze Judenhetze sehr widerwärtig. So sehr ich den Einfluß und die Macht des jüdischen Elements beklage, so scheint mir dies Mittel ganz unwürdig und ein klägliches Armutszeugnis für die christliche Gesellschaft. Nachdem sie erst die Juden als Sklaven behandelt und sie zu allen Mitteln, mit denen Sklaven sich an ihren Unterdrückern rächen, gezwungen, dann sie emanzipiert haben, um sich ihres Geldes bedienen zu können, erschrecken sie nun vor der Gefahr, ihre eigne nationale Individualität zu verlieren und wollen die Sache mit der Gewalt korrigieren. Wenn sie kein anderes Mittel haben, den deutschen Geist vor dem Semitischwerden zu beschützen, dann ist es gut, wenn Deutschl.[and] zum neuen Palästina wird, vielleicht ersteht dann auch einmal wieder ein neuer Messias in ihm.

Ich lebe äußerst still in den Ihnen bekannten Räumen bis jetzt noch, doch wird mich die Bauwut wohl zwingen, auszuwandern. Es ist göttliches Wetter bis jetzt, der wahre römische Winter, und das hält schadlos für vieles.

Herzliche Wünsche zum neuen Jahr. Möge es Ihnen des wahren Guten viel bringen. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit. Ihre

M. Meysenbug

Wenn Ihr G. Bruno [vgl. „Über die Bedeutung des dichterischen Elements in der Philosophie des Giordano Bruno" jetzt in „Zur Kultur der Seele", her. von F. Poske, S. 231] nicht gedruckt wird, wollen Sie mir dann die Freude machen, mir die Sonette abzuschreiben?

* * *

IX.

3 via Polveriera
Roma, 7. Juni [1881]

Lieber Freund

Ihre wertvolle Gabe, begleitet von so innigen Worten, habe ich mit dankbarem Herzen empfangen. O ihr lieben jungen Menschen, Jünglinge und Jungfrauen, ihr Träger der Zukunft, bewahrt mir ein liebevolles Andenken, wenn ihr das heilige Feuer des Ideals hütet, sei es auch im Verborgenen bis auf die Zeit, wo es wieder frei aufflammen darf am lichten Tag. Meine Zeit ist bald um, aber es gibt mir keine schönere, tröstendere Hoffnung als die: fortzuleben in den Herzen der Jugend, welche weiter baut an dem Tempel, in dem der Altar steht, dem unbekannten Gott geweiht. Sie gaben mir dafür wieder ein warmes Zeugnis und ich danke es Ihnen warm. Mit der Gewißheit, welche Sie über sich selbst im Herzen

haben, wird Ihnen vielleicht auch die gezwungene Wirksamkeit nicht allzu schwer werden und finden Sie vielleicht durch anregende Wirkung auf ein oder das andere Gemüt wirkliche Befriedigung. Ich habe Ihren Bruno wieder mit großem Interesse gelesen, und wenn er manches Wertvolle hat einbüßen müssen, so tritt doch, wie Sie ganz richtig sagen, die Hauptsache auf das klarste hervor. [Die gen. Schrift diente Stein als Habilitationsschrift in Halle, er mußte sie mehrfach umarbeiten, ehe sie der Fakultät genehm war.]

Ich gedenke jetzt oft der schönen Tage im vorigen Jahr um diese Zeit; sie leuchten mir noch herüber in die ziemlich große Einsamkeit, die mich augenblicklich umgibt, die überhaupt freundlich mit Geistern belebt ist, als „hätt' ich alles, was ich je genossen“. — Sie wissen vielleicht durch Wagners, daß ich diesmal meine Winterruhe unterbrochen habe, um zwei Monate mit Olga in Cannes zuzubringen, wohin diese, wegen ihrer und der Kinder Gesundheit geschickt war. Es war eine stille, aber, abgesehen von der Gesundheit, liebe Zeit. Seit Anfang Mai bin ich wieder hier und gedenke den Sommer einmal wieder in Italien, wenn auch natürlich nicht in Rom, zu verbringen, da die weiten Reisen mich zu sehr ermüden und für diesmal, nach der Frühjahrsreise, auch sonst unmöglich sind. Zum Wiedersehn richtet sich das Hoffen auf nächstes Jahr, beim Parsifal. Von Bayreuth hatte ich lange, lange keine Nachricht, trotz mehrmaligen Schreibens meinerseits. Hoffentlich ist es Glück, welches sie stumm macht, sollte aber etwas vorgefallen sein, so bitte ich um ein paar Worte der Benachrichtigung. Daß Rée, nach dem Tod des Vaters, eine Gehirnentzündung hatte, wissen Sie wohl? Ich bitte auch von dort vergebens Nachricht.

Möge es Ihnen gut gehn. In herzlicher Freundschaft denkt Ihrer

Ihre M. Meysenbug

* * *

X.

Vicenza, 26. September [81]

Lieber Freund, erst heute komme ich dazu, Ihnen für Ihren Brief [vom 28. August 1881: vgl. Briefe von und an M. v. Meysenbug ed. B. Schleicher, S. 130 f.] und für den wunderschönen Artikel über W. Meister zu danken. [„Über Goethes Wanderjahre“ jetzt in „Zur Kultur der Seele“, S. 20 ff.] Der letztere hat mich ganz entzückt und mich viel in Gedanken beschäftigt und tut dies noch. Er hat mich besonders veranlaßt, über zwei Probleme viel nachzudenken; das der Möglichkeit einer neuen reineren Kulturmitte durch Auswanderung in Klimate, wo die Bedingungen normaler Existenz gegeben sind und zweitens: warum und inwieweit die Renaissanceepoche nicht fruchtbringend gewesen sei; beides Themen Ihrer letzten Artikel. [„Shakespeare als Richter der Renaissance“, vgl. a. a. O. S. 1 ff.] Sie erinnern sich vielleicht, daß bei unserem ersten Zusammensein in Rom wir uns auf den gleichen Gedanken über ein Kultur-Nomadenleben fanden. Es ist dies seit über 30 Jahren ein Lieblingsgedankenkind von mir gewesen. Ich war auch schon mehr als einmal der Ausführung nah, damals mit einem Teil der freien Gemeinde in Hamburg, wo das Ganze wirklich jenem Goetheschen Bild sehr ähnlich war; damals brachte ich der Mutter das Opfer, und es war gut, denn das Idealbild war drüben zur traurigsten Wirklichkeit geworden. Nachher noch einmal

und zuletzt in Sorrent, wo die Ausführung einzig an Nietzsches und Rées Schwanken scheiterte. [Vgl. hierzu u. a. R. Meyer, Nietzsche S. 158; a. a. O. B. Schleicher, M. v. Meysenbug, ein Lebensbild.] Aber, lieber Freund, es sind eben arge Bedenken dabei; wie oft ist's schon versucht und nicht ohne ein neues, sittliches Ideal, wie Baboeuf, wie Robert Owen, von denen besonders der letztere ein vortrefflich entwickeltes Erziehungssystem hatte, durch welches eine neue Menschheit hätte herangebildet werden müssen. Ja, ihm fehlte auch die künstlerische Seite nicht. Und dennoch scheiterte das alles, und ich glaube, wir müssen da auf ganz andere Gründe, metaphysische (Sie wissen, was ich darunter verstehe) und historische, zurückgehen, um diese Unmöglichkeiten zu erklären. Sehen Sie Nordamerika an; alle Bedingungen der freiesten Entwicklung vorhanden und ein großes Prinzip verwirklicht: daß der Fluch von der Arbeit genommen ist und daß sie ehrt, anstatt zu erniedrigen. Nun: die zwei edelsten Präsidenten, die sie gehabt haben, Lincoln und Garfield, ermordet und das Spiel der bösen Leidenschaften ebenso mächtig wie in der alten Welt. Wollten wir aber mit Nibel.[ungen] und Parsifal jetzt hinüberziehen in eine jener paradiesischen Oasen Südamerikas, so wären wir es (gesetzt, man könnte das überhaupt verwirklichen), die es dort genießen und begreifen würden wie hier, aber keine andern. Und unser Meister — wodurch ist er der große Held und Überwinder geworden, der er ist, als durch die Gegensätze, die er vorfand und an denen sein Gedanke zu seiner jetzigen Größe reifte. Ach, es ist eine so lange Geschichte, dies alles zu besprechen, und nun erst das Thema der Renais.[sance], da empfindet man es immer schmerzlich, daß man nicht zusammen ist und mündlich verhandeln kann. —

Ich gönne Ihnen von Herzen die wonnevolle Zeit in Bayreuth und beneide Sie zugleich um den Vorgeschmack künftiger Seligkeit in Anhörung der Proben zum Parf.[ival]. Ja, davon geht eine Wirkung aus, die nicht zu berechnen ist, wie es auch kommen mag; es wird ein Licht sein, welches durch die Wolken der Reaktion bricht, die sich über Deuts.[chland] zusammenziehn.

Gestern bin ich äußerlich an das Bayr.[euther] Theater erinnert worden, indem ich hier in dem schönen Paladio-Theater der Prüfung eines Volkskindergartens beiwohnte, die darin gehalten wurde. Das Theater faßt 2000 Menschen und war gedrängt voll, so daß der Anblick an B. erinnerte. Es war überhaupt sehr hübsch, aber lieber hätte ich noch Salvini als Ödypus hier gehört, was einmal vorgekommen ist. — Ich lege Ihnen eins der Spaziergangsgedichte aus Pieve bei, nur damit Sie meine Stimmung dort sehen. Tausend Grüße allen Wahnbefriedeten und Ihnen M. M.

* * *

Du eilst zu Tal, du muntres Alpensöhnlein,
Mutwillig springst du über Stock und Stein,
In kindlich frohem Übermute scherzend;
Denn dir erneuert sich die Jugend ewig
Aus frischen Quellen schneebedeckter Höhn.
Mir schwand sie längst, die holdeste der Gaben,
Die uns Natur verleiht und wieder nimmt,

Und einsam wandle ich die steilen Pfade
Des Alters, fort bis zu der letzten Höh'.

[Zwei Zeilen des Manuskripts sind zerstört.]

Da fließen ewig jung der Liebe Quellen,
Des heil'gen Mitleids milde Harmonien,
Und durch die Seele ziehen Geisterscharen
Erhabener Gedanken, sel'ge Chöre
In Hymnen deutend einen neuen Tag.

— — — — — — — — — — — — — —

Du muntrer Bergstrom, eile scherzend weiter;
Nicht neide ich dir deiner Jugend Glück!

* * *

XI.

Rom, 16. November [1881]

Lieber Freund, ich wende mich an Ihre Güte, um Rée das einliegende Briefchen zukommen zu lassen. Er hat mir von Leipzig aus geschrieben, aber ohne eine Adresse anzugeben. Es freut mich, daß Sie sich wiedergesehen haben und daß Rée wieder etwas aufzuleben scheint. Sie werden die Verödung von Bayreuth schwer empfinden, und ich kann mir denken, daß, wie Daniela es mir sagte, es für die am Theater Beteiligten ein großer Schreck gewesen ist, den Meister ziehn zu sehn. Hoffen wir, daß alles gut geht und daß die Wunder des Südens wieder ihren heilsamen Einfluß üben. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß W.s wieder kämen, so hätte ich mich nicht hier für den Winter eingerichtet und wäre auch nach Siz.[ilien] gegangen, um dieses Zaubereiland auch noch einmal und in dieser Gesellschaft! zu sehen. So wird es nicht möglich sein, um so weniger als das viele Hin- und Herreisen im Sommer mich schon sehr ermüdet hatte und ich mich nicht sehr wohl fühle. Dan. sehe ich leider nicht so oft, wie ich wünschte, sie ist zu sehr von der übernommenen Pflicht und von den durch Liszt unvermeidlichen neuen Bekanntschaften in Anspruch genommen. Doch freue ich mich bei jedem Zusammensein sehr an ihr. Über den letzten Artikel von W.[agner] in den B. Bl. hätte ich gern mit Ihnen mündlich sprechen mögen, der Anfang ist herrlich, dann aber kommt Bedenkliches. [Ausführungen zu „Religion und Kunst". Heldentum und Christentum. Bayreuther Blätter, Sept. 1881.] Wenn Zeit und Augen es erlauben, schreibe ich einmal länger darüber.

Herzlichste Grüße von Ihrer M. M.

(Schluß folgt)

Am dämmernden Abend

Von Paul Bülow

Im dämmernden Abend lege ich die Feder aus der Hand, die tagsüber Bogen auf Bogen gefüllt hat.

Von draußen rauscht ein unfreundlicher Regensturm an die Scheiben meiner behaglichen Arbeitsklause.

In mir aber ist wohlige Ruhe, die sich allem Tosen der Außenwelt zum Trotz fest behauptet.

Diese Ruhe entströmt vollendeter Pflicht.

Pflicht ist Lebensrhythmus.

Ohne solchen Rhythmus zerflattert unsere beste Kraft in Nichtigkeit und Schlaffheit.

Auch der kleinste und dürftigste Lebensinhalt bedarf eines solchen Rhythmus, wenn er dem Ganzen fördernd zu dienen beflissen ist.

Wohl dir, wenn am dämmernden Abend der Rhythmus deiner Tagespflicht ausklingt in zielgekrönter Erfüllung!

Über solchem Leben blühen unzählige Rosen; und die herbe Pflicht ist im Glanze edler Schönheit von innen heraus verklärt.

Nächtlicher Wind

Von Rudolf Paulsen

O Rauschen lind,
Du wunderdunkle Halle
Der nahen Nacht, erfüllt vom Atemwind!
Wie wir doch alle
So tiefbeglückte junge Kinder sind!
O spottet nicht des lieblichen Entzückens,
Das von den Sternen selig niedertropft,
Es will die Seele labend auferquicken,
Wenn unser Herz im großen Einklang klopft.
Köstliche Nacht, berauschendes Getränke,
Das ringsum wie ein Tau aus Blauem träuft,
Verzaubert sind wir, wenn das All Geschenke
Von Märchenpracht auf unsre Erde häuft.
Da weinen viele Augen trunkne Tränen,
Und zieht ein Duften wie von Blüten zart:
So hebt ein edelfrommes tiefes Sehnen
Uns hoch in das Bewußtsein unsrer Art.
Vom Himmel sind wir, und die schönen Dinge
Sind uns verwandt, verwandt wie unser Blut,
An uns und allem wächst die lichte Schwinge,
Wir schweben mit, wie Nachtigallen gut.
Das Lied der Nacht ertönt aus allen Sphären,
Das leiseste und traumhaft reinste Lied
Rauscht in den Herzenswogen, rauscht aus allen Meeren:
Die hohe Nacht steht glückhaft im Zenit.

Die Kunst der Reklame

Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm

Reklame, gewaltiges Zauberwort, das „Sesam öffne dich!“ des Erfolges im geschäftlichen Leben — ein Kind der Neuzeit in der Erscheinungsform und doch uralt wie Handel und Verkehr, seit Waren ausgetauscht werden unter Völkern und Ländern, ein Kind der Neuzeit, bunt und laut, aufdringlich und unabwendbar, manchmal feinerzogen mit allen Ansätzen der Kultur, dann wieder in den Flegeljahren unleidlich und roh ... ihr Wertmesser und dennoch allzu oft selbst der Kultur entbehrend ... die Vermittlerin zwischen Erzeugung und Verbrauch.

Zum Vermitteln gehört in allen Lebensäußerungen, mag es sich um Diplomatie oder Geschäft, Staats- oder Familienangelegenheiten handeln, als erstes Erfordernis Geschmack, der sich in taktvollem, entgegenkommendem Benehmen zeigt. Also bedarf auch die Reklame, jede Reklame Geschmack und Takt. Ihre Kultur besteht darin, daß sie diese Vorbedingung erfüllt, weit hinaus erzieherisch wirkend nach ethischer und ästhetischer Seite.

Sind aber Geschmack und Reklame vereinbar, waren sie es je, können sie es je werden?

Dringt man tiefer in den Geist dieser Fragen ein, darf man nicht nur die größten und wichtigsten Arten der Publizität betrachten, man muß jede Art von Einwirkung auf die Öffentlichkeit berücksichtigen, denn die Reklame bedient sich der verschiedensten, oft geheimnisvollsten Wege. Seit sie im Konkurrenzkampf der Waren und Menschen emporgekommen und eine der größten Weltmächte geworden ist, zeigt sie sich allzu oft plump und protzig, geradezu vernichtend für den Geschmack.

Dies scheint jedoch in führenden Kreisen zum Bewußtsein zu kommen, und wo von Propaganda die Rede ist, sehnt man sich, der Anpreisung Kultur, dem Erfolg ethische Begründung zu geben. In Amerika, wo die Reklame ausgesprochenste Triumphe feierte, wo sie im modernen Sinn so recht eigentlich erst erfunden wurde, erfuhr sie zuerst Kritik, die immer schärfer auftritt, und die „Advertising clubs of the world“ gehen daran, in jährlichen Kongressen die Auswüchse zu beschneiden und dem Geschäftsleben — ich möchte sagen: in seinem Ministerium des Äußeren — einen einwandfreien Charakter zu geben.

Der Wunsch aufzufallen, um zu gefallen, um Aufmerksamkeit, um Kauflust zu erregen, der Drang, möglichst bunt und laut zu wirken, ist so alt wie die Welt. Auf jedem Jahrmarkt ging es in diesem Sinn marktschreierisch zu. — Seitdem der Jahrmarkt aber nicht mehr zeitlich und örtlich gebunden, seitdem die ganze Welt ein Jahrmarkt geworden ist, geht es eben auf der ganzen Welt marktschreierisch zu.

Einst lockten einzelne Buden auf dem dazu berufenen Platz mit Wort und Bild, in den Städten hatten einzelne Geschäftsviertel in ihren diesem oder jenem Handel gewidmeten Gassen wetteifernd entsprechende Schilder aushängen, heute kreischen Wort und Bild vernehmlich allüberall, verschonen keinen Platz, keine Straße, keine Landschaft, und die Reklame artete vielfach zu kolossalischem Unfug aus. Zum erstenmal äußert sich das Bedenken: Ist dies wirklich unerläßlich für modernes Leben, für modernen Handel und Wandel?

Die „Advertising clubs" erklären aus der allgemeinen Pfuscherei eine Kunst zu machen, sie suchen die Publizität wissenschaftlich zu betrachten. Es handelt sich hier um eine Disziplin des menschlichen Geistes, die nicht mehr dem Zufall überlassen werden darf, der Willkür und skrupellosen Gier, der beschämenden Geschmacklosigkeit. Diese im neuzeitlichen Leben so außerordentlich wichtige geistige Angelegenheit beschäftigt in Amerika die Universitäten, wo sich eigene Institute bilden, die Gesetze der Reklame zu erforschen. Die Bewegung begann zu Ende des 19. Jahrhunderts mit einer Abwehr des Charlatanismus, als John A. Wanemaker, ein bekannter Geschäftsmann, seinem Kollegen Powers die Frage stellte: „Alles ist schon versucht und abgetan auf dem Weg der Reklame, wissen Sie etwas Neues, um unsere Waren anzupreisen?" und Powers ihm die Antwort gab: „Versuchen wir es einmal, ganz ehrlich zu sein. Das wäre das Neueste, das hat noch niemand probiert." Um diese Zeit begann im „Ladies House Journal" ein Feldzug gegen marktschreierische und schwindelhafte Annoncen unter dem Titel „Wahrheit, Aufrichtigkeit!" Dieser Anregung danken die „Advertising clubs" ihr Entstehen, und es bildete sich zunächst in den Geschäftskreisen selbst eine strenge Kontrolle aller Ankündigungen und Prüfung des wahren Sachverhalts bei Anpreisung von Waren, eine Art freiwilliger Handelspolizei. Die Käufer fanden sich beschützt und verteidigt, Abschlüsse durch Brief und Telephon mehrten sich infolge wachsenden Vertrauens. Die Kultur der Reklame hängt fest zusammen mit dem Vertrauen, das sie einzuflößen imstande ist.

Gleichzeitig mit diesem ethischen Gebot machten sich die ästhetischen Forderungen bemerkbar. Die Geschäftswelt sah ein, daß mit fortschreitender Zivilisation jede häßliche, unkünstlerische Reklame sich überlebt hatte. Man rief die Kunst, man ruft die Literatur, die man auf diesem Gebiet lange entbehren zu können glaubte.

Künstlerplakate winken von Mauern und Säulen, in anmutig belehrenden Darstellungen wirkt der Schriftsteller für dieses oder jenes Industrieerzeugnis oder kleidet die Annonce, die bisher lediglich Straßenanzug getragen, in Frack und weiße Krawatte. Eine aufdringliche, geschmacklose und unwahre Reklame wird bald überhaupt nicht mehr lohnend sein, denn jede mit Hilfe von Häßlichkeiten angepriesene Ware wird bei einem kultivierten Publikum nur Widerwillen erregen. So hoffen wenigstens die Vorkämpfer der veredelten Reklame.

Durch berechtigtes Wohlgefallen soll die Aufmerksamkeit zu den angepriesenen Dingen gelenkt und nachher durch unentwegte Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit die Kundschaft erhalten werden. Dann genügt es, wenn die Reklame leise mahnt und immer wieder künstlerische Befriedigung erweckt. Die praktische Erfüllung dieses Ideals, das erstrebt werden soll, wenn es auch nicht immer erreichbar ist, bringt Kultur in die Reklame und versöhnt oder vermählt sie vielmehr endgültig mit dem Geschmack.

Ein Witzbold hat einmal auf die Frage, wann die erste Geschmacklosigkeit entstanden sei, geantwortet: „Ich fürchte, mit der ersten Reklame." Und als ihn die Anwesenden, die alle in Reklame arbeiteten, bedrängten, hinzugefügt, daß wir aus dem griechischen Altertum nur von politischer Propaganda Nachricht hätten, diese sei aber durchaus geschmacklos gewesen (und ist es bis heute geblieben). Es

wird immer noch nicht viel anders gemacht, als wie es Alkibiades in Athen getan, als er seinem Hund den Schwanz abhieb, damit die Leute von ihm sprechen. Der Theaterdirektor, der einem jungen Autor riet, sich von einem Auto überfahren zu lassen, damit sein Stück aufgeführt werden könne, steht ganz auf derselben Stufe.

Von eigentlichen Geschäftsempfehlungen der Antike haben wir kaum Nachricht, doch hat in hellenistischer Zeit wie in den Jahrhunderten des kaiserlichen Rom der hochentwickelte Welthandel jedenfalls starke Propaganda getrieben, wahrscheinlich durch Geschäftsreisende, die sich als echte Griechen durch ungeheure Geschwätzigkeit auszeichneten und ihre mitgebrachten Waren mit wohlgesetzter Rede anpriesen, wohl auch einflußreiche Personen durch Geschenke gewannen.

In Rom wurde malerisch zur Schau gestellt, was es an Luxusgegenständen gab, im Porticus, wo die reiche und vornehme Welt auf und ab wandelte, und die Verkäufer machten laut darauf aufmerksam, hier sei das Neueste aus dem Morgenland. Da mag Ovid unter anderen eleganten Jünglingen sich bemüßigt gefühlt haben, dies und jenes für die vielgepriesenen Schönen zu kaufen. Ähnlich war es in den andern reichen Städten. An den Läden machten die Geschäftsinhaber auf ihre Waren aufmerksam durch anmutige oder humorvolle Fresken, wie manches Beispiel in Pompeji zeigt.

Schilder als Geschäftszeichen beginnen im Mittelalter die Gassen zu beleben, eigenartig, bunt und doch vorzüglich eingepaßt in das engbewegte Städtebild. Mit seltsamen Wahrzeichen, Wandmalereien und Marktgeschrei mußte sich die Reklame begnügen, solange das Publikum noch zum großen Teil des Lesens unkundig war oder nur mühsam und nicht gerne las; aber sie hatte die Kultur ihrer Zeit und stand in Harmonie mit den übrigen Äußerungen des öffentlichen Lebens. Der Medizinmann, der Charlatan, der mit Geheimmitteln im Lande herumzog, gab die groteske — manchmal vielleicht tragikomische Note; im Handel und ehrsamen Handwerk hielten Innung und Zunft auf strenge Zucht und Ordnung auch in bezug von Anpreisung der Waren. Charlatan ist übrigens ein bezeichnendes Wort für den damaligen Auswuchs der Reklame, es stammt aus dem Italienischen, von „ciarlare", schwätzen, und ist die klassische Bezeichnung für den Marktschreier geblieben.

Kultur und Art der Reklame änderten sich, als der Buchstabe überhandnahm und die gedruckte Welt das ganze Leben überdeckte. Man glaubte in jeder Beziehung dem Buchstaben, und die Anzeige bekam absolut suggestive Wirkung. Bilder wurden zwar noch zu Hilfe genommen, aber die Hauptsache lag in den Worten, in den möglichst geschwollenen, ruhmredigen Worten, die der Druck verbreitete, in der Aufschrift, die klang und lockte. Sprang sie ins Auge, verfolgte sie hartnäckig den, der sie einmal gelesen, war die Sache gewonnen, das Geschäft gemacht.

Tatsächlich wurde mit den beiden Mitteln, die aus dieser Entwicklung hervorgingen, dem Plakat und der Annonce, viel erreicht, und ein erfolgreicher Geschäftsgang ohne deren Wirkung scheint fast unmöglich. Die Technik der Anzeige kommt psychologisch dem Buchstabenglauben entgegen, drückt ins Gehirn, was eingeprägt werden soll, reizt die Neugier und hält, geschickt gemacht, die Aufmerksamkeit wach. Aber sie scheint heute zu Tode geritten, sie hat längst ihre Ethik eingebüßt und spielt mit der Ästhetik allzu oft ein frivoles Spiel. Sie wirkt nicht mehr, weil sie, ungeheuer

übertrieben, statt zu fesseln und anzulocken, schließlich nur Widerwillen erregt oder in ihrer Masse dem Auge so gleichgültig und gewohnt erscheint, daß wir sie in ihren Einzelheiten gar nicht mehr merken.

Gelegentlich des diesjährigen Reklamekongresses in London bemerkte ein englisches Blatt mit Humor, es wäre am besten, wenn es ein Abrüstungskongreß würde, wenn sich die leidenschaftliche Reklame, die allmählich die ganze Welt verunziert, zur Abrüstung gezwungen sähe, denn ihr brutales Vorgehen sei unleidlich, ihr Überschreien und Übertölpelnwollen verschlinge die Stimme des einzelnen, und die Lust, den Konkurrenten zu erdrosseln, spreche zu deutlich, grobe Reklame sei ohne Kultur und eine Beleidigung für den zivilisierten Menschen.

Erbittert über die zu seiner Zeit einsetzende Welle der Geschmacklosigkeit hat Ruskin das Wort geprägt, eine einzige Banausenvilla könne eine ganze Dynastie königlicher Berge entthronen. Dasselbe gilt heute für das Plakat in der Landschaft. Seine gewöhnliche Aufdringlichkeit zerreißt die Harmonie der Gegend, wirft eine falsche Note in die Stimmung. Und solches ist nicht gleichgültig. Denn der Mensch ist so beschaffen, daß er das unbefleckt Erhabene braucht, um sich aufzurichten, die königliche Stille einer großen Natur nicht entbehren kann. Vornehmes und Anmutiges ist notwendig, ihn zu erquicken. Wenn Bierplakate einen blauen See entweihen, wenn der Wald nur dient als Hintergrund für eine Pneu- oder Schokoladenreklame, wenn das Bauernhaus den Titel eines sogenannt „verbreitetsten“ Provinzblättchens hinausschreit, ist die ungeheure Sehnsucht betrogen, die den Städter ins Grüne lockt, und er fühlt sich wie in bösem Traum von den Plakaten verfolgt. Jedes Stück Natur, nach dem die Seele des Wandernden mit Verlangen greift, sieht er von den Dingen geschändet, denen er draußen entfliehen möchte.

Die als mißverstandene und mißverständlich ausgeübte Reklame sollte sich endlich als wahrhaft überlebt erweisen, nicht nur weil sie schädigend, also in gewissem Sinne unsittlich ist durch ihre Rücksichtslosigkeit, sondern auch weil sie sich mehr und mehr als unpraktisch erweist, denn sie überrennt das eigene Ziel. Banausen, die ästhetisch nicht beleidigt werden, sind überhaupt so abgestumpft, daß sie derartige Reklamen nicht mehr sehen, wie sich das Ohr an ein dauerndes Geräusch gewöhnt, so daß man es gar nicht mehr hört. Empfindliche, denen die Geschmacklosigkeit auffällt, werden verstimmt und gegen die angepriesenen Dinge eingenommen, statt für sie gewonnen. Diese Reklame ohne Kultur läßt also kalt oder erweckt Antipathie.

Der Zweck wohlverstandener Propaganda ist aber Interesse, möglichst bleibendes, nachhaltiges und sympathisches Interesse in kaufkräftigen Kreisen zu erregen. Ein solches entsteht durch Wohlgefallen, durch angenehm gespannte Neugier und wird erhalten durch Vertrauen, durch gute Erfahrung, die man macht. Die Zahl der Dummen, die auf Marktgeschrei hereinfallen, ist zwar beträchtlich, letzten Endes triumphiert aber doch das wirklich Gute und Brauchbare und mit ihm die schon erwähnte innere Kultur der Reklame.

Wirksame Propaganda, wie jeder andere Erfolg, läßt sich im heutigen Massendasein vom einzelnen selten und schwer erreichen, meistens bedarf er einigen Zusammenarbeitens. Das Ideal einer zeitgenössischen Reklamekultur wäre ein ge-

meinsames Wirken verschiedenster Kräfte. Das rechte Taylorsystem auch in der Arbeit kultivierter Propaganda liegt darin, daß kein unnötiger Kraftaufwand erfolgt, keine Zeit und keine Lust vergeudet wird, also keine unnötigen Kosten entstehen. Der Reklamechef eines großen Betriebs muß ein besonders fein gebildeter, allseitig unterrichteter Mensch sein, taktvoll und diplomatisch im besten Sinn, niemals von der Ansicht besessen, ein Recht auf roh verletzendes Vorgehen mit Farben, Formen und Worten zu haben.

Brutalität erzeugt auf die Dauer immer Mißbehagen, Widerwillen, im großen angewendet sogar nationalen Haß. Wie in der Medizin haben in der Reklame, wenn man ihre Wirksamkeit historisch übersieht und einschätzt, die stetig wirkenden, milden Mittel den besseren Erfolg davongetragen. Gefälligkeit, Zuvorkommen, ja Witz und Humor sind den Reklamechefs zu empfehlen, wenn sie Kulturträger sein wollen, Intrigen und neidische Schädigungen rächen sich unabwendbar. Manchmal tut aber ein guter Einfall Wunder. In einer großen ausländischen Schokoladenfabrik zeigte es sich, daß die riesigen Vorräte einen weißlichen Schimmer bekamen, und von allen Seiten beschwerten sich die Abnehmer darüber, dem Haus drohte Ruin, da kam dem Reklamechef in seiner Todesangst ein Gedanke, der Telegraph spielte nach allen Richtungen und die führenden Zeitungen brachten das Inserat: „Die Schokolade X ist die einzige auf der Welt, die weiß wird im Liegen." Und das Geschäft war gemacht.

Meister in der Reklame sind — man kann sagen seit Jahrhunderten — die führenden Modehäuser. Die Herren und Herrinnen der „haute couture" (man spricht so von ihnen, wie man von der „haute finance" spricht) wissen sich so vortrefflich in Szene zu setzen, daß ihr Prestige internationale Geltung hat. Sie empfangen in wahrhaft fürstlicher Weise und wissen wetteifernd jeder Modeschau den Charakter des gesellschaftlichen Ereignisses zu geben. Es handelt sich nicht mehr um Schneiderei, sondern der Eindruck soll geweckt sein, daß den Damen Kunstwerke vorgeführt werden, würdig die eigene Schönheit zu schmücken, Kunstwerke, wie sie der Modemaler im Atelier zeigt — womöglich mit Musik und Tee. Diese bis zu gesellschaftlicher Anmut gesteigerte Werbungsform geht auf vornehme Tradition zurück. Schon die Modehäuser des 18. Jahrhunderts waren ein Stelldichein der eleganten Welt und zeigten geschmackvolle Aufmachung, die namentlich in Paris und Wien den Fremden unvergeßlich blieb. Mit der Revolution versank diese Herrlichkeit, um nur zur Zeit des Wiener Kongresses kurz aufzuleben, dann legte sich das 19. Jahrhundert mit bleierner Schwere auf die Eleganz, machte den Laden reizlos und nahm dem Geschäft den ästhetisch mondänen Beigeschmack, auch die Schaufenster dienten nur mehr zu beliebiger Aufstapelung von Waren.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß hierin Wandel eintrat und namentlich die Schaufenster zu einem wirklichen Ausdruck fortgeschrittener Reklamekultur wurden. In den Großstädten entwickelte sich eine eigene Kunst, der Schaufensterdekorateur gab dem Straßenbild eine neue, erfrischende Note, die Waren wirkten durch sich selbst mit Farbe und Form, eine die andere ergänzend und hervorhebend. Wie der Plakatmaler braucht der Schaufensterdekorateur feinstes Empfinden für die Werte der einzelnen Farben, Phantasie und Geschmack. Selbst in einförmig grauer Häuser-

reihe läßt sich durch die Schaufenster Schönes und Erfreuliches erreichen. Indem sie die Ware selbst zeigen, locken sie ohne den Umweg über Plakat und Annonce und üben dadurch namentlich auf das leichter beeinflußbare weibliche Geschlecht, psychologisch sicher begründet, ihren Einfluß. Sie sind auch in den meisten Fällen wahr und aufrichtig, denn die Sache selbst lügt weniger leicht als ihr Bild.

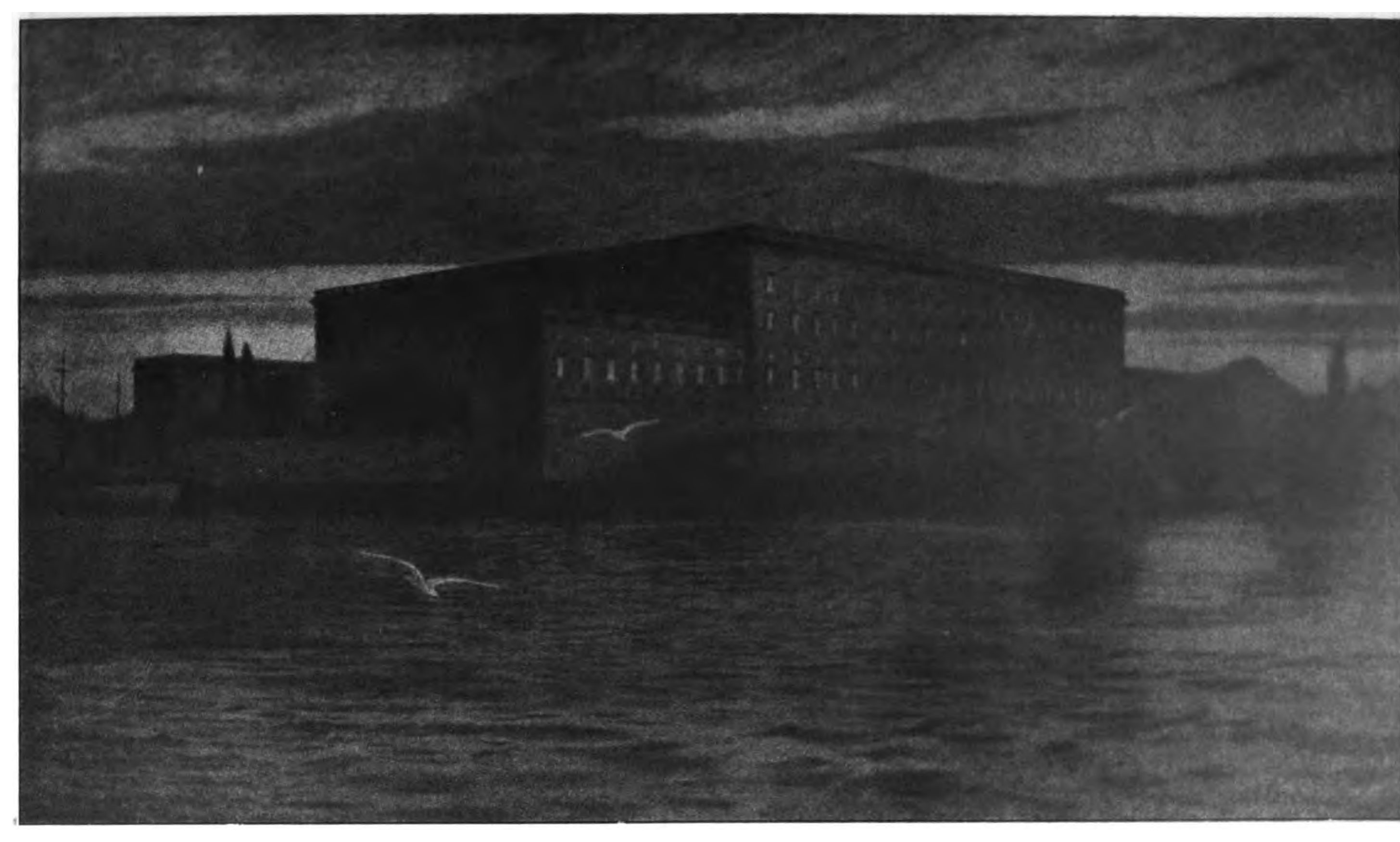
Neuerdings wird versucht, Plakat und Annonce durch Ankündigung im Radio zu ersetzen oder vielmehr zu ergänzen, also das Ohr statt dem Auge zu beeinflussen. Damit stellt sich der mündliche Vortrag der künstlerischen und literarischen Reklame zur Seite, die Überredung ohne das persönliche Fluidum, das sonst vom Redner zum Hörer strömt und das eigentliche Wesen der Lockung bildet.

Mag nun die Reklame durch den Radio an das Ohr, durch das Plakat an das Auge oder durch das gedruckte Wort an den Verstand sich wenden, jedenfalls erwächst für Kunst und Literatur ein ungeheueres Arbeitsfeld, wenn es ihren Vermittlern vergönnt wird, äußerlich und innerlich das Wesen der Reklame zu veredeln. Sogenannte Künstlerplakate und gereimte Annoncen genügen durchaus nicht, der Propaganda kulturellen Anstrich zu geben. Das Plakat muß nicht nur wirksam, nicht nur künstlerisch gut und geschmackvoll gemalt sein, es muß an richtiger Stelle angebracht werden. Die Innenräume von Geschäftslokalen, Wartesäle besonders in öffentlichen Gebäuden brauchen durchaus nicht trostlos öde oder barbarisch protzig zu sein, sondern geeignete Reklame kann sie beleben. Überall, wo man wartet, wo man warten muß, hilft solche Dekorierung über die Zeit, man merkt sich etwas davon, man behält den Eindruck — so ist die Zeit weniger verloren und die Propaganda geglückt.

Ihre feinere, ja feinste Form — die wohl auch beim Aufenthalt in irgendeinem Wartezimmer am leichtesten wirkt — ist die in jüngsten Jahren aufgetauchte literarische Reklame, die in Erzählungsform, in Vers und Witz, in belehrender Darstellung über irgendeine Technik die Aufmerksamkeit auf gewisse Waren lenkt. Der Schriftsteller tritt dadurch mit dem praktischen Leben in engere Berührung und hat (anfangs wohl notgedrungen) die Scheu aufgegeben, seine Arbeit in den Dienst der Industrie zu stellen. Man braucht freilich mit dieser Propaganda nicht soweit zu gehen wie ein englischer Dichter vom Ende des 18. Jahrhunderts, der sich in einer Werbeschrift für die Impfung zum Vers verstieg:

„Steig, Pockenimpfung, Himmelsmaid herab!"

Bei manchem Erfolg wirkt die Reklame sehr geschickt zuerst im Geheimen. Plötzlich ist irgendein Artikel Modeartikel, irgendein Buch Modebuch. Niemand weiß, wieso und warum. Eine hübsche literaturgeschichtliche Anekdote macht klar, wie Unbedeutendes zu plötzlichem Ruhm gelangt. Frau von Krüdener, die mystische Freundin des Zaren Alexander I., wußte ihre Persönlichkeit durch allerlei Reklame gut in Szene zu setzen. Als sie ihren Roman „Valerie" herausgegeben, fuhr sie in Paris von einem Modegeschäft zum andern und verlangte Bänder und Hüte à la Valérie. Herablassend lächelte sie, als man damit noch nicht dienen konnte. In den Salons erzählte sie aber, ihr Roman sei bereits so beliebt, daß die neuesten Modeschöpfungen à la Valérie hießen. Die Damen verlangten nun ihrerseits diese Dinge, und bald gab es in Paris kein Modegeschäft, das nicht Putzwaren à la Valérie führte.



Stockholmer Schloss

Prinz Eugen von Schweden

Ähnlich wird auch noch heute die große Glocke geschwungen und der Snobismus adoptiert pseudowissenschaftliche oder pseudoliterarische Bücher, Afterkunst und angepriesene Häßlichkeit, indessen Dinge von höchstem Wert unbemerkt von der Mitwelt vorübergehen. Wie denn Schwindel und Betrug auf dem Gebiet der Reklame — wie auf jedem anderen — zwar Tageserfolge feiern, aber endlich doch immer wieder ans Licht kommen.

Auf die Dauer ist Tüchtigkeit, ist Wesensechtheit das beste Geschäft, und die ehrliche, die von Kultur getragene Reklame gewinnt. Traurig bleibt, daß nur wenige, die Tüchtiges leisten, verstehen, sich bekanntzumachen. Sie sind oft sonderlich, zu stolz oder zu schüchtern und fallen in die Hände von Ausbeutern. Man hat ausgerechnet, daß in der Regel bei irgendeiner Erfindung der eigentliche Erfinder nichts verdient, der zweite, der die Sache begeistert, aber ohne Kenntnis von Menschen und Dingen in die Hand nimmt, den Einsatz verliert und erst der dritte oder vierte den Nutzen zieht. Künstler, Erfinder, Enthusiasten, Pfadfinder aller Art sind Träumer und große Kinder. Ihr Gehirnapparat kann nicht dem Traum dienen, das Werk schöpferisch gestalten und gleichzeitig dessen praktische Verwertung durchsetzen.

Nichts wäre so wünschenswert als eine großzügige Vermittlung, ein ideales Reklamebureau, das Wertvolles auf verschiedenen Gebieten bekanntmacht und vertreibt.

Auf die Öffentlichkeit geschickt und nachhaltig zu wirken, ist eine eigene Kunst, wohl auch ein eigenes Talent, ein angeborener Instinkt. Die Zusammenarbeit dieses Talentes mit anderen Talenten gehört für die heutige Welt zu den Notwendigkeiten, um den schöpferischen Geist aus Vereinsamung, Hoffnungslosigkeit und oft aus tragischer Not zu befreien. Der Mann aber, der auf die Öffentlichkeit wirkt, muß dadurch emporgehoben werden, daß er den Schöpferischen nicht mehr als Ausbeutungsobjekt betrachtet, sondern ihm seine praktische Überlegenheit in der Technik des Bekanntmachens zur Verfügung stellt, um gemeinsam mit ihm der Sache zu dienen.

Dies ist der Weg, auf dem die Propaganda ethisch und ästhetisch sowie praktisch zu einer ernst zu nehmenden Kultur gelangt — vom schwindelhaften Marktgeschrei zu vornehm überzeugender, weithinreichender Empfehlung.

Das letzte Licht

Von Hans von Wolzogen

Und wenn das letzte Licht vergangen,
Das auf der Berge Haupt erglüht,
Die Wolke hat's noch aufgefangen,
Die zart am Himmel aufgeblüht.

Der Erde höchste Herrlichkeiten
Verdämmern in die frühe Nacht —
Sieh, wie der Ruhm vergangner Zeiten
In Dichters Himmelslicht erwacht!

Empfängnis

Von Gertrud Burdett-Burchard

Als es Abend wurde, legte der Dichter das Buch, in dem er gelesen hatte, beiseite und schaute hinaus.

Verschwiegen und geheimnisvoll breitete sich das Land in der Dämmerung. Wolken zogen von Norden nach Süden wie silbergraue Vögel, aber hinter ihnen ruhte eine dunkelblaue Klarheit.

Traumhaft still war es, und doch ging ein Weben zwischen Himmel und Erde, und eine Trunkenheit durchwogte die Luft.

Plötzlich fühlte der Dichter, daß er nicht mehr allein war, daß etwas zu ihm gekommen war und ihn anblickte.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Ein Hauch, ein Gedanke, ein zuckendes Fünkchen, — — vielleicht ein Nichts, vielleicht ein Alles!“

„Und woher kommst du?“

Da schwieg der kleine Gast und lächelte rätselhaft und unirdisch.

Draußen stieg über fernen Baumwipfeln eine ganz schmale Mondsichel empor; irgendein verlorener Vogelschrei durchbrach die Stille.

Der Dichter saß reglos, und war doch von einem tiefsten Autatmen durchströmt.

„Was willst du von mir?“ fragte er bewegt.

„Du sollst mir Leben schenken! Ein Leben voll Kraft und Schönheit. Du sollst mir Blut und Herzschlag geben! — —“

„Kann ich es denn?“ fragte der Dichter in scheuem Wunder.

„Du kannst es“, sagte das Rätselwesen bittend und zugleich dringlich.

Ein Schweigen sank nieder. Aber das Schweigen war voller Sehnsucht: Sehnsucht des Ungeborenen nach Dasein, Sehnsucht des Schöpfers nach Gestaltung.

Und in dieser unbeschreiblich heiligen Stunde schien es dem Dichter einen Atemzug lang, als öffne sich ihm brausend der Himmel, als höre er das Herz der Erde pochen, als fühle er sich selber tönend im Zusammenklang aller Dinge.

„Du bist zu mir gekommen,“ sagte er endlich mit zitternder Inbrunst; „sieh her! Meine Seele ist offen; tritt ein! Ich will dich hüten und tragen, bis du zur Frucht gereift bist, bis du unter seligen Schmerzen dich von mir lösest — —“

So, in der silbernen Dämmerstunde, während die Wolken zogen, und das Land wie ein Garten ruhevoll lag, bot der Dichter dem Gast aus einer andern Welt seine sehnsüchtige Seele dar, und ein Glücksschauer ging über ihn hin, wie er der nun empfangenen Kostbarkeit sich bewußt ward.

Herdglück

Von Hans Gäfgen

Ein schönes Wort voll Innigkeit und Stille!

Ein Wort, in dem deutsches Wesen leuchtet, warm, wie Wälder im Abendsonnenschein.

Ein wenig Spießertum, aber viel, viel Freude und Glückseligkeit ist lebendig in dem Worte Herdglück.

Ich las es neulich irgendwo, in einem Buche oder einer Zeitschrift.

Da war mir, als läutete eine Dorfglocke, und Herden zogen heim im sanft verdämmernden Tage.

Ich sah Menschen in stiller Stube bei stillen Büchern und andächtigen Bildern sitzen, Hand in Hand in schweigendem Glücke.

Musik war in der Kammer, aus traumweiter Ferne niederströmend und sanft im Abend verklingend.

Kerzen brannten in Leuchtern aus Urgroßvaters Tagen, und ihr Schein legte sich wie Sonnengold auf das Antlitz der Menschen.

Herdglück! Wenigen ist es heute noch beschieden. Die Gegenwart und ihre Hast hat die Ruhe und den Frieden aus den Herzen der Menschen gerissen; im Strudel des Tages, in sinn- und herzlosen Vergnügungen suchen sie ihre Erholung.

Herdglück!

Stillmenschen empfinden den Zauber, der in dem Worte schwingt. Ihre Augen werden heller, wenn das Wort, wie eine sanfte Taube, niederschwebt in den leise verklingenden Tag und ihn leuchten läßt innig und mild, wie eine stille, schöne Sommerblume . . .

Der Dichter

Von Heinrich Leis

Als hätte ich Geschlechter schon erlebt
Und trüge, wie sie wuchsen und vergingen,
Geheimes Wissen und im Ohr ein Klingen
Uralter Weise, die den Raum durchwebt:

So bin ich mit Gesichten angefüllt,
Und Wesen, die ich mir aus Träumen schuf,
Umschweben mich, gehorsam meinem Ruf.
Schicksal-verkettet fügt sich Bild zu Bild.

In meinem Blutbann bin ich nicht allein.
Es tönt aus mir die Stimme all der Vielen,
Die gleichen Bluts, der Phantasie Gespielen.

Und deren Wünsche, Sorgen, Glück und Leiden,
Wie Licht und Schatten wechselnd, mich umbreiten.
Das in mir schlägt, das Herz der Welt ist mein.

Rundschau

Die Staatengründungen der Nordmänner

Was es bedeutet, einen Staat zu schaffen, in einem Staate zu leben, seine Kultur durch einen Staat beschützt zu wissen, das hat bisher immer nur eine kleine Minderheit im deutschen Volke wirklich begriffen. Seit 1918 fängt es auch die Mehrheit zu lernen an, und die zwanzig Millionen Deutschen, die in fremden Staaten leben müssen, werden es uns allmählich immer besser lehren. Damit werden wir auch einen richtigen Maßstab für unsere Vorfahren bekommen: für jene „nordischen Barbaren“, die in der Völkerwanderung nicht das römische Reich zertrümmerten, sondern an Stelle des in voller Selbstzersetzung begriffenen Reiches neue Staaten gründeten — und ebenso für die zweite Welle des germanischen Vorstoßes nach dem Süden, die der Wikinger.

Auch sie haben als Staatengründer, wenn sie sonst nichts geleistet hätten, ihre schöpferische Fähigkeit bezeugt. Das Herzogtum der Normandie war ihre erste Staatengründung auf romanischem Boden, von der bekanntlich der moderne englische Staat durch Wilhelm den Eroberer seinen Ausgang nahm. Kurz vor Wilhelms Zug war von der Normandie aus ein anderer Wikingerstaat begründet worden, der als „Königreich beider Sizilien“ auf dieser Insel und in Unteritalien bis 1860 bestanden hat. Die heutigen italienischen Schulkinder lernen als größtes weltgeschichtliches Wunder den „Zug der — angeblich — Tausend“, mit denen Garibaldi 1860 die Insel überrumpelte. Die Normannen haben 1061, hundert und einige Ritter stark, vom italienischen Festlande aus der Herrschaft der kriegerischen Sarazenen über Sizilien ein Ende bereitet. Herzog Robert Guiscard, der gewaltigste Kriegsfürst, der Heinrich von Kleist zu seinem herrlichen Dramenfragment begeisterte, stand zugleich unter den Förderern mittelalterlicher Wissenschaft in erster Reihe. Seine Gründung ist die Universität Salerno, deren medizinische Fakultät jahrhundertelang führend blieb. Der Ruhm Friedrichs II., des großen Staufers, als des Urhebers moderner Verwaltungseinrichtungen, beruht, wie wir jetzt wissen, zum großen Teil auf der Politik seiner Vorfahren mütterlicherseits, der Normannenkönige, die er fortsetzte.

In der Normandie müssen die Wikinger noch verhältnismäßig zahlreich gewesen sein; Zeugnis dafür legt die Häufigkeit der hochgewachsenen hellen Gestalten unter ihren Bauern und Seeleuten ab. In Unteritalien und Sizilien dagegen ist der nordische Typus selbst unter dem Adel, auf den er von vornherein beschränkt war, verschwunden.

Die erstaunlichste nordgermanische Staatengründung, heute noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt, ist die des osteuropäischen Großreichs. „Swithiod hin mikla“: Groß-Schweden, so haben es die stammverwandten Isländer genannt. Seine schwedischen Gründer werden zuerst von ihren finnischen, dann auch den slawischen Nachbarn „ruotsi“, „rusj“, Russen, genannt; und so ist das Reich als Rußland in die Weltgeschichte eingetreten: auch dieser Name bedeutet „Land der Schweden“.

Die Ausgrabungen haben den Beweis erbracht, daß die Ausbreitung der Nordgermanen von Schweden nach Osten viel weiter zurückreicht, als man früher wußte. Funde aus der jüngeren Steinzeit an der Westküste Finnlands geben Kunde davon, daß dort rund 2000 Jahre vor Christi Geburt bereits eine germanische Bevölkerung mit verhältnismäßig hoher Kultur ansässig war. Vor die eigentliche Wikingerzeit fällt der noch halb legendäre, in der Ynglingasaga berichtete Zug des Königs Anund gegen Estland. Ein in der Ansgarlegende überlieferter Krieg der schwedischen Wikinger am Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrhunderts führte zur vorübergehenden Eroberung Kurlands. Im heutigen Rußland war zu Anfang des neunten Jahrhunderts am Ladogasee eine Wikingerherrschaft begründet worden, deren Mittelpunkt

die heutige Stadt Ladoga bildete, die damals mit finnischem Stamm und germanische Endung „Aldeigjuborg" hieß.

Damit wurden die Schweden Nachbarn der ostslawischen Stämme, der Kriwitschen, Wesen, Meren, Poljänen, Drewljänen und Radimitschen. Wie wenig diese selbst staatenbildende Kraft besaßen, drückt naiv der Bericht des ältesten russischen Chronisten, Nestor, über die Landnahme der Nordmänner aus. Unter den Landeseinwohnern, berichtet Nestor, habe Zwietracht und Uneinigkeit geherrscht; da hätten sie Gesandte zu den Russj geschickt mit der Botschaft: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber Ordnung herrscht nicht darin, kommt also und regiert über uns." Darauf seien die Russj gekommen unter Führung dreier Brüder; Rjurik (Rörik) ließ sich in Nowgorod nieder, Sinjeus (Signjut) am See Bjelosero und Truwar (Thorward) in Isborsk. Nestor setzt die Landnahme ins Jahr 862. Zwei Jahre darauf seien die Brüder Sinjeus und Truwar gestorben und Rjurik habe ihr Gebiet unter seine Mannen verteilt. Die Ausbreitung der Nordmänner über die weiten Ebenen Osteuropas mit Hilfe der schiffbaren Ströme dürfen wir uns sehr rasch denken. Der glücklichste Vorstoß war der zweier Leute Rjuriks, Askold und Dir in Nestors Bezeichnung — Haskuld und Dyri sind häufige nordische Namen. Sie bemächtigten sich der südrussischen Hauptstadt Kiew im Gebiete der Poljänen. Die Herrscherfamilie wollte aber solche Sonderbildungen nicht dulden. 882 entriß Rjuriks Nachfolger Oljeg (Helgi) den beiden Wikingern Kiew und ließ sie töten. Nowgorod oder Holmgard im Norden und Kiew oder Könugard im Süden — die damalige slawische Form ist entsprechend Kijangorod — waren nun die beiden gutgewählten Mittelpunkte des neuen großen Wikingerreiches.

Für den vorwärtsstürmenden Sinn der Nordmänner ist es bezeichnend, daß sie, noch ehe sie in Rußland festen Fuß gefaßt hatten, bereits ihre Blicke weiterschweifen ließen: nach der glänzenden Welthauptstadt an der Grenze Europas und Asiens, der Kaiserstadt Konstantinopel. Miklagard, die große Burg, nannten sie es. Bereits 865 hatten Askold und Dir einen Angriff auf die Stadt mit 200 Schiffen gewagt; aber ein Sturm hatte den größten Teil der Flotte zertrümmert. Im Jahre 907 rüstete Oljeg einen neuen Zug. Mit angeblich 2000 Schiffen zog er aus, plünderte die Ufer des Schwarzen Meeres und die Vorstädte Konstantinopels. Die Byzantiner hatten das Goldene Horn abgesperrt, um der Flotte das Eindringen zu wehren. Da ließ Oljeg die Schiffe an Land ziehen und auf Räder setzen. Der Wind war günstig und mit vollen Segeln rollte die Flotte auf die Hauptstadt zu. Die entsetzten Byzantiner erboten sich zur Zahlung von Lösegeld und zum Abschluß eines Friedens- und Handelsvertrages.

Dieser Vertrag von 907 ist eines der packendsten Ereignisse der Geschichte, die erste Berührung zweier tief verschiedener Welten. Den „russischen Kaufleuten" wird Frieden, Sicherheit, das Recht halbjährigen Aufenthalts in Konstantinopel, Zollfreiheit für ihre Waren, sowie das Recht zugesichert, sich mit Proviant und Ausrüstung für die Heimreise zu versehen. Von byzantinischer Seite beschworen den Vertrag die Kaiser Leo und Alexander; sie schwören als Christen bei dem heiligen Kreuz. Auf normannischer Seite schwören Oljeg und seine Fürsten. Ihr Schwur ist ein doppelter: bei ihren Waffen, nach echtem Wikingerbrauch, und bei zwei slawischen Göttern: dem Donnergott Perun und bei Wolos, dem Gott der Herden. Es ist bezeichnend, wie ungefestigt die Religion der Germanen war; sie haftete an der Heimaterde, wenn die Germanen das Land wechselten, wechselten sie leicht die Götter; daher der mühelose Sieg des Christentums bei den Stämmen der Völkerwanderung, und der schwere Kampf gegen das Heidentum der Sachsen, die auf Heimatboden geblieben waren.

Nach der Überlieferung hat Oljeg seinen Schild als Siegeszeichen an die Stadtmauer von Byzanz geheftet. Die „Russen" sollen mit seidenen Segeln, die slawischen Mannschaften mit Segeln aus Nesseltuch die Rückfahrt angetreten haben; die letzteren aber hätte der Sturm zerrissen, so daß sie wieder zu ihren groben Leinsegeln griffen. „Denn es ist den Slawen nicht gegeben, mit feinen Segeln zu fahren": ein bezeichnender Satz, der wohl beweist, daß die bei Perun und Wolos schwörenden Russenfürsten keine Slawen waren!



Der Handelsvertrag wurde so eifrig benutzt, daß sich schon nach vier Jahren eine genaue Festsetzung seiner Bestimmungen nötig zeigte; Oljeg schickte daher eine Gesandtschaft von vierzehn Männern nach Konstantinopel. Der neue Vertrag wurde von den drei Kaisern und den vierzehn Gesandten unterzeichnet. Von diesen hatten fünf schon den ersten Vertrag unterschrieben: Karl, Farulfr, Vermundr, Hróleifr und Steinvidr. Dazu kamen noch Ingjeldr, Gudi, Hrovaldr, Kerni, Fridleifr, Hroarr, Angantyr, Thróandr und Vefastr. Die Staaten, zwischen denen das Abkommen von 911 getroffen wird, sind als „Christenland" und „Rußland" bezeichnet.

Ungefähr ein Jahrzehnt nach Abschluß dieses Ergänzungsvertrags hielt sich ein Gesandter des Kalifen von Bagdad namens Ibn Fahdlan bei dem Volke der Wolga-Bulgaren auf. Ibn Fahdlan lernte dort Männer aus dem seinen Landsleuten bisher unbekannten Volke der „Rus" kennen. Er sah sie die Wolga von Norden herabfahren und an ihren Ufern Lager aufschlagen. Die Schilderung, die er von ihrem Aussehen gibt, liest sich wie die antiker Schriftsteller beim ersten Anblick der Germanen:

„Niemals habe ich so hochgewachsene Männer gesehen. Sie sind so hoch wie Palmbäume, rotbackig und rothaarig. Sie tragen weder Rock noch Kaftan, sondern die Männer tragen nur einen groben Mantel, den sie über die Schulter hängen, so daß eine Hand freibleibt. Jeder Mann trägt eine Axt, ein Messer und ein Schwert bei sich, ohne diese Waffen sieht man sie niemals. Die Frauen tragen auf der Brust eine Kapsel aus Eisen, Silber, Kupfer oder Gold, je nach dem Vermögensgrade ihres Mannes. An der Kapsel ist ein Ring, und an diesem ist, ebenfalls auf der Brust, ein Messer befestigt. Um den Hals tragen die Frauen goldene und silberne Ketten."

Auf den gewaltigen Oljeg oder Helgi folgte als Großfürst Igor, wie er slawisch heißt; „König Inger" nennt ihn der langobardische Bischof Liutprand von Cremona mit seinem germanischen Namen, indem er sein Volk, die Russen, ausdrücklich als „Nordmannen" bezeichnet. Dessen Sohn und Nachfolger Swjätoslaw ist der erste Herrscher mit rein slawischem Namen. Doch war der Zusammenhang mit der nordischen Heimat noch nicht zerrissen. Noch in der übernächsten Generation stoßen wir auf einen nach germanischem Fürstenbrauch auf Heirat beruhenden Dreibund der nordgermanischen Mächte: von den beiden Töchtern König Olafs von Schweden ist die eine, Astrid, mit König Olaf dem Heiligen von Norwegen, die andere, Ingigerd, mit dem Großfürsten von Rußland, Jaroslaw, dem Enkel Swjätoslaws, vermählt gewesen.

Dann aber riß der Zusammenhang ab. Den entscheidenden Schritt dazu hatte bereits Jaroslaws Vater, der Großfürst Wladimir oder Waldemar getan. Er nahm das Christentum an und führte es in seinem Reiche ein. Aber es war nicht das Christentum des heiligen Ansgar, des heiligen Olaf, sondern das griechisch-katholische Christentum, die Religion der Weltstadt Byzanz. Wladimir fühlte sich geehrt, die Kaisertochter Anna zur Gemahlin zu erhalten, und byzantinische Mönche predigten den Russen den Christenglauben. Damit war die Scheidung Rußlands vom stammverwandten Abendland und seiner Kultur vollzogen.

Eine Möglichkeit hätte es noch gegeben, der skandinavischen Herrenschicht des russischen Reiches frisches Blut zuzuführen. Noch immer zogen abenteuerlustige Nordlandssöhne nach Südosten. Aber mehr als die Fürstenhöfe Holmgard und Könugard lockte sie die gleißende Kaiserstadt am Goldenen Horn. Statt Gefolgsleute der russischen Fürsten zu werden, nahmen sie lieber Sold in der kaiserlichen Leibgarde zu Konstantinopel. Die „axttragenden Barbaren aus Thule", die nordische Leibgarde, das war die feste Mauer, die die geheiligte Majestät des Autokrator schützen mußte gegen Meutereien seiner Soldaten und Aufstände seines Volkes. Wie zahlreich diese Garde war, beweist die Tatsache, daß 1195 Kaiser Alexius III. Boten nach den drei nordischen Ländern schickte, um in jedem tausend Mann anzuwerben. Die Truppe besaß eigenes Recht und eigene Gerichtsbarkeit, wie ja nach germanischer Vorstellung jeder sein angeborenes Recht mitnimmt. Wir kennen die Laufbahn eines Führers dieser erwählten Schar. Der norwegische Wiking Harald Sigurdsohn ging nach Rußland und gewann Ehre und Reichtum in der Grenzwacht Großfürst Jaroslaws; aber das genügte ihm nicht; mit fünfhundert anderen Wikingern zog er

1034 nach Byzanz, in den Dienst der Kaiserin Zoe. Als Hauptmann der Leibgarde Haraltes führte er ihre Kriege gegen die Sarazenen, die Normannen in Unteritalien und die Bulgaren. Als der von Zoe zum Kaiser erhobene Neffe ihres verstorbenen Gemahls, Michael V., ihr die Herrschaft entriß, blieb Harald der Herrin treu, nahm an der erfolgreichen Gegenrevolution teil und blendete Michael mit eigener Hand. Auf die Nachricht, sein Stiefneffe Magnus sei König von Norwegen geworden, kehrte er in die Heimat zurück. Als Harald Hardrade hat er nach des Neffen Tod selbst den norwegischen Thron bestiegen und im Kampf gegen England den Schlachtentod des echten Wiking gefunden. Im byzantinischen Dienst hatte er es, wie berichtet wird, bis zur 10. Rangklasse unter 18 Klassen gebracht — ein erstrebenswertes Ziel für einen Nordmannen aus Königsgeschlecht!

Was hätte es bedeutet, wenn dieser Harald und tausend andere seiner Art immer wieder ihre Fahrt nach dem großen Ostreich der Nordgermanen gelenkt und damit seinen nordischen Einschlag ständig erneuert hätten! So aber ist die größte Staatengründung der Nordmänner ein uns völlig fremdartiges Gebilde geworden: eine slawische Macht im morgenländisch-byzantinischen Religions- und Kulturbereich.

Dr. W. Herse

Schnipselkultur

Vielleicht ist „Schnipsel" nicht recht schriftgemäß; der Philologe mag sagen, daß es Schnitzel heißt. Aber das immerhin weit verbreitete Wort meint nicht nur Abfälle, die beim Schnitzen entstehen, einer vielleicht zweckllichen Tätigkeit, sondern es geht wortmalend auf das Klappern einer Schere zurück, die ins Gelache hinein ein Stück Zeug oder Papier in „Schnipsel" verwandelt. Das Wort hat daher etwas Verächtlicheres, und das soll es eben. Ich will das, worauf wir anscheinend unrettbar zusteuern, beim möglichst zutreffenden Namen nennen: es ist Schnipselkultur!

Bei keiner irgendwie vernünftigen Tätigkeit sind unsere Wertpapiere zu „Schnipseln" geworden; unsere Geldscheine mit den sektionsweise aufmarschierenden Nullen waren Schnipsel. Und sinnlos aneinandergelegte Schnipsel tuschen unsere tiefgründigen modernsten Genie-Embryos zu futuristischen Gemälden, häufen in grellen Farben zeitverstehende Publikumfänger auf Riesenplakate. Das ist die offene Signatur der Zeit. Könnte man aber die Gedanken aus den Köpfen der Menschen schütteln, so würden sich auch diese in erstaunlich vielen Fällen als Schnipsel erweisen: Abfälle von tausend mehr oder minder papierenen Dingen, die wie in einer Lottotrommel beieinander lagen. Und wie viele meinen, es sei ein Hauptgewinn darunter, ein Auto, ein Pelzmantel, ein „fesches Mädel", ein Totalisatorgewinn, ein Geschäftstipp und was weiß ich! —

Lieber Himmel, das Leben, besonders in der Großstadt, ist so „unendlich reich" und mannigfaltig und verschiedenartig geworden, daß man es schon frikassieren muß, um wenigstens einige Schnipsel davon in den immer überreizten geistigen Magen zu bringen! Freilich, man munkelt, daß in einem Frikassee meist nicht just die besten Stücke verarbeitet sind, ja, daß manche Schnipsel von den früheren Gästen auf dem Teller liegengelassen wurden. Nun, was dann in geistigen Mägen sich unverdaut häuft, ist oft nicht einmal zweiter Hand, sondern fünfter und sechster. Es ist in den großen Zerreißmaschinen, den Zeitungen, für möglichst viele Bezieher vorgerissen. Schon Goethes Theaterdirektor war auf Publikumfang eingestellt; und daß dessen Leitspruch „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", vom Dichter ironisch genug gemeint war, haben die Verleger und notgedrungen auch deren Vorschneider bei geistiger Massenabfütterung längst hinter der Reklamefahne „Bildungsverbreitung" versteckt.

Das ist kläglich, aber es ist entschuldbar, da es unabänderliche Notwendigkeit ist. Ein „schäd-

licher Zirkel": Die breiten, tauben Massen müssen Bezieher werden; nur dann läßt sich die Zeitung durchhalten und — was doch der Normalkreis des Verlegers ist — zur reichlich melkenden Kuh machen; die Massen sind töricht; sie wollen vielerlei Schnipsel, um überall „mitreden" zu können, — fragt mich nur nicht, wie?! Folglich muß vieles gebracht werden, folglich, aus Raumrücksichten, in Schnipseln; an ihnen aber ver„tapert" die Menge noch mehr, als sie's von Haus aus war.

Hieran ist nicht zu rütteln, nichts zu bessern. Man sieht es an dem fast alle Quartal auftauchenden Reformblättchen irgendeines seelenguten weltfremden Klüngels, das schon nach Nr. 2 in der Furcht des Herrn Abonnenten lebt und Quengelbriefe erhält, weil nicht einmal im Klüngel Übereinstimmung über das notwendigst und ausführlich zu Sagende besteht. Der Zeitpunkt des tödlichen Ausgangs hängt dann einzig davon ab, wie viel Kapital an die so „edle und unaufschiebbare Sache zu verplempern" war!

Erwägen wir hierzu, daß von der Schulbildung ins Leben hinaus auch meist nur Schnipsel getragen werden, da Gedächtnisüberfütterung noch immer trotz aller Schulreformen bei den Herren Scholarchen Trumpf ist, schon damit sie bei den Prüfungen genug zu fragen haben; und weil das Hirn in Selbsthilfe den Ballast dann wahllos wieder ausspeit, erwägen wir, daß von da ab meist nur noch die Zeitung das einzige Bildungsmittel ist, so wird der geistige Jammerzustand der Menge, die doch wieder eine furchtbare geistige Macht — nur eine negative — ist, erklärlich.

Bestand aber dieser schädliche Zirkel schon zur Zeit der sogenannten Blüte des Reiches, die doch eben nur eine äußerliche der Wirtschaft und Macht war, so muß er sich unter den jetzigen Verhältnissen geradezu zu einer Schlinge zusammenziehen, die alle wahre Kultur erwürgt. Die elenden Wirtschaftsverhältnisse zwangen alle Zeitungen, ihren Umfang erheblich einzuschränken; daß die Parlamentsberichte dabei gefallen sind, ist vielleicht das einzige Gute, denn sie gaben jedem Philister nur, was er hören wollte und unterschlugen grundsätzlich, was er vom Andersdenkenden hören müßte. Aber wo kann man noch reingeistige Themen ausführlich erörtert finden? Was von sich reden macht, wird „feuilletonistisch" in höchstens zwei Spalten als Schnipsel gebracht. Die Kunstberichte, namentlich über Musik, werden mehr und mehr bloße Zensuren des allein zensurfreien Kritikers. Denn Kunst-, Geschmack- oder gar Denkprobleme zu erörtern, würde ja obenein Seine Majestät den Abonnenten langweilen; sein Schnipselverlangen geht auf Artikelchen, die nur als Beiguß um Klischees herumgarniert sind. „Bilderbesehen" geht eben noch schneller als Lesen; man ist befriedigt von unzusammenhängenden Nervenirradiationen; die daraufhin gebannten plakatierten neuesten Wochen- und Monatsschriften in den Zeitungsständen finden ihr würdiges Publikum!

Aber nun sind doch weite Kreise, besonders abseits der Großstädte, voll Sehnens nach gediegener Geistesnahrung. Auch verspürt man doch wohl ein fortschreitendes Aufraffen zum Kampf gegen die Schnipselkultur —? Gewiß! Es ist rührend, mit welcher Illusionsfähigkeit die Mitglieder von Theatervereinigungen gediegene Stücke auf dürftigsten Bühnen mit dritten Kräften in sich aufnehmen, wie Vereinszeitungen mit ehrlichster Begeisterung um ihr Dasein ringen. Aber es fehlt eben überall die wirtschaftliche Unterlage; die Bildungskreise sind arm. Das aber ist noch nicht das Schlimmste; auch hier würden viele Wenige ein Viel ausmachen. Verhängnisvoller ist's, daß diese Kreise nicht einheitlich gerichtet sind; so wird alle Kraft zersplittert. Jeder vierte deutsche Denker ist ein Eigenbrödler, und auf deren hundert kommt ein entschlossener Weltverbesserer, der einen — Verein gründet! Auf die Wonne der Satzungsberatung folgt das Weh des Kassenwartes. Aber ein Vereinsorgan muß sein, um der Schreibseligkeit der Mitglieder das Druckpapier bereitzuhalten! — Ach, man möchte ja so vielen wirklich etwas Sagenkönnenden vermehrte Absatzmöglichkeiten wünschen, da sie nun doch einmal den dornigen Wüstenweg des Literaten eingeschlagen haben! Aber viel über gesinnungstüchtigen Dilettantismus kommen jene Blättchen doch nicht hinaus; die honorarfreien Beiträge

der guten Freunde müssen ihnen lieber sein als zu bezahlende — und doch jedenfalls erbärmlich bezahlte — Aufsätze von geistigen Übermittelgroßen. So wird denn von mittelmäßigen Hämmeln immer nur das Parteidogma ausgeschmiedet, ausgebalgt oft genug zu engstirniger Überheblichkeit, Unbelehrbarkeit und Unduldsamkeit, ja, Haß gegen jeden Heterodoxen, zum wahren Wohle einzig dem nicht pumpenden Papierhändler. Zur unfreiwilligen Verengung des Gesichtskreises durch die Not kommt die freiwillige durch die zu früh und zu billig fertiggewordene Parteiüberzeugung.

Auch hier ist kaum von Schuld zu sprechen. Angeborene deutsche Eigenschaften und die Zersplissenheit unserer Daseinsverhältnisse lassen kein anderes Ergebnis zu. Wir müßten die Großstädte schleifen, die Industrie nach Patagonien oder sonst wohin verbannen, den „geschlossenen Handelsstaat" durchführen und ein auf dreißig Millionen verringertes Volk von Kleinsiedlern werden, um uns eines Sinnes zu machen, „Stil" in unseren Volkscharakter zu bringen. Aber auch dann noch ist zu fürchten, daß grimmigste Geistesfehden ausbrechen, ob der freie Schollendeutsche langes oder kurzes Haar, Schuhe, Sandalen oder gar kein Fußwerk tragen soll.

Im Ernst: es ist keine — oder doch, um alle Möglichkeiten zukünftiger Schicksale einzubeziehen, noch keine Aussicht, von unserer kleinlichen Schnipselkultur loszukommen!

Nun ist es die Eigenschaft des geordneten deutschen Bürgers, nach Feststellung eines mißlichen Zustandes zu glauben, daß eben diese Feststellung schon der Übergang zu dessen Beseitigung sei. Man habe nun nur noch zu beschließen. Ein verständiger Entschluß hat ihn ja im Leben immer vorwärts gebracht. Und schlimmstenfalls: wo nichts zu ändern ist, muß man sich eben ins Unvermeidliche schicken, ohne noch groß davon zu reden. Mein mit hartem Griffel gezeichnetes Bild ist also überflüssig, wenn ich kein Mittel angeben kann, das Unheil zu wenden. — Hm! — Daß ein einzelner Weltverbesserer oder dessen obligater Verein das Ungeheure einer Kultur soll modeln können, ist eine Annahme, die eben nur — Schnipselkultur „denkeln" kann. Nur Weltenschicksal kann sie ändern, das nicht vorauszudenken ist. Weshalb aber auch nicht der Untergang der Kultur des Abendlandes mit Sicherheit vorausgesagt werden kann. Wer will sagen, welche Keime vielleicht gerade in der Fäulnis unserer platt materialistischen Geistesrichtung, die vielleicht schließlich am Ekel vor sich selbst zugrundegeht, noch einst emporgedeihen wie die Blumen im Komposthaufen! Darum heißt es trotz alledem: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Es gilt einerseits, den Kopf nicht in den Sand zu stecken, sondern die ganze Größe des Unheils klar zu erkennen, auf daß sich entschlossen jeder für sich selbst abwende von aller gleißenden Industrie der Schnipselkultur. Und andererseits, daß man jene Keime sorglichst hüte und pflege.

Also doch das Rezept all jener kleinen idealen Klüngelblättchen? — Eben das nicht! Wie darf eine so kleine Minderheit ihre Kräfte auch noch verzetteln? Welches Ansehen können die in Sonderbestrebungen und oft spielerische Sektierereien zerspliſsenen „Idealisten" bei den Draußenstehenden gewinnen? Und welches eigentlich vor sich selber, wenn sie sich jeder anderen Meinung verschließen und nur ihre eigene immer wieder hören wollen und dadurch beweisen, daß sie eben auch nur in Schnipseln denken?

Wir brauchen wenige wirklich führende Organe, geleitet von welterfahrenen, weitblickenden, charaktervollen und weithin anerkannten Männern, Organe für Tage, Wochen und Monate, ohne Bilderchenblendwerk, ohne andere Parteinahme als die für das Gediegene, Unaufgeregte, Gesunde. Meinethalben geschieden nach den zwei Hauptcharakteren der Deutschen, den ethisch und den ästhetisch gerichteten. Denn es ist einmal unsere vielleicht zu beklagende Art, daß der eine alles nach der Gesinnung, der andere nach der Form bemißt. Erstere ist uns zweifellos nötiger; wir brauchen vor allem Charaktergesundung. Aber Kunst ist und bleibt doch Gipfelung menschlichen Schaffens und auch noch in ihren minder gewaltigen Äußerungen ein Quell reiner Freuden.]

Daß auch eine Minderheit solche Zeitschriften fordern, erlangen und aufrechterhalten könnte, wäre trotz allem in dem Augenblick möglich, wo alle Sonderinteressen zurückgestellt werden und

eine gewisse Entsagung geübt wird. Wirtschaftlich, insofern man an seine geistige Nahrung etwa so viel setzt wie der Sozialdemokrat an seine Parteikasse; geistig, insofern nicht jeder sich gedruckt sehen und einzig seine Meinung hören will. Wer auf letzteres nicht verzichten kann, möge zum Wohle der Verleger und der Literaten sein Bundesblättlein weiter halten, aber doch auf weiter ausschauende Nahrung nicht verzichten. Für Liebhabereien findet sich immer Geld; geistige Fortentwicklung aber müßte sich jeder etwas kosten lassen.

Das Ergebnis solcher Fortentwicklung aber, der freiere, weiterblickende, vielverstehende, freundliche und darum glücklichere Mensch, er, der den anderen ein Beispiel wird, daß jenseits der Schnipselkultur erst ein Leben innerer Befriedigung und frohen Wachstums möglich ist: er allein kann all das Seine, alles überhaupt nur mögliche, zur Bekämpfung unserer verderblichen Zeitrichtung tun. Der Glückliche gibt ein Beispiel, und ein Beispiel ist eindringlicher als hundert Lehren.

Glaubet darum noch nicht an einen schnellen Sieg; eine Welt steht gegen euch, aber doch nur eine schwach und verzagt gewordene Welt. Werdet der Sauerteig, wie es einst Christi Lehre war! Ein „Häuflein klein" hat doch zuletzt der faulgewordenen antiken Kultur den Garaus gemacht. Und fraget nicht, was die Zeit an Abwegigem aus Christi Lehre gemacht hat. Der Ruhm der ersten Künder bleibt unbefleckt, und ihr Beispiel wirkt noch heut in den Resten ehemaliger Kultur.

Hans Schliepmann

Die deutschen Grenzlande

Max Hildebert Boehm schenkt uns nach knapp einem Jahr ein neues Buch, das sich wieder mit den Problemen des Grenzdeutschtums befaßt. Nach „Europa irredenta" folgen „Die deutschen Grenzlande". In seinem Vorwort kennzeichnet der Verfasser die Verschiedenheit zwischen den beiden Büchern folgendermaßen: „Wandte sich jenes Buch an die immerhin begrenzte Zahl derer, die im In- und Auslande für gesamteuropäische Schicksalsfragen Anteilnahme und Verständnis haben, so steht mir hier die breite Führerschicht des deutschen Volkes vor Augen, der es an einem brauchbaren Wegweiser durch die Lebensfragen Grenz-Deutschlands noch immer fehlt." „Europa irredenta" behandelte die europäische Grenz- und Volksnot. Das deutsche Leid stand zwar auch hier den Tatsachen entsprechend im Mittelpunkt. Immerhin ergaben sich eine Fülle Verflochtenheiten und Beziehungen zu anderen Völkern und dadurch ganz von selbst die Notwendigkeit, Einzelheiten fortzulassen.

Das vorliegende Buch ist allein den deutschen Grenzlanden gewidmet. In dem Vorwort schreibt der Verfasser, daß er die wiederholt schmerzlich empfundene Lücke einer Gesamtdarstellung der deutschen Grenzgebiete habe ausfüllen wollen, um denjenigen, die von der hohen Aufgabe des neuen deutschen Menschen erfüllt seien, „eine zusammenfassende und grundlegende Gesichtspunkte herausarbeitende nationalpolitische Darstellung" zu bieten. Als Einleitung bringt Boehm eine instruktive Betrachtung über Grenzland und Grenzvolk. Es folgen die einzelnen Grenzgebiete im Westen, Norden, Südosten und Nordosten. Den Schluß bilden zwei Kapitel, die gerade dem schon einigermaßen Unterrichteten besonders willkommen sein dürften. Sie sind überschrieben „Das mitteleuropäische Vorfeld" und „Grenzdeutsch und Großdeutsch".

Boehm müßte kein deutscher Gelehrter sein, wenn er nicht zu Beginn seines Buches eine sehr eingehende Analyse der Begriffe Grenzvolk und Grenzland vornähme. Ich gebe gerne zu, daß er damit recht getan hat, weil die von ihm gegebenen Formulierungen für die praktische Arbeit notwendig sind. Nachdem er konfessionelle, sprachliche und staatliche Hemmnisse grenzdeutscher Erkenntnis an Beispielen aus der Wirklichkeit vorgeführt hat, sagt er mit Recht: „Fort deshalb mit allen äußerlichen und gedankenlosen Bezeichnungen! Grenzland ist kein Begriff,

für den die Juristen eine staatsrechtliche Schablone finden können, kein Begriff auch, für den Sprachforscher, Statistiker, Historiker, Geographen für sich zuständig wären. Grenzland ist ein nationalpolitischer Begriff. Er umfaßt rein deutsche oder gemischte, abgetretene oder nur bedrohte, besetzte, neutralisierte oder zwangsweise verselbständigte Gebiete. Grenzland ist überall da, wo deutsche Menschen Grenzschicksal leibhaft erfahren, wo sie um den Zusammenhang mit der nationalen Gemeinschaft ringen. Grenzland begreift eine Forderung in sich."

Eine allgemeine historische Betrachtung leitet den Westen ein. Luxemburg, Elsaß, Lothringen, das Saargebiet, Eupen, Malmedy, Rhein und Ruhr werden anschließend einzeln behandelt. Es kann auffallen, daß trotz der Erwähnung Luxemburgs der Flamen nicht besonders gedacht wird. Boehm erwähnt sie nur auf Seite 49 im Zusammenhang mit regionalen Strömungen in Frankreich. Ich hätte es gerne gesehen, daß gerade bei der Betonung der Geschichtslosigkeit des belgischen Staates den Flamen ein besonderer Absatz gewidmet worden wäre. Um so mehr freue ich mich über die Luxemburg gewidmeten Ausführungen, weil gerade dieses Gebiet auf das Eindringlichste zeigt, wie schnell ein Land dem angestammten Mutterlande verloren gehen kann. Wer erinnert sich heute noch der Tatsache, daß fünf luxemburgische und limburgische Abgeordnete der Paulskirche angehört haben? Und weiß man heute noch, daß der Führer der Sozialdemokratischen Partei Bebel im Norddeutschen Reichstag gegen die Ausstoßung Luxemburgs aus dem deutschen Gesamtverband Einspruch erhoben hat? Wer hat denn in Deutschland nach 1871 die Pflicht empfunden, die fortbestehenden wirtschaftlichen Beziehungen geistig und national-kulturell zu vertiefen? Die traurige Antwort muß lauten: Nahezu niemand. Gerade die Ähnlichkeit der Luxemburger Verwelschung mit der elsaß-lothringischen, belgischen und zum Teil auch der schweizerischen erhöht die Bedeutung des Vorganges. Es ist deshalb besonders zu begrüßen, daß Boehm zwei Männer erwähnt, die diese Zusammenhänge in hervorragendem Maße beleuchtet haben: Friedrich König und Paul Wentzke. Es handelt sich um den überall im Westen erkennbaren Vorgang, daß das Franzosentum als liberaler Geist in die Bourgeoisie und damit in das parlamentarische Leben und die Verwaltung eindrang, während das in der breiten bäuerlichen Masse und der geistlichen Führung erhaltene Deutschtum an Einfluß einbüßte. „So konnte sich das Unerhörte begeben, daß ein rein deutsches Land wie Luxemburg die französische Amts- und Parlamentssprache annahm und eine rein französische Regierung duldet."

In diesem Zusammenhang gewinnen die Betrachtungen, die der Verfasser an den Anfang des Kapitels über Rhein und Ruhr stellt, besondere Bedeutung. Wir sehen, wie vor 130 Jahren beim Ansturm des revolutionären Frankreich der ganze Puppenstaat zwergdeutscher Herrschaft zusammenbricht. Die 200 Staatsgebilde am Rhein waren zu jedem ernstlichen Widerstand unfähig. Das Versagen der herrschenden Geschlechter und des Großbürgertums war offenkundig. Handwerksburschen war die Vertreibung der Franzosen aus Frankfurt zu verdanken, der ehrenwerte Rat lehnte die Verantwortung für solch turbulente Szenen ab. Auch die Entwicklung des Rheinlandes im 19. Jahrhundert war nicht dazu angetan, die Erkenntnis grenzdeutscher Aufgaben zu erwecken. Das gilt, wie Boehm sehr fein nachweist, ebensosehr für das preußische Gebiet wie für Hessen und die Rheinpfalz. Der Verfasser sagt, daß er an die geschichtlichen Vorgänge nur erinnere, um die Erklärung zu geben, „warum der verwöhnte Liebling des deutschen Volkes bis zu November 1918 seine Grenzaufgabe nicht erfaßt hat. Die Rheinlande, das Quellgebiet alter deutscher Reichsherrlichkeit, sind selber bis an die Schwelle unserer Tage ihrem seelischen Zustand nach Binnenland geblieben. Und dieses Binnenland mit seiner geistigen Stärke und politischen Schwäche wurde über Nacht Grenzland".

Es ist notwendig, bei dieser bedeutenden Festlegung einen Augenblick zu verweilen, weil gerade anläßlich der Jahrtausendfeiern wieder Aussprüche erklangen, die bewiesen, daß man den Begriff „Grenzland und Grenzgeist" noch nicht richtig erfaßt hat. Man hörte die Worte vom kerndeutschen Rheinland, das kein Grenzland sei. Zweifelsohne sollte damit gesagt sein,

Grenzland ist ein Land, das zum mindesten in seinen Anschauungen nicht einheitlich deutsch ist. Wenn das in gemischtvölkischen Gebieten zum Teil auch der Fall ist, so ist doch die Feststellung der Gegensätzlichkeit Kerndeutsch und Grenzdeutsch ebenso einseitig wie unglücklich. Gerade die Notwendigkeit des täglichen Selbstbehauptungskampfes schafft in den Grenzgebieten einen Geist selbstloser Vaterlandsliebe und Volksbegeisterung, den wir im satten Binnenland selten finden. Das Rheinland hat in den letzten Jahren erkennen müssen, wie notwendig dieser Grenzgeist ist. Es hat ihn in der Stunde der Not aus sich selbst entwickelt. Es hat alle Veranlassung darauf stolz zu sein, und sich laut zum bedrohten Grenzgebiet Deutschlands zu bekennen. Boehm formuliert an anderer Stelle, das was wir hier einfügen, in ähnlicher Weise.

Der Verfasser wendet sich zu Anfang mit Recht gegen eine zu schaffende „reichsdeutsche Irredenta". Wohl mit um seine Auffassung zu belegen, behandelt er die geschichtliche Entwicklung des Südostens eingehend. Ich begrüße das und hoffe, daß vor allem die reichsdeutsche Jugend dieses Kapitel besonders aufmerksam durchliest. Die völkischen Leistungen des bayrischen, die politischen des fränkischen Stammes in früheren Jahrhunderten werden aufgezeigt. An unserem geistigen Auge ziehen die Namen der Awaren, Magyaren, Mongolen und Türken vorbei. Wer von uns muß nicht bekennen, daß ihm in der Schulzeit der enge Zusammenhang mit der dort für das Deutschtum geleisteten Arbeit nicht ganz aufgegangen ist? Und wenn wir an das 19. Jahrhundert und den dort aufkommenden Allslawismus zurückdenken? Nimmt sich nicht heute das Vorspiel zum Weltkriege in Serajewo ganz anders aus, da wir sehend geworden sind? Allzulange haben wir die Deutschen jenseits der Reichsgrenzen als Ausländer betrachtet. Allzulange haben wir für deren Leiden und Sorgen kein Interesse gehabt. Es wird Zeit, daß wir volksdeutsch denken lernen und das Burgenland ebenso zu uns rechnen wie den bedrohten Rhein oder die Insel Ostpreußen.

Bei der Betrachtung über den neuen Staat Polen erwähnt der Verfasser Vorgänge, die in Deutschland noch zu wenig beachtet sind. Sie stehen unter dem Motto: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". Auf unseren Fall übertragen, ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß ein Teil des Streudeutschtums in Kongreßpolen, Südslavien ebenso wie in Rumänien und der Slowakei durch die Neuordnung der Verhältnisse einen starken Auftrieb erhalten hat. Anlaß war in erster Linie geschlossenes Deutschtum, das durch die Gebote der Pariser Vorstädte Reichsdeutschland entrissen und zu den Fremdstaaten geschlagen wurde. Feine Ironie des Schicksals bedeutet diese Erscheinung, die glücklicherweise uns Gutes bringt und die wir deshalb sehr begrüßen können.

„Die Würdigung des grenzdeutschen Schicksals zeigt mit erschütternder Eindringlichkeit, daß wir in einem Zeitalter der Grenzrevolutionen leben. Alte landschaftliche und staatliche Einheiten sind zerstört und neue aufgebaut worden, deren Bestandfestigkeit und Lebensdauer fragwürdig ist." So beginnt Boehm sein Kapitel über das mitteleuropäische Vorfeld. Er führt uns darauf in großangelegter Volte um Deutschlands Grenzen, zeigt an Hand historischer Vergleiche die grundstürzende Veränderung der Verhältnisse, deutet den geheimnisvollen Doppelsinn des Begriffes Grenzdeutschtum an, der unter anderem in der Überwindung der bloßen sprachgeographischen Betrachtungsweise liegt, zeigt an den Bevölkerungszahlen des französischen und deutschen Volkes (36 zu 80 Millionen) im mitteleuropäischen Raum den ganzen Irrsinn und Frevel der Versailler und anderer Diktate, weiß die dadurch erneut eingetretene Bedrohung Hollands, Belgiens, Luxemburgs und der Schweiz nach und zeigt letzten Endes, wie im Osten bei den neugeschaffenen Staaten Wahlgeometrie und Verwaltungsautokratie trotz tatsächlich vorhandenen zahlenmäßiger Unterlegenheit das Deutschtum zu unterdrücken, ja auszurotten versuchen.

Im Schlußkapitel stellt Boehm nochmals den Gesamtgebietsverlust zusammen. Er unterscheidet zwischen 1. bedingungslos abgetretenem, 2. durch Abstimmung verloren gegangenem bzw. gefährdetem, 3. besetztem, 4. zwangsweise verselbständigtem, 5. neutralisiertem und dauer-

bedrohtem Gebiet. Die knappen Angaben wirken besonders erschütternd. Wir erkennen, daß heute eigentlich jedes deutsche Land Grenzgebiet und damit bedroht ist. Pommern im Osten, Sachsen und Bayern nach Südosten, Baden, Oldenburg, Hessen, Westfalen im Westen. Mit Recht sagt Boehm, daß die Bedrohung nach der Verstümmelung viel größer ist als früher. Er weist in diesem Zusammenhange auf Bestrebungen holländischer Kreise hin, die Ostfriesland für sich beanspruchen, auf die während der Inflationszeit aus der Schweiz kommenden Versuch Vorarlberg und einige Kreise Südbadens für die Schweiz zu gewinnen. Gerade diese heute kaum mehr glaubhaften Erscheinungen sollten auch dem Letzten die Augen öffnen über die Bedrohung, dem das Deutschtum jetzt ausgesetzt ist. Viel gefährlicher sind natürlich die immer wiederkehrenden Versuche der Franzosen, Polen, Tschechen, Südslaven und Italiener, deutsches Land zu verwelschen. In diesen Zusammenhang gehören die französischen Kulturbestrebungen im Rheinlande, sowie die tschechische Propaganda in der Lausitz und in Niederösterreich. Die für die Abwehr gestellten Aufgaben sind so zahlreich und groß, daß man kaum weiß, wo begonnen werden soll. Boehm ruft daher Hilfskräfte aus allen Richtungen auf; er erwähnt besonders die Wissenschaft, die Kunst und die Wirtschaft und hofft auf deren eindringlichste Unterstützung. Ich möchte hinzufügen, daß in Erwägung des ungeheuren Ernstes der Lage überhaupt kein Hilfsmittel, und sei es auch noch so bescheiden, entbehrt werden kann. Wir stehen wirklich vor einer entscheidenden Wende.

Ich habe mich im wesentlichen darauf beschränkt, in großen Zügen eine Inhaltsangabe von Boehms Buch zu geben. Nur an ganz besonders augenfälligen Stellen schob ich Kritik, Anregung, Beurteilung ein. Zum Schluß muß ich doch wohl ein paar Worte mehr in dieser Richtung sagen. Boehm wollte mit seinem neuen Buch eine Lücke füllen. Das hat er zweifellos getan. Trotzdem muß ich aussprechen, daß ich auch jetzt noch eine Lücke empfinde. Vielleicht liegt es daran, daß Boehm zuviel wollte und deshalb zuviel angefangen hat. Die Folge muß sein, daß man an manchen Stellen etwas vermißt, was erwartet werden mußte. Boehm sagt, er habe Einzelangaben möglichst vermieden und nur allgemeine Linien gezogen. Er ist aber nicht konsequent geblieben. Bei Oberschlesien finden sich sehr viele mir willkommene Zahlen, andere Gebiete sind dagegen in dieser Hinsicht zu dürftig abgespeist. Vielleicht läßt sich bei der zweiten Auflage eine Ergänzung ermöglichen. Dann wird das Buch in noch erhöhtem Maße ein nicht zu entbehrendes Hilfsmittel für jeden Deutschen werden. Schon jetzt aber gebührt dem Verfasser Dank für seine Arbeit, die zum erstenmal alle deutschen Grenzlande zusammenfassend behandelt und eine Fülle neuer Anregungen bietet.

Otto Kaiser

Die deutsche Bauernhochschulbewegung

Hat eigentlich Fichte, unser großer Nationalerzieher, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“ vergeblich gehalten? Oder nur für die Zeit der damaligen Freiheitskriege? Wohl darf oder muß man so fragen; denn von dem heldenhaften Geiste dieser Reden spürt man in unsern meisten Schulen wenig oder nichts.

Was war wohl der tiefste Kern des Fichteschen Erziehungsplanes? Nicht die Anhäufung eines ungeheuren Wissenstoffes, sondern Charakterbildung und Vaterlandsliebe; glühende, lodernde Liebe zum Vaterlande und deutschen Volke! Das deutsche Volk sollte nach Fichtes Plan seine ihm angeborenen unvergleichlichen Geistes- und Gemütsgaben im geläuterten, durchgeistigten Sinne zur höchsten Höhe entfalten und steigern, aber nicht Schaden nehmen an seiner Seele, an seiner innersten adligen Art. Es sollte Ehrfurcht vor Gott empfinden und das Unerforschliche schweigend verehren. Es sollte das Erforschliche mit allen Mitteln sachlich und ehrlich erforschen. Es sollte den Leib als einen Gralstempel alles Hohen und Edlen betrachten und stählen. Es sollte gerecht gegen die anderen Völker sein — sie aber niemals über sich Herr werden lassen.

Sein großer Zeit-, Bluts- und Geistesgenosse Ludwig Jahn faßte alles, was Fichte in diesem Sinne verlangte, zusammen in die beiden Worte: „Volkstum und völkisch." Wir sollten unser deutsches Volkstum zur adligsten Ausgestaltung entwickeln, in ihm nächst Gott das Höchste auf dieser Erde sehn, von freudigem Stolze darauf erfüllt sein, Blut und Leben entschlossen und furchtlos dafür hingeben: wir sollten „völkisch" sein. Dieses Erziehungsideal ist erhaben. Wollten wir im Geiste Flügel der Morgenröte nehmen und vom Aufgang zum Niedergang allen Lichts alle alexandrinischen Büchereien über Erziehungsfragen durchstöbern, wir fänden nichts Herrlicheres, aber auch nichts Einfacheres, nichts, was mehr zum Herzen, aber auch zum Geiste spräche. Glaubt irgend jemand im Ernste, unser Siegfriedsschwert des Weltkrieges wäre durch die Kurtisanenlist unserer inneren und äußeren Feinde, durch irgendein Versailles zerbrochen worden, wenn Fichte und Jahn in den Herzen unserer Lehrer — von der Universität bis zur Volksschule —, in den Herzen unserer Fürsten und Staatsmänner, unserer Priester und Schriftsteller, unserer deutschen Männer und Frauen lebendige Wegweiser gewesen wären? Sie hätten die leuchtenden Dioskurensterne auf dem Meere des deutschen Geisteslebens sein müssen. Sie waren es nicht, sie wurden verdrängt und ausgelöscht durch fremde, feindliche, lebensgefährliche Gewalten, Lehren, Menschen.

Wir büßen es nun. Der Nibelungen Not, mit der unsere Nationalliteratur tiefsinnig anhebt, lastet heut in furchtbarster Weise auf unserm unglücklichen Volke. Alle Rettung hängt davon ab, ob wir zu Fichte und Jahn zurückkehren.

Vor allem, weil diese beiden großen Erzieher zur ganzen Nation sprechen, keinen Unterschied machen zwischen Klassen, Ständen und Bildungsschichten, weil ihnen unabänderlich der Gedanke an das unteilbare, untrennbare gemeinsame deutsche Blut und Volkstum vorschwebt. Weil sie die unterste Schicht, die älteste. wichtigste, das Bauerntum nicht nur nicht ausnehmen, sondern bewußt und unbewußt als Grundlage der ganzen Nation, als unerschöpfliche Erneuerungsquelle betrachten.

Es ist bezeichnend und beschämend für unser Volk, daß auch hier andere uns ausgenützt haben. Der Däne Grundtwig und seine Schüler haben Fichtes und Jahns Erziehungssystem in den dänischen Bauernhochschulen tiefgründig und umfassend zur Anwendung gebracht. Als Dänemark unter den Schwertstreichen der preußischen und österreichischen Heere widerstandslos zusammenbrach und rettungslos verloren schien, da haben die im Geiste Fichtes und Jahns geleiteten Grundtwigschen dänischen Bauernhochschulen den dänischen Bauern so geschult, daß er die Lenkung des dänischen Staates übernehmen und Dänemark retten konnte.

Warum ist denn hier der Bauer so nachhaltig und wuchtig betont? — Nun, weil das übrige Volk aus dem Bauerntum hervorgegangen ist, geht und gehen wird. Wir wissen seit geraumer Zeit, daß die Großstädte die Gräber der Menschheit sind, daß die Städter in wenigen Generationen rettungslos aussterben. Die ausgezeichnet geführten Polizeiakten von Paris lehren uns, daß von den vielen Hunderttausend Parisern der sogenannten „Großen französischen Revolution" heut nur noch wenige Tausende direkter Nachkommen in Paris leben, nicht etwa, weil die Nachkommen jener Pariser inzwischen von Paris aufs Land gezogen, sondern weil sie bis auf winzige Reste ausgestorben sind. Gerade in neuester Zeit lehrt uns Raoul H. Francé in den vielen Büchern seiner objektiven Philosophie die Gefahren der Großstädte und ihres unorganischen, lebensfeindlichen „Lebens". In tiefgründigen Schriften weist er darauf hin, daß wir eigentlich ein Waldvolk sind und nur solange Aussicht auf Leben, Kraft, Gesundheit und Kultur haben, so lange wir die Lebensgesetze des Waldes, der uns organischen Kultur, folgerichtig anwenden.

Noch heut ist der Bauer verhältnismäßig gesund und unverdorben. Aber eben nur „verhältnismäßig"; denn in tausend Kanälen fließen die lebensfeindlichen Gifte der Großstadt aufs Land, in die Adern des Bauerntums. Der Landschullehrer bezieht letzten Endes seine Bildung und Erziehung nicht nur von den Hochschullehrern der Großstadt, sondern auch durch andere

Erziehungsquellen: Zeitungen, Zeitschriften, Theater, Filme, Warenhäuser, Parlamente, Volksversammlungen. Wenn nun auch die ewige, große Natur des Landes, der Wald und Acker, jene schädlichen Einflüsse der Großstadt sehr wesentlich beschränken und ausbalanzieren, so geschieht dies doch in immer geringerem Maße. Man denke nur daran, daß durch eine an sich wertvolle Einrichtung des Staates vor der Revolution jeder wehrfähige junge Bauer für zwei oder drei Jahre in die Stadt, ins Heer ziehn mußte und hier einer ganzen Pandorabüchse von Entartungserscheinungen ausgesetzt war, in der aufnahmefähigsten Zeit seines Lebens, und diese Eindrücke mit nach Haus brachte!

Die verderblichen Wirkungen dieser Eindrücke sind uns wohlbekannt: Landflucht, Geringschätzung der heiligen Scholle, Abnahme der natürlichen Fruchtbarkeit, Zweikindersystem, Rentnerpsychologie, Verachtung der väterlichen Sitten, Hochschätzung des städtischen Flitters, Instinktunsicherheit, Neigung zum Marxismus, zur internationalen Presse, Verlust von Nationalgesinnung und Rassenstolz. Wenn nun aber die Wurzel unseres Volkstums, der Bauernstand, so verderblich entartet, was ist dann von den Städtern zu erwarten? Jedes Handbuch der Bevölkerungsfrage lehrt uns die schauerliche Tatsache, daß wir aus einem Bauernvolke zu einem Industrievolke geworden sind. Ein ungebrochenes Bauernvolk hätte sich das Schwert nach einem so unvergleichlich ruhmvollen Kriege von fremdblütigen Agenten unserer Todfeinde nicht aus der Hand winden lassen. Es hätte diese Agenten zu Paaren getrieben oder sofort vernichtet, es hätte keine „Deserteurräte" geduldet, es hätte zu seinen angestammten Führern gehalten und bis zum Siege durchgehalten. Es hätte gelacht ob der Lehre von der Gleichheit der Menschen, von der Liebe unserer Feinde zu uns. Es hätte kein Parlament geduldet, das mit den heiligsten Gütern der Nation Schindluder treibt und uns die Verachtung der Welt eingebracht hat. Ein Oswald Spengler hätte unmöglich sein Buch vom „Untergang des Abendlandes" schreiben können, wenn die Mehrheit der Nation noch ungebrochenen völkischen Willen im Leibe gehabt hätte, wie es bei einem reinen Bauernvolk der Fall ist.

Während nun Presse, Parlament und Volksversammlungen die Rettung unseres Volkes mit parlamentarischen Mitteln, das heißt: die Quadratur des Kreises, erörtern, sind andre tatkräftig ans Werk gegangen: kerndeutsche, vaterlandsbegeisterte, kluge und nachdenkliche Männer und Frauen, an ihrer Spitze der Oberlausitzer Bauer Bruno Tanzmann! Er ist aus der gleichen Gegend wie Fichte, Lessing, Böhme, Gregor, Mendel und viele andere Führer unseres Volkes. Er hat nach Grundtwigs Beispiel — aber in völlig deutschem Sinn und Geiste — die deutsche Bauernhochschulbewegung ins Leben gerufen, eine Bewegung, an der man nicht vorüber gehn und sehn darf, wenn man die rettenden Kräfte und Ideen sucht. Sie geht „aufs Ganze". Sie packt Leib und Seele des deutschen Menschen, vor allem des Bauern an. Sie zeigt ihm, wie tief der deutsche Mensch, der deutsche Bauer, gesunken ist und wie hoch er stehn, wie gewaltig er wirken und schaffen müßte. Vor allem, daß er Herr im Hause sein und die Lenkung im Staate haben müßte. Sie zeigt dem jungen Menschen seine Verantwortung vor der Zukunft seines unglücklichen, aber großen Volkes. Sie feuert ihn an, sich nicht vor jedem hergelaufenen fremdblütigen Schwätzer und Agenten ins Mauseloch zu verkriechen, sondern in Presse und Parlament (wie der alte Feldwebelsohn August Bebel einmal großzügig sagte) „Fraktur zu reden mit der Rasselbande", daß ihr Hören und Sehen vergeht. Sie lehrt den Jungbauern und jeden aus Stadt und Land, der sich innerlich mit Leib und Seele zur Scholle, zum Land, zum Vaterland bekennt: ein Stück Bauerntum hat noch, Gott sei Dank, die ungeheure Mehrheit der Nation im Blut, meist unbewußt freilich!

Es gilt nun, dies Stück Bauerntum zu retten, zu schirmen, zu stärken, lebendig zu machen, damit es sich auswirke zu rettender Tat! Denn eher kann es unter keinen Umständen besser werden, ehe nicht der Bauer in diesem Sinne wieder das Regiment im Staate übernimmt und das ganze Volk mit eiserner Bauernfaust und ungebrochenem Bauerngeist im Sinne von Fichte und Jahn lenkt und leitet. Dann freilich dürfen wir Hohes erwarten. Nicht Zulassung zum Völkerbunde,



Anerkennung als demokratisches, modernes Volk und wie der Schwindel sonst heißt, sondern Freiheit, Ehre, Vaterland; dann dürfen wir eine heilige Burschenschaft, ein eisernes Korps, eine farbenbunte Landsmannschaft, ein stolzes, kraftvolles, zukunftgewisses Herrenvolk von echter, hoher, arischer Kultur sein und bleiben.

Nun ist das Programm der deutschen Bauernhochschule derart, daß es dem einfachsten Bauernjungen, dem einfachsten, aus Bauernblut stammenden Arbeiterkinde klar einleuchtet. Denn zunächst eignet sich die Lehrstätte ausgezeichnet für diese Lehre: Irgend wo da draußen auf dem Lande, auf einem alten Schloß, in einer Parklandschaft, auf einer Burg, in einem großen deutschen Bauernhause, im Gebirge, in der Flachlandschaft, am Ufer der donnernden Salzflut finden Lehrgänge statt; das heißt, in unmittelbarer Nähe der deutschen Landnatur. In aller Stille und Reinheit! In frischer Luft und vor weiten Horizonten! Dort nun kommen Lehrer und Hörer aus rein deutschem Blut und Geist freundschaftlich, brüderlich in der Form der Lebensgemeinschaft zusammen. Man ist den ganzen Tag miteinander vereint, bei ernster Arbeit und frohem Spiel. Alle Gaue und Stämme der deutschen Nation sind hier vertreten: Schwaben, Franken, Alemannen, Sachsen, Westfalen, Rheinländer, schwerwuchtige Pommern und Ostpreußen, fröhliche Böhmen, nachdenkliche Siebenbürger, selbstbewußte Bayern, gewandte Gebirgler aus Tirol und Steiermark — soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.

Wie geht es da zu, in einer solchen Bauernhochschule? Früh morgens weckt ein Hornsignal oder ein Landsknechtslied die Schar der Schläfer; er geht hinaus zu einem Dauerlauf, einem Stafettenlauf; die Glieder werden gehörig bewegt. Es wird beim Überbringen des Stabes hingewiesen auf die uns von der Entente geraubte allgemeine Wehrpflicht, die herrliche aristokratisch-demokratische Schöpfung des hannoverschen Bauernsohnes Scharnhorst, ohne die wir nicht wieder aufsteigen können aus Schande und Nacht zu Ehre, Freiheit und Macht. Je nach der Jahreszeit und Örtlichkeit wird ein Schwimmbad genommen oder ein Kampfspiel im Schnee und Eis aufgeführt. Dann in schnellem Lauf, daß der Schweiß von der Stirn rinnt, nach Haus! Hier wird ein einfaches, kräftiges Mahl eingenommen, meist eine Roggenmehlsuppe und ein Stück Roggenbrot. Dann geht es nach einem vom Hochschulmeister gesprochenen schönen, tiefen Spruch an die Arbeit, meist zunächst an ein Stück Kulturgeschichte des Bauern. Es wird gezeigt, daß alle wahrhaft großen deutschen Männer von echtem Bauerngeist beseelt gewesen sind: Hermann der Befreier, Wittekind, Luther, Frundsberg, der Alte Fritz, Arndt, Jahn, Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Fichte, Bismarck, Treitschke, Richard Wagner, Schopenhauer und so fort. — Daß insonderheit alle Staatsmänner großen Stils echte Bauern waren. Denn der Staat ist doch auch einmal erbaut worden. Und vom Bauen hat der Bauer ja seinen anschaulichen Namen. Also wird der Bauer auch den Staat wieder aufbauen können, freilich nur, wenn er richtig geschult und erzogen ist. Dann wird eine halbe oder ganze Stunde draußen geturnt, damit das Blut in schnellen Umlauf gerät und das Hirn tüchtig und frisch durchblutet. Hernach wird das Mittagsmahl eingenommen, einfach aber kräftig, wie es sich für einen Bauern gehört. Später werden die wichtigsten Gedanken aus dem am Vormittag Gehörten niedergeschrieben, von den Lehrern durchgesehn und miteinander besprochen. Dabei herrscht echt deutsche Kameradschaft. Nachmittags werden Gegenstände aus der Staatenkunde, Volkswirtschaft, Verfassung, Kunst, Naturwissenschaft erörtert. Etwa solche Fragen: Wie ist das Deutsche Volk rassisch zusammengesetzt, wie erhält es sich rassisch rein und gesund? Welche Zustände herrschen an den Schulen und Hochschulen, in den Akademien und Parlamenten, vor allem in der Presse? Es wird gezeigt, warum unser unglückliches Volk so wenig über seine Sklaverei unterrichtet ist, weil die ungeheure Mehrheit der Presse undeutsch ist. Der Wert einer eigenen, freien, unabhängigen, echtdeutschen Presse wird erörtert. Die wichtigsten deutschen und undeutschen Blätter werden sorgsam besprochen. Die Lehre von Darwin und ihre Überwindung durch Gregor Mendel, Inzucht, Gattenwahl, Heiratspolitik, Ehe, Erziehung bilden den Gegenstand der eingehendsten Betrachtung. Dann

und wann wird ein Mustergut besucht, oder auf einem Ausflug wird wohl mit dem Geologenhammer ein Stück Humus auf seine Festigkeit hin geprüft. Da wird gelegentlich gesagt: Seht, wenn dieser Humus nicht fest auf seinem Grunde haftet und ihn der Gewitterregen hinwegspült, dann stirbt mit ihm die grüne Saat, der grüne Wald, die reifende Ernte; aber wenn ihr Bauernjungen vom Lande in die Stadt als Schollenflüchtlinge zieht, in die Warenhäuser, Filmhöhlen, Bordelle, dann stirbt mit euch die Nation, denn ihr seid der Humus des Volkes. Oder am Abend, wenn der Himmel sternklar ist, wird auf die funkelnden Sternbilder hingewiesen und gesagt, daß die meisten Sternbilder wie der große und kleine Wagen, das Füllen, die Taube, der Orion, die Jungfrau mit der Ähre echt agrarische Bilder und Schöpfungen agrarisch, nicht nomadisch eingestellter Menschen sind. Daß lange vor den semitischen Babyloniern und Assyrern, lange vor den Ägyptern indogermanisch redende Menschen wie die Sumerer diese Sternbilder umrissen und bezeichnet haben. Und am Abend werden alte Volkslieder gesungen unter Begleitung der Geige oder Laute. Unbeschreiblich feierlich klingt es, wenn schließlich unser prächtiger Liedermeister Fritz Hugo Hoffmann aus Deutschböhmen zur Laute das Nachtwächterlied singt: „Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen, unsre Glock' hat zwölf geschlagen; zwölf das ist die Zahl der Zeit, Mensch, gedenk' der Ewigkeit!" — Wie oft sah ich Tränen in den Augen der unverbrauchten jungen Menschen!

Schön und groß ist die seelische Wirkung des Ganzen. Wer die deutsche Bauernhochschule besucht hat, der ist für immer gefeit gegen die Anfechtungen der Internationale und des Marxismus. Kernfest erwächst hier eine den Stürmen des kommenden Lebens trotzende nationale Gesinnung; Ehrfurcht vor Gott und großen Menschen, Stolz gegenüber den fremdblütigen Agenten des Auslandes und Mammons, Verständnis für das Wesen der deutschen Volksgemeinschaft, in die wir alle verhaftet sind, ob Fürst, Ritter, Bürger, Bauer, Arbeiter. Der großdeutsche, alldeutsche, völkische, volksaristokratische Gedanke faßt in diesen jungen Seelen Wurzel. Sie haben ja nicht nur die Ansichten ihrer Lehrer gehört, sie haben die Namen der deutschen Denker und Dichter in ihre Herzen geschrieben. Sie haben mit Lienhard „Wege nach Weimar" gewandert, haben Fichtes „Reden an die Deutsche Nation", Jahns „Deutsches Volkstum", Goethes „Faust", Schillers „Tell", Bismarcks „Taten und Reden" gehört. Sie gehn nun hinaus als Jünger und Apostel eines veredelten Deutschtums. Sie predigen es dort draußen in der deutschen Landschaft oder Stadt, in der Irredenta, in Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich, Posen, Westpreußen usf. Der alte eiserne Arndt würde seine Freude haben, wenn er in mancher mondbeglänzten Zaubernacht auf den Alten Zoll hinaustreten und über den zur Zeit unfreien Strom hin sein herrliches Eisenlied aus deutschem Jungbauernmunde hören würde.

Wirkt sich die deutsche Bauernhochschule kraftvoll aus, dann kommt die Zeit, wo nicht zweihundert Marxisten im Reichstag sitzen und etwa zwanzig Bauern, sondern zweihundert Bauern und keine Marxisten. Denn die deutsche Menschheit kann wohl Jahrtausende bestehen ohne marxistisch verseuchte Reichstagswähler — aber keine Woche ohne die Arbeit deutscher Bauern.

Die deutsche Bauernhochschule, die im Auslande, besonders in Amerika mit größter Aufmerksamkeit beachtet wird, ist zurzeit von der marxistischen Presse in Deutschland noch totgeschwiegen. Unter der Leitung von Bruno Tanzmann erscheint in Hellerau bei Dresden das Organ der Deutschen Bauernhochschule völkischer Richtung: „Die Deutsche Bauernhochschule". An der Spitze der Bewegung steht die „Schirmherrschaft der deutschen Bauernhochschule". Ihr gehören Namen von edelstem Klange an. Alle schaffenden, aufbauenden Stände und Schichten der Nation, Künstler, Schriftsteller, Beamte, Unternehmer, Arbeiter, Kaufleute, tun gut daran, wenn sie diese Bewegung unterstützen. Sie wirken damit für die Nation.

Diese Bewegung arbeitet kraftvoll ohne Regierungsunterstützung für die so wichtige Siedlungsfrage und Landarbeiterfrage. Hier hat sie das „Artamannentum" geschaffen, durch welches etwa fünfhunderttausend polnische Landarbeiter aus deutschen Landen verdrängt werden sollen. Es ist nicht auszusagen, welcher Segen damit eintreten wird. Denn wie sollen wir „Gen Ost-

land reiten“ und siedeln, falls einmal Deutschland wieder zur Macht und Freiheit gelangt, wenn wir nicht einmal diese Schädlinge in Gestalt der halben Million fremder Landarbeiter verdrängen können! Das Artamannentum stellt — nach Willibald Hentschels Vorschlag — eine organische Form der deutschen freiwilligen Arbeitsdienstpflicht dar. Wie viel wird darüber nicht geredet! Bruno Tanzmann hat scharf zugegriffen und diese Arbeitsaufgabe der deutschen Bauernhochschulbewegung angegliedert, so daß sie ein organisches Stück von ihr ist.

Es wäre noch zu bemerken, daß diese Bewegung nicht etwa — auch nur von ferne — einen Gegensatz zum Reichslandbund darstellt oder zu den fachwissenschaftlichen Landwirtschaftsschulen. Vielmehr in engster Zusammenarbeit mit diesen genannten Faktoren, in Ergänzung und Unterstreichung ihrer Richtlinien betätigt sich die Hellerauer Bauernhochschulbewegung. Das sieht man unter anderm auf dem Gebiete der Religion. Hier bewegt sich die deutsche Bauernhochschule durchaus im Sinne der Richtlinien des Reichslandbundes. Sie ist nicht konfessionell gefärbt, aber durch und durch religiös abgestimmt: „Durch das Bekenntnis zum Christentum soll das Bekenntnis zu einer deutschen Frömmigkeit nicht ausgeschlossen sein!“ Viele ausgezeichnete, weithin bekannte christliche Pfarrer gehören der Schirmherrschaft und der sonstigen Vertretung der deutschen Bauernhochschule an. Damit wird sicherlich allen denen Genüge geleistet, die mit Recht in der Religion des Herzens das Wichtigste für unser Erdenwallen sehn.

Zurzeit befinden sich solche Bauernhochschulen auf nationaler Grundlage und in Form der Lebensgemeinschaft in Henkenhagen in Pommern, Wiligrad in Mecklenburg, Aurich in Ostfriesland, Bruchsal in Baden, Lorch in Württemberg, Herrnhut und Neukirchen in Sachsen, Geltschbad in Böhmen, Tanzenberg in Kärnten, Hermannstadt in Siebenbürgen. Neben Tanzmann seien hier als führende organisatorische Persönlichkeiten genannt: Dr. Priester in Mecklenburg, David Egger in Kärnten, Franz Heller, Mitbegründer und Abgeordneter des Bundes der Landwirte in Böhmen, Prof. Meyer von der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, Kammerherr von Arnim, Schloß Kriebstein, Großbauer Kurt Andrä, Rittergutspächter Obendorfer in Sachsen, Dr. Rosikat, Prinz Schönburg-Waldenburg in Schlesien, Pfarrer Schmidt-Wodder, Abgeordneter der Deutschen im Dänischen Folkething, Dr. M. Maurenbrecher, Graf zu Reventlow, Kapitän von Müller-Berneck, Wilhelm Kozde, Bundesvater der Adler und Falken. Die pädagogischen Führer sind in der Hauptsache Georg Stammler und Tonscheidt, die aus dem Lietzschen Landerziehungsheim hervorgegangen sind und dann durch die Hellerauer Lehrgänge das neue Erziehungsfeld gesichtet und geklärt haben.

Die ältesten ländlichen Volkshochschulen sind durch den geistigen, bzw. politischen Wettbewerb mit den dänischen Volkshochschulen entstanden; Mohrkirch-Osterholz unter Leitung von Heinrich Harms ist wohl die älteste. Dann ist u. a. zu nennen Tiegloff-Rendsburg. Diese Anstalten tragen mehr heimatkundlichen Charakter und sind mehr auf praktischen Schulunterricht mit Fortbildungsschulfächern zugeschnitten. Führende Männer sind hier Rektor Henningsen und Wilhelm Stapel.

Die nächststärkste Gruppe hat sich im Verband der christlichen Volkshochschulen zusammengeschlossen. Ihr Mittelpunkt ist die alte Missionsanstalt Hermannsburg in Hannover unter Führung von Dr. Addickes. Zu ihr gehört die Schule Neudietendorf in Thüringen; Pfarrer Weigelt leitet sie unter strenger Betonung der kirchlichen Form und liegt daher mit der Hellerauer Richtung in Fehde.

In Bad Ullersdorf in Mähren ist unter Leitung des Diplomlandwirts Bürger, getragen von der Mährischen Landwirteorganisation, eine kräftige Volkshochschule. Leider will sie nicht auf die Zuschüsse des tschechischen Staates verzichten und lehnt daher bedauerlicherweise die Verbindung mit den Schulen im Reich ab. — Die ländliche Volkshochschule in Burgschwalbach am Rhein steht unter den Gesetzen des besetzten Gebietes und muß sich daher neutral verhalten. Zuletzt wäre noch die Bauernhochschule Neu-Ruppin zu nennen. Der Wehrgedanke ist ihr Merkmal.

Bis auf die Auslandschulen haben sich alle einzelnen Gruppen auf Grund einer Einladung des Reichslandbundes zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Die Führer dieser Arbeitsgemeinschaft sind: Rittergutsbesitzer von Wilamowitz-Möllendorff, Major Kriegsheim und Geheimrat Gerstenhauer. Besonders Geheimrat Gerstenhauer, der geistige Führer des Deutschbundes, erweist sich hier als ein stets wachsamer, staatsmännisch besonnener, selbstloser, vaterlandsbegeisterter Eckart des deutschen Gedankens, der in allen wichtigen deutschen Volksbelangen von hoher Warte herab darauf achtet, daß die getrennt Marschierenden auf dem Wege zum gemeinsamen Ziele vereinigt schlagen.

Bemerkenswert sind auch die Mädchenlehrgänge für Spinnen und Handweben, welche von der Schirmherrschaft der deutschen Bauernhochschule veranstaltet werden. In diesen Monaten fanden solche Lehrgänge auf Rittergut Limbach in Sachsen statt. Man denke hierbei nicht an die abgestorbene Handweberei, sondern an die Wiedererweckung einstmaliger deutscher Volkskunst, die wir heut ja nur noch in Museen vorfinden. Auf der Leipziger Messe, auf landwirtschaftlichen Ausstellungen, auf der Dresdener Textilschau nahmen die künstlerischen Erzeugnisse deutschen Frauenfleißes eine hervorragende Stellung ein. Man wolle diese Betätigungen nicht unterschätzen! Auch Gandhi, der indische Freiheitskämpfer, hat das Handweben als Mittel gegen die Unkultur der Fabrikware auf seine Fahne geschrieben. Denn es ist wohl geeignet, das nationale Selbstbewußtsein und die nationale Wirtschaft zu stärken.

Dr. Alfred Seeliger

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Alkoholfrage

Vorbemerkung. Es gibt einige Gebiete, denen der besonnene Mensch in der öffentlichen Erörterung auszuweichen pflegt, weil eine sachliche Erörterung schlechthin unmöglich scheint. Dazu gehören z. B. der Spiritismus nebst Theosophie und Anthroposophie, der Antisemitismus und — last not least — die Alkoholfrage. Wir haben diese letztere Frage gelegentlich im „Türmer" nur gestreift; aber eine Bemerkung von Frau Toni Harten-Hoencke im Septemberheft (über „Amerika-Unfug", wobei das Alkoholverbot berührt wurde) hat einige Männer auf den Plan gerufen, die auf diesem Gebiete kampfgeübt sind. Wir geben ihnen im folgenden das Wort.

D. T.

I.

Iserlohn in Westf., 11. 10. 1925.

Lieber Türmer!

Im Septemberheft bringst Du in der Abteilung „Auf der Warte" S. 567 einen Artikel von Toni Harten-Hoencke „Amerika-Unfug".

Ich bin seit Jahren Leser des Türmers, auch schon vor dem Kriege. Mit diesem Artikel begibt sich, soweit ich das überschaue, der Türmer zum erstenmal auf den Kampfplatz der sog. „Alkoholfrage". Der Kampf der Tatsachen wie der Meinungen wogt aber noch auf und nieder. Ich, der ich seit 20 Jahren in diesem Kampfe mit offenem Blick für beide Seiten stehe, auch die Kampfmethoden kenne, legte die bisherige Schweigsamkeit des „Türmers" ihm als kluge Zurückhaltung aus. [Ganz richtig! D. T.] Und das wäre wohl gut, ja ein haltbarer und verständlicher Zustand gewesen, wenn man weiß, wie schwer es für vielbeschäftigte Schriftleiter ist, sich ein objektives Bild in dieser Frage zu verschaffen.

Nun ist aber besagter September-Artikel einseitig gefärbt. Wäre es da nicht eine Forderung der Billigkeit, wenn jetzt auch die andere Seite im „Türmer" zu Worte käme?! Sollten jedoch dazu Bedenken bestehen, dann bringe der „Türmer" wenigstens Hinweise auf sachliche Schriften, wovon ich ihm zwei Stücke beilege und seiner Bücherei schenke: Dr. Hans Bogusat, Das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten, Berlin 1924, C. A. Schwetschke & Sohn; Prof. Dr. Kraepelin, Alkohol und Tagespresse, Berlin 1923, Verlag Jul. Springer.

Der Türmer frage doch bei seinem Herausgeber an, wie vergleichsweise auf dem Kampfplatz „Elsässische Frage" vor dem Kriege Kämpen erschienen, die mit unlauteren Mitteln kämpften, die wissentlich oder selbst irregeführt die Luft vergifteten und so dazu beitrugen, daß die Frage eher verwirrt als geklärt wurde. Ich selbst bin dreißig Jahre im Elsaß gewesen, bin aus dem schönen mir zur Heimat gewordenen Lande vertrieben und bin unterrichtet.

In ähnlicher Weise kämpft seit jeher das Alkoholkapital. (Vgl. anl. Schrift von Univ.-Prof. Kraepelin „Alkohol und Tagespresse", S. 12. Vgl. auch die auf Tatsachen beruhende prächtige Schilderung der Sitzung der Brauer und Brenner in Poperts „Helmut Harringa", Verlag Alexander Köhler-Leipzig, herausg. vom Dürerbund!)

Daß in U.-S.-Amerika leider gerade Deutsche wie deutsche Abkömmlinge neben anderen Ausländern und sonstigen Gesetzesübertretern das Verbotsgesetz bekämpfen, ist für uns beschämend. Das Tatsachen- und Stimmenmaterial der Verfasserin kann ich nicht nachprüfen, aber vergleiche, lieber „Türmer", dazu das anliegende auf amtlichem Material fußende Schriftchen von Oberregierungsrat Dr. H. Bogusat vom Reichsgesundheitsamt (bitte S. 3 sehr beachten!). Es heißt

da: Die Frage nach den Wirkungen des Verbots wird noch heute in der (amerikanischen) Tagespresse sehr oft, zumeist in einseitiger, vielfach leidenschaftlicher Parteinahme für oder gegen die Prohibition erörtert.

Die übrige so reichhaltige Literatur der alkoholgegnerisch eingestellten Forscher und Führer in der deutschen Enthaltsamkeitsarbeit kannst Du stets erfahren von der Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus, Prof. Dr. h. c. Gonser, Berlin-Dahlem, Werderstr. 16.

G. Wolff.

II.

Ist das amerikanische Alkoholverbot wirklich ein Unfug?

Dr. R. Hercod, Direktor des Internationalen Büros zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne, bittet uns um Aufnahme der folgenden Entgegnung:

Frau Toni Harten-Hoencke veröffentlicht in Ihrer Zeitschrift eine sehr strenge Verurteilung des amerikanischen Alkoholverbotes. Es sei mir erlaubt, darauf einige Worte zu erwidern, wobei ich betone, daß ich keineswegs ein Anhänger des Verbotes um jeden Preis bin, sondern mich ehrlich bemühe, mir mit Hilfe zuverlässiger Statistiken und der in mehreren Reisen in den Vereinigten Staaten gesammelten Beobachtungen ein unparteiisches Urteil zu bilden.

Frau T. H.-H. stößt sich an einem in einer Tageszeitung veröffentlichten Satz, „der kluge Amerikaner habe in etwa hundertjähriger Erziehungsarbeit sein Volk zu dieser moralischen Selbstüberwindung herangezogen".

Wenn damit gemeint wird, die Amerikaner seien ein engelhaftes Volk, wie Frau T. H.-H. ironisch bemerkt, grenzt natürlich eine solche Beurteilung an das Lächerliche. Tatsache aber ist, daß der Kampf gegen den Alkohol seit mehr als hundert Jahren in den Vereinigten Staaten planmäßig geführt wird, daß zuerst Tausende von Ortschaften den Alkoholverkauf verboten haben, dann eine Reihe von Staaten, und zwar in den meisten Fällen infolge einer Volksabstimmung, und endlich kam das vom Kongreß in Washington angenommene, von den gesetzgebenden Körperschaften in 46 Staaten bestätigte Landesverbot. Dies zeugt zweifelsohne dafür, daß die Amerikaner sich der Gefahren der Trunksucht bewußt und bereit sind, zu den radikalsten Mitteln zu greifen, um das Übel zu beseitigen.

Nach Frau T. H.-H. war vor dem Verbot das amerikanische Volk auf dem besten Wege dazu, die goldene Mäßigkeit zu erreichen. Ich hatte die Gelegenheit, während einer Studienreise in Amerika im Jahre 1914 die damaligen Trinksitten in mehreren Großstädten, Neuyork, Chicago, Philadelphia, Baltimore zu beobachten, und es ist mir im Gegenteil aufgefallen, daß das Trinken in den „Saloons" der Arbeiterbevölkerung, sowie in den Bars der großen Gasthöfe die widerlichsten Formen annahm. Der Durchschnittsamerikaner ist nicht der Mensch des goldenen Mittels, er liebt die Extreme; entweder betrinkt er sich oder verzichtet ganz auf die alkoholischen Getränke.

Was lehrt uns nun die amtliche Statistik, die doch zuverlässiger ist als die Äußerungen einiger vielleicht parteiischen Persönlichkeiten, über die Folgen des Verbotes?

Das Verhältnis der Todesfälle infolge von Alkoholismus war für die letzten Jahre dies:

Alkoholismus-Todesfälle auf je 100 000 Einwohner:

1914: 4,9	1916: 5,8	1918: 2,7	1920: 1,0	1922: 2,6
1915: 4,4	1917: 5,2	1919: 1,6	1921: 1,8	1923: 3,6

Lehrreich ist die Statistik der Todesfälle infolge Leberzirrhose (= Schrumpfung), einer spezifisch alkoholischen Krankheit:

Todesfälle infolge Zirrhose für je 100 000 Einwohner:

1914: 13,0	1916: 12,3	1918: 9,3	1920: 7,1	1922: 7,5
1915: 12,6	1917: 11,4	1919: 7,9	1921: 7,4	1923: 7,2

Die Kurve der Erstaufnahmen wegen Alkoholismus in den Irrenanstalten des Staates Neuyork gibt folgendes Bild: In den Jahren 1909—1913 bleibt die Kurve fast auf

gleicher Höhe (ungefähr 10 % der Aufnahmen), dann kleine Abnahme der Fälle für 1914—1916, dann wieder eine Zunahme im Jahre 1917, und schließlich seit der Einführung des Verbotes eine deutliche Abnahme, so daß im Jahre 1924 der Prozentsatz der Alkoholiker unter den Erstaufgenommenen nur noch 5,4 beträgt. Es muß hier bemerkt werden, daß die Ergebnisse der zwei letzten Jahre nicht so günstig sind, wie in den ersten Verbotsjahren.

Sehen wir uns einmal die Verbrechenstatistik, und zwar für den Staat Neuyork an (der Kürze wegen vergleiche ich nur die zwei Jahre 1914 und 1923, das letzte Jahr, für das amtliche Statistiken vorliegen):

	Gesamtaufnahmen		wegen Betrunkenheit	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1914:	155 981	22 697	28 189	5943
1923:	82 642	8 870	10 249	912

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Bevölkerung in diesem Zeitraum um 10 Prozent zugenommen hat.

Es ließen sich aus anderen Staaten der Union ähnliche Zahlen mitteilen: sie zeigen deutlich, daß das Verbot günstige Folgen auf mehreren Gebieten des sozialen Lebens hatte, obgleich nicht so günstige, wie viele sie erwartet hatten. Man kann auch daraus sehen, daß wohl infolge des besser organisierten Schmuggels und der Geheimherstellung von Alkohol die Ergebnisse in den zwei letzten Jahren schlechter sind als während der ersten Verbotzeit.

Was die „Korruption" anbetrifft, die jetzt das ganze amerikanische Leben beherrschen soll, so leugnet niemand, daß viele solche Fälle tatsächlich vorgekommen sind; es scheint übrigens, daß wir auch in Europa solche Bestechungsfälle usf. zur Genüge kennen. Es ist aber unzulässig, zu verallgemeinern und zu vergessen, daß in Amerika wie bei uns die Mehrheit der Beamten unbestechlich sind, daß namentlich die Bundesverwaltung mit einem alle Achtung verdienenden Eifer gegen die Mißbräuche kämpft. Es ist auch Ehrenpflicht, zu gestehen, daß sie schon bedeutende Siege gewinnen konnte, namentlich in ihrem Kampfe gegen den Schmuggel: die berühmte Rumflotte, die vor Neuyork und Boston kreuzte, ist fast ganz verschwunden, und die profitgierigen Großschmuggler aus Europa, die gehofft hatten, sehr bald Millionäre zu werden, sind nun bankrott.

Nach meiner Meinung ist es noch zu früh, um sich endgültig über das Verbot zu äußern: ein solches Experiment kann erst nach 15 oder 20 Jahren vollständig gewürdigt werden.

Dr. R. Hercod

III.

Zlan, Post Paternion in Oberkärnten,
an Martin Luthers Geburtstag 1925.

Vorgestern, am 8. November, fand hier in unserem Bergdorf auf 800 m Höhe die Gründung einer Ortsgruppe der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur statt. Dabei teilte ich den versammelten Einheimischen und Auswärtigen mit, daß der „Türmer" in seiner Septembernummer 1925 „Auf der Warte" einen Beitrag von Toni Harten-Hoencke „Amerika-Unfug" gebracht hat, in dem offensichtlich tendenziöse und vom Alkoholkapital merkbar beeinflußte (? D. T.) Nachrichten über die ungünstigen Wirkungen des amerikanischen Alkoholverbots zusammengestellt werden, deren Weitergabe im „Türmer" jedenfalls den Zweck haben soll, die Prohibition nach Möglichkeit herabzusetzen und, wie am Schluß durchschimmert, einem Alkoholverbot in deutschen Landen entgegenzuwirken (? D. T.). Da anzunehmen ist, daß durch die Abstinenzbewegung jeder Gebildete wenigstens einigermaßen über die verheerenden Wirkungen des Alkohols in unserem Volksleben aufgeklärt ist, ist jedes weitere Wort über dieses Vorgehen Toni Harten-Hoenkes überflüssig. Der ganze Gau Kärnten der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur hat mich aber durch seinen Obmann ersucht, dem „Türmer" darüber zu schreiben, und so schreibe ich denn:

1. Es ist unbegreiflich, wie der „Türmer“ in seiner Septembernummer nicht etwa in der „Offenen Halle“, sondern in einem Teil, den er selbst verantwortet, dem „Amerika-Unfug“ Raum geben kann, in der Oktobernummer aber unter derselben Rubrik einen so trefflichen Beitrag gegen den Alkohol bringt „Das kleine Glas“. Darin liegt ein Widerspruch, den sich der „Türmer“ in einer der lebenswichtigsten Fragen des deutschen Volkes nicht zuschulden kommen lassen sollte. (Nein, darin sehen Sie unsere Unbefangenheit und Undogmatik! Denn über die Schädigungen des Alkohol-Mißbrauches sind wir alle einig, nicht jedoch über das Mittel, die „Prohibition“. Gegen diese wandte sich Frau Harten-Hoencke. D. T.)

2. Wir bitten den „Türmer“, wenn er wirklich für die innere Erneuerung Deutschlands eintreten will, keinen Beiträgen, die sich gegen die Bekämpfung des Alkohols richten, mehr Raum zu geben in seinen Spalten. Unter den zahlreichen Glückwunschschreiben, die wir zur Gründung unserer Ortsgruppe bekommen haben, waren zwei Spruchkarten mit Versen Friedrich Lienhards aus der Reihe „Deutsche Innerlichkeit“. Wir glaubten annehmen zu dürfen, daß Sie auf unserer Seite stehen und möchten in diesem Glauben nicht durch die Haltung Ihrer Zeitschrift enttäuscht werden.

Mit deutsch-evangelischem Gruß

Hans Kirchmayr, Pfarrer

(NB. Verehrter Herr Pfarrer, lassen Sie sich folgendes erwidern: Wir achten jede Überzeugung, die auf Grund von Kenntnissen und eigenen Beobachtungen gewonnen ist. Frau Harten-Hoencke, die Gattin des Professors Dr. Schönemann, war eine ganze Reihe von Jahren in Amerika und hat die dortigen Dinge persönlich beobachtet. Sie ist seit Jahren unsre Mitarbeiterin; wir glauben ihre Überzeugung ebenso achten zu müssen wie die Ihrige. Genau genommen hätten wir ja als Schriftleitung eine einschränkende Bemerkung beifügen können; aber das wollten wir nicht; denn unsre Leser sind hoffentlich reif genug, selbständig zu den einzelnen Beiträgen Stellung zu nehmen. Die gesetzmäßige „Prohibition“ ist in der Tat ein noch umstrittenes Mittel, auf ein Volk einzuwirken. Im übrigen ersehen Sie aus diesem Sprechsaal der „Offenen Halle“, daß wir reichlich auch die andre Seite zu Worte kommen lassen. D. T.)

IV.

„Hinein in das Restaurant“ — ?

Gestatten Sie, lieber „Türmer“, auch mir ein Wort zur Alkoholfrage!

Mit dem obigen Weck- und Hilferuf soll das deutsche Volk von den deutschen Gastwirten und am Weinbau interessierten Kreisen in einem umfassenden, großzügig gedachten Werbefeldzug aus der Gleichgültigkeit gerissen werden, mit der es bisher am — Wirtshaus vorüber ging! So lautete eine Mitteilung und Ankündigung, die auf dem neulich in Harz tagenden Harzer „Hotelindustriellen-Verbande“ von dem Redakteur der Zeitschrift des Reichsverbandes gemacht wurde. Jeder Gastwirt wurde aufgefordert, diese Werbung nachdrücklichst durch Verteilung von Postkarten, Werbeblättern usw. zu unterstützen.

Uns scheint, als ob die Nachkriegszeit, die ja allerhand seltsame Ausgeburten der Phantasie gezeitigt und die der Entwicklung des Bar-, Café- und Dielenbetriebes recht günstig war, hier etwas sehr Abwegiges zustande gebracht hat. Unser verarmtes, wirtschaftlich geschwächtes Volk, dessen Familiensinn erst langsam wieder zu erwachen beginnt — der zu früh verstorbene „Türmer“-Schriftleiter Karl Storck hat ein so prächtiges Buch „Die deutsche Familie“ geschrieben, das ich bei dieser Gelegenheit nachdrücklichst in Erinnerung rufe —, dessen Jugend allmählich wieder zurückfindet zum Elternhaus: unser Volk soll nun mit allen Mitteln der Reklametrommel auf die Segnungen des Gasthofes und die Vorzüge des deutschen Weins hingestoßen werden! Wir wissen ein gutes Glas Wein zu schätzen, mag er nun vom Rhein, von der Mosel, aus der Pfalz, aus dem schönen Maintal stammen; wir verstehen auch, wenn der deutsche



Weinbauer und der deutsche Weinhandel die Aufmerksamkeit auf die Vorzüge und die Werte des deutschen Erzeugnisses lenkt: aber eine derartige Werbung unter dem Motto: „Hinein in die Restaurants" zu veranstalten, ist nicht nur reichlich ungeschickt, sondern für unser schwer bedrängtes Volk geradezu ungehörig und unwürdig in höchstem Maße. Wer eine Gaststätte braucht, wird sie zu finden wissen, die besonderen Vorzüge des einen oder anderen Gasthofes oder Kurortes hervorzuheben, mag der jeweiligen Propaganda vorbehalten bleiben. Eine Sammelwerbung aber in obigem Sinne ist entschieden zu verurteilen, ist geschmacklos und unmoralisch. Vielleicht genügt dieser Hinweis, um den Übereifer eines allzu rührigen Werbefachmannes zu dämpfen oder in bessere Formen zu lenken. F. D.

V.

Alkoholverbot in Amerika und in der Türkei

Das „fünfjährige Jubiläum" der Trockenlegung Nordamerikas ist in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften gebührend beachtet worden. Gar mancher Bericht von solchen, „die was davon wissen müssen", nämlich von Berichterstattern aus den Vereinigten Staaten war zu finden. Wer aufmerksam und kritisch zu lesen versteht, wird bei den fast durchgehend ablehnenden, dem Enthaltsamkeitsgesetz feindlich gesinnten Aufsätzen einen inneren Widerspruch gefunden haben. Man mußte den Eindruck gewinnen, als sei eigentlich der weit überwiegende Teil des amerikanischen Volkes Gegner des Alkoholverbotes, und als sei dieser durch die kleine Minderheit vergewaltigt worden. Wie stimmt denn das zu der so überlaut gepriesenen vorbildlichen Demokratie Amerikas, wo das „freie Volk" sich selbst regiert? Wurde man erst einmal stutzig beim Lesen dieser Berichte über den Wert und die Wirkung des umstrittenen Gesetzes, so konnte man vor allem zwei wichtige Erkenntnisse zwischen den Zeilen entnehmen:

Zum ersten, daß der Widerstand gegen die Trockenlegung aus den Großstädten kommt; und daß die Bewohner des flachen Landes die eigentlichen Enthaltsamen sind. Auffällig war mir, daß auf die Landbevölkerung in Amerika von den Großstädtern scheinbar noch verächtlicher herabgesehen wird als bei uns, und daß die großstädtische Presse ihren Wert stark zu überschätzen scheint.

Zum andern ist bemerkenswert, daß diese Berichte für unsere deutschen Zeitungen alle von deutschstämmigen Amerikanern kommen. Die Deutschen sind diejenigen, die am stärksten dem Alkoholgenuß anhängen. Eine Tatsache, die ich im Ausland oft beobachtet habe.

Was aber besonders hervorgehoben und entschieden abgelehnt werden muß, das ist die Tatsache, daß alle diese Jubiläumsartikel dazu dienen sollten, auf Grund der fünfjährigen Erfahrungen kritische Urteile über die Wirkung nach der guten oder schlechten Seite des Rauschgetränkverbots zu fällen. Gegen solche Oberflächlichkeit sollte man sich entschieden wehren. Es ist doch ganz klar, daß die Generation, zu deren Lebensgewohnheiten der Alkoholgenuß gehört, sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zur Wehr setzen wird gegen einen staatlichen Zwang, den sie nicht nur als überflüssig und schädlich, sondern auch als einen dem Staat nicht zustehenden Eingriff in ihre persönlichen Rechte empfindet. Erst das nachfolgende Geschlecht, das auf alle Fälle zu überwiegendem Teile nicht mehr gewohnheitsmäßig Rauschgetränke zu sich nehmen wird, kann eine neue alkoholfreie Lebensform schaffen; und erst an der übernächsten Generation wird man die ersten Wirkungen feststellen können.

Will man wirklich aus den Erfahrungen anderer Völker lernen, dann verstehe ich nicht, warum man nicht das türkische Volk als Muster nimmt, bei dem eine jahrhundertelange Enthaltsamkeit sich im Volksleben und Volkscharakter voll und ganz hat auswirken können.

Nach meinen langjährigen ernsten Beobachtungen des türkischen Volkes habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die wundervolle feine Kultur des Alttürkentums, die sich nicht nur in der Sachkultur darstellt, sondern auch in manchen Zügen der Menschen, wie z. B. in der

überraschend hohen Würde auch der einfachen Menschen, unbedingt der Enthaltsamkeit von Rauschgetränken zuzuschreiben ist.

Es lag natürlich für mich nahe, die Türkei und Amerika nebeneinanderzustellen, und zu versuchen, aus den Verschiedenheiten der Wirkung des gleichen Verbotes dem ganzen Alkoholstreit tiefer auf den Grund zu kommen. Und ich glaube, auf diesem Wege wirklich den tieferen Sinn der Streitfrage erkannt zu haben.

Für den Türken bedeutet das Gläschen Schnaps, das er trinkt, eine Sünde; denn seine Religion, der Islam, verbietet es ihm. Das ist etwas im Wesen anderes, als wenn der Amerikaner ein Gläschen Schnaps trinkt; denn er übertritt dabei nur eine staatliche Verordnung, die er zudem innerlich nicht anerkennt, sondern sie als eine „Vergewaltigung seiner Rechte" empfindet. Für den Türken hat das Verbot: Du sollst kein Rauschgetränk an deine Lippen führen! göttliche Autorität. Die Autorität für das amerikanische Gesetz ist ein — Parlament, das der Betroffene selbst gewählt hat, und das er im Prinzip wieder absetzen kann, wenn dessen Gesetze ihm nicht passen. Mit andern Worten: diesem Gesetze fehlt überhaupt die Autorität. Und darum hat das Gesetz eines demokratischen Staates keine sittlich bindende Kraft, wie wir in der Tat sehen. In der Türkei ist die ganze weltliche (staatliche) Ordnung auf religiösem Grund erbaut und braucht darum nicht einmal die äußere Stütze der Autokratie, die ihr bislang auch noch zur Verfügung stand. (Daß die verblendeten modernen „Reformer" der Türkei im vorigen Jahre durch die unglückselige Abschaffung des Kalifats ihrer Kultur den Boden unter den Füßen weggezogen haben, mag nur nebenbei mit Bedauern erwähnt werden.)

Nach diesem Vergleich der verschiedenen Verhältnisse in der Türkei und in Amerika ergibt sich der ernste Schluß: daß die Enthaltsamkeitsbewegung trotz ihrer Fortschritte und scheinbaren Erfolge nie siegen wird, solange sie nicht religiös so verankert ist, daß ihre Forderung als sittlich verpflichtendes Gebot in jedem Einzelmenschen befestigt ist.

Bedeutet das dann die Unmöglichkeit des endlichen Sieges überhaupt, da unsere Religion doch das Verbot der Rauschgetränke nicht kennt?

Goethe wußte das besser. Er konnte auch solche Forderung religiös begründen aus dem Christentum. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren", jenem Buch voll Goethescher Lebensweisheit, das unserm Volk ein Buch mit sieben Siegeln zu sein scheint, wird uns eine vorbildliche Neusiedlung gezeigt. Ein deutscher Volksteil wandert aus nach Amerika. Nicht planlos und einzeln wie heute noch zu großem Teil, sondern geschlossen und gründlich vorbereitet. Damit sie drüben gleich einen Musterstaat bilden können, ist von den Führern auch die zukünftige Verfassung des neuen Staates bedacht und eingehend festgelegt. (An anderer Stelle halte ich unsern Verfassunggebern von 1918 vor, daß sie sich nicht einmal die Mühe gemacht haben, Goethes Verfassungsentwurf zu studieren, obgleich sie doch den „Geist von Weimar" in unserer neuen Verfassung lebendig machen wollten!) In dem Goetheschen Verfassungsentwurf steht der Satz: Branntweinschenken werden bei uns nicht geduldet! Woher nehmen die Führer die Autorität, so zu sprechen? Werden die Mitglieder des neuen Staates darin auch nur menschlichen Willen oder Eigensinn ihrer Führer sehen wie die heutigen Amerikaner in dem befehdeten Gesetz? O nein, die Führer, die jene Verfassung in den „Wanderjahren" aufstellten, waren sich darüber klar, daß jede staatliche Ordnung gegründet sein müsse auf: „Religion und Sitte". Dies sind die beiden Grundpfeiler ihrer Verfassung.

Und ihr Gedankengang geht weiter: von allen Religionen kommt nur die christliche als die höchste in Frage.

Hiernach muß sich also nach Goethes Meinung aus der christlichen Religion das Verbot der Branntweinschenken herleiten lassen? Wer die „Wanderjahre" auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß Goethe gerade hier über Religion mehr aussagt als an einer andern Stelle seines Gesamtwerks. Er bekennt sich zur Religion der drei Ehrfurchten: der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, vor dem, was unter uns ist, und zur Ehrfurcht vor uns selbst. Und diese Ehrfurcht

vor uns selbst schließt doch in sich das Gebot der Ehrfurcht vor unserm Körper, den wir gesund und rein zu halten und über den wir uns stets die Herrschaft zu erhalten haben, um unsere Menschenwürde zu wahren.

Darin löst sich auch der endlose Streit um die Frage: Mäßigkeit oder volle Enthaltsamkeit? Aus göttlichem Gebot der Ehrfurcht vor mir selbst, wie ich es mit Goethe aus der christlichen Religion herleite, bekenne ich für mich verpflichtend das Gebot: Du sollst Ehrfurcht haben vor deinem Körper!

Das zwingt mich zwar nicht, wie den Mohammedaner seine Religion, zu voller Enthaltsamkeit, sondern läßt mir durchaus die Freiheit, mäßig im Genuß von Rauschgetränken zu bleiben. Und diese Freiheit kann ich, wenn ich will, benutzen zugunsten einer ganz alkoholfreien Lebensform, deren segensreiche sittliche Wirkungen auf die Volkskultur ich bei den Türken beobachtet habe. So bleibt mir als Christen hier wie immer die Freiheit des Handelns innerhalb der göttlichen Gesetze.

Und das ist für mich eine restlose Lösung der „Alkoholfrage".

Georg Kleibömer

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer

Sieh um dich, mein Basil, und du wirst finden: wenig sein, so im eignen Odem leben, so mit eignen Sinnen die Welt umfahen, so ein Herz in der Brust tragen, stark und voll Eigentum. Sie schielen alle fürsichtig zur Seit, scharen sich, flustern einer dem andern ein lausigs Wohlgefallen zu, auf daß der ander ihnen mit gleichem Bettel das Gewissen krauele. Da tritt einer unter sie, kunnst nit sagen, was an ihm seie, daß er andre Schritt, andre Blick, andre Wort mit sich führe — trägt dieselben Ledersohlen an den Füßen, hat auch nur Menschenaugen und führt nur Menschenwort. Allein er ist wie ein Wein, von dem ein Schmack aushauchet, lebensvoll und gewaltig, daß eines jeden Nüstern beben, eines jeden Brust schwillt. Er läßt die Augen aufleuchten und den Mündern gibt er das Gewißheitslächeln. Basil, der ist ein Zauberer, ein Hexenmeister, aber kein unheiliger — er ist ein Eigener, ein Sohn Gottes und nit sein Affe. Er hat an den Quellen der Menschwerdung getrunken als der Heiland. Alle Herzen rings um ihn schlagen nach seines Herzens Schlag, sei's in Zorn und Freuden, sei's in Haß und Liebe, das ist gleich — sie müssend sich also drein schicken. Die Verzagten werden kühn unter seinem Blick und die Feigen entbrennen nach Mannestat. Er formt sie alle, ohnbewußt, aber unentrinnbar. Als Gott das irden Kloß formet und ihm sein Odem einblus, allso füllet er sie mit eim höhern Leben. Sieh um dich, mein Basil, und so du einen Eigenen gewahrst, freue dich deines Augenlichts, dann du erschaust den Weg, die Wahrheit und das Leben." (Aus Kolbenheyers „Meister Joachim Pausewang".)

Solch ein Einsamer, Stolzer, Starker, Lebensvoller und Eigener, der vom Atem Gottes angehaucht und nun von ewigem Unfrieden verzehrt ist, sein Selbst zu schauen, solch ein Zauberer, der alle, die noch der Erhebung und Ehrfurcht fähig sind, mit sich zu reißen versteht in seine eigene „Gottesverstricktheit", in seinen eigenen „Sehnsuchtstraum", solch ein Führer zur Wahrheit, Schönheit und edlen Menschlichkeit ist der rastlos nach Vollendung strebende Dichter **Erwin Guido Kolbenheyer**.

Der Künstler entstammt einem alten deutschen Geschlecht, das zuletzt in heißumstrittenen deutschen Grenzlanden nachweisbar ist und das ihm als Erbe hinterließ ein starkes männlichdeutsches Empfinden, frei von engstirnigem Kantönlitum. Sein Urgroßvater war Fabrikant im österreich-schlesischen Bielitz, sein Großvater evangelischer Pfarrer zu Ödenburg in Ungarn, sein Vater endlich wirkte als hochbegabter Architekt zu Budapest, wo er die größeren Bauten des ungarischen Unterrichtsministeriums auszuführen hatte. Dort ward Erwin Kolbenheyer am 30. Dezember 1878 geboren. Mit Recht aber nehmen ihn die Deutschböhmen als ihren größten Dichter für sich in Anspruch, denn nach dem vorzeitigen Tode des Vaters zog die Mutter mit dem erst zweijährigen Kinde in ihre böhmische Heimat, und Erwin Kolbenheyer verlebte seine Kindheit und Jugend zu Karlsbad und Eger. Auf der Universität Wien erwarb er sich mit einer Arbeit aus der experimentellen Psychologie die Würde eines philosophischen Doktors. Dann lebte er bis zum Weltkrieg als freier Schriftsteller in der österreichischen Hauptstadt. 1903 erschien sein erstes größeres Werk: die Tragödie der Renaissance „**Giordano Bruno**". Darauf aber widmete er sich ganz dem Roman und geschichtlichen und philosophischen Studien. Nach dem Kriege, den er als Etappenoffizier mitmachte, siedelte er (1919) nach Tübingen über.

„Ich habe mein Gesamtwerk," so führte der Dichter kürzlich aus („Hannoverscher Kurier, vom 1. Januar 1925), „nach drei Richtungen hin auszubauen. Die eine Richtung, welche Weltanschauung, vor allem deutsche Weltanschauung der Vergangenheit bringt, ist so ziemlich ausgebaut. Sie greift von der Blütezeit Hollands (der Spinoza-Roman ‚Amor Dei') über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges (Jakob Böhmes Gedankenwelt in ‚Meister Joachim Pausewang') zur Reformationszeit zurück (‚Paracelsus'-Trilogie) und wird ihren Abschluß in einem Werke aus der Mystikerzeit finden müssen. In dieser Folge von Dichtungen will ich das weltanschauliche Erbe unserer deutschen Sinnesart neu beleben. Das Abschlußwerk ist noch nicht geschrieben. — Die andere Richtung meines Gesamtplanes wendet sich Teilproblemen der Gegenwart zu. Die Folge dieser Dichtungen ist noch weniger vollständig (‚Montsalvasch', ‚Ahalibama', ‚Klein-Rega', ‚Drei Legenden'). Ein Sammelband ‚Gedichte' gehört in diese Reihe. Er ist fast abgeschlossen ..." Soeben ist ein Werk erschienen, „das die dritte Seite meines Gesamtplanes vertreten wird: ‚Die Bauhütte, Elemente einer Metaphysik der Gegenwart'. Deutsche Weltanschauung der Vergangenheit und weltanschauliche Gegenwartsfragen in Einzeldarstellungen können in dichterischer Form wirksam vorgetragen werden, der Weg zu einer Metaphysik aber, die Ziel und Richtung des gesamten Anpassungskampfes bezeichnet, in dem die weiße Menschheit heute steht — dieser Weg kann mit den Darstellungsmitteln der Poesie nicht eröffnet werden, denn er weist in die Zukunft. Vorerst müssen Elemente eines solchen zukünftigen metaphysischen Systems neu erstellt sein. Wir besitzen heute kein weltanschauliches System, das genügen könnte. Wir müssen weltanschauliche Fundamente und Richtlinien erst wieder gewinnen. Dem soll die Bauhütte dienen."

Überschaut man Kolbenheyers Dichtungen als Ganzes, so erkennt man schon an der Überschrift seiner Hauptwerke: Giordano Bruno, Paracelsus, Jakob Böhme, Spinoza, Montsalvasch die Richtung seines künstlerischen Strebens. Unablässig suchen seine Helden mit geistiger Leidenschaft die Gralsburg der Erkenntnis und Wahrheit. Sie alle, so verschieden ihr äußeres Leben verlaufen ist, stehen in naher geistiger Verwandtschaft zueinander. Giordano Brunos Lehre ist mit der des Paracelsus und Spinoza verwandt, Paracelsus hinwiederum hat Jakob Böhmea ufs stärkste beeinflußt, und Ulrich Bihander, der Held des zeitgenössischen Studentenromans „Montsalvasch", ist durch Spinozas Pantheismus hindurchgegangen. „Vom Adlerschrei des Gewissens geweckt", sind sie alle ihren weiten einsamen Sehnsuchtsweg geschritten, haben sie mit heißem Herzen ihr Selbst, ihre Aufgabe gesucht und erkannt, unbekümmert um Nestbehagen und Schollenglück, jederzeit bereit, alles, auch das Leben, zu opfern für ihr Werk: „Wachsen, das ist alles, Gott in uns, Gott der Welten und Himmel. Nit Werden noch Vergehen, nit Rennen noch Ruhen, kein totes Spiel, das in sich zurückkehrt! Wachsen — vom Ich zum Selbst und weiter über dein Selbst hinaus! Das ist Weltleben, nur das ist Gott!" („Meister Pausewang".) „Was ist das Leben eines, der unter Gottes Zeigefinger steht? Zeichen selber, Kreuz und der Gekreuzigte daran. An einem solchen wird das Werk, darin die andern plätschern, zum Schicksal, das er mit dem Leben büßt." („Paracelsus", III. Teil.) Reines Gewissens nehmen sie den Kampf auf gegen die Vielzuvielen, gegen eine in toten Formen aufgeblähte Gelehrsamkeit, gegen die Wortschlemmerei der Scholastik, bis sie gelernt haben, alles Weltgeschehen zu beurteilen unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit, bis sie die Einheit alles Seins entdeckt, bis sie Ruhe gefunden haben in der Gewißheit: „Gott ist überall, in Höhen und in Tiefen, im Kleinsten und im Größten — die ganze Welt ein gewaltiger Leib, von Gottes Fülle durchflutet ... Urewigkeitsgesang aus allen Wesen! Steigen und Fallen, Werden und Schwinden nur die Melodie des endlosen, unstörbaren Welteinklangs ... Wir gleichen der Knotung zahlloser Fäden, die von Ewigkeit her einander durchdringen und umschlingen und nach gleichen Gesetzen in der Zeit das Bild formen." („Amor Dei".) Die ernste Großartigkeit solcher Weltauffassung wird auch der willig zugestehen müssen, der des Lebens Rätsel im Sinne des Heilandes zu lösen trachtet.



Am eindrucksvollsten hat Kolbenheyer einen solchen von Unfrieden und Sehnsucht sich verzehrenden ruhelosen und gehetzten und doch durch seinen Glauben an sein Werk gefestigten und zuletzt beseligten Menschen verkörpert in dem Helden seiner gewaltigen dreiteiligen Dichtung „Paracelsus" („Die Kindheit des Paracelsus" (1917), „Das Gestirn des Paracelsus" (1922), „Das dritte Reich des Paracelsus" (1926). Den Marterweg dieses Lebens, wie es dem Weisen bei der unerwarteten Berufung an die Baseler Hochschule blitzartig-schmerzvoll an den Augen vorbeizieht, hat der Dichter mit den Worten geschildert: „Sein verhehlter Schmerz, sein bitterer Trotz loderten auf, ein kaum bezwingbares Schamgefühl überkam ihn: Montpellier, Paris, Danzig, Wilna, Wien, Tübingen, Freiburg — überall hochmütige, höhnische Gesichter unter den Baretten, und überall neiderfüllte, haßkalte Blicke. Und sein Herz vor Verlangen berstend, ihnen mitzuteilen, was den Geist in Überlast der Erkenntnisse, Gesichte und Erfahrung bedrängte. Er war bettelnd von Stadt zu Stadt gewandert, daß sie ihn hörten und in der Kunst vom alten Wahne ließen. Er war überall geächtet worden und stets im Wettlauf der Zungen unterlegen. Nichts galt der Ruhm, den er von Krankenbetten holte, sie glaubten ihm nicht — hätte er Tote erweckt, die glaubten ihm nicht, weil sie nicht sehen wollten. Und was sich zu ihm hielt, das suchte ihn um Handgriffe zu belauern." Erst am Ausklang seiner langen Lebensfahrt überkommt ihn heiliges Erkennen, daß er, der Anfang war einer neuen Kunst, als Knecht des schaffenden Gottes ständige Verkennung dulden mußte und daß diese Anfechtung notwendig war zur restlosen Entfaltung seines Innenlebens. Auf dem eingesunkenen Grabhügel seines treuen Vaters zieht endlich heiliger Frieden in sein sturmerfahrenes Herz: „Da fühlte Theophrast von Hohenheim, daß seines Lebens Weg, den er stets sehnsuchtsvoll vor sich gesehen hatte, von einer sanften Hand in seine eigene Brust zurückgeleitet wurde. Er, der des Wegs gelebt, der sich Monarcha, das ist ein Anfang und kein Ziel, genannt hatte, wußte nun, daß er auch End und Ziel gewesen sei, Ziel aller seines Stammes, deren Element und Stern zerfallen war, ihrer aller letztes, äußerstes Leben auf Erden." Und ein Wort des Herrn zieht ihm bei dieser Lebensrückschau durch den Sinn: „Der Fuchs hat sein' Gruben, der Vogel hat sein Nest, des Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege ..."

Wie hellsichtig und genial der Dichter das Leben und die Bedeutung dieses großen Vorläufers der modernen Medizin, Arzneilehre, Mineralogie, Chemie und Naturphilosophie gedeutet und gestaltet hat, das zeigt ein vergleichender Einblick in das glänzend geschriebene Werk von Annie Francé-Harrar „Die Tragödie des Paracelsus". Es erscheint uns heute möglich, ja wahrscheinlich, daß die Gestalt vom Dr. Faust nichts anderes ist als eine Zusammenfassung von all dem, was Sage und Überlieferung aus dem als Schwarzkünstler und Schwindler verschrienen Paracelsus gemacht haben.

Faustischer Erkenntnistrieb lebt auch in dem Helden des fast überreich mit Gedanken befrachteten studentischen Entwicklungsromans „Montsalvasch", einer überaus fesselnden Erzählung aus dem Wien der Vorkriegszeit. Der Student der Philosophie Ulrich Bihander, der rein und unerfahren wie Parzival die Burg des Lebens sucht, gelangt vom Wort zum Wissen, „über die Person zur Persönlichkeit, über das selbstbewußte Ich zur selbstfühlenden Sehnsucht". Durch ein schweres Liebesabenteuer, das ihn zeitweilig seiner Aufgabe zu entziehen droht, wird sein Streben nach der Gralsburg noch vertieft, wird ihm die Gewißheit: „Die Begriffe, nach denen ein Mensch lebt, vulgär oder nicht, sind traurige Stützen. Sie zerknicken unter der ersten ungewöhnlichen Lebenslage. Nichts Armseligeres als ein Leben auf Begriffen. Das Herz bleibt. Immer und überall bleibt nur das Herz. Wer ein Herz verachtet, ist verwirrt oder gemein."

Man erkennt schon aus diesen Andeutungen, daß es in allen Dichtungen Kolbenheyers um letzte Fragen, höchste Werte geht, und so sind seine Romane kein leichter Lesestoff, sondern verlangen ein williges Mitgehen und Mitarbeiten mit dem Künstler. Dafür winkt aber auch überreicher Gewinn. Dieser gedankenstarke Dichter beschenkt uns mit solcher Fülle prachtvoller,

kräftiger Lebensweisheit, daß man unschwer mit Kernsprüchen seiner Dichtungen ein feines Büchlein füllen könnte, gewissermaßen ein Gegenstück zur Raaben-Weisheit von Wolzogen, wie denn Kolbenheyer in mehr als einer Hinsicht an diesen Meister gemahnt. Wie dieser liebt er kraftvolle, herbe, besinnliche deutsche Männer, liebe, lebenstapfere Frauen, kühne, sternenzugewandte Jünglinge, keusche, liebliche Mädchen, ist er tief eingedrungen in des deutschen Volkes Seele, umfaßt er in inbrünstiger Liebe und mit verstehender Güte alle Tugenden und Fehler seiner Deutschen. Besonders der „Meister Joachim Pausewang" ist solch ein stilles, feines, besinnliches Werk, köstlicher Erkenntnisse voll.

Auch an den wunderlichen Käuzen der Schusterzunft auf der Breslauer Rauffergassen hätte Wilh. Raabe sein herzliches Vergnügen gehabt. Er hätte sich aber ebenso ergötzt an dem starken, eigenwilligen Vater Pätzke Pausewang, dem hoheitsvollen Wirte und Laienprediger von Erlau, den die Sehnsucht nach Freiheit verzehrt, bis er sein letztes Faß mit seinen Gästen ausgetrunken und damit sein Erbgut verzehrt hat und nun als Landsknecht vor Paris ziehen kann, wo des Heißblütigen Herzblut verströmt. Ganz Raabesch empfunden und geschaut ist auch der alte im Ruhestande lebende Finanzrat in „Montsalvasch", ein menschenverachtender Philosoph, der sein feines und reines Herz, das er mit stachligen Worten schützt, nur offenbart und ausströmen läßt in der Musik.

Humordurchsonnt, dabei im tiefsten Grunde tragisch, ist im Novellenbande „Ahalibama" die seelisch feine Erzählung, die dem Werke den Titel gab. In den drei Novellen handelt es sich aufs neue um die Frage: Wie gelangt der Mensch in die Welt seines innersten Eigentums? Wieder ist's ein philosophierender Schuster, dem der Name von Esaus Weib, „Ahalibama", den Zugang eröffnet zu der Erkenntnis, daß alle Lebensäußerungen der Menschen nichts sind wie Übertreibungen — und dabei ahnt der Gute nicht, daß er selbst das Opfer stärkster Übertreibung wird! („Ahalibama, welch ein Ungetüm an Übertreibung! Was für eine Orgie an Konsonanten und Vokalen! Was für ein Kerl muß Esau gewesen sein, wenn er solch eine unerhörte Übertreibung ehelichen konnte, ohne daran zugrunde zu gehen.")

Die starke Begabung Kolbenheyers für zeitgenössische Satire beweist die köstliche Legende vom „Klaas Y, dem großen Neutralen" (in den „Drei Legenden"), der, ein zweiter Chidder, wieder einmal die Welt besucht, um der Frage nachzuspüren: Was die Menschen unter Glück verständen. Dabei hat er sich dieses Mal Deutschland nach dem Weltkrieg ausgesucht und erlebt nun scharfen Blickes den Wahnwitz der Schieber- und Valutazeit mit, er findet aber auch inmitten aller Raffgier einen schlichten Künstler, der in der Schöpfung eines reinen Werkes sein Glück findet und der sein entbehrungsstarkes Weib an seiner hohen Stunde teilhaben läßt.

Am schönsten erschließt sich einem das Herz des Dichters, wenn man seine mit feinster Beobachtungsgabe, keuschem Einfühlungsvermögen, ehrfurchtsvollem Staunen und liebevoller Schalkheit gezeichneten Kinderbildnisse betrachtet. Schon „Amor Dei", noch mehr die reizende Studie „Klein-Rega" und „Meister Pausewang" bieten Beispiele hierfür, am köstlichsten aber ist die Entfaltung der „schwebenden Keime des Menschentums" in dem einsamen, eigenwilligen, gefühlsreifen und scharf schauenden kleinen Paracelsus zur Anschauung gebracht.

Alle seine Gestalten aber hat der Dichter hineingestellt in starkes geschichtliches Geschehen, in große Kulturbilder, die packend geschaut und gestaltet sind. Dabei kommt ihm zu Hilfe eine ungewöhnlich sichere Beherrschung aller geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Quellen, selbst auf recht entfernten Gebieten, wie der Alchimie und mittelalterlichen Medizin, und diese Quellen sind ihm nicht Prunkstück, Zierat, Selbstzweck, sondern Mittel zur Belebung künstlerischer Kraft, Eigenart und Anschaulichkeit. So fesselt selbst das bescheidene, zurückgezogene Gelehrtenleben Spinozas, das doch nur in seinem Durchringen zur geistigen Unabhängigkeit, in seinem Streite mit seiner Familie und seinen Rassegenossen der Dramatik nicht entbehrt, indem wir das reiche,

meerbeherrschende Holland mit seinen fürstlichen Kaufherren, seinen feinen Gelehrten und Künstlern (Rembrandt) und seinen behäbigen Bauern kennen lernen und Einblick gewinnen in die äußeren Kämpfe um die Vorherrschaft mit England und Frankreich, in die inneren Streitigkeiten zwischen Oraniern und Republikanern (Jan de Witt), Orthodoxen und Freigeistern. Besonders eingehend und farbenfroh ist das eigentümliche Ghetto von Amsterdam geschildert. Sicherlich ist es dem Dichter hier wie im ersten Teile der Paracelsustrilogie nicht immer geglückt, das Kulturgeschichtliche in Einklang zu bringen und zu beziehen auf seinen Helden, gar oft erscheint die Verbindung lose und äußerlich. Am besten ist solche Forderung erfüllt im „Meister Pausewang", in „Montsalvasch" und in den andern Teilen vom „Paracelsus". Der „Meister Joachim Pausewang" bietet anziehende Bilder von einem gesuchten Gasthofe an der „Hohen Landstraße" (Leipzig-Breslau) als Mittelpunkt eines armen, vom Grundherren mißhandelten Dorfes und vom Leben und Treiben im belagerten Breslau während des Dreißigjährigen Krieges. Im „Montsalvasch" ward der Gegensatz der unheimlich hastenden, geistig regen Millionenstadt und den stilleren erinnerungsreichen Vorstädten (Heiligenstadt!) wirksam und lebensvoll geschaut. Ganz überreich an Abwechslungsfülle aber ist die Paracelsusdichtung. Das ruhelose Wanderleben des Weisen bringt es mit sich, daß immer neue Landschaften, Menschen und Begebenheiten auftauchen, so daß wir ein vielfarbiges, kräftiges Riesengemälde dieser regen und erregten Zeit in unvergeßlich packender Gestaltung empfangen.

Man hat die Darstellungskunst von Kolbenheyer naturalistisch genannt, das ist aber nicht richtig. Gewiß besitzt der Dichter eine scharfe Beobachtungsgabe, die nichts beschönigt oder verhüllt, aber zugleich spürt man doch überall den Drang und das Vermögen, die Ereignisse zu schauen von einer höheren Warte, sie zu erheben ins Allgemeine, Symbolische, sie einzuordnen ins ewige Weltgeschehen mit der ruhigen Abgeklärtheit und Gelassenheit reifer Künstlerschaft.

Die Sprache aber ist ihm in seinen letzten großen Werken („Meister Pausewang", „Paracelsus") Ausdrucksmittel höchster Art, bald knapp, karg, klar, gedrungen und urwüchsig, so daß man an Dürers Holzschnittkunst, an Böhles Realistik oder Hodlers ans Übermenschliche gesteigerte Wildheit gemahnt wird, bald weich und reich, fließend und farbenfroh, besinnlich und behaglich, immer aber klanglich und rhythmisch abgewogen, so daß ihr voller Reiz erst beim lauten Vorlesen wirksam wird. Während der „Meister Pausewang" ganz in der altertümlichen Sprache des Dreißigjährigen Krieges erzählt, sind die eingestreuten Reden der „Paracelsusdichtung" in den Mundarten der Reformationszeit geschrieben. Aber der Dichter ist der großen Gefahr der Künstelei entgangen, indem er diese Sprachen wirklich beherrscht, oft so meistervoll wie ein Luther, ein Grimmelshausen und ein Jakob Böhme, dann aber auch, weil ihm das Zusammenklingen von Form und Gehalt, Wort und Handlung tatsächlich gelungen ist, so daß wir dieses Kunstmittel bald als einzig passendes, reizvolles Gewand empfinden. Freilich wird dadurch der Zugang zu Kolbenheyers Werk aufs neue erschwert — aber vielleicht ist es gut, daß oberflächliche Leser abgeschreckt werden, ein Heiligtum zu betreten, in dem sich eine große Künstlerseele hüllenlos offenbart.

Es ist erfreulich, daß gerade ein Teil unserer reifsten Jugendbewegung in ein enges Verhältnis zu diesem stark männlichen, frommen und tiefen Dichter getreten ist; sie hat sich damit einen rechten Führer zum wahren Deutschtum erwählt, auf den man die Worte anwenden könnte, die der Dichter seinem Meister Pausewang im Hinblick auf Jakob Böhme in den Mund legt: „Es ist doch der deutsch Großmeister von der himmelstiefen Besinnlichkeit, wurzelständig im Eigentum und voll hoher Träum'."

(Die meisten Romane erschienen bei Georg Müller in München, „Klein-Rega" ist in der Sammlung „Der Schatzgräber" (Nr. 92), die „Drei Legenden" als Volksbuch der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung (Nr. 49) herausgekommen. Die Tragödie „Giordano Bruno" (Wien, W. Stern 1903) ist seit Jahren vergriffen. „Die Bauhütte" brachte Albert Langen, München, heraus.

Der Jugendbewegung ist ein Auswahlbändchen aus Kolbenheyers Dichtungen gewidmet: „Ein Gruß vom Wege — Eurem Weg", im Greifenverlag Rudolstadt, 1923. Endlich sei auf des Dichters ausgezeichnete Überarbeitung von Grimmelshausens „Simplizissimus", Volksverlag der Bücherfreunde 1920, hingewiesen.) Dr. Martin Treblin

Briefe, Erinnerungen und Lebensbilder

Soviel man im Zusammenhang mit der allgemeinen Wirtschaftslage von der Not auch des deutschen Buches hört und weiß — die Fülle der Neuerscheinungen an Briefen und Denkwürdigkeiten läßt nicht erkennen, daß in diesem Bereich das Vertrauen auf die Aufnahme- und Kaufwilligkeit des Publikums geringer eingeschätzt würde. Aus fast allen Kulturgebieten, aus Literatur und Kunst ,Wissenschaft und Politik liegt eine fast unübersehbare Menge solcher unmittelbaren Lebensurkunden vor, und wer über sie berichten will, hat Mühe, schon dem wirklich Wertvollen gerecht zu werden.

Weit hinaus über den Kreis der zünftigen Geschichtsforscher verdient das Werk Aufmerksamkeit, das Gustav Berthold Volz, der Herausgeber der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen, unter dem Titel „Friedrich der Große und Wilhelmine von Bayreuth, Jugendbriefe 1728—1740" (Verlag K. F. Koehler, Leipzig) der Öffentlichkeit übergab. Aus den vielen Hunderten von Briefen des geschwisterlichen Schriftwechsels wird zum erstenmal eine einigermaßen erschöpfende Auslese geboten, die F. R. von Oppeln-Bronikowski in gutes Deutsch übertragen hat. Sowohl für die Jugend Friedrichs, für die bekanntlich die Quellen spärlich fließen, als für die Geschichte der Markgräfin, deren vielberufene „Denkwürdigkeiten" längst als Zeugnisse von zweifelhafter Zuverlässigkeit erkannt sind, ist die Sammlung von hoher Wichtigkeit. Das Drama zwischen Vater und Sohn, neuerdings so häufig auch dichterisch behandelt, wird in seiner schroffen Entwicklung lebendig. Neben der Küstriner Krise tritt die der Jahre 1734/35 in ein neues, bedeutsames Licht. Ich lasse dahingestellt, ob die von Volz vertretene Ansicht, daß diese zweite Krise, die Zeit der schweren Erkrankung und Wiedergenesung des Vaters, die noch gewichtigere war, den ungeteilten Beifall der Historiker finden kann. Jedenfalls tritt aus den Briefen jener Jahre der klaffende Gegensatz zwischen dem wildwüchsigen Knorren Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen, der sich vom Vater „wie die Sünde" gehaßt weiß, zum zweitenmal mit erschreckender Härte hervor. „Meine Feinde verbünden sich jetzt mehr denn je gegen mich", lesen wir in einem Brief vom 18. November 1734, „so daß ich mich, wenn das schicksalsvolle Ereignis nicht eintritt, auf die schlimmste Zukunft gefaßt machen kann." Als das schicksalsvolle Ereignis ausbleibt, schreibt Friedrich nicht ohne Bitterkeit: „Du kannst es mir glauben, liebste Schwester, er hat Gott sei Dank eine Bärennatur und wird das künftige Geschlecht überleben" ... und weiter unten im selben Brief: „Allerseits von der Welt angewidert, überlasse ich mich der stillen Betrachtung. Sie zeigt mir mehr und mehr, daß es hienieden kein dauerndes und beständiges Glück gibt" ... Friedrich taucht seine wunde Seele in das stählerne Bad der Philosophie; die erneute Prüfung steigert ihn der endgültigen Reife zu. Die Rheinsberger Zeit beginnt. Bis zum Tod des Vaters endet zwar das „Fegefeuer" nicht, aus dem der Sohn sich „nach Erlösung" sehnt; er bleibt der „Prügelknabe" des väterlichen Zorns und bäumt sich wohl auf: „Sicherlich haben die Soliman, Feodorowitsch und Caligula nicht zu klagen, daß ihr Geschlecht ausstirbt" ... aber der Stoiker in ihm behält den Sieg: „Für Unvermeidliches gibt es keine Abhilfe. Das beste ist, sich darein zu fügen und das Unabänderliche hinzunehmen." — Die Liebe der Geschwister findet durch alle Wandlungen ihrer Persönlichkeit in ihrem Schriftwechsel eine reiche Spiegelung; er berichtigt das fast gehässige Bild, das Wilhelmine unter dem Eindruck des Zerwürfnisses der

späteren Jahre in den „Denkwürdigkeiten" von ihrem Bruder entwarf — jenes Zerwürfnisses, das in den Jahren 1742 bis 1744 sich mehr und mehr vertiefte, bis 1747 mit dem Besuch der Markgräfin in Berlin die Versöhnung und die Erneuerung des innigen geschwisterlichen Bundes eintrat.

„Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie uns das Unmittelbare des Daseins aufbewahren" — mit Recht stellt John Ries dies Goethewort vor die „Briefe der Elise von Türkheim", die er, unter Mitarbeit von Ernst Marckwald und, soweit nötig, in der Verdeutschung von Richard Dose, im Auftrage des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich (Verlag Englert & Schlosser, Frankfurt a. M.) herausgegeben hat. Der stattliche Band, der alle bisher aufgefundenen Briefe in teilweise gebotener Kürzung vereinigt, wird diejenigen enttäuschen, die in ihm neue Aufschlüsse über Goethes Verhältnis zu seiner Lili suchen; wohl aber ist er ganz dazu angetan, die reife Frau, die Gattin Bernhard Friedrichs v. Türckheim und Mutter von fünf Söhnen, kennen zu lehren und aus ihrem Bild Bestätigung für das Urteil Otto Heuers zu geben: „Gewiß trägt die Gestalt, die uns aus diesen Briefen entgegentritt, andere Züge, als die des froh in die Welt hinausblickenden jungen Mädchens, das Goethe liebte. Aber eine edle Pflanze erwächst nur aus gutem, gesundem Keim, und in der Blüte kündigt sich schon die reife Frucht an. Gereift ist Lise v. Türckheim durch Leben und Leiden, aber Lili Schönemann war ihr wesensgleich." Wenn auch die ernste Goetheforschung lange schon davon abgekommen ist, die Gründe für die Lösung des Verlöbnisses in der Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht der Sechzehnjährigen, statt im Wesen Goethes und seiner naturgebotenen Entwicklung, sowie im Unterschied gesellschaftlicher Verhältnisse zu suchen: das Bild der eitlen und koketten „niedlichen Blondine", die dem Genie des Dichters nicht genügen konnte, spukt noch immer in den Köpfen. Neben dem so anders lautenden Zeugnis des späteren Goethe bietet das schlichte Denkmal, das sich die treue, hochsinnige und warmherzig-vornehme Frau im Schriftverkehr mit ihrer Familie und Männern wie Lavater und F. H. Redslob gesetzt hat, die willkommenste Berichtigung. — Die Briefe der Elise v. Türkheim umspannen die Jahre von 1785 bis 1816; den Zeitraum von 1794 bis 1820 umfaßt ein anderes Lebensbild mit noch geprägterer Eigenart. Unter dem Titel „Vossische Hausidylle. Briefe von Ernestine Voß an Heinrich Christian und Sara Boie" (Karl Schünemann Verlag, Bremen) bringt es Ludwig Bäte ans Licht. Die wackere Frau des Homerübersetzers und Idyllikers ist den Literaturfreunden schon durch ihre „Mitteilungen (Aus dem Leben von J. H. Voß)" wert geworden. Die Briefe, die an den Bruder und später an dessen zweite Frau gerichtet sind, zeigen Ernestine so, wie schon Karoline Herder sie sah: „Eine treffliche Frau von einer festen und liebenden Seele zugleich, eine Heldin, die für Mann und Kinder alles unternehmen und alles tragen kann." Der Vater Voß in seiner niedersächsischen Bauerngeradheit ergreift nur selten zu einer flüchtigen Nachschrift das Wort. Ob es „Die Welt um Klopstock" in Eutin ist, ob das Leben in Jena, im Schatten der Weimarer Großen oder in Heidelberg „Neben den Gärten der Romantik" — es bleibt dieselbe idyllische Kleinwelt, in der wir bei Vossens atmen — etwas eng, etwas spießbürgerlich, aber in ihrer Stuben- und Hausgartenluft voll Urväterbehaglichkeit und gemütvoller Wärme. Besser als jede Beschreibung wird sie durch ein paar herausgehobene Briefstellen anschaulich. Da heißt es am 15. Februar 1800 (aus Eutin): „Gestern hat Voß die allerliebste kleine Ode an die Sina Rose gemacht. Du wirst dich wohl freuen, daß wir den Winter so schöne Blumen haben. Noch keinen Winter ist es uns so gut geworden. Die Blumen müssen Ahndung haben, daß Voß sie brauchen kann. Erstlich haben wir einen Sirenenbusch mit einem großen Strauß, das war eine Freude. Dann kam ein Topf Maililien, der nun schon in die fünfte Woche blüht. Zu meinem Geburtstag kam ganz unbemerkt die wohlriechende kleine Tulpe. Und nun steht auf Voß seiner Stube, neben der kleinen Sina-Rose ein großer Rosenbusch mit sieben Knospen! und unten in meiner Stube schöne Hyazinten ..." „Nachmittags beim Tee liest Voß mir aus deutschen Dichtern vor. Klopstocks Oden hatten wir zuerst, die machten uns aber oft unwillig. Dann nahmen wir Ramler, Bürger, Kleist vor, die uns viel

Freude gegeben haben. Abends nach Tisch nutzen wir die Bücher aus der Lese-Gesellschaft, wenn wir sonst nichts haben; diese Woche hatten wir eine angenehme Reise nach China. Morgens beim Kaffee plaudern wir." Aus Jena unterm 15. Juli 1803 wird im Glück über zwei neue, brauchbare Mägde, „die mit der Katze ein schönes Kleeblatt ausmachen", gemeldet: „Nun kann ich ihn mehr pflegen ... und kann ihm immer ein heiteres Gesicht zeigen, wenn ich, nicht mehr rot von der Glut, eine mühsam und oft mit Ärger bereitete Schüssel auf den Tisch bringe. Heute abend bringe ich ihm: Zuckererbsen in Schoten und junge gebratene Küchlein! und kann hier wie eine Dame am Schreibepult sitzen", und am 5. Dezember des gleichen Jahres: „Goethe ist jetzt oft in Jena und sehr heiter. Jetzt sitzt er gerade mit Voß am Tisch, und sie lesen Horaz. Goethe ist ein gar angenehmer Mensch, er hat soviel frohe Laune und legt in unserer Wohnstube alle seine Steifheit mit dem Mantel ab, in den er immer eingehüllt ins Zimmer tritt. Auch Schiller war neulich einige Tage ohne seine Frau in Jena, und einen Mittag und Abend bei uns. Mit dem fühlt man sich aber viel herzlicher und wohler, ganz so, als ob er einem angehört. Sie ist mir auch sehr lieb ... Und über den Zahnarzt, der von Weimar kommen sollte, bin ich gar mit ihr in Briefwechsel geraten" ... In Heidelberg, wo Voß die einundzwanzig letzten Jahre seines Lebens verbrachte, herrschte, wie ein gleichgestimmter Zeitgenosse es nennt, die „Schmach der Görres-Brentano-Arnimschen romantischen Wut". Nur zu begreiflich, daß Voß, der die ihm so schmerzlichen Erfahrungen mit Fritz Stolberg wie eine immer neu aufbrechende Wunde mit sich trug, sich mit seinem begrenzten Rationalismus gegen den unbegreiflichen Geist der jungen romantischen Generation ingrimmig auflehnte. — Den vollen Abstand zweier Zeitalter ermißt man, wenn man neben der „Vossischen Hausidylle" zu „Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen" greift (Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart). Heinrich Meisner, dem die schöne dreibändige Ausgabe der Schleiermacher-Briefe zu danken ist, hat sie nach den Originalen herausgegeben. Nach der hausbackenen Behaglichkeit und rechtschaffenen Vernünftigkeit dort — wie anders hier die bewegliche, überfeinerte Geistigkeit, die bis zur Selbstbespiegelung gesteigerte Gefühlskraft, die stimmungsmäßige Versenkung in die Natur! Dieser Alexander Marwitz, gleich seinem Nachfahren Bernhard, über den im Dezemberheft 1924 des „Türmers" berichtet wurde, ein Frühvollendeter, schon in der äußeren Erscheinung eine glänzende Edelmannsgestalt, ist Vollblut-Romantiker: „Wäre der Wille, statt sich in einzelnen Phasen zu verlieren, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet gewesen, hätte er den Weg verfolgt, den ihm Geburt, Bildung und Gelegenheit bot, so wäre er vielleicht ein Staatsmann geworden von der Art eines Humboldt oder Niebuhr. So aber verlor er sich in dem Bestreben, immer mehr werden zu wollen, und blieb ... ein zwischen klassischer Bildung, feurigem Patriotismus und suchender Menschenliebe hin und her geworfener Mann." In Rahel Levin, der feinspürigen, genialen Anempfinderin und Geselligkeitskünstlerin, findet der anfangs der Zwanziger Stehende „wohl jetzt das größte Weib auf Erden". Die fast hundert Briefe, die er und die zu Beginn der Freundschaft schon 38jährige, mit Varnhagen so gut wie verlobte Rahel im Zeitraum von wenigen Jahren wechseln, sind für die Psychologie der Romantik und die Eigenart ihrer Seelenbündnisse besonders kennzeichnend; die Marwitzschen sind nach Stil und Inhalt gerundeter, erschöpfen gründlicher den Gegenstand — sei es im Urteil über Menschen oder in der Schilderung der Natur; Rahel, die vielbefreundete und vielbeanspruchte, ist in der Form flüchtiger, launischer, voll geistreicher Einfälle, Phantasie und sensibler Stimmungen. Beide treffen sich in einer überlegenen Offenheit des Geständnisses, ob es sich um Marwitz' Leidenschaft für die junge Henriette Schleiermacher oder um Rahels früheren Verlobten, Raphael d'Urquicho und den späteren Gatten Varnhagen handelt. Und doch ist überall, bei ihm wie bei ihr, zugleich schon der bewußte, literarische Briefschreiber am Werk, und man tut gut daran, Rahels späteres Wort sich gegenwärtig zu halten: „Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht so, wie wir sind." — Die vielseitigen Strömungen und Strebungen, die wir gewohnt sind, unter den Namen Klassizismus und Romantik zu begreifen, fanden einen geschäftlichen und geistigen Mittelpunkt in der Person des damals

beherrschenden Verlagsbuchhändlers Johann Friedrich Cotta. Es ist freudig zu begrüßen, daß der Cottasche Verlag sich entschlossen hat, sein so reiches Archiv aufzuschließen und von Maria Fehling die „Briefe an Cotta“ herausgeben zu lassen, die in ihrem ersten, jetzt vorliegenden Band, das Zeitalter Goethes und Napoleons (1794—1815) umfassen (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin). Die erlesensten Geister unserer dichterischen Vergangenheit geben sich in diesem Buch ein Stelldichein. Neben Schiller und Goethe, Wieland Hölderlin und Kleist, neben Voß und Seume der romantische Kreis der Gebrüder Schlegel, Tieck und Zacharias Werner, Oehlenschläger und Jean Paul; die Philosophen Lichtenberg, Fichte, Schelling; das politische Zeitbild in Männern wie Posselt, Sulzer, Reinhard, Böttiger, Oelsner und vielen andern. Außer den Briefen Goethes, Schillers, Hölderlins und Kleists ist damit ein bisher unbekannter Schatz ans Licht gehoben, der nicht nur dem Forscher Ausbeute, sondern jedem Gebildeten Anregung in Fülle bietet. Inmitten der langen und stolzen Reihe seiner Korrespondenten steht Cotta — mehr als ein fürstlicher Kaufmann: ein treuer Freund, Berater, Helfer, ein hochgerichteter, weitschauender Mensch ...

Näher an die Gegenwart führt Ernst Hartung mit dem Buch „Gottfried Keller“, das, in die Reihe der bekannten „Bücher der Rose“ gestellt, Briefe und Gedichte des großen Schweizers mit lebensgeschichtlichen Verbindungen zusammenfaßt (Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München) und wohl geeignet ist, das Leben und Schaffen Kellers vielen in neuer Frische nahezubringen. — Ein Lebendiger, der über sein Leben sich und uns erzählend Rechenschaft gibt, ist Heinrich Vierordt, der eben sein siebzigstes Lebensjahr angetreten hat. „Das Buch meines Lebens“ heißt er seine Erinnerungen (Türmerverlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), und wer ihn bisher nur als Lyriker und kernigen Spruchdichter kannte, wird es nach dem Lesen dieses Buches bedauern, daß Vierordt nicht auch und erst recht den Erzähler in sich ausgebildet hat. Die Stätten seiner Knabenjahre, Karlsruhe, Rastatt, Freiburg, Konstanz und Wertheim erstehen in satten Bildern; über die Studienzeit in Heidelberg, Leipzig, Berlin geht die Wanderfahrt durch halb Europa, um wieder im heimischen Karlsruhe zu enden. Vierordt ist Meister im scharfgeschauten Kleinbild; im Mosaikstil fügt er Zug zu Zug, bis das fertige Abbild einer Zeit, einer Stadt und Landschaft, einer Persönlichkeit greifbar dasteht. Von den vielen namhaften Menschen, mit denen ihn der Weg zusammenführte, hat er Scheffel, die Familie Freiligrath, Geibel, den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, um nur einige zu nennen, besonders eindrucksvoll geschildert und ihre Porträts mit manchem feinen und neuen Zug bereichert. Liebenswert in seiner schauenden Daseinslust, seinem Gemüt, seiner barockdeutschen Ganzheit hebt er sich selber aus diesen Blättern ab.

Neben der Literatur ist die Kunst im weiteren Sinn mit einer Reihe lebenskundlicher Neuerscheinungen zu nennen. „Gerhard von Kügelgen, ein Malerleben um 1800“ betitelt Leo von Kügelgen die umgearbeitete und erweiterte Ausgabe eines mit vielen Abbildungen ausgestatteten hübschen Buches (Chr. Belser A.-G., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart), das auch „die andern sieben Künstler der Familie“ behandelt. — Monika Hunnius, die Sängerin und Gesangslehrerin, Schülerin von Stockhausen und Zur-Mühlen, gibt den Freunden der Musik in ihrem Erinnerungsbuch „Mein Weg zur Kunst“ eine seelisch feingestimmte Darstellung ihrer baltischen Heimat, ihres Lebens- und Werdegangs. — „Aus der Theaterwelt, Erlebnisse und Erfahrungen“ (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe) heißt ein schmaler, aber inhaltsreicher Band aus der Feder des jüngst verstorbenen Eugen Kilian, der die Entwicklungen und Kämpfe des begabten Bühnenmannes mit dem Schmerz um seinen Verlust ins Gedächtnis ruft. — In gehörigem Abstand sei in diesem Zusammenhang, wegen seines verdienstlichen Wirkens für „die schwedische Nachtigall“ Jenny Lind, Phineas Taylor Barnum mit seinen unter dem Titel „Die große Trommel“ (Verlag Otto Wiegand, Leipzig) neu aufgelegten Lebenserinnerungen angefügt, die O. E. Sutter Barnums Memoiren nacherzählt: unterhaltend, belustigend und belehrend entrollt sich die laute, bunte Welt dieses Reklametrommlers von außergewöhn-

lichen Maßen, des Kaufmanns, Journalisten, Schaustellers, Impresarios, Raritätensammlers, Zirkusbesitzers und — Menschen.

Die Wissenschaft der verschiedensten Gebiete ist mit so zahlreichen Brief- und Erinnerungsbüchern vertreten, daß es im begrenzten Rahmen nicht möglich ist, sie ausführlich zu würdigen. Noch einmal ins 18. Jahrhundert führt ein von Dr. August Nebe (in der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.) herausgebrachtes Bändchen „Aus der Brautzeit eines deutschen Gelehrten 1788—1791“, in dem der junge Lehrer des Staatsrechts Friedrich August Schmelzer, der auch poetischen Neigungen huldigte und der Musik zugetan war, sich mit seiner Braut Sophie Beckmann unterhält und im empfindsamen Ton der Zeit, aber doch mit ansprechender Schlichtheit vom Leben und Treiben in Helmstedt, Regensburg, Wetzlar, Wien berichtet und den Prunk der letzten Frankfurter Kaiserkrönung schildert. Auch der Humor fehlt ihm nicht, wie die Erzählung des Besuchs im Tübinger Stift beweist. — Von gewinnendem Humor zeigt sich der unlängst verstorbene Archäologe Robert Koldewey in einer Sammlung von Briefen, die Karl Schuchardt veröffentlicht („Robert Koldewey. Ernste und heitere Briefe aus einem deutschen Archäologenleben“, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin). An die Südküste der Troas, nach Assos; auf die Insel Lesbos, nach Sizilien und ins innerste Babylon begleiten wir den Forscher auf seinen Ausgrabungsreisen; aus jeder Zeile, im Scherz und tiefen Ernst, spricht die starke, in sich geschlossene Persönlichkeit, die ihren opfervollen, weiten Weg unbeirrbar dahinschreitet. — Die medizinische Wissenschaft ist durch zwei hervorragende Kliniker vertreten: „Aus dem Leben eines deutschen Klinikers“ gibt der Leipziger Professor Adolf Strümpell seine Erinnerungen und Beobachtungen (Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig); und der verstorbene Straßburger Universitätskliniker Professor Dr. B. Naunyn tritt ihm mit nicht minder gehaltvollen „Erinnerungen, Gedanken und Meinungen“ (J. F. Bergmann Verlag, München) an die Seite. Die beiden Gelehrten geben nicht nur anziehendes persönliches Erleben, in dem bedeutende Menschen vorüberziehen, sondern auch tiefen, dem Laien verständlichen und nützlichen Einblick in die Entwicklung der klinischen Wissenschaft. — Hinter der Medizin steht die Theologie nicht zurück. Aus den Jugendtagebüchern Johann Hinrich Wicherns hat Martin Gerhardt, der Archivar des Rauhen Hauses, mit kundiger Hand ein Buch „Der junge Wichern“ aufgebaut, ein Bildnis des Werdenden aus der Erweckungsbewegung, das dem Religionspsychologen und Kirchenhistoriker, aber auch einem weiteren Leserkreis sich empfiehlt (Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg). Aus vielseitiger kirchlicher Wirksamkeit erzählt Ernst Haack, der langjährige Leiter der mecklenburg-schwerinschen Landeskirche, unter dem Titel „Führungen und Erfahrungen, Lebenserinnerungen aus 70 Jahren“ (Verlag Friedrich Bahn, Schwerin i. M.). „Ein Herrnhuter Wirtschaftsmensch des 18. Jahrhunderts“ tritt uns in „Abraham Dürninger“ entgegen; dem schöpferischen Kaufherrn und zugleich metaphysisch veranlagten, frommen Glaubensmann hat Herbert Hammer eine (im Furche-Verlag, Berlin, erschienene) lesenswerte Darstellung gewidmet. Einem Nationalhelden der Siebenbürger Sachsen, dem tapferen Pfarrer Stephan Ludwig Roth, der 1849 von ungarischen Soldaten als „Rebell“ erschossen wurde, gilt „Stürmen und Stranden, Ein Stephan-Ludwig-Roth-Buch“ (Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart), das Otto Folberth zusammengestellt und eingeleitet hat.

Mit Stephan Ludwig Roth ist wieder das Gebiet der politischen Geschichte betreten, von dem unsere Überschau den Ausgang nahm. An den Anfang des vergangenen Jahrhunderts, seiner Kriegs- und Nachkriegsnöte leitet ein populär gehaltenes Jahnbuch, „Fr. L. Jahn, Eine Würdigung seines Lebens und Wirkens“ von Fritz Eckardt, herausgegeben im Auftrag der deutschen Turnerschaft (Wilhelm Limpert Verlag, Dresden). Es nimmt als Leitsatz das Wort Diesterwegs: „In jeder großen Not des Vaterlandes wird man auf Jahn und seine erhabenen Ideen zurückgreifen. Auf ihn zurückgehen, heißt auch heute noch vorwärtsschreiten“ und feiert den wunderlichen, in seiner Beschränkung starken Turnvater als Sprachmeister, Vorbild eines wackeren deutschen Mannes, einen der größten Jugend- und Volkserzieher und Vorkämpfer für Einheit und

Reich, an dem sich sein eigener Ausspruch erfülle: „Die Nachwelt ist das höchste irdische Geschworenengericht!“ ... Der 1819 als Demagog verhaftete, durch ein schmähliches Urteil in den Kerker geworfene Jahn, gehörte 1848 in der Paulskirche zu den Männern der äußersten Rechten. Der um ein Menschenalter jüngere Otto von Corvin, ehemaliger preußischer Offizier, stand mitten in den revolutionären Kämpfen von 1848 und 49, leitete als Generalstabschef die Verteidigung der in der Hand der badischen Aufständischen befindlichen Festung Rastatt und bezahlte seinen Freiheitsdrang mit einer harten sechsjährigen Haft im Bruchsaler Zuchthaus, um dann in London, später in Amerika als Schriftsteller zu leben und endlich wieder in Deutschland sein an Erlebnissen überreiches Dasein zu beschließen. Es ist sehr zu begrüßen, daß Hermann Wendel die Erinnerungen Corvins unter dem berechtigten Titel „Ein Leben voller Abenteuer“ (Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M., 2 Bände) wieder ausgegraben hat. Sie fesseln von Anfang bis zu Ende durch die Frische ihrer Darstellung, die Fülle der Ereignisse und nicht zuletzt durch die im bunten Wechsel des Geschehens immer gleiche, offene, wagemutige Natur ihres Helden. Für die noch immer merkwürdig ungekannte und doch so kennenswerte achtundvierziger Zeit sind sie ein nicht genug zu schätzender Beitrag. — Mitten in die soziale Bewegung unserer Tage führt das Buch „Minna Cauer, Leben und Werk“, das die jüngere Freundin und Mitarbeiterin der bekannten Frauenführerin, Else Lüders, an Hand der Tagebücher und nachgelassenen Schriften (im Verlag Friedrich Andreas Perthes, Gotha-Stuttgart) veröffentlicht hat. Die von liebevollen Eltern gehegte Kindheit im Pfarrhaus zu Freyenstein (Ostpriegnitz); die glückliche, später durch die schwere Krankheit des Mannes so leidvolle erste Ehe mit dem jungen Arzt Dr. August Latzel; nach vollendetem Lehrerinexamen die schwere Pariser Zeit als Erzieherin in einer französischen Familie; der reife zweite Lebensbund mit dem hervorragenden Schulmann Eduard Cauer, der ihr nach zwölf für ihre Entwicklung bestimmenden Jahren (1869—1881) durch den Tod entrissen wurde — diese Stufen bilden den Unterbau zu einem öffentlichen Leben voll hingebender Arbeit im Dienst einer großen Idee, zu Erfolgen und zu nicht minder reichen Enttäuschungen. Die Persönlichkeit der charaktervollen, hochbegabten Frau, in deren Wesen sich verborgene Weichheit und unbeugsame Härte so schicksalsvoll mischen, entfaltet sich tragisch in den Blättern des Gedenkbuchs — freilich nicht, ohne daß ein ungelöster Rest bleibt, den wohl die gebotene Rücksicht auf Lebende erklärt. Hervorleuchtend im Bild Minna Cauers, wie es hier ersteht, ist ihr ethischer Ernst — „Ja, rein erhalten, dazu gehört so viel Kraft“; ihre suchende Frömmigkeit, ihre glühende Vaterlandsliebe — „Mein geliebtes Vaterland, meine liebe Heimat, mein deutsches Volk“ klingt es immer wieder unbeirrt aus allen Bitternissen und hellsehenden Urteilen der Kriegs- und Zusammenbruchszeit —; der heilige Glaube an die neue Sendung der Frau, die sie verficht. Die gemein-irdische Bedingtheit alles politischen Wirkens hat im tapferen Leben dieser Frau zur Tragik ihrer Natur die unausweichliche einer ewig gültigen Erfahrung gefügt. — Ein zweiter, anders gerichteter sozialer Vorkämpfer, der bekannte Bodenreformer Adolf Damaschke, ergänzt das Zeitbild der Gegenwart und der Jahrzehnte, aus denen sie hervorwuchs, durch sein Erinnerungsbuch „Aus meinem Leben“ (Grethlein & Co., Leipzig und Zürich). Eine eigenstarke Persönlichkeit, ohne Wanken im Dienst des Volkes seinem Ziel zugekehrt, geht auch er seinen Weg. Freunde und Feinde seines Ziels, die Lehrerschaft und vor allem die Jugend, um die er mit seinem jungen Herzen wirbt und zu deren Seelenkunde er durch frühe Tagebuchblätter Wertvolles beiträgt, werden mit Genuß und Gewinn seine Erinnerungen lesen. [Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück. D. T.]

Das eingreifendste Erlebnis, das uns Heutigen beschieden war, der Weltkrieg, spiegelt sich schon erschütternd in dem eben besprochenen Minna-Cauer-Buch. In voller Unmittelbarkeit gibt es ein Dichter, Rudolf G. Binding, in seinen Feldzugsaufzeichnungen „Aus dem Krieg“ (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). „Wenn ich tief in ihn hineinsehe, so ist er doch wohl ein Jenseits, aus dem nicht nur die nicht zurückkommen, die man leiblich begräbt, sondern vielleicht keiner. Um diesem Jenseits zu genügen, müßte eine besondere Sprache erwachsen, von

uns zu erlernen, von euch ewig unverstanden" — diese vorangestellten Zeilen ermißt in ihrer ganzen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit nur der, der selber im Feld mitgestritten und -gelitten hat. Und doch, dem Dichter-Offizier war es vergönnt, etwas, nein viel in jene „besondere Sprache" zu übersetzen, und auch die unter den Nicht-Mitkämpfern, die feine Sinne haben und ihr Urteil nicht von irgendeinem billigen, lügnerischen Parteigeschrei, welcher Seite immer, hoffnungslos sich verbilden ließen, können verstehen. Die Rücksicht auf die feine, wissende Seele dessen, der dies Buch von schlichter und edler Zeugnisgewalt uns schenkte, verbietet es, einzelnes aus dem Zusammenhang des künstlerischen Ganzen zu heben. Die Wahrheit allein, ob schmerzhaft, ob süß, schafft reinigende Wandlung.

Heinrich Lilienfein

Ein schwedischer Künstler

Zu unsren Bilderbeilagen

„Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens — das ist der Beruf des Künstlers", schrieb Robert Schumann. Ich möchte hier von einem bildenden Künstler erzählen, der am 1. August auf sechzig Lebensjahre zurückschaute und über dessen Lebenswerk diese Worte als Kennwort stehen könnten. Von seiner Ausstellung, die zu Anfang dieses Jahres in seiner Heimat Stockholm veranstaltet wurde, sagte mir eine Besucherin: „Man wird so froh und gut vor diesen Bildern." Und der alte Türhüter am Eingang: „Wir haben noch keine Ausstellung gehabt, von der alle so befriedigt fortgegangen sind."

Die Schweden neigen ganz und gar nicht zum Byzantinismus, wie vielleicht mancher denken könnte, wenn er nun liest, daß dieser Maler der Prinz Eugen von Schweden ist. Als vierter Sohn des Königs Oskar II. und seiner deutschen Gemahlin (Prinzessin Sophie von Nassau) geboren, ist der Prinz seit seinem 21. Jahr in ernster Arbeit und strengster Selbstkritik bestrebt gewesen, seine hervorragende Begabung zu schulen und zu immer höherer Künstlerschaft zu führen. Er ist seit Jahren der anerkannt erste Landschaftsmaler seines Landes. Vor dem Krieg hat er mehrfach in größeren deutschen Städten ausgestellt. Er kennt unsere deutschen Kunstschätze besser als viele Deutsche und hat mit manchem deutschen Künstler und Kunstgelehrten (z. B. mit Lichtwark) Beziehungen angeknüpft und festgehalten. Er ist Mitglied der Goethe-Gesellschaft und Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste. Als dem Ehrenvorsitzenden der schwedischen Sammlung für deutsche Studenten ist ihm unser Vaterland zu besonderem Dank verpflichtet. Hat doch diese Sammlung nach dem Ausspruch eines Berliner Gelehrten „wesentlich dazu beigetragen, daß die deutsche akademische Jugend heute wieder ein hoffnungsvolles Deutschland vertritt".

Die Ausstellung des Prinzen gab eine Überschau über Werke aus etwa vierzig Jahren, die Lebensarbeit eines Meisters, so umfassend wie sie andere Künstler selten bieten können, die oft nicht einmal wissen, wo ihre Bilder gelandet sind. Von den ersten Studien aus seinen Lehrjahren in Paris wuchs er in aufsteigender Linie zu vollkommener Beherrschung der Technik und immer ernsterer Vertiefung, immer innigerem Einfühlen in die Natur seines Landes. Wenn man in der nordischen Kunstgeschichte verfolgt, wie sich etwa im 12. Jahrhundert eine schwedische Eigenart herauskristallisiert, so erstaunt man über die einfach vornehme Ruhe der Gestaltung im Vergleich mit den Kunsterzeugnissen anderer Völker zur selben Zeit. Es ist wie ein Widerspiegeln der großen, ruhigen Linien der schwedischen Landschaft. Diese dem Schwedenland eigentümliche, monumentale Linie bringt kein anderer Maler in der gleichen klassisch-harmonischen Ruhe zum Ausdruck wie Prinz Eugen. Wenn es möglich ist, daß man dies Land in seiner Eigenart, mit dem Zauber der hellen Nächte und der langen Dämmerungen jeder Jahreszeit aus Bildern verstehen und lieben lernen kann, so müßte es durch seine Gemälde geschehen. Ich wage die Möglichkeit

nicht bestimmt zu behaupten, denn ich kannte und liebte Schweden, ehe ich Bilder seines ersten Landschafters zu sehen bekam: daß seine Gemälde aber das Verständnis für die Eigenart des Landes vertiefen und neue Schönheiten erschließen — das habe ich erfahren. Ich lernte die „innere Landschaft“ sehen.

Von den 350 ausgestellten Ölgemälden, Aquarellen und Zeichnungen kann ich hier nur wenige nennen und zu schildern versuchen. Die ersten bedeutenderen Bilder zeigen meist nur Natur. Wo Gebäude mit darauf sind, gehören sie ganz dazu, scheinen aus dem Boden hervorgewachsen. „Wo der Wald sich lichtet“ läßt durch weit auseinanderstehende Fichtenstämme einen verschneiten Hof sehen, von Abendglanz übergoldet, von den blauen Schatten der Winterdämmerung eingehüllt: ein Bild tiefen Heimatfriedens. „Der Wald“ zeigt ebenfalls schwedischen Fichtenwald. Hier wird er zum Tempel, durch dessen unzählige aufstrebende Säulen das Mysterium der Sommernacht wie eine heilige Flamme hereinleuchtet. Sommernächte im Stockholmer Skärgarden, im goldigen Schimmer oder wie unter dem grünlichen Dämmerungsschleier schlummernd, werden geschildert. Auch das „Stockholmer Schloß“ zeigt uns der Meister in einer solchen Zaubernacht. Es ist kein Bild, sondern das Bildnis eines Gebäudes. Tessins schlicht-vornehmer Bau erzählt in der Stille der Nacht die Geschichte der Vergangenheit, wie man sie in den Zügen der Männer und Frauen Rembrandts liest. Ebensolche Hausporträts sind „Schloß Torup“, das „Unbewohnte Haus“ und der „Balkon“. Die letzteren beiden sind auch Dämmerungsbilder und geben einen Ausblick über den Stockholmer Hafen mit fern aufflammenden Lichtern. Mit den Jahren malt der Künstler immer öfter Stätten menschlicher Arbeit. Da liegt am Wasser eine aus mehreren Häusern bestehende Fabrik. Die über dem Hauptgebäude hängende dunkle Rauchwolke, viele starke Lichter aus Fenstern und von Booten spiegeln sich im leicht bewegten Wasser: ein Hohelied der Arbeit. Ein reizendes Stimmungsbild einer Winterabenddämmerung gibt „An der Eiskante“. In einer Bucht bei Stockholm überwinternde Schiffe, die dicht an der für die Dampfer offengehaltenen Fahrtrinne liegen, sich dunkel von dem Blauweiß des Eises und Wassers und vom drüben nebelhaft sichtbaren Ufer mit bereits angezündeten Lichtern abhebend. Wunderbar lebendig, als sähe man sie ziehen, sind die Wetterwolken gemalt, die sich über dem roten Turm einer Landkirche zusammenballen. Oder ein Frühlingsbild von der Terrasse von Waldemarsudde, der schönen Halbinsel an der Stockholmer Hafeneinfahrt, wo sich der Prinz eine Villa erbaut hat. Auf der Terrasse steht ein Bronzeabguß des Nike Samotrake-Torsos. Die vorwärtsstrebende Gestalt der kraftvollen jungen Siegesgöttin — auch in der Verstümmelung noch schön — erscheint wie ein Symbol des in der Natur vorwärtsbrausenden Frühlings. Auf der Terrasse und auf den gegenüberliegenden Felsenhügeln schmilzt der Schnee, das stahlblaue Ostseewasser wogt stürmisch, und die grauweißen Wolken werden vom Lenzwind gejagt.

Von den großen monumentalen Gemälden, die der Prinz im Laufe der Jahre für Theatervorsäle, Schulgebäude, eine Kirche in Kiruna (Nordschweden) und zuletzt für das Stockholmer Stadthaus schuf (über letztere durfte ich den Türmerlesern im April 1924 berichten), brachte die Ausstellung Skizzen und Kartons. Nach Vollendung der Wandbilder im Stadthaus malte der Künstler fast ausschließlich Bilder in kleinerem Format. „Als eine Art Ausruhen“, sagte er mir. Zum Teil sind es italienische, meist römische Bilder von einer Reise im Winter 1923/24. Der Prinz weilte schon früher mehrmals in Italien, seine künstlerische Ausbeute war aber klein. Auch hier mußte sich der ernste Künstler die Natur erst ganz zu eigen machen, ehe er sie wiedergeben, ausschöpfen konnte. Auch in diesen kleinen Gemälden tritt die monumentale Linie für den aufmerksamen Beobachter überall hervor. Unwillkürlich übersetzt man sie sich im Geiste in größeres Format und ist dann gar nicht erstaunt, wie ausgezeichnet dieser Versuch in Wirklichkeit ausfällt: Prinz Eugen malte zwei größere Kartons nach kleinen Ölbildern, „Weg durch die Campagna“ und „Grotte der Egeria“, und die klassische Ruhe der Linien, die meisterliche Behandlung von Ferne und Nähe tritt nur noch schöner hervor. Aber die wärmste Leuchtkraft, die tiefste Verinnerlichung findet sein Pinsel auf den Heimatbildern, wovon manches Stimmungsbild von seinen

geliebten Stockholmer Ufern oder den weiten västergötlandischen Gefilden aus den letzten Jahren aufs neue zeugt. Und diese Bilder atmen eine solche Kraft und dabei eine so tiefe, weiche, gesammelte Harmonie, daß man hoffen darf, der sechzigjährige Meister werde noch viel Schönes zu schaffen vermögen.

Sophie Charlotte von Sell

Theodor Kirchner und die Wiedergeburt der Hausmusik

Zu unsrer Musikbeilage

Es könnte als ein Widerspruch erscheinen, wenn man seit längerer Zeit in musik- und sozialpädagogischen Kreisen darüber klagt, daß die Hausmusik bereits einer entschwundenen Kulturepoche angehöre, während sich doch jeder leicht davon überzeugen kann, wie bis zur Lästigkeit die Mietskasernen der Großstädte namentlich in den Abendstunden mit Musik erfüllt sind. Aber die Musik, die da gepflegt wird, ist zum größten Teil weit davon entfernt, Hausmusik im guten Sinne des Wortes zu sein; und die Ausübenden geben sich allzu große Mühe, die Wahrheit folgender Worte Wilh. Buschs nachzuweisen:

Musik wird oft nicht schön gefunden,
weil sie meist mit Geräusch verbunden.

Nun sind ja die Bewohner der Mietskasernen noch lange nicht das Volk, ebensowenig wie nur in den Häusern der Großstädte Musik getrieben wird. Gleichwohl sind die ersteren bei der Beurteilung der Musikkultur des gesamten Volkes unbedingt, wenn nicht hauptsächlich, mit in Betracht zu ziehen. Und steht denn die Musik, die man in Villen und Palästen treibt, durchweg auf der Höhe des guten Geschmacks? Wenn man den Menschen, die auf Motorrädern spazieren fahren, im Auto ihre Dispositionen treffen oder im Eindecker Kreisgänge in den Azur unternehmen, nicht zumuten will, daß sie noch Gefallen an Kompositionen im Pleyelschen Schlafmützenstil finden sollen, so ist es um so erstaunlicher, daß in manchen Häusern solcher Menschen noch die Klingeleien der musikalischen Schaumschläger wie: Lefébure-Wély, Ketterer, Badarczewska, Richards, Eilenberg und — Karl Heins ertönen. Ja, letzterer, der als Komponist einen noch etwas tieferen Rang einnimmt als die Courths-Mahler in der weitverbreiteten Kunst des Romaneschreibens, übertrifft an Popularität manchen bedeutenden Vertreter der pianistischen Kleinkunst. Sogar einen der genialsten, den Deutschland bis jetzt aufzuweisen hat: **Theodor Kirchner** (geb. 1823 in Chemnitz, lange Jahre Organist in Winterthur, gest. 1903 in Hamburg), auf diesem Gebiet der unmittelbare Nachfolger Schumanns, über den Rob. Franz sagte, daß er Schumannscher schreibe als Schumann. Dieser selbst hatte auf Kirchner die Öffentlichkeit schon nach dem Erscheinen seines op. 1 (Lieder) mit folgenden Worten in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (1843) aufmerksam gemacht: „Man schreibe sich schon jetzt den Namen dieses talentvollen Musikers zu denen, die einen guten Klang in der Folge zu bekommen verheißen." Nun schreibt freilich schon A. Niggli in seinem biographisch-kritischen Essay über Kirchner, daß dessen Tonsprache viel zu feinsinnig, zu geistig vornehm, zu subjektiv zugespitzt sei, als daß seine Klavierdichtungen je die Menge anziehen, in allen Kreisen Verbreitung finden könnten. Wenn aber Kirchner heute auch noch nicht ganz das Schweigen teilnahmsloser Vergessenheit deckt — dazu ist er bei Kennern zu hoch angeschrieben —, so müßte er doch in weit größerem Maße zur Hausmusik weiter Kreise herangezogen werden als das bisher geschehen ist.

Der Deutsche beging ja schon ein Unrecht gegen sich selbst, indem er den um 20 Jahre jüngeren Norweger Grieg so begeistert huldigte und so eifrig spielte, ohne sich vorher die Mühe zu geben,

erst einmal seinen Landsmann Kirchner, auf den stolz zu sein er alle Ursache hat, kennen zu lernen. Verleger und Herausgeber mögen da auch nicht ganz frei von Schuld sein. Von den zahlreichen Sammelwerken klavieristischer Hausmusik habe ich nur eines gefunden, in dem Theodor Kirchner mit vertreten ist, und zwar das im Verlag von E. Bisping erschienene „Am Klavier" von Alfred Rose. Der als Klavierpädagog rühmlichst bekannte Prof. Karl Zuschneid hat leider auch keinen Kirchner mit in sein zweibändiges Sammelwerk „Ausgewählte Vortragsstücke" hineingenommen; wohl aber Mayer-Mahr eine ganze Reihe von Stücken verschiedener Schwierigkeitsgrade in seinen soeben erschienenen dreibändigen „Klavierunterricht" (Simrock). Natürlich steht in den acht Bänden des größten und leider verbreitetsten Sammelwerkes „Sang und Klang", die insgesamt 800 Stücke enthalten, nicht ein einziges von Kirchner, wohl aber eine große Zahl solcher von Dvorák, Tschaikowsky, Noskowski, Leoncavállo, Poldini, Godard, Chaminade, Debussy, Tellier, Torquay, Mac-Dowell, Powell und anderen nichtdeutschen Komponisten. Gewiß, unter letzteren befinden sich Meister von Weltruf. Aber bevor man Spindler, Gustav Lange und Eilenberg mit aufnimmt, sollte man erst einmal Kirchner einen Ehrenplatz einräumen. (Die Sammlung ist allerdings noch nicht abgeschlossen; damit ist die Möglichkeit gegeben, daß in den folgenden bzw. bereits wieder erschienenen Bänden Kirchner die längst verdiente Berücksichtigung findet.)

Denn gerade dieser Vollblutmusiker, dessen Sondergebiet die musikalische Kleingeschmeidekunst blieb, hat darin die höchste Meisterschaft erlangt und gerade in seiner Musik sind in glücklichster Weise diejenigen Eigenschaften vereinigt, die wir von bester deutscher Hausmusik fordern: Hohe Geistigkeit mit tiefem Seelischen bei zum Teil geringerer Spielschwierigkeit. Wie in Schumanns Miniaturmalerei, so bedeutet auch in Kirchners Phantasie- und Charakterstücken „jeder Zentimeter eine kleine Welt". Deshalb ist ja keine seiner zahlreichen Klavierkompositionen zum Primavista-Spiel geeignet, weil die verblüffende Prägnanz seiner Schreibweise sogar beim leichtesten seiner Stücke — sobald der Spieler dem Inhalt vollauf gerecht werden will — ein gewisses Studium fordert.

„Das letzte Ziel aller Lyrik ist Lied zu werden." Wie selten bei einem Vertreter der Schumannschen Schule bewahrheitet sich dieses Wort Jul. Babs bei dem genialen Tondichter Kirchner. Pflegte letzterer schon zuerst mit Vorliebe und großem künstlerischen Erfolg das Lied, so sind auch die meisten seiner Klavierkompositionen mehr oder weniger liedmäßig gegliedert. Dasselbe gilt von seinen wenigen, aber ebenfalls meisterhaften und empfehlenswerten Kammermusikwerken, mit Ausnahme des Streichquartetts, op. 20, in dem er sich in den weiten Formen des Sonatensatzes bewegt. Und alle Schöpfungen haben die charakteristischen Merkmale seines Stiles: Prachtvolle Geschlossenheit der Form, geistreich motivischer Aufbau, wunderbare, oft überraschende, immer aber ungesucht und natürlich sowie in leuchtender Schönheit erscheinende harmonische Wendungen. Poesievoll, aus tiefster Seele heraus empfunden, einige ergreifend, zeichnen sich Kirchners Kompositionen noch dadurch aus, daß ihnen keinerlei Süßlichkeit oder Weichlichkeit anhaftet. Stärkere Männlichkeit ist nicht der einzige Vorzug, den er bei dem naheliegenden Vergleich mit Chopin vor diesem voraus hat. Soll auch dessen überragende Größe unbestritten bleiben, so fehlt ihm doch meist eine schätzenswerte Eigenschaft, über die Kirchner reichlich verfügt und die er in einigen seiner Werke in recht herzerfrischender Weise zum Ausdruck bringt: Humor. Außer auf die köstlichen Humoresken op. 48 sei in dieser Beziehung noch auf die „Plaudereien am Klavier" op. 60, auf die übermütige Nummer 22 der „Dreißig Kinder- und Künstlertänze" op. 46 und auf das drollige, zum Lachen reizende Intermezzo „Der Klavierstimmer kommt" zwischen den Nummern 9 und 10 der Neuen Albumblätter op. 49 hingewiesen.

Es ist natürlich unmöglich, hier auf all die über 60 Klavierwerke, deren fast jedes aus mehreren Stücken besteht, näher einzugehen. Liebt es doch Kirchner, „verschiedenartige Blumen zu einem Strauß zu flechten, ganze Serien von Stücken unter einem Gesamttitel zu vereinigen, der in seiner Allgemeinheit oft die mannigfaltigsten Gebilde deckt". Technisch ziemlich leicht und für



Hausmusik besonders geeignet sind die „Dorfgeschichten“ op. 39, die bereits oben erwähnten „Plaudereien“, „Humoresken“ und „Neuen Albumblätter“ (2 Hefte), das „Album für Klavier“ op. 26, die „Alten Erinnerungen“ op. 74 (2 Hefte), die „Albumblätter“ op. 7 und op. 80, das „Neue Klavierbuch“ op. 52 (3 Hefte) sowie die „Studien und Stücke“ op. 30 (4 Hefte). Nr. 3 des letzten Werkes, das auch schon schwierigere Stücke enthält, zeichnet sich durch seine rührende Innigkeit ganz besonders aus. Reizvolle und liebenswürdige Klavierkompositionen für die Jugend sind die „Neuen Kinderszenen“ op. 55, „Spielsachen“ op. 35 und „Miniaturen“ op. 62. Ausgesprochen Unterrichtszwecken dienen die ebenfalls für die Jugend bestimmten ausgezeichneten Präludien op. 65 und die noch reichlichere Schätze bietenden „100 kleinen Studien“ op. 71.

Nur wer sich in den allen Vertretern der Schumannschen Schule eigenen, wie feine Filigranarbeiten anmutende Verwebungen der Stimmen leicht zurechtfindet und sonst über größere Spielfertigkeit verfügt, möge sich an die drei Hefte „Phantasiestücke“ op. 14, an die „Phantasien am Klavier“ op. 36, an die „Nachtbilder“ op. 25 und an die „Romantischen Geschichten“ op. 73 wagen.

Die Brahms gewidmeten Walzer op. 23 (2 Hefte) dürften geübtere Dilettantenhände noch bewältigen können, während die Aquarelle op. 21 (2 Hefte) und die Romanzen op. 22 (2 Hefte) schon über den Rahmen der Hausmusik hinausgehen. Aber schließlich gilt von allen Werken Kirchners das, was Louis Ehlert so fein und treffend sagt: „Kirchners Tondichtungen versenken den Hörer in sich selbst, stimmen ihn unsozial (versunken, ungesellig) und werden daher besser am einsamen Klavier oder mit wenigen Freunden, denn im Konzertsaal genossen. Wer, der sich mit dem Komponisten eingehender beschäftigt, hätte es nicht erfahren, daß manche seiner schönsten Kompositionen gewissermaßen das Licht der Sonne scheuen, daß das Geräusch des Tages ihren Herzschlag übertönt, daß man die Stille der Nacht abwarten muß, um den Zauber auf sich wirken zu lassen, der darin webt und klingt!“

Die dröhnende, auf Veräußerlichung und Massendienst eingestellte Neuzeit nimmt nun zwar derartigen Kompositionen, wie der verinnerlichenden Kunstpflege überhaupt, gegenüber eine mehr und mehr gleichgültige Haltung ein. Und es stürmen gewiß noch andere nicht zu unterschätzende Gefahren auf die Hausmusik ein als „der Betrieb der darstellenden Musik, der alles vor die Öffentlichkeit zerrt“. Es ist eben die täglich wachsende veräußerlichende Zivilisation, die auch bei uns beginnt, amerikanisches Format anzunehmen und wie aller, so auch der Musik-Kultur bedenklich an den Kragen geht. Wenn sämtliche in der Luft liegenden Erfindungen auf dem Gebiete der musikalischen Übermittlung zur Tat werden und sich durchsetzen, so dürfte das bald zu einem gewaltigen Umschwung des Musiklebens führen. Um so mehr heißt es auf dem Posten sein und helfen, der Wiedergeburt der Hausmusik, die ja schon längst zweifelhafter Salonmusik das Feld räumen mußte, den Weg zu ebnen. Denn die Vertiefung der Musik-Kultur eines Volkes ist ohne Pflege guter Musik im Hause nicht denkbar. Ebensowenig wie man ein Volk fromm nennen kann, das keine Hausandachten kennt, sondern nur zu Festgottesdiensten sich in die Kirche findet. Wenn aber in jedem deutschen Hause, wo ein Klavier steht, auch die Stücke von Theodor Kirchner und anderen deutschen Meistern seines Ranges erklingen, so wird das bald von unvergleichlicher Bedeutung für die Wiedergeburt der Hausmusik im besten Sinne des Wortes werden.

Rich. Möbius

Türmers Tagebuch

Der schlappe Bismarck · Frankreichs gewandelte Politik und deren Ursache · Die Vereinigten Staaten von Europa · Abendländische Wirtschaftsnöte · Die politischen Folgen · Wir und der Völkerbund · Mussolinische und mossulinische Gefahren Rückblick und Vorblick

Bismarck heißt ja immer der eiserne Kanzler. Allein erst seit er aufhörte, es zu sein. Solange er es war, wurde im Gegenteil viel über seine Schlappheit gescholten. Bismarck und schlapp! Allein er erzählt selber, daß im August 1866 das ganze Hauptquartier gegen ihn tobte, weil er es ablehnte, den geschlagenen Gegnern nach Siegerweise die Schröpfköpfe auf die Haut zu setzen. Vor dem „Questenberg im Lager" — so nannte man ihn — spuckten Generäle aus wegen seines „faulen schmachvollen Friedens".

Wir kennen jetzt den Grund dieser Milde. Schon drohte nämlich der Austrag mit Frankreich. Verprellte man die heutigen Gegner, dann trieb sie dies an die Seite des morgigen. Die Geschichte hätte von keinem Wörth und keinem Sedan zu erzählen, wenn im Juli 1870 die Süddeutschen statt über den Oberrhein über den Main, die Österreicher nach Schlesien vorgebrochen wären. Das linke Rheinufer fiel dann den Franzosen zu und es gab kein Deutsches Reich.

Man soll also nie vorzeitig verdammen; keinen Kartenspieler kritisieren, bevor die Blätter offen auf dem Tisch liegen. Auch Locarno war erst ein Stich, aber noch kein Spiel.

Verfrühtes Lob ist natürlich ebenso töricht. Vorschußlorbeeren verfallen gar leicht dem Spott der üblen Nachrede. Chamberlain und Briand haben mit beschwingtem Wort von der Abrüstung der Herzen gesprochen, vom Geiste der Versöhnung und des Vertrauens, von dem Grundstein einer Freundschaft zwischen sieben Völkern, den man nun gelegt habe. Ihnen gegenüber sei nachdrücklich betont, daß Locarno kein Rütli war, sondern allenfalls eine Abwicklungsstelle.

Solange Frankreich Haß brauchte, so lange wurde er gepredigt. Erst drei Jahre ist es her, seit Poincaré frei heraus erklärte, Deutschland dürfe gar nicht erfüllen *können*, damit man das Rheinland nie zu räumen genötigt wäre.

Dieser Taktik schob der Dawespakt den ersten Riegel vor. Ein zweiter noch festerer wurde Frankreichs wachsende Notlage. Seitdem ist der Haß zweckwidrig geworden, und nun erst baut man ihn ab.

Der vierjährige Krieg hat den Franzosen 120 Milliarden gekostet; der siebenjährige Friede noch 60 obendrein. An dieser Riesenschuld sind selbst Caillaux' scharfe Finanzkünste schartig geworden. Loucheur aber hat den gepflegten Blütenteppich französischer Illusionen mit einer ganzen Steinfuhre rücksichtsloser Steuervorschläge verschüttet. Die Kammer war bestürzt; das aus allen Himmeln gerissene

Land will noch immer nicht glauben, daß es so schlimm stehe. Es erzwang vielmehr Loucheurs Rücktritt und droht mit einem Steuerstreik. Inzwischen macht es alle die Inflationsübel durch, woraus uns die Rentenmark erlöste. Aufgescheucht flieht das Kapital ins Ausland. In ganz Genf ist kein Stahlfach mehr zu haben; die Mieter sind sämtlich Franzosen.

Im Krieg und Nachkrieg hat Briand in ganz demselben Deutschenhaß geglüht wie Clemenceau und Poincaré. Erst seit ein paar Monaten paßt sich sein Denken den Verhältnissen an. Er wurde anders, weil die Lage anders wurde. Anders mit dem Verstande, schwerlich mit dem Gefühl. Allein besser als wir versteht der Franzose, zu wollen, was er muß, und meist will er dann auch gleich mit einer gewissen Inbrunst, die äußerlich fast wie Gefühl aussieht.

Frankreich ist jetzt so weit, daß es müssen muß. Der Druck Englands steht dahinter. Dieses leidet unter der Versailler Torheit Lloyd Georges, dessen wallisisch beweglicher Geist allerdings jetzt selber das Gegenteil dessen anrät, was er damals tat. Nun soll sich das gestörte Gleichgewicht Europas wieder auspendeln. Noch mehr drückt Amerika: der Assoziierte naher Vergangenheit, aber lästige Gläubiger bis in eine ferne Zukunft. Er verlangt Geld und Ruhe; das eine für seine noch unbezahlten Kriegsdarlehen, das andere für seinen Friedenshandel, den man endlich aufs neue aufmachen möchte. Geschäft also das eine wie das andere; Frankreich wie wir interessieren drüben bloß vom kaufmännischen Standpunkte. Demnach ergeht ein gemeinsamer Ruf an beide: „Ich will, ihr sollt Frieden halten und mir ordentlich abkaufen. Wie, ihr hättet kein Geld dazu? So rüstet doch ab, dann ist es in Fülle da. Wir sind sehr dafür, daß ihr euch herausrappelt. Denn dann werdet ihr kaufkräftig. Wir geben euch sogar Kredite; soviel ihr wollt, euer Zinsfuß ist ja angenehm hoch. Aber es darf kein Risiko dabei sein, also vorher Abrüstung."

Briand beugt sich dem Unabänderlichen. Klüger als wir vor dem Kriege, durch unser Schicksal gewitzigt, weiß er, daß der Widerstrebende eingekreist und niedergeboxt wird. So macht sich der alte Rüstungsfanatiker zum Anwalt der Abrüstung. Er betreibt sie in Genf mit einem Eifer, der außen Glut, aber innen Eis ist. Fragebogen werden versandt und Vorkonferenzen zur Vorkonferenz in Aussicht genommen. Schmunzelnd meint der „Temps", auf diesem Wege sei man etwa in einem Menschenalter schon dicht an die Hauptfrage heran.

In diesem Nachgeben vor Amerika liegt also zugleich ein verstohlenes Frontmachen gegen Amerika. Wir gewahren dies auch sonst. Seine Wirtschaft steckt mehr und mehr die ganze Welt in ihren Sack. Sie ist unvergleichlich besser gestellt als die anderen, denn sie hat alle Rohstoffe im Lande. Von der Kohle ist sie zum Öl, vom Dampf zur Elektrizität vorgeschritten; ihre Trusts verteilen die Arbeit im Sinne ausgetiftelter Zeit- und Kraftersparnis. Fordsche Methoden und hohe Akkordlöhne holen aus dem Arbeiter die dreifache Leistung heraus. Ungeheuer klug, fein und rasch arbeitend, hat daher ihre Technik die europäische weit überholt. Sie vermag einen Himmelskratzer von 36 Stockwerken hundert Tage nach dem ersten Spatenstich bezugsfertig abzuliefern. Während des Weltkrieges war es solcher Geschicklichkeit ein leichtes, den Welthandel an sich zu reißen. Nun braucht man Europa nur noch als Käufer, desto mehr dieses Amerika als Geldleiher.

Denn unsre alte Welt siecht an dem Selbstmordversuch der letzten zwölf Jahre. Während sich drüben alles vertrustet, hat sie sich umgekehrt zersplittert und balkanisiert. Vordem gab es in Europa 13 Wirtschaften mit eigner Währung; jetzt doppelt so viel. Ihrer jede ist einzeln ein David gegen den Goliath, leider ein David ohne Schleuder. Ob es wenigstens hilft, wenn sie sich zusammentun zu verstärkter Erzeugung und erleichtertem Austausch?

Gerade Briand, durch Loucheur beraten, ruft dazu auf. Die gegenwärtige Organisation der Unwirtschaftlichkeit müsse ein Ende haben. Das politische Locarno bedeute nichts, wenn nicht ein wirtschaftliches folge. Es sei nötig, in Erdteilen denken zu lernen und den Vereinigten Staaten von Amerika die Vereinigten Staaten von Europa entgegenzustellen.

Darunter darf nun Deutschland nicht fehlen, das Herz und der Eisenhammer des Festlandes. Aber wie das siegerdünkelhaft mißhandelte Volk dem Gedanken aufschließen? Politisches Entgegenkommen muß Atmosphäre schaffen. Daher der plötzliche Wandel des Mannes, der noch Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort feindselig besetzte; daher der heilig gesprochene „Geist von Locarno", der sich plötzlich auf den Siebenvölkertag ausgoß und auf die Häupter in Zungen verteilte, als wären sie feurig.

Im Jahre 1916, also auf der Gipfelhöhe des Krieges, erschien Naumanns „Mitteleuropa". Sein Gedanke eines ewigen Wirtschaftsbundes der beiden verbündeten Kaiserreiche verflog mit deren Niederlage. Aber ein paar Jahre später schlug der Graf Coudenhove-Kalergi „Paneuropa" vor; einen sowohl wirtschaftlichen wie politischen Staatenbund. Es war eine pazifistische Träumerei, die unter anderm die „Intereuropäisierung der Schulen" verlangte und den Haß des einen Mitgliedstaates gegen den anderen als „Hochverrat an Paneuropa" bestrafen wollte.

Immerhin werden jetzt einige seiner klügeren Gedanken herausgegriffen und auch von unseren Staatsmännern auf praktische Durchführbarkeit ernstlich geprüft. Man meint, es lasse sich reden über ein europäisches Eisenbahnabkommen, ein gemeinsames Flugwesen und namentlich über den Abbau der gegeneinander feindselig aufgeworfenen Zollschützengraben. Dabei käme so etwas ähnliches heraus, wie vor hundert Jahren unser Zollverein gewesen: überhaupt Friedrich Lists deutsche Vorschläge ins Europäische erweitert. Bis zu welchem Grade der Plan sich verwirklicht, das steht dahin; aber er liegt in der Luft als Rückwirkung der gemeinsamen Notlage Europas.

Wie es mit uns am Jahresende steht; bedarf es vieler Worte? Wir haben jetzt weit über eine halbe Million Arbeitslose; bei Winters Ausgang, so fürchtet man, wird die ganze voll sein. Abgebaute und Kurzarbeiter sind da gar noch nicht einmal mit hineingerechnet.

Hart ringt unsere Wirtschaft um ihr nacktes Dasein. Im November wurden 26000 Wechsel protestiert und es gab gegen 1500 Pleiten. Der Absatz stockt, namentlich wegen der französischen Währungskrisis. Denn der Frank, unter sein Fünftel versackt, macht die Ausfuhr zur Schleuderkonkurrenz. Italien kauft jetzt zwanzigmal so viel französische Metallwaren, daher noch nicht ein Zehntel so viel deutsche als früher. Vor drei Jahren war es gerade umgekehrt. Wenn die einen Inflation haben,

kommt Absatzkrise und Arbeitslosigkeit über die anderen. Dem Franz wird der Backzahn hohl und der Hans bekommt davon die Zahnschmerzen. Er gewinnt natürlich großes Interesse daran, daß jenem der Nerv getötet, die Stockstelle ausgebohrt und gefüllt wird.

Sogar England füttert jetzt fünf Viertelmillionen Arbeitslose. Das unterbietende Frankreich in Europa, das besser liefernde Amerika in der Welt rauben ihm die Absatzmärkte. Auch haben die Dominions, während des Krieges infolge der U-Bootsnöte unversorgt geblieben, eigne Industrien aufgemacht und sind jetzt Selbstversorger. Nach einem amerikanischen Sachverständigenurteil sind überdies die englischen Anlagen veraltet, die Methoden überholt. England sei nicht mehr konkurrenzfähig, völlig drunter durch (down and out). Wenn man dergleichen liest, dann summt einem so etwas durch den Kopf wie ein Schicksalslied der Parzen, und der Kehrreim ist immer: „Untergang des Abendlandes".

Denn unsre deutsche Industrie ist noch weit schlechter daran durch das Dawes-Abkommen. Es wirkt sich bei ihr aus in Obligationsbelastung, hohen Steuern, verteuerter Fracht, und seine Härte steigert sich nach dem Plane von Jahr zu Jahr. Sie möchte vorwärts kommen, wird aber gezwungen, sich im Kreise zu bewegen. Wenn man zahlen soll, muß man verdienen können; ihrer Massenerzeugung wird jedoch der Massenabsatz gesperrt. Überdies soll ihr ausgemergelter Körper das Dritthalbfache dessen auf die Schultern nehmen, was vor dem Kriege ihr gesunder trug. Gewiegte Volkswirte kündigen an, spätestens im nächsten Frühjahr erliege sie der Daweslast. Wir müssen daher suchen, dieses scharfkantigen Kreuzes ledig zu werden. Die Briandschen Anregungen weisen einen Weg, wenn auch der Franzose selber dabei natürlich an einen Verzicht auf Reparationen am allerletzten denkt. Wir aber haben in diesem Sinne zu arbeiten, und die Lage auszunutzen. Alle europäischen Nöte haben dieselbe Wellenlänge, und auf ihr liegt das Einverständnis.

Das muß natürlich auch neue politische Rückwirkungen zeitigen. Die bisherigen sind besser als gar keine, aber sie genügen nicht. Zumal das höhnende Wort französischer Offiziere bekannt wurde, daß man selbst von dem Zugestandenen am Rheine nicht allzu viel spüren werde.

In diesem Urnebel werdender Dinge hätte uns die Kabinettskrise erspart bleiben sollen. In Luther hatten wir einen tiefreligiösen, von reinster Vaterlandsliebe durchdrungenen, abgeklärt sachlichen, verantwortungsfrohen, zähen und tatkräftigen Kanzler. Er hat weder dem deutschen Vorteil noch der deutschen Würde je das geringste vergeben. Das Vertrauen Hindenburgs trug ihn, und dies beschwichtigt das Bedenken derer, die ein geschärftes Mißtrauen haben gegen alle Abkommen mit den alten Gegnern.

Voriges Jahr verwies Macdonald auf den leeren Banquositz im Genfer Reformationssaale. Es wird ein folgenschwerer Tag sein, wenn Deutschland ihn einnimmt. Zuerst wollte man uns nicht, dann holte man uns. Sollen wir feindlichen Zwecken dienen oder werden wir den Völkerbund uns nutzbar machen? Das ist eine Frage der größeren Geschicklichkeit. Ich denke an die heilige Allianz. Sie wurde nach den Freiheitskriegen gegen Frankreich gegründet wie der Völkerbund nach dem Weltkriege gegen uns. Talleyrand, der einer der gerissensten Diplomaten der

Weltgeschichte war, hat den stolzen Trotzigen nicht gespielt. Mit allen Mitteln legte er es darauf an, hineinzukommen, und es gelang. Aber mit diesem Eintritt hatte der Klüngel für Frankreich Schärfe und Gefahr verloren.

Der Völkerbund steht vor Feuerproben. Er hat Mossul England zugesprochen. Die türkische Presse tobt; Heer wie Gasse schreien nach dem Einmarsch in den Irak. Kommt es hart auf hart, dann ist der Krieg da; wenn Räterußland Angora unterstützt, dann sogar der neue Weltkrieg. Denn man munkelt, England habe sich bereits den italienischen Imperialismus gekauft und wolle ihn den Kemalisten wie eine Handgranate vor die Füße schleudern. Der Brite arbeitet immer mit Bundesgenossen; er bezahlt sie auf Halb- oder Viertelpart der Siegesbeute.

Vorläufig ist's erst Rückversicherung. London richtet sich klug auf mögliche Konflikte ein, scheut sie aber ebenso klug unter den jetzigen Verhältnissen. In Angora ist das nicht unbekannt. So könnten Geschrei und Waffenlärm als Bluff gedeutet werden. Die Türkei hat Anlaß, kriegsmüde zu sein, und der alte islamitische Fatalismus, der mit dem bequemen „wenn Allah will, dann —" über jedes Bedenken hinwegkam, ist im aufklärerischen Angora längst von des Zweifels Blässe angekränkelt. Seit vierzehn Jahren hat man fast unablässig gekämpft. Mit Italien, den Balkanstaaten, den Verbandsmächten und mit Griechenland. Fast das ganze junge Geschlecht modert zwischen Donau und Kaukasus, dem Toten Meere und dem Persischen Golf. Bis ein neues erwächst, dauert es gut und gern seine fünfzehn Jahre. Auch ist die russische Hilfe entweder zweifelhaft oder hinterhaltig. Man traue keinem Maulesel und keinem Bolschewisten! Es hat schon Schützer gegeben, die zwar eilfertig kamen, aber dann nicht mehr weggingen und Bedrücker wurden.

Ebenso gefährlich für den Bestand des Völkerbundes ist der Faszismus. Seinem Prahlen nach soll künftig die Welt an der italienischen Kultur genesen, seine Benehmeformen sind jedoch nur Proben wüstester Unkultur. Die deutschen Minderheiten Südtirols werden in himmelschreiender Weise mißhandelt und vergewaltigt. Von faselndem Größenwahn erfaßt, träumt man ein neues Imperium romanum. Das Fragebuch der Jungmannen macht eine verzehnfachte Irredenta auf. Frankreich soll Savoyen und Nizza, Korsika und Tunis hergeben, England Malta. Von der Schweiz wird das ganze Tessin und das halbe Graubünden verlangt, von Österreich die Selztaler Alpen, der Hohe Tauern und das halbe Kärnten, von den Südslaven ganz Dalmatien und zu alledem kommt noch Albanien. Die brutale Faust, die schon längst im Lande waltet, fuchtelt jetzt auch jedem Nachbarstaate in höchst völkerbundswidriger Weise vor der Nase herum. Der Duce treibt ein gefahrvolles Spiel. Er überheizt den Kessel völkischer Leidenschaften, und eines Tages wird er platzen.

So sehr wir mit den Brüdern in Südtirol leiden, so sicher wir ihnen zu helfen suchen werden, sobald wir Sitz und Stimme haben im Genfer Rate, vorläufig berühren uns diese mussolinischen und noch mehr die mossulinischen Fragen nur indirekt. Aber sie verlangen scharfes Augenmerk. Die Geschichte ist die große Lehre von den nie geahnten Fernwirkungen. Erst recht die neuste, die merkwürdige seelische Überlandkraftanlagen enthüllt hat. An jenem Sonntagnachmittag, als die

erste Kunde ausging von dem Serajewo-Morde, wer von den im Weltkriege Gefallenen hätte damals geahnt, daß mit dem Todeslos des österreichischen Erzherzogs auch das seinige geworfen war?

Wir ziehen jetzt den Summenstrich unter das alte Jahr. Der Abschluß ist wirtschaftlich trübe. Politisch indes buchen wir die Befreiung von Ruhr und Niederrhein; wenn auch nicht als Gewinn, so immerhin als ein doch noch eingegangenes unsicheres Guthaben. Auch die Erleichterungen in den beiden Zonen gehen zwar bei weitem nicht so weit, wie wir verlangen können, allein doch weiter, als wir am vorigen Neujahrstage erwarteten. Während im Innern noch alles wogt und gärt, hat sich unser äußeres Ansehen gefestigt, und aus einem ausgestoßenen Staate sind wir ein mitbestimmender geworden. Zahlen wir den Siegern Reparationen an Geld, so zahlen sie uns jetzt Reparationen des Einflusses.

Im Jahre 1919 wurde der Friede geschlossen, jetzt erst haben wir ihn. Im Frühling soll ja sogar auf Briands Einladung Stresemann nach Paris fahren. Er wäre der erste deutsche Minister, der dienstlich wieder hinkäme; der erste, nicht etwa seit 1914, sondern seit 1871. Als zwanzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden die Kaiserin Friedrich Paris zu besuchen wagte, da wurde sie von dem Pöbel der Boulange ausgepfiffen. Wie wird es Stresemann ergehen, sieben Jahre nach dem Frieden von Versailles?

Allein er kommt als Gast. Man soll wie nichts in der Politik, so auch diese Wendung nicht überschätzen. Sie entspringt dem herrischen Befehl der ungestümen Presserin Not, keinem Insichgehen der französischen Seele. Es ist Verkehr auf Kündigung. Auch Poincaré kann wiederkommen und mit einem Wandel der Lage sogar Briand selber sich über Nacht wieder wandeln. Ganz wie der Verstand es für rätlich hält, so schlagen in der Politik die Gefühle um. Es ist weder Pazifismus noch Mangel an vaterländischem Rückgrat, wenn man sich nüchtern sagt, daß gerade das Zerfleischen des Weltkrieges die Völker Europas in eine Schicksalsgemeinschaft gezwungen hat. Nachdem in London der Locarno-Vertrag unterschrieben war, sprach Stresemann das nachdenkliche Wort: „Wenn wir untergehen, dann gehen wir gemeinschaftlich unter; wenn wir in die Höhe kommen wollen, können wir es nicht im Kampfe gegeneinander, sondern nur im Zusammenwirken miteinander." Das neue Jahr eröffnet somit weite Ausblicke. Wer lebt, der wird an seinem Schlusse sehen, wie viele Vorsätze Tat geworden und wie viele Taten Fortschritte.

F. H.

[Abgeschlossen am 19. Dezember 1925]

Auf der Warte

Gruß an Rudolf Eucken

1846 — 5. Januar — 1926

Man soll dieses Tages gedenken als eines Feiertages der Seele.

Achtzig Jahre sind viel für ein Menschenleben. Was geschah nicht in den achtzig Jahren seit 1846! Eines Volkes Aufstieg und Niedergang; ein stürmisches Vorwärtsdrängen in technischen Dingen und ein jähes Erlahmen der seelischen Kraft; eine Reichsgründung und ein Reichszusammenbruch. Wie viele kamen und gingen, wie manche waren bekannt und sind nun — vergessen. Achtzig Jahre!

Aber für das eine Menschenleben waren sie mehr noch als der Rhythmus der Zeit und die flüchtige Stunde, die aus der Ewigkeit rinnt. Acht Jahrzehnte waren es, geschaut mit den Augen der Liebe von Mensch zu Mensch, durchlitten in bitterer Sorge um den Zusammenbruch, der kommen mußte, durchkämpft in zähem Ringen um die Seele unseres Volkes, um die Seele jedes einzelnen von uns. Wißt ihr, was es heißt, das Verhängnis nahen zu sehen und es doch nicht aufhalten zu können? Ahnt ihr das Herzeleid, wissend zu sein und vergeblich zu mahnen und zu rufen? Und wieviel Mut und Glauben gehören dazu, dennoch immer und immer wieder den Kampf aufzunehmen gegen Tand und Trug und Halbheit, um einem neuen Leben zum Siege zu verhelfen.

Ja, einem neuen Leben! Der Durchschnittsmensch schaut in diesen Tagen nur die Nebel, die schwer und dick über eurem Tale lasten; aber in der Höhe kämpft die Sonne mit ihnen und wird sie bezwingen. Ihr trauert um eine „sterbende Epoche“: ihr solltet lieber lauschen auf den Pulsschlag des Jahrhunderts, welches kommt. Und dieses Jahrhundert wird im Zeichen eines neuen Idealismus stehen, wie ihn Rudolf Eucken lebenslang vertreten hat.

Die kommende Zeit braucht andere Menschen, als dieses Zeitalter der Naturalisten und Intellektualisten, der Relativisten und Mammonisten. Ihr wird erstehen ein gläubiges Geschlecht, das in der Tiefe des Ewig-Göttlichen wurzelt, wo es Halt und Hilfe findet. In Ehrfurcht wird es sich beugen vor dem weltweisen Willen über ihm, demütig sich rüsten zu seinem Waffen- und Werkzeug. Es werden feine und stille Menschen sein, die vom Herzen aus tapfer den Kampf aufnehmen um ihres Lebens Größe und Inhalt, sich selbst, dem Volk, der Menschheit zu dienen.

Zum Tun seid ihr bestellt, Freunde! Werdet Tat!

So grüßen wir zu seinem achtzigsten Geburtstag Rudolf Eucken, den Künder und Wegbereiter einer neuen Zeit. Fritz Vater

Anthroposophisches

In den Gruppen der Steinerschen Anthroposophie läuft eine Legende um. Diese Denkweise — man kann sie auch schon eine niedliche Verleumdung nennen — ist mir brieflich und mündlich zu Ohren gekommen; und ein junger Mensch gibt ihr in der Wochenschrift „Anthroposophie“ (Nr. 41, 11. Okt. 1925, Herausgeber: der Vorstand der anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland, Schriftleiter: Dr. Kurt Piper) gleichsam offiziellen Ausdruck. Er schreibt: „Uns fällt auf, daß Lienhards Abrücken von der geistigen Bewegung Rud. Steiners zusammenfällt mit etwas, das mir als ein Abrücken der geistigen Kräfte von ihm erscheint; seine Zeit war in dem Augenblick aus, als er sich von Steiner abwandte.“ Und so setzt denn Herr Kunze mein Schaffen kräftig herunter. Ich hätte zwar „verheißungsvoll“ begonnen; er läßt „Wieland“, „Wege nach Weimar“, „Oberlin“ gelten; lehnt aber unvorsichtigerweise gerade den „Spielmann“ (1913) ab, dessen leichtironischen Unterton er nicht vernommen hat, erst recht die drei Bände „Meister der Menschheit“. Worte wie „Zerfahrenheit“, „Alterserscheinung“, „Pathos der Lamentation“, „Unkonzentriertheit der Gestaltung oder des Stils“, Mangel an „Selbsterkenntnis“ bezeichnen diese Tonart. Dazwischen behauptet

der unkundige Jüngling, ich „leugne" die Realität der geistigen Welt oder wisse sie „nicht mehr zu begreifen". Und zum Schluß empfiehlt er seinen Gesinnungsgenossen ein „sachliches Nachdenken über ein so bedauernswertes Schicksal"!

Ich trat darauf dieser Legendenbildung mit folgender Berichtigung entgegen, die ich der „Anthroposophie" einsandte, und die ich auch den Türmerlesern nicht vorenthalten möchte:

Sehr geehrte Schriftleitung!

Gestatten Sie mir, Ihnen und dem Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland mein Befremden über den Aufsatz des Herrn Wilhelm Kunze in der Wochenschrift „Anthroposophie" (11. Okt. 1925) auszudrücken. Dieser Artikel verbreitet irrige Tatsachen; und seine Schlußfolgerungen sind lieblos. Ich stelle folgendes fest:

1. Meine grundsätzliche Einstellung zur geistigen Welt ist heute noch genau dieselbe wie vor 25 oder 30 Jahren, als ich Swedenborg, die spiritistische und die theosophische Literatur studierte. Demnach sind die mehrfachen Wendungen des Herrn Kunze, daß ich die Realität der geistigen Welt „nicht mehr zu begreifen vermag" oder „leugne", vollständig irrig.

2. Ebenso falsch ist die Behauptung: „Uns fällt nämlich ins Auge, daß sein Abrücken von der geistigen Bewegung Steiners zusammenfällt mit etwas, das mir als ein Abrücken der geistigen Kräfte von ihm erscheint; seine Zeit war in dem Augenblick aus, wo er sich von Steiner abwandte." Ich bin erst im Winter 1910/11 als auswärtiges Mitglied einer Stuttgarter Gruppe beigetreten, habe dann bis zum Ausbruch des Weltkrieges an zahlreichen Tagungen teilgenommen, Bücher und Kurse gründlich studiert, oft mit Steiner gesprochen und ebenso wertvolle wie eigenartige Menschen kennen und schätzen gelernt. Heute noch bin ich Ehrenmitglied der Stuttgarter und der Berliner Loge. In jenen vier Jahren schrieb ich ein einziges Buch (als Ergebnis einer Reise nach der Provence und nach Spanien): den Roman: „Der Spielmann" (1913). Und gerade dieses Buch lehrt Herr Kunze ab! Die vorher geschriebenen Werke „Oberlin", „Wege nach Weimar", „Wieland" läßt er gelten. Seine Schlußfolgerung ist also haltlos.

3. Durch die anthroposophischen und theosophischen Kreise bin ich ebenso selbständig hindurchgegangen, wie etwa vorher durch die Bewegung eines Johannes Müller. Dr. Steiner achtete diese Selbständigkeit und sagte mir in einer privaten Unterredung zu Basel folgendes: „Ich habe kein Recht, mit Meditationen in Ihre Entwicklung einzugreifen, denn Sie haben am deutschen Volk eine besondere Sendung. Was ich aber tun kann, ist dieses: ich gebe Ihnen hiermit die Erlaubnis, nicht nur an unseren esoterischen Kursen teilzunehmen, sondern auch unsere Veranstaltungen im Tempel zu besuchen." So weitherzig war der Führer der Anthroposophen.

4. Dann kam der Weltkrieg, der für uns Elsässer ganz besonders erschütternde Wirkungen mit sich brachte und mir die Heimat raubte. Ich schrieb außer einer Reihe Kriegsschriften in diesen schweren zehn Jahren noch folgendes: „Der Einsiedler und sein Volk" (Novellen, 1915), „Jugendjahre" (1918), „Phidias" (1918), „Westmark" (Roman, 1919), „Der Meister der Menschheit (drei Bände, 1918 bis 1921), „Unter dem Rosenkreuz" (1925) und übernahm im Jahre 1920 die mich außerordentlich belastende Leitung des „Türmers". Jeder Unbefangene sollte diese Arbeitsleistung achten.

5. Es heißt nicht die Realitäten der geistigen Welt „leugnen", wenn man sich unter anderen Lebenslasten von der anthroposophischen Vereinstätigkeit zurückzieht; und ich sehe kein „bedauernswertes Schicksal" darin, wenn ich Methoden der Anthroposophie oder manche Dogmen und Lehren für mich ablehnen muß. Es entspricht aber nicht meiner Einstellung, mich bei einem Auseinanderwachsen gehässig über Persönlichkeiten oder Richtungen auszusprechen, die mir einmal menschlich nahegestanden haben. In meinem „Meister der Menschheit" III, 11. Aufl., S. 129) steht über Steiner der Satz: „Bemerken will ich bei diesem Anlaß, daß ich persönlich bei mannigfachem Zusammensein mit Rud. Steiner niemals irgendwelche Aufdringlichkeit bei ihm bemerkt habe, sondern nur mit uneingeschränktem Dank — ich betone dies —

an seine Anregungen zurückdenke." Ich setzte bei den Anthroposophien eine ähnliche Gesinnung mir gegenüber voraus und bin erstaunt über die herabsetzenden Worte, die sich der dreiundzwanzigjährige Herr Kunze gegenüber einem Sechzigjährigen leisten darf, ohne daß die reiferen Herren des Vorstandes ihm in den Arm fallen. Es gehört nach meiner Erinnerung zu den vornehmsten Anstandspflichten eines Anthroposophen, die innere Freiheit eines Mitmenschen zu achten.

Mit hochachtungsvollem Gruß
Weimar, 24. Nov. 1925.
Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.

— Über den Verbleib dieser Berichtigung habe ich bis heute (16. Dezember) noch nichts vernommen. L.

Vom „Heliand" und seinem Sänger

Es ist ergreifend zu lesen, daß in jenem Lande, welches mehr als 30 Jahre sich gegen die Übermacht des Frankenkaisers Karl gewehrt hatte, dem Lande, welches im Blutgericht von Verden über 4000 seiner Edelsten hinmorden sah und ganz zur „roten Erde" wurde, daß in diesem von Krieg und Trauer, Greuel und Grausen übervollen Niedersachsen über alle Verwüstung hoch hinweg sich in den 20er Jahren des 9. Jahrhunderts wie eine Lilie das Lied vom Leben des Heilands erhebt. Ein Künstler und religiöser Mensch hat es aus lauterem Herzen und reinem Gemüt gestaltet, Leiden zu mildern und sein Volk emporzuziehen in den Glauben an Christus, stärker als brutale Faust und mächtiger als das Schwert: das Lied vom „Heliand".

Sind wir nicht heute, nach den Greueln des langen Krieges, in einer ähnlichen Zeit? Brauchen wir nicht wieder einmal den Helfer und Heiler: den Heiland oder Heliand?

Man hat Versuche gemacht, jenen Sang dem neudeutschen Volke nahe zu bringen, aber Besitz ist es ihm nicht geworden. Wer würde von unserer „modernen" Welt, die nur Oberfläche liebt und für die das Wort Verinnerlichung eben nur ein Wort ist, sich einmal mit heiligem Ernst in diese erste Messiade vertiefen? Was ich hier schreibe, möchte nur eine kleine Anregung für die „Türmer-Gemeinde" sein.

Was uns so bestrickt an diesem großen Epos, das in altgermanischer Form das Leben des Heilands erzählt, ist dies: über und in dem Ganzen liegt heimisch-germanisches Gepräge; Gestalten und Begebenheiten werden mit altgermanischen Vorstellungen lebendig gemacht. Man hat gesagt, daß in diesem Werke ein „deutsches Christentum" gepredigt sei. Aber wo in Norddeutschland ist der Heliandsänger zu suchen? Denkt niemand an den furchtbaren Hintergrund — Widukinds Kämpfe —, vor dem ein paar Jahrzehnte später das Heilandslied ertönt? Muß immer eine wissentliche Beeinflussung durch angelsächsische Dichter stattgefunden haben, wo doch manches Verwandte im angelsächsischen und niederdeutschen Formelschatz bereits bestand? Wir sehen den Heliandsänger als einen großen Künstler an, der seine schwere Aufgabe wundervoll löste. Nicht um eine „Übersetzung" der Evangelien handelt es sich, sondern um eine Schöpfung.

Im „Heliand" schafft ein Künstler. Er weiß, daß seine Sachsen, deren Eltern noch bluten von Widukinds Kämpfen, nicht den Christus annehmen, den die Priester des Frankenkaisers Karl mit Blut und Brand einbrennen wollten. Darum taucht er die ausgewählten Matthäus-Kapitel in Heimisches. Christus erscheint als ein mächtiger, freigebig-germanischer König. Seine Gefolgschaft sind die Jünger, edelgeborene Männer, herrliche Degen, die dem Fürsten aus vornehmem Hause dienen. Er, der Ringspender, belohnt ihre Treue mit goldenen Armringen. Treue! Es muß dem Dichter schwer geworden sein, so milde zu schreiben; aber er kann nicht umhin, einmal, wo eine Kampfschilderung einzureihen war, die Treue der Gefolgsmannen zum Schwerte greifen zu lassen. („Da erzürnt ward der schnelle Schwertdegen Simon Petrus ...")

Der Dichter bringt an jener Stelle den einfachen Bericht der Bibel plastisch und lebensvoll, und wir können das in der ganzen Dichtung verfolgen. Stellen, die das germanische Empfinden gekränkt hätten, der Verrat des Judas oder das feige Verlassen der Jünger, werden begründet oder entschuldigt. Wie viel

germanische Anschauungen in dieser Sachsendichtung stecken, kann auf diesem engen Raume nicht dargestellt werden. Der Helianddichter kennt noch die Wurd, das Schicksal, das bei ihm geradezu Verhängnis und Tod bedeutet. Es ist etwas wunderbar Schönes, wie neben diesen im Volke lebenden Anschauungen, die in ihrem Eigenleben vom Welschtum und römischen Wesen nicht zerwalzt sind, die stille reine Gestalt Christi steht. Wer den „Heliand" als bloße Übersetzung aus dem Angelsächsischen sieht, hat nie niederdeutsche Art kennen gelernt und nie in das Schaffen eines Dichters geblickt, der eine hohe Dichtung ganz eigenartig gestaltete, schwungvoll, wuchtig und mit allen äußeren Kunstmitteln.

Wer ist der Dichter des „Heliand" und wo ist das Werk entstanden? Das sind zwei Fragen, die ebensosehr die gelehrte Welt beschäftigt haben wie die nach dem „Nibelungendichter". Man streitet sich oft in geradezu kindlicher Weise, ob er ein Geistlicher oder ein Laie war. Man hat geglaubt, die Dichtung sei in Holstein oder Nordfrankreich, sei in Hersfeld oder Halberstadt entstanden; wo immer irgend eine Form der Sprache Wege wies, wo ein um die Zeit gebautes Kloster auftauchte: dort mußte jener unbekannte Künstler gelebt haben. Vorsichtig mahnt der Germanist Theodor Siebs (ohne sonst eigentlich recht Positives zu bringen): „Jedenfalls sind alle Schlüsse, die aus den Schilderungen der Landschaft über Sitten usw. auf den Dichter und seine Heimat gezogen werden, mit Vorsicht aufzunehmen." Wir können hier nicht den vielen Vermutungen nachgehen, sondern zunächst nur daran erinnern, daß Ludwig der Fromme einen als Dichter nicht unbekannten Sachsen mit der Abfassung der Dichtung beauftragte, wie uns eine lateinische Mitteilung aus dem 17. Jahrhundert bekundet. Aber eine neue Hypothese, die Prof. Böckelmann im „Herforder Heimatblatt" (2. Jahrg. Nr. 3) vor einiger Zeit mitteilte, hat so viel Anziehendes, daß man an ihr nicht vorübergehen darf. Ob man ihm folgen kann, ist eine Streitfrage. Er sieht den Dichter im Abt Adalhard von Corbie, dem Begründer von Corvey. Er kommt zu folgenden Ergebnissen: Die Dichtung, die den Bestrebungen Karls des Großen entspricht, ist aus der Lehrtätigkeit des Abtes in Corbie (Nordfrankreich) zurückzuführen, wo er junge sächsische Adelige zu Missionaren für ihre Heimat ausbilden mußte. Nach Karls Tode (814) wurde das Werk, als Adalhard von Ludwig nach dem Kloster Heri, der alten Insel Norimutier in Frankreich, verbannt war, während Adalhards siebenjährigen Aufenthalt unter den Eindrücken der See gefördert, vermutlich im Verein mit sächsischen Zöglingen. Die unbefriedigte Lage in Sachsen veranlaßte Ludwig den Frommen im Jahre 821 Adalhard zurückzurufen und, seinen Anregungen folgend, die Gründung von Corvey und Herford und die Herausgabe der Missionsdichtung anzuordnen. Infolge der ablehnenden Haltung des sächsischen Volkes gegen das Mönchswesen wird das Werk in Anlehnung an germanische Anschauungen und Kunstformen in Sachsen vollendet, unter Benutzung biblischer Kommentare. Die letzte Fassung aber soll ihm ein sächsischer Volkssänger (scôp) gegeben haben.

Mit dieser Auffassung will Prof. Böckelmann auch einige Rätsel, die der Erklärung im Wege standen, lösen: „Das auffallende Hervortreten des Meeres, das Salz am Strande, die romanischen Anklänge, die fränkischen Sprachformen, die Entstehung zu so früher Zeit nach kaum beendigter Unterwerfung ..."

Sicher, diese Auffassung hat etwas Fesselndes. Doch möchte ich ihr bei aller Anerkennung widersprechen. Wenn der Westwind (westrôni wind) auf der Insel Heri irgendeinen Ausschlag für die Nähe des Weltmeers geben soll: konnte man ihn nicht auch an norddeutschen Küsten fühlen? Die übrigen Argumente sind so wenig stichhaltig, daß sie noch keinen endgültigen Beweis für den Entstehungsort geben. Die sprachlichen Verhältnisse lassen es jedenfalls nicht zu, daß das Werk in einer Küstengegend entstanden ist, sondern weisen eher auf einen Binnenländer als Dichter hin. Und könnte ein Binnenländer nicht auch die Großartigkeit des Meeres erfahren haben? Wie nahe liegt es doch, daß nach den Kämpfen der Sachsen die Verbindung mit den Dänen festgehalten ist. Nahe liegt auch, daß dem

Heliandsänger als scôp auch der verwandte reiche Formelschatz der altsächsischen und angelsächsischen Dichtung (z. B. im Beowulf) bekannt war . . . Immerhin stellt Prof. Böckelmanns Untersuchung eine beachtenswerte Leistung dar.

Der lateinische Gewährsmann berichtet von einem sächsischen Mann, der bei den Seinen für einen hochangesehenen Dichter galt (qui inter suos non ignobilis vates habebatur). Wir haben oben das echt Germanische seiner Dichtung betont. Wer in solchen tiefen altgermanischen Anschauungen steckte, hatte wohl noch Blut aus dem Geschlecht um Widukind. Darum seine Freude am Kampf; darum Vorstellungen, die schwerlich zu einem Abte paßten. Daß dieser Volkssänger nun gar ein Werk in seinem Geiste hat überarbeiten müssen, scheint mir unmöglich.

Wie kommen wir zur letzten Deutung aller Rätsel um den „Heliandbichter"? Wie bringen wir sein Werk den Guten unseres Volkes wieder näher? Was wüßten wir vom Lied Waltharis, wenn uns nicht Scheffel seine unvergeßliche Dichtung beschert hätte! Nicht Gelehrsamkeit wird uns jenen unbekannten Eindeutscher der Evangelien nahe bringen: vielleicht aber der Dichter?

Dr. W. E. Gierke

Eine Rede von Elsa Brändström

An einem „schwedischen Abend" der christlichen Weltkonferenz in Stockholm sprachen in der bis zum allerletzten Platz gefüllten Blasieholmskirche Persönlichkeiten, die auch in Deutschland bekannt sind: S. K. H. Prinz Karl, Dr. Nathanael Beskow, Dr. Selma Lagerlöf und Schwester Dr. Elsa Brändström. Die leidenden und gefangenen Krieger in Sibirien, denen sich letztere während des Krieges und nachher mit größter Hingabe gewidmet hat, haben Schwester Elsa Brändström „Sibiriens Engel" genannt.

Der Inhalt ihrer Rede möge hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben werden:

„Wenn wir hoffen, daß die Liebesarbeit eine der Brücken werden kann, die uns als volksversöhnende Mittel dienen sollen, so müssen wir uns klar machen, welche Brücken es heutzutage gibt, von welcher Beschaffenheit sie sind und was sie leisten.

Wenn wir ehrlich kritisch sind, müssen wir zugeben, daß nur leichte Pontonbrücken von Ufer zu Ufer geschlagen sind. Gewiß können auch diese ab und zu mächtige Lasten tragen. Wenn wir an Ereignisse denken wie den Untergang der Titanic, das Erdbeben in Messina, die Hungersnot in Rußland, und uns erinnern, welche großen Opfer von einzelnen Menschen und Nationen gebracht worden sind, um den Leidenden zu helfen, dann können wir uns mit Recht über diese Beweise ethischen Fortschritts freuen.

Aber wir sollten uns von diesen gelegentlichen Opferfeuern nicht blenden lassen, sondern ehrlich bekennen, daß sie nur vereinzelte Anlässe sind, wo wir durch Katastrophen von ungewöhnlicher Größe aus unsrer gewohnten Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden sind.

Der Grund, auf dem sich die internationale Liebesarbeit aufbaut, ist nicht stark genug. Es gilt darum, das Fundament zu befestigen, auf dem die Liebestätigkeit ruht, und vor allem müssen ihre Arbeiter durchdrungen werden von dem Gefühl der unerhörten Verantwortung, die auf ihnen ruht.

Wenn wir selbst die Fähigkeit, intuitiv zu handeln, nicht haben, weil wir von frühester Kindheit an in Formen eingesperrt worden sind, die lähmend auf die spontane Handlungskraft wirken, so müssen wir wenigstens versuchen, die heranwachsende Generation nicht in derselben Weise zu verderben. Diese neue Generation, die so vieles gut machen soll, was wir verschuldet haben, muß auch dazu erzogen werden, eine Liebestätigkeit zu schaffen, die lebendig ist, verstehend und zu guter Letzt völkerversöhnend.

Aber was können wir dazu beitragen?

Sicherlich dies, daß wir versuchen, die Jugend sich zu wahren, freien und selbständigen Menschen entwickeln zu lassen, die verstehen, daß nur das Natürliche, Unmittelbare, das Einfache groß ist.

Das Unmittelbare, Ursprüngliche ist die Anziehungskraft untereinander. Erst wenn die Überlegung kommt, entsteht die Kluft.

Wie oft konnte man dies nicht im Kriege beobachten!

Ich habe russische Bauersfrauen gesehen, die gerade von ihren zur Front gehenden Söhnen und Männern Abschied genommen hatten, wie sie verwundeten feindlichen Gefangenen zu essen und zu trinken gaben. Ich habe deutsche Kriegsgefangene ihr letztes Stück Brot mit Frauen und Kindern des feindlichen Volkes teilen sehn.

Tausendfältig sind die Beispiele, die der Weltkrieg dafür erbracht hat, daß das Gefühl viel schneller als der Verstand versöhnende Brücken schlägt.

Welche ungeheure Lehre sollte man nicht aus diesen Tatsachen ziehen? Und wie sollte man nicht versuchen, die Jugend auf diese primitive natürlich-menschliche, großzügige Auffassung aufmerksam zu machen?

Es liegen weder kosmopolitische noch internationale Tendenzen in diesen Bestrebungen, im Gegenteil — nur wer stolz ist auf seine nationale Eigenart, auf sein Land und sein Volk, kann sich den Luxus leisten, anderer Überzeugung, Sitten und Gebräuche zu achten. Duldsamkeit ist eine Eigenschaft, die nur starke Persönlichkeiten oder starke Völker haben können.

Die Liebestätigkeit ist eine Kulturarbeit, die wir immer als Kunst betrachten sollten.

Wenn wir die Menschen betrachten, die eine Liebestätigkeit ausgeübt haben, welche über die augenblickliche materielle Hilfe hinaus fruchtbar war, so stehen ihr Leben und ihre Arbeit da wie ein harmonisches Kunstwerk deshalb, weil sie Mut und Kraft gehabt haben, ihrer inneren Eingebung zu folgen und weil sie ihr Bestes gegeben haben nicht aus Pflicht oder Gewissensgründen, sondern weil sie nicht anders konnten.

Sie waren erfüllt von einer höheren Macht und haben das Wahrste und Größte hervorgebracht: Liebe.

Ihr Künstlertum besteht darin, daß sie Harmonie schaffen: Harmonie zwischen Einzelmenschen, Harmonie zwischen Völkern.

Unser Verständnis und unsre Bewunderung, unsre Hilfe und unsre Unterstützung sollten wir ihnen schenken, auf daß sie starke Brücken von Ufer zu Ufer schlagen möchten.

Kenntnis und Verständnis sind die Brückenköpfe, der Glaube an die Menschen und die Hingebung sind die Pfeiler, auf denen die Liebestätigkeit ruhen soll. So kann sie zum Mittel der Versöhnung zwischen den Völkern dienen.“ H.

Bücher des Feinsinns

Ein ästhetisches und ein lebensphilosophisches Werk verdient unter diesem Gesichtspunkt unter den Neuerscheinungen genannt zu werden: Robert Saitschick, Menschen und Kunst der italienischen Renaissance (München, Beck, 633 S.), und Das Ehe-Buch des Grafen Keyserling und seiner Mitarbeiter (Niels Kampmann Verlag, Celle, 428 S.). Ein feinsinniger Bücherfreund und ein feinsinniger Instrumentator geistiger Gegenwartskräfte vermitteln uns philosophisch und psychologisch vertiefte Gesamtbilder einer großen Zeit und einer großen Lebensfrage. In beiden tritt das eigenschöpferische Moment hinter der Wiedergabe und Verbindung vorhandener Wirklichkeiten zurück.

Glänzend ist diese Absicht in Saitschicks Darstellung der Renaissance gelungen, einem Werk, das nach zwölfjährigem Verschwinden vom Büchermarkt nun in zweiter Auflage erscheint. Mit Recht darf der Verfasser der Ansicht Ausdruck geben, daß sein Werk niemals veraltet, weil es mit großer Gediegenheit der Grundlagen anschauliche Darstellung und schlichte Wahrheitsliebe verbindet, wozu nicht zuletzt auch ein besonderes Vermögen der Einfühlung diese Darstellungen sympathisch macht. Neben Jakob Burckhardts Werken ist Saitschicks Schilderung gerade wegen dieser Eigenart der Behandlung durchaus nicht entbehrlich und steht wissenschaftlich auf gleichem hohem Niveau. Denn gerade die Charaktere und inneren Erfahrungen haben den Kulturhistoriker viel weniger interessiert als den Psychologen, als welcher Saitschick zu den feinsten der Gegenwart gehört. Nur eine einzige Darstellung, enger in der Auswahl der Stoffe und schwungvoller in der poetisch angehauchten Sprache, ist an psychologischer Ver-

tiefung dem Zeitbild von Saitschick nicht unterlegen, doch ist sie noch nicht dem deutschen Schrifttum gewonnen: Schurés „Propheten der Renaissance“. Hinter dem Werke Saitschicks steht viel mehr der Gelehrte und der historische Forscher, was dem sehr großen Reichtum des Buches an anschaulichen Einzeltatsachen trefflich zugute kommt. Dieses Gemälde der Renaissance hat den Stil der Gediegenheit und einer gewissen Anmut zugleich, die sich vor romantischen Entgleisungen hütet. Sammlung und Ruhe sprechen aus den lebensvollen Schilderungen, in denen die Besonnenheit eines philosophischen Geistes den Pinsel geführt hat. Soll man die Namen jener Zeit aufzählen, die Saitschick bis zu den auch weniger bekannten eingehend behandelt? Es dürfte überflüssig sein. Nur muß hervorgehoben werden, daß Dichtung und bildende Kunst, Politik und Sittenzustände, Religion und Philosophie gleichermaßen und in schöner, dem Leben angemessener Verteilung behandelt werden, was wohl von keinem der andern Bücher über das Thema ebenso uneingeschränkt gesagt werden kann. Saitschicks „Renaissance“ ist das beste Universalwerk über diese auch für den Menschen der Gegenwart grundlegend bedeutsame reiche Epoche, zu welcher sich begreiflicherweise gerade Wagnerfreunde — denn auch Saitschick ist ein solcher — stark hingezogen fühlen. Das Fehlen einer Bibliographie in dieser zweiten Auflage war leider nicht zu umgehen. Weiterschürfende müssen sich den zweiten Band der ersten von einer Bibliothek besorgen.

Keyserlings Ehe-Buch ist ein Sammelwerk von 25 Abhandlungen verschiedener Verfasser über das Thema. Sammelwerke und Kollektivforschungen liegen dem Zeitgeist heute näher als Persönlichkeitsschöpfungen. Keyserling gewinnt diesem im allgemeinen beklagenswerten Hang zur Vertrustung des Geistes eine gute Seite ab, indem er die Stoffe und Autoren nach Art eines Kapellmeisters zusammenstellt, der aus dem Zusammenspiel von Instrumenten ein Orchester und aus der Abfolge von tönenden Werten eine Symphonie gestaltet. So wird in Darmstadt verfahren, so im Ehe-Buch. Pluralitätswerk leider wie unsere ganze niedergegangene Kultur, aber im Kreise dieser Schematik die weitaus sympathischste Form: über dem Ganzen waltet ein feinsinniger Geist und wahrer Philosoph, der in der Vielheit die Einheit sucht. Vorliegendes Werk zerfällt in zwei Hälften, welche die historisch-geographisch-sozialen Bestimmtheiten der Eheform und Beiträge zu deren allgemeiner Wesensanalyse enthalten. Der symphonische Aufbau scheint mir gut gelungen. Vom Einleitungsaufsatz des Grafen bis zur Schluß-Abhandlung von Joseph Bernhart über „Die Ehe als Sakrament“ (scharf lutherfeindlich!) geht eine Gedankenströmung, deren ästhetische Einheit man empfinden kann. Es ließe sich allerdings über das gleiche Thema mit ganz andern Instrumenten und andern Motiven eine Reihe von Symphonien denken, die dem oder jenem mit Grund besser gefallen könnten. Aber wir haben das Werk zu nehmen, wie es vorliegt und als solches kurz zu schildern. In welchem Ton ist es geschrieben? Welcher Geist und welche Stimmung ruht über dem Ganzen? Das ist die Frage. Den Ton möchte man definieren als grüblerische Feinsinnsweise mit beachtlicher Tiefe — etwa Max Reger —, der Geist dürfte der des höchst komplizierten Menschen der Gegenwart sein, die Stimmung entbehrt der Sphärenharmonie von Gemüt und Seele, in denen dynamische Weisheiten sich setzen, die kein Intellekt zu setzen vermag. Gewiß, ich verstehe und gebe zu, daß Philosophie nicht Fühlen, sondern Denken bedeutet. Man kann aber auch mit dem Feuer der Begeisterung Statuen meißeln und Symphonien komponieren, deren Geist darunter nicht im geringsten zu leiden braucht. Zwischen Ästhetisieren und Kunstschaffen aus urgewaltiger Notwendigkeit des Innern besteht bekanntlich ein großer Unterschied. Und an ihn werde ich ein wenig erinnert, wenn ich das von mir hochgeschätzte Lebenswerk Keyserlings erwäge.

Das Ehe-Buch gibt einen vielseitigen und differenzierten Einblick in viele Regionen des für den Menschen wichtigsten Lebensproblems. Die sämtlichen Stoffe können hier nicht aufgezählt werden. Hervorhebenswert scheint mir vor allen Dingen der überaus weise Einlei-

tungsaufsatz des Herausgebers „Das richtig gestellte Eheproblem“, während sein zweiter Beitrag „Von der richtigen Gattenwahl“ in der sehr starken Betonung der Eugenik und entsprechenden Hintansetzung von Gemütswerten angefochten werden dürfte. Es ist ein Verdienst, daß Keyserling, wie übrigens auch ich selbst in meinem soeben erschienenen Buche „Philosophie des Eros“ (Ernst Reinhardt, München, 197 S.) den autonomen Menschenwert der Ehe unabhängig von Liebe und Fortpflanzung als eigene Kategorie des Lebens gelten läßt und betont. In dieser Frage vertreten andere, etwa Max Scheler, den Standpunkt der bloßen Konventionalität der Ehe im Gegensatz zu den Liebes- und Gattungskräften. Keyserlings ausführliche und tiefe Begründung dessen, daß die Ehe ihre eigene Kategorie als Bedeutung im Menschenleben besitzt, gehört zum philosophisch Bedeutendsten des Buches. Auch die altmodisch erscheinende Rechtfertigung der „Standesehe“ ist besonderer Aufmerksamkeit würdig. Man kann vielleicht die Empfindung haben, als ob die Gegner der Ehe in dem Buch etwas kurz gekommen wären; der Beitrag „Die Ehe als Fessel“ enthält nur den Preis des buddhistischen Mönches, die meisterhafte Darstellung der „Romantischen Ehe“ durch Ricarda Huch gibt nur ein historisches Gemälde. (Zu diesem möge man auch vergleichen: Julius Steinberg, Liebe und Ehe in Schleiermachers Kreis. Dresden 1921. Carl Reißner.) Nicht als ob ich dächte, grundsätzliche Ehegegnerschaft lasse sich zureichend begründen. Aber in unserer Zeit, wo die betreffenden Ideen in vielen Köpfen eine Rolle spielen, hätte man gerade auch einen scharfen Ehe-Gegner seine Gründe vorbringen hören sollen, und zwar nicht vom Standpunkt Buddhas, der uns herzlich wenig in diesem Zusammenhang berühren kann. Von den Mitarbeitern des Bandes seien noch Leo Frobenius, Rabindranath Tagore, Jakob Wassermann, die Psychoanalytiker C. G. Jung und Alfred Adler genannt. Einen besonderen wertvollen Beitrag stiftete Havelock Ellis mit dem Kapitel „Liebe als Kunst“.

Privatdozent Dr. Ernst Barthel (Köln)

*

Zur Ausländerei auf den deutschen Bühnen

Wir haben im Dezember-Heft des „Türmers“ auf diese unerhörte Wirtschaft hingewiesen. Das abgestumpfte deutsche Publikum läßt sich auf diesem Gebiete schlechthin alles gefallen, statt sich in Masse zu erheben. Jetzt stößt der alterprobte Berliner Theaterkritiker Julius Hart im „Hellweg“ (Heft 47, 1925) denselben Notschrei aus. Er schreibt: „Ludwig Fulda hat als Vorsitzender des Vereins deutscher Bühnenschriftsteller in einem Schreiben an den Verein unserer Bühnenleiter unlängst Widerspruch eingelegt gegen die beschämende Vernachlässigung und Zurücksetzung unserer einheimischen Dramatiker und die Überschwemmung unserer Theater mi- Werken des Auslands, französischen, italienischen, englischen, amerikanischen, norwegischen, schwedischen, dänischen, russischen, tschechischen, ungarischen usw. Leider nur in einem Briefe, nicht auch gleich in der allgemeinen Öffentlichkeit.

In diesen Tagen auch geschah es, daß ein wohlangesehener deutscher Poet dem Spielleiter eines unserer vornehmsten Berliner Bühnen-Konzerns auf der Straße begegnete und ihn glückstrahlend anredete: ‚Ich habe soeben ein neues Schauspiel fertiggestellt! Prüfen Sie's. Ich schicke es Ihnen in den nächsten Tagen zu.‘ Doch kopfschüttelnd, achselzuckend nur wehrte der andere ab: ‚In welcher Welt leben Sie eigentlich, verehrter Freund? Haben Sie keine Ahnung von dem, was wir aufführen? Sehen Sie in unseren Spielverzeichnissen auch nur einen deutschen Namen? Sie haben ein deutsches Drama geschrieben? Glauben Sie wirklich, daß einer von uns auch nur hineinblickt? Ausgeschlossen, völlig ausgeschlossen. Ja, wenn Sie etwas übersetzt hätten . . .‘ Der arme deutsche Dichter hat's mir selber erzählt, und für die Wahrheit der Geschichte gebürgt . . .

Dessen bedurfte es nicht. Ein Blick in die Theateranzeigen der Berliner Blätter schreit es jedem zu: ‚Deutsche Sprak, plumpe Sprak.‘ Mit einem deutschen Drama wollen unsere Theaterleiter nichts mehr zu tun haben. Wenig-

stens die in der Reichshauptstadt nicht. Für sie gibt es nur noch jenseits unserer Grenzen Menschen, die fähig sind, Theaterstücke zu schreiben.

Dieser Winter 1925/26 hat nunmehr eine solche Entwicklung auf eine ganz besondere Höhe getrieben. Woche für Woche ist es dasselbe. Auf zwanzig Aufführungen ausländischer Werke kommen immer nur zwei bis drei Werke einheimischen Ursprungs, wenn man die Kunst der Vergangenheit ausschließt, und nur das Schaffen der Lebenden, die Dichtung unserer Zeitgenossen, der unmittelbaren Gegenwartskunst berücksichtigt. Man kann also sagen, daß ungefähr tausend Prozent Drama bei uns augenblicklich von auswärts bezogen wird!

An der Tatsache läßt sich jedenfalls nicht rütteln und schütteln, ganz zweifellos ist es, daß seit anderthalb Jahrhunderten unser deutsches Theater noch nie ein solches Armutszeugnis sich ausstellte, wie heute, daß noch niemals die eigene einheimische Dramatik so mißhandelt und verächtlich in die Ecke gestellt wurde, alle Pforten ihr verschlossen blieben, und in so erdrückender Überfülle nur noch Auslandsware den Kunstmarkt beherrschte. Weh dir, daß du ein Deutscher bist, vor allem weh dir, armer deutscher Dramatiker!

Wenn man dem glauben soll, was unsere Berliner Bühnenleiter heute durch all ihr Tun unserem Volke predigen und verkündigen, so muß man es schon als eine Tatsache hinnehmen, daß dieser Krieg uns geistig und seelisch verwüstet und verelendet hat, wie einstmals unseligen Angedenkens der Dreißigjährige Krieg. Der machte damals allerdings Deutschland zu einem Barbarenland, und während in England und Frankreich höchste Blütezeitalter der Kultur und Kunst leuchteten, herrschte bei uns Winter- und Eiszeit, und es war immerhin eine Notwendigkeit, daß ein Gottsched einem Lessing die Bahn bereitete. Nach den Zeugnissen unserer Berliner Bühnenkunst in diesem glorreichen Winter 1925/26 muß man schon annehmen, daß auch jetzt wiederum rings in Europa und drüben in Amerika ein neuer herrlicher Frühling der Kunst aufgegangen ist und nur das deutsche Drama ist tot, ein abgestorbener Baum, der keine Blätter und Blüten mehr trägt.

Natürlich ist es nur das schlimmste Zerrbild aller Zerrbilder, welches uns unsere reichshauptstädtischen Theater damit bieten, und es spottet aller Wirklichkeiten, aller Tatsachen. Es kommt nur darauf an, den Geist zu brandmarken und bloßzustellen, der sich so an unserem Volke versündigt, es mit Versailler Ruten geißelt und wie in den Kriegsjahren mit Feindeszungen von unserer Kunst redet, als von einer Kunst der Boches.

Mag man noch so trüb und finster, so verzweifelnd mit allen Unglücksprophetenstimmen von den völligen Zerfall und Niedergang des zeitgenössischen Dramas sprechen, die ganze Kunstform überhaupt als eine überlebte Vergangenheitsform verwerfen, und mit der Stimme eines Wilhelm Scherer einen stets mehr fortschreitenden Zersetzungsprozeß bis zum Jahre 2200 verkündigen — mag man noch so kraß die zurzeit ja etwas chaotischen und dadaistischen Zustände hier übertreiben: all die Krankheits- und Schwäche-Erscheinungen wären jedenfalls allen Literaturen gemeinsam, bei allen Völkern die gleichen. Und nicht wie im 17. Jahrhundert liegt nur in Deutschland das Dornröschen im Schlaf. Immerhin hält unser deutsches Drama heute durchaus den Vergleich mit jedem fremdländischen aus, es marschiert durchaus mit in erster Reihe.

Was sind sie denn, diese Dramatiker des Auslandes, vor denen unsere Berliner Bühnenleiter einen so tiefen Kotau machen? Gailsworthy? Ein mittelmäßiger Sudermann. O'Neill, der Amerikaner? Nicht ohne Eigenart. Doch sechs deutsche Poeten wenigstens könnte man ihm ohne weiteres entgegenhalten. Und die große Mehrzahl, das sind die Stückefabrikanten, die auf der untersten Stufe stehen. Jerome K. Jerome, die Franzosen Birabeau, Verneuil und Sacha Guitry, die uns vorgestellt worden als die echtesten Vertreter Pariser Kultur! Doch daheim selber blickt man auf sie herab, und ein französischer Kritiker vom Range eines René Doumir wehrt sie schaudernd ab. Für ihn sind es nur

Vertreter des „théâtre indésirable", eines höchst unerwünschten Theaters, und man soll von ihnen nur nicht auf französische Kultur schließen. Aber für uns sind es köstliche Perlen!

Man kann auch gar nicht sagen, daß die äußeren Publikumserfolge irgendwie diese *skandalöse Vergötterung aller ausländischen und Mißhandlung der einheimischen Kunst* rechtfertigen. So selten in Berlin echte Uraufführungen deutscher Dramatiker sind und gar die junger, neuer, noch unbekannter Poeten: dann und wann geschieht ja auch dieses Wunder. Nun, Nabls ‚Trieschübel', dessen Uraufführung im ‚Zentraltheater' im September 1925 stattfand, wird bis Weihnachten Tag für Tag auf dem Spielplan stehen. Ein Erfolg, der auch einem ausländischen Werk nur in den seltensten Fällen zuteil wird.

Es gibt *keine* Entschuldigung, *keine* Rechtfertigung einer solchen in unserer Theatergeschichte geradezu unerhörten Tatsache: zehn Aufführungen ausländischen Ursprungs und nur eine einzige deutsche! Man lasse alle Redereien vom Internationalismus oder Nationalismus der Kunst beiseite! Solches Wüten gegen das eigene Fleisch und Blut, solche Selbstzerstörung unseres Geisteslebens ist nur ein *Verblödungsakt*. Ein schändlicher *Verrat* an unserem Volk und unserer Kunst. Man kann ihn nur brandmarken.

Es bedarf keiner weiteren Darlegungen, was gerade in unserer Zeit diese *würdelose, so völlig einzig dastehende, unerhörte Preisgabe unseres Theaters* für unser Volk bedeutet ..."

Die Schillings-Krise in Berlin

gehört in dasselbe Kulturgebiet: Theaterwirtschaft. Der Intendant der Berliner Staatsoper, Max von Schillings, ist vom Kultusminister Becker fristlos entlassen worden. Es wird vom ganzen Personal gegen diese auffallende Maßnahme protestiert. *Wer sind da wohl die Hintermänner?* Wir freuen uns, festzustellen, daß in den letzten Wochen auch der „*Jungdeutsche*" zu diesen Kultursorgen eifriger Stellung nimmt als früher. Dort schreibt z. B. „Gero" zu dieser Krise folgendes (Nr. 279):

... „Max von Schillings hat diese beleidigende Entlassung zurückgewiesen, da er erst im vorigen Jahre einen neuen Vertrag auf weitere fünf Jahre vom Ministerium mit auffallenden Lobeserhebungen bekam. In dem Schreiben des Kultusministers heißt es nun plötzlich, er sei „weder geschäftlich noch künstlerisch seiner Aufgabe gewachsen' (!). Auf Max von Schillings Entschluß, bei der Staatsoper auszuharren, hat der Minister am Donnerstag nachmittag mit einer fristlosen Entlassung des Intendanten geantwortet! Der Minister hat das gewagt, obgleich die Presse der verschiedensten Lager einstimmig für den Intendanten eintrat. (Nachdem die ‚Vossische Zeitung' anfangs gegen Schillings Stimmung machte, hat die ‚B. Z. am Mittag' — aus dem gleichen Verlag — *für* Schillings gestimmt, wobei nur nicht ganz klar ist, ob aus Überzeugung oder aus kluger Berechnung.) Trotz dieser Verteidigung des angesehenen Künstlers durch die Linkspresse muß festgestellt werden, daß es sich hier um ein ministerielles Kesseltreiben gegen den *letzten deutschblütigen Mann* in der Leitung der staatlichen preußischen Kunstinstitute in Berlin handelt. Im Verbande der Staatsoper umgibt Herrn von Schillings bereits eine jüdische Garde der Kleiber, Szell, Wohllebe, Meyrowitz usw. In der Städtischen Oper in der Philharmonie, in der Staatlichen Hochschule für Musik, im Berliner Symphonie-Orchester — *überall* befinden sich nach systematischer Abschiebung verdienter deutscher Künstler die *Juden an der Spitze!*

Sie haben ihre Hintermänner, ihre Dunkelmänner im Ministerium. Die *jüdischen Herren Kestenberg* und *Seelig* haben sich von Gnaden der Revolution dort im Wechsel der Regierungen zu halten gewußt und unterminieren im Novembergeiste die letzten Pfeiler deutscher Kultur in Preußen. Daß sie in ihrer geistarmen, ressentimentgeladenen Art hier so dauernd wirtschaften und den Minister für ihre Ziele gewinnen konnten, ist ein Beweis, wie unheilvoll und verderblich das parlamentarische System sich auch in der Kultur auswirkt.

Hier rächt sich die **Unterschätzung kultureller Machtfaktoren durch die Parteipolitiker der Rechten gewaltig.** (Sehen Sie, das predigt der Türmer schon lang und nutzlos! D. T.) Der Fall Schillings beweist die große Selbstsicherheit, mit der das Judentum in hohen Ämtern arbeitet.

Max von Schillings hat sich in der Staatsoper verabschiedet; er wird gegen das Ministerium prozessieren; es wird einen Skandalprozeß geben, gegen den die hohe Öffentlichkeit heute abgebrüht ist —, hat sie doch schon ganz anderre Charakterseiten hoher Herren auf diesem Wege kennengelernt als Brutalität gegen einen Künstler von Rang! Es wird viel Aufhebens um die errechnete Unterbilanz der Oper gemacht werden —, und indessen hat Leo Blech oder Paul Bekker (der schon aus Kassel nach Berlin gekommen ist) im Zeichen des Davidsterns die Leitung der Oper übernommen.

Auf die offiziellen Politiker der **Rechten** wird dieses Aufgeben des letzten Postens keinen Eindruck machen. Das parlamentarische Rechenexempel hält alle Welt in Atem. Für **Kultur hat man keine Zeit.** Die Kunst, die Hochschulen, die Schulen, die Literatur, die Presse: alles ist in den Händen derjenigen, die ihrem Blute nach nicht zu uns Deutschen gehören ... Es ist die sittliche Aufgabe jedes Deutschen, die schlummernden Gemüter zu wecken und die Jugend auf das Echte hinzuweisen."...

Zu derselben Sache schreibt Willy Pastor in der „Tägl. Rundschau" (Nr. 531): „Diese fristlose Entlassung ist ein cäsarischer Entschluß, zu dem man sich unter dem alten Regiment niemals verstanden haben würde. Ist der Herr Kultusminister Becker allein schuld an diesem unglaublichen Ausgang? Sein Verhalten während der zum Teil recht erregten Verhandlungen gegen Schluß der Aussprache machte nicht den Eindruck. Recht unverhohlen wurde auf die eigentlich Schuldigen in diesem Intrigenspiel aufmerksam gemacht: die unverantwortlich verantwortlichen Herren Seelig und **Kestenberg**. Diese Herren, ferner Herr Nentwig und wie sie alle heißen, hätte Herr Becker cäsarisch behandeln sollen: als Minister, als Ressortchef, als Mensch. Er hat es vorgezogen, sie zu decken, Schillings aber zu infamieren; denn die fristlose Entlassung ist eine Infamierung ..."

Das also sind die nächstbeteiligten Hintermänner. Man hat Herrn Paul Bekker, den früheren Musikkritiker der „Frankf. Ztg." und jetzigen Intendanten in Kassel als Nachfolger genannt — hat aber dann doch hinzugefügt, er sei „noch zu unerfahren". Er wird bald so weit sein ... Einstweilen wird man sich nach diesem mißglückten Vorstoß vielleicht „versöhnen"... Man beachte übrigens auch, wie sich in der Erörterung des Landtags unverhohlen die Partei-Einstellung breit macht!

Hans Schliepmann

Am 26. November wurde Hans **Schliepmann** 70 Jahre alt. Oberbaurat im Ruhestande, Fachschriftsteller, früherer Herausgeber der bedeutenden Zeitschrift „Berliner Architekturwelt" — und Verfasser einiger Romane, Erzählungen und eines ethisch-philosophischen Werkes. Er gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die neue Richtungen, neue Formen und Werte erfinden oder schaffen, oder Werte zerstören, die sich mit oder ohne innere Berechtigung als der „Geist der Zeit" gebärden. Schliepmann als Berliner (aber von der auch vorhandenen Seite Fontanescher Kultur) ist ohne jede Geste, ohne Pathos und falschen Sturm, ein Schriftsteller, dem es mehr um das lebendige Leben ging, als um jenes geistreiche Leben, das wir manchmal mit dem Begriff „Literatur" bezeichnen. Er ist kein glanzvoller Schriftsteller, den wir bewundern, aber er wird uns ein Freund, den wir lieben. Das Thema seiner wenigen Bücher ist das Leben selbst (also keine phantasiegeborenen Dichtungen, nicht das Unfaßbare künstlerischer Dämonie), ist Lebensmeisterung im Sinne jener deutschen Ideale, die keine Zeit zerstören kann, da sie die lebenspendende Quelle deutschen Wesens überhaupt sind: diese Quelle kann verschüttet werden, ihr Wasser kann nach innen verfließen, statt befruchtend über das Land zu rauschen — aber versiegen kann sie nicht, denn es gäbe dann kein deutsches Leben mehr.

So sind Schliepmanns drei bedeutsamen

Werke Bewahrung in edler Überlieferung, Gaben eines hellsichtigen, scharfsinnigen, harmonisch gebildeten und gütigen Menschen: bestes Bürgertum. Opfersinnig, strebend, bei aller Gemütswärme und -weichheit ausgezeichnet durch jene feine Form, die nach außen verhüllt, was innen leidet, verzweifelt und zerbricht; reines Menschentum mit jenen selbstverständlichen heldischen Zügen der stillen inneren Kämpfe, Selbstüberwindungen und Siege der Liebe und des Charakters.

Die Herkunft Schliepmanns legte den Keim zu der Lebensstimmung seiner Werke: Pastoren- und Apothekerfamilien der brandenburgischen Mark, kleine, enge, aber tüchtige und ehrenhafte Verhältnisse, manch tauber Spießer dabei, aber auch feste, scharfumrissene Köpfe und edle Herzen, komische und tragische Figuren — wundervoll lebt diese ferne und zeitlich doch nicht allzu ferne Vergangenheit in dem dichterisch reichsten Werk, der Chronik der Familie Hoffer „Von seligen Herzen". In dem behaglichen und ruhevollen Stil unserer großen Erzähler, vielgefaltet vom lächelnden Humor, überfunkelt von fröhlichem Witz, erzählt Schliepmann die Geschichte seines Geschlechtes, den Sieg zweier seligen Herzen über die Not des Tages. Man lese die Kapitel vom werdenden Groß-Berlin nach 1870, die Kapitel vom Rausch der liberalen Idee um 1848 — belebte und bewegte Zeitgeschichte. In den Jahren vor dem großen Kriege spielt der spannende und vielgestaltige Roman „Was das Leben erfüllt", ein Denkmal der Veräußerlichung, der Charakterlosigkeit und Führerlosigkeit im deutschen Leben des zwanzigsten Jahrhunderts, das durch die prachtvoll lebendige Charaktergestalt des Helden, des „echten Deutschen", überragt wird zu überzeitlicher Gültigkeit. In diesem Roman ist anfänglich ein Wirbel von Geschehnissen, Handlungen und Verwirrungen, eine Fülle von Typen aus allen Ständen und Berufen bis in die Spitzen der Regierung; fast wirkt das Buch wie ein mächtiger Film — bis immer lebhafter und befreiender die Idee alles durchbricht und das ewige und immer neue Evangelium von der absichtslosen Liebe und Hingabe an die großen Dinge, an Vaterland und starkes Menschentum, verkündet. In dem umfangreichen ethischen Werk „Die Wenigen und die Vielen" gab uns Schliepmann ein populäres Betrachtungswerk mit dem Ziele „Wegweiser zu einem nachkrieglichen praktischen Idealismus"; anschaulich, vielseitig, anregend, ist das Buch geeignet, im Sinne der Euckenschen Philosophie, im „Türmer"-Geist, besonders der denkenden Jugend Anleitung und Führung zu geben.

Schliepmanns leise Ironie und satyrischer Humor kommen in zwei kleinen Büchern zur Geltung: „Absonderliche Geschichten" und „Die Büßende Magdalena", heitere Geschichten und angenehme Gesellschafter. (Alle Bücher Verlag Erich Matthes.)

Wie es üblich geworden ist, beschenken die Geburtstagskinder unter den Schriftstellern und Dichtern ihre „Angehörigen" — und so durfte der Verfasser dieser Zeilen das neueste Werk des Dichters, den Roman „Herbst der Ehe", dieser Tage im Manuskript lesen. Ein Buch voll Lebensweisheit, voll Wissen um die Mannigfaltigkeit von Licht und Schatten im Eheleben, das im Herbste steht. Das Buch dürfte im Frühjahr im Buchhandel erscheinen, während der rüstige und geistig frische Jubilar sich zu neuen Werken bereitet.

Franz Alfons Gayda

Hans Altmüller

Am 2. Dezember vollendete Hans Altmüller sein sechzigstes Lebensjahr. Er ist in Kassel, seiner Vaterstadt, nicht unbekannt. Um ihn schart sich ein Kreis von Verehrern, der seine Fähigkeiten anerkennt. Auch in der Volkshochschule versammelt er allwöchentlich eine größere Anzahl Zuhörer um sich. Aber in der breiteren Öffentlichkeit konnte Altmüller noch nicht durchdringen. Er teilt dieses Schicksal mit seinem Vater, dem leider allzufrüh verstorbenen Karl Altmüller, dem Dichter des Hessenliedes: „Ich weiß ein teuerwertes Land", das u. a. Lewalter vertont hat und das wohl jedes hessische Schulkind singt.

Hans Altmüller ist Denker und Dichter, Schriftsteller und Künstler. Ein Mensch von individueller Eigenart und eine Persönlichkeit

von ausgeprägter Geistigkeit, wie sie unsere verflachende Zeit nur selten noch hervorbringt. An die Öffentlichkeit tritt er vor allem durch seine Vorträge über Kunst und Kultur, Literatur, Musik und Philosophie. Was er in diesen Vorträgen in anziehendster, geistreicher Form vertritt, ist das klassische Bildungsideal, das er als vollgültig und höchst erstrebenswert auch und gerade für unsere im technischen Problem einseitig gefesselte Gegenwart hinstellt. Er ist selbst ein vollendeter Repräsentant dieses Ideals, im Wesen und in der Erscheinung. Originell im Ausdruck, neu und schöpferisch im Gedankenbau, begeisternd und mitreißend in der Rede, handhabt er seinen unerschöpflichen Vorrat an stofflichem Wissen mit rhetorischer Meisterschaft.

Schriftstellerisch ist Altmüller schon 1892 mit einem Frühwerk: „Deutsche Klassiker und Romantiker" hervorgetreten. Für Heidelbachs „Hessenland" hat er dann manchen Beitrag in Poesie und Prosa geliefert. 1920 erschien sein „Unsterblichkeitsproblem", dem sich 1924 das Buch „Höchste Lebenswerte" anschloß, in dem der vorgenannte Vortrag mit zwei weiteren über „Das Wesen des Christentums" und „Die Bedeutung unserer Klassiker für die Gegenwart" vereinigt wurde (Kassel, Verlag Erich Scharwenka). Dieses Buch enthält das Wesentlichste seiner Weltanschauung, die durchaus positiv, sich bei aller Anlehnung an klassische Vorbilder als ein selbständiges Ergebnis langer und fruchtbarer Denkarbeit darstellt. Wer diese Vorträge liest, hört den Verfasser sprechen.

Die meisten seiner schriftstellerischen Produkte, insbesondere die Mehrzahl seiner Gedichte, ruhen aber noch unveröffentlicht im Schreibtisch.

Im heutigen Deutschland sind Persönlichkeiten wie Altmüller nicht zahlreich vorhanden. Kassel und Hessen dürfen stolz sein auf diesen Sohn der heimatlichen Erde, dessen ganze Persönlichkeit fest in ihr wurzelt, wenn auch sein Werk auf Universales zielt. Dieses Ziel ist immer die Erziehung des Menschen zur freien, harmonischen Persönlichkeit, die sich ihrer sittlichen Bestimmung und Verpflichtung bewußt ist. Es geht immer um ethische Dinge; und Tagesfragen gelten Altmüller nur insoweit, als sie in Beziehung zu diesen Endabsichten zu bringen sind. Darum ist er auch ganz und gar unpolitisch, sofern er unberührt bleibt von den Tagesmeinungen, und doch in hervorragendem Maße berufen und auserwählt, an seinem Teile praktische Wiederaufbauarbeit zu leisten und unser Volk innerlich reif und fähig für eine bessere Zukunft zu machen.

Hoffen wir, daß nach einem Jahrzehnt diese lichtere Zeit angebrochen ist! Und daß bei der siebzigsten Geburtstagsfeier dem Jubilar Gerechtigkeit in einem Umfange zuteil wird, die seiner überragenden Bedeutung entspricht!

A. Veit

Adolf Damaschke

Adolf Damaschke, der Sechzigjährige, hat nun auch den zweiten Band seiner Erinnerungen veröffentlicht. Welch ein Lebenskampf! Sein Vater war ein kleiner Handwerksmeister, seine Mutter war Schwester gewesen. Beide sparten und darbten ihr Leben lang für ihre Kinder. „Die Liebe, die wir den Eltern nicht zurückerstattet haben, müssen wir an unsere Kinder weitergeben", sagt Adolf Damaschke in seinen Lebenserinnerungen. Seine Kindheit spielte im Berliner Miethausmilieu: Stube, Kammer, Küche — ständiger Wohnungswechsel! „Der Aufenthalt auf den Höfen und das Spielen sind verboten." Der junge Adolf Damaschke war kurzsichtig, unpraktisch, von feiner Empfindlichkeit und liebte die Bücher.

Was ihn von jung an zu einem geschlossenen Menschen machte, war leidenschaftliche Fahnentreue. Noch suchte er eine Idee. Er half in der freikirchlichen Sonntagsschule Paulus Cassels: „In den freikirchlichen Organisationen ist alles selbsterkämpfte Überzeugung; hier spielt weder äußerer Glanz noch äußerer Zwang irgendwie eine Rolle." Der junge Damaschke will Volksschullehrer werden. Während der straffen Seminarzeit beschäftigte ihn das Jahrhundert der Kreuzzüge am stärksten. Als kämpfender junger Lehrer will er Lernmittelfreiheit für die Volksschüler erringen. Eine seiner ersparten Reisen geht nach Palä-

stina. „Wer auf dem Ölberg mit sehenden Augen gestanden, der steigt von ihm herab — von vielem für immer genesen! . . .“ „Mein Weg war klar,“ schreibt er, „ich war entschlossen, mich nicht zu trennen von dem armen Volke, dem ich selbst entstammte.“ Das ist das Geheimnis seiner zu Herzen dringenden Sprachgewalt. So wirkte er jahrelang als Schriftführer des Vereins für naturgemäße Gesundheitspflege: „Heilkunst ist eben eine Kunst, bei der das Beste nicht im äußeren Wissen allein gegeben werden kann.“ Dann trat der Bodenreformgedanke in sein Leben durch den Verein für Bodenbesitzreform, dessen Zeitschrift „Frei-Land“ er jahrelang redigierte.

Was den Anfang der neunziger Jahre kennzeichnet, ist eine innere Unruhe der Aufgeweckten, es ist eine Zeit der Selbstmorde. Auch die Bodenbesitzreform gärt. Männer stark individualistischer Prägung, wie Flürscheim, Hertzka, versuchen Utopien in Mexiko und Afrika; Damaschke kämpft für den Schutz der Bauhandwerker, für den Bau- und Sparverein, denn: „Die theoretische Erkenntnis von der Verderblichkeit der Schacherfreiheit der Erde wird durch die Anschauung besserer Verhältnisse ungemein rasch wachsen.“ Aber: „Es gibt keine Inseln der Seligen. Wir Volksgenossen sind alle durch unsichtbare, aber unzerreißbare Ketten miteinander verbunden; wir steigen alle in die Höhe oder wir sinken alle, zuletzt auch die, wenn nicht selbst, dann in ihren Kindern und Enkeln, die heute glauben, aus krankhaften sozialen Verhältnissen Sondervorteile zu ziehen.“ Er weiß: „Das Vertrauen zu den Führern macht eine Organisation erst arbeitsfähig.“ Seine Methode war: „Die uralte Wahrheit, deren Bedeutung man erkannt, hineinzufügen in das Leben seines Volkes, so wie es seine geschichtliche Entwicklung gerade in dieser Stunde verlangt und ermöglicht!“

1896 ist die Entscheidung für ihn. Er gibt den geliebten Lehrerberuf auf und wird Redakteur der „Kieler Neuesten Nachrichten“. Der Bund für Bodenbesitzreform geht auf in den deutschen Volksbund, bis 1898 der Bund Deutscher Bodenreformer unter dem Vorsitz Adolf Damaschkes gegründet wird. Aus einer Weltanschauungssekte wird er der Bund der praktischen Arbeit. Der Bund greift ein in innerpolitische Fragen: Kolonien, Kanalbauten, städtische Bodenpolitik, Hypothekenreform (Gesetz zur Sicherung der Bauforderungen), Monopolisierung der Bodenschätze, Erbbau und Wiederkaufsrecht, Agrarfrage, Wohnungsfrage. Der Bund hat sein eigenes Organ und ein wissenschaftliches „Jahrbuch der Bodenreform“. Damaschke schreibt seine drei großen Schriften: „Bodenreform“, „Geschichte der Nationalökonomie“, „Aufgaben der Gemeindepolitik“. Er heiratet die Enkelin des badischen Staatsmannes Gelzer, seine getreue Gefährtin in aller Arbeit. Er gewinnt treue Freunde unter Universitätsprofessoren, Kaufleuten, Politikern, Verwaltungsbeamten, Pfarrern: Männer, die den Bundestagen der Bodenreformer das feste und bodenständige Gepräge geben. Im Krieg kämpfte der Bund unermüdlich für die Heimstättenhoffnung. 1919/20 wurden Reichssiedlungsgesetz, Reichsheimstättengesetz, Art. 155 der neuen Verfassung geschaffen. Gegen Krankheit und Alter kämpft Dr. Damaschke unermüdlich für seine Fahne. Er hat in einer Zeit gelebt, die keine Berge versetzte, sondern eine Zeit der Vorbereitung war. Er hat nicht weite Strecken erobert, aber sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen.

„Sich an der Gewißheit genügen, Samen ausstreuen, Samen, der hinfliegt in die Welt, zuletzt von dem einzelnen Sämann unkontrollierbar, damit begnügen sich nur wenige, auch wenn sie wissen, daß es guter Samen ist, dessen Frucht eine Frucht des Glückes und des Lebens werden muß.“ E. Behne

Deutsche Festspiele 1926 in Weimar

Am 1. August 1925 ist der „Bayreuther Bund der deutschen Jugend“ gegründet worden. Man gab ihm zwei Aufgaben mit auf den Weg, deren jede eine nationale Erziehungstat sein sollte. Die innere Aufgabe ist die Erziehung unserer reiferen Jugend zum Gedanken von Bayreuth, dem gewaltigen musikdramatischen Kunstwerke Richard Wagners. Das Ziel ist die Bildung einer neuen Ge-

meinde, die auch in Zukunft, eng verwachsen mit dem Werke, Bayreuth und das deutsche Kunstwerk tragen und um dieses unvergängliche Wahrzeichen deutscher Kultur das deutsche Volk sammeln soll. Die äußere Aufgabe ist das Bewußtsein, als Machtfaktor tatkräftig und gestaltend in das Kulturleben unseres Volkes einzugreifen, das deutsche Volk an seine große Kultur wieder glauben zu lehren und eine neue Lebensbewegung an die Stelle des immer mehr drohenden Verfalls der deutschen Kunst und Kultur zu setzen.

Es ist diesmal nicht bei den gewohnten hilflosen und ohnmächtigen Ausschußsitzungen, Vorstandsberatungen, Mitteilungen durch die Presse und ideal-phantastischen Ankündigungen und Aufrufen geblieben. Junge, begeisterte Menschen haben sich über Formalismus und Pedanterie hinweggesetzt und mit einem kühnen Griff den deutschen Geist und den deutschen Willen hervorgezogen aus dem Schlummer. Sie haben an die Stelle der Rede und der Schrift die Tat gesetzt und dürfen heute, innerlich gefestigt, an die Öffentlichkeit treten.

Über das ganze Deutsche Reich verbreitet, arbeiten die Orts- und Schulgruppen des jungen Bundes der Bayreuther Jugend. In Berlin, Hamburg, Dresden, Magdeburg, Weimar, Dessau, Elberfeld-Barmen, Jena, Eisenach, Gotha, Arnstadt, Eisenberg, Pforzheim sitzen die Hauptgruppen, selbst schon stark, aber immer weiterschaffend, in vielen Städten sind einzelne Persönlichkeiten, begeistert von dem Gedanken einer Bayreutherziehung, die das ganze deutsche Kulturleben in sich vereinigen will, werbend und aufbauend tätig, um dem jungen Bunde zu seinem ersten Wiegenfeste die Freude einer weitverzweigten Verbreitung zu machen. Überall also Aufbauarbeit unter dem Zeichen der Freude und der Hoffnung!

Die erste Kulturtat aber, die ersten deutschen Festspiele, ist nun begründet und sichergestellt. Über den Wert und das Ziel einer solchen Festzeit sind wir uns heute um so klarer geworden, je deutlicher die Fesselung des deutschen Kunstlebens durch internationalen Geist und Ausländerei der Kreise geworden ist, die heute alle leitenden Stellen des deutschen Geisteslebens innehaben. Eine solche Besinnung auf das eigene Kulturgut im deutschen Volke ist notwendig, wenn wir nicht wollen, daß wir seelisch und geistig verkümmern.

Was einzelne an einzelnen Stellen reformatorisch zu bessern versuchten, das wollen die für den Juli 1926 angesetzten „Deutschen Festspiele" zusammenfassen und zum machtvollen Anfang einer neuen deutschen Kulturbewegung machen.

In Bayreuth, das uns Symbol des deutschen Nationalkunstwerks ist, werden im Jahre 1926 die Proben zu den für 1927 angesetzten Festspielen stattfinden. Das Probenjahr darf jedoch der deutschen Kulturgemeinde nicht verlorengehen, die in der Ruhepause Bayreuths von 1914 bis 1924 schon lange genug hatte entbehren müssen. Im schönen Weimar soll sie sich zur Pflege deutscher Kultur vereinen, damit ein lang ersehnter Wunsch deutscher Führerpersönlichkeiten wie Hans von Wolzogens und Friedrich Lienhards Wahrheit werde, die Bayreuth und Weimar verbunden wissen wollten, da eines ohne das andere nur ein einzelnes, die Vereinigung beider aber das große Ganze erreichen könnte.

Durch das verständnisvolle und bereitwillige Entgegenkommen der Generalintendanz von Weimar haben die Gedanken Blut und Leben bekommen. Das prächtige, schon durch seinen vornehmen Stil und die bauliche Anlage wie zum Festspielhause geschaffene „Deutsche Nationaltheater" in Weimar ist für den Juli 1926 an den „Bayreuther Bund der deutschen Jugend" verpachtet, der mit dem 1. Juli die Proben aufnehmen wird und mit dem 22. Juli zu seinen „Deutschen Festspielen" einladet.

In diesem ersten Festspieljahre sollen drei deutsche Männer zu Worte kommen, die ihrem Volke Vieles und Schönes zu sagen haben: Siegfried Wagner, Friedrich Lienhard und Hans von Wolzogen. Von Siegfried Wagner werden „Der Bärenhäuter" und „Sternengebot" aufgeführt. Der „Bärenhäuter", ein kraftvolles, kerndeutsches Drama, ist das erste Werk des Bayreuther Dichter-

komponisten, mit dem er in den Jahren 1900 bis 1901 die Bühnen im Sturm eroberte; das „Sternengebot“ dagegen ein ganz in Melodie getauchtes hohes Lied der Liebe. Eine gewaltige dramatische Steigerung erfährt dieses Werk durch die Gestalten des Salierherzogs Konrad und des Krüppels Kurzbold, der sich für einen verheimlichten Sohn des Herzogs hält und selbst nach der Krone greifen möchte. Karl Waak, aus dem Kreise um C. Fr. Glasenapp, hat dieses Werk in einer tiefen Abhandlung nach seinem dramatischen Gehalt untersucht. Auf die von ihm erschienene Broschüre sei als beste Einführung neben den umfassenden Werken von Glasenapp selbst und Paul Pretzsch (beide bei Breitkopf & Härtel) empfehlend hingewiesen.

Von Friedrich Lienhard wird der „Münchhausen“ aufgeführt, um die musikalischen Abende mit diesem entzückenden, heiteren Spiel zu unterbrechen, dessen Anlage mir in Shakespearescher Meisterschaft erscheint, und das dem großen lebenden Träger des Weimargedankens neue Freunde zu den getreuen Verehrern seiner edlen Kunst gewinnen wird.

In einer Morgenfeier kommt außerdem Hans von Wolzogen zu Worte, den es im Jahre 1926, als dem Gedenkjahre des fünfzigjährigen Bestehens Bayreuths, zu ehren gilt. Neben einem Vortrage über den treuesten Jünger des Bayreuther Meisters, den edlen deutschen Mann und Streiter und den Sänger Wolzogen, steht die Aufführung seines „Longinus“.

Die Besetzung der führenden Partien in sämtlichen Aufführungen nennt klangreiche Namen der besten deutschen Bühnenkünstler. Siegfried Wagner wird die künstlerische Leitung innehaben, Generalmusikdirektor Franz von Höslin (Dessau) und Karl Elmendorf (Staatsoper München) die musikalischen Aufführungen dirigieren, Alexander Spring (Stadttheater Aachen) die Bühnenleitung führen und Dr. Ulbrich, der Generalintendant des Nationaltheaters, für die Schauspielregie zeichnen. Kammersänger Habich, Heinrich Schultz, Rudolf Watzke, Joseph Correck, Fritz Wolff, Hans Beer, sämtlich durch ihre Mitwirkung in Bayreuth bekannt, Anton Maria Topitz, Elli Sendler, Inge Sarauw, Liselotte Heinlin und manche andern wirken in den musikalischen Aufführungen mit. Orchester und Chöre werden bedeutend verstärkt sein, so daß Festspielaufführungen erreicht werden, die den Charakter eines künstlerischen Ereignisses tragen sollen.

In der rechten Erkenntnis der schweren wirtschaftlichen Notlage unseres Volkes und in dem Bewußtsein, mit den „Deutschen Festspielen“ eine notwendige ideale Tat durchzuführen, hat die Festspielverwaltung einen Etat aufgestellt, der es ermöglicht, die Eintrittspreise so niedrig zu gestalten, daß der Festspielgedanke auch in den Kreisen unseres Volkes Verbreitung finden kann, die zwar das Bedürfnis nach künstlerischen Feierstunden, nicht aber die Mittel dafür haben.

Die Verwaltung liegt in den Händen des „Bayreuther Bunds der deutschen Jugend“, die Geschäftsstelle der Festspiele ist beim Verlag W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig, Johannisgasse 30 II.

Die Geschäftsstelle des „Bayreuther Bunds der deutschen Jugend“ befindet sich in Altenburg, Thüringen, Leipziger Straße 1, beim Bundesvorsitzenden. Dort erfährt man, wie in der Geschäftsstelle der Festspielverwaltung, Näheres.

An allen deutsch Empfindenden liegt es nun, die „Deutschen Festspiele“ zu einem Bekenntnis für deutsche Kultur zu gestalten.

Otto Daube

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Bildnis der Friederike Sachs (Erstveröffentlichung) M. v. Schwind



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. — Februar 1926 — Heft 5

Der Greis sollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war; er hat nicht nötig zu jammern, wenn sie annaht; es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmut hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Haustür sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen... In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach. Welche Fülle ununterbrochener Tätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter allen zu staunender Bewunderung kundgegeben? Und die Herrschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt?

Jakob Grimm
(„Über das Alter", 1860)

Jugend und Alter im Lichte des Ideals

Von Friedrich Lienhard

Festrede zur Feier des 75jährigen Bestehens der Berliner Studentenverbindung Wingolf in der Aula der dortigen Universität. L.

Es ist mir der Auftrag geworden, zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der Berliner Studentenverbindung Wingolf an dieser Stelle die Festrede zu halten. Ich habe dieser Verbindung einst in den Jahren 1887 und 1888 zwei Semester angehört, nachdem ich die vorausgehenden Jahre in der Straßburger Schwesterverbindung Argentina verbracht hatte. Damals gab es noch ein deutsches Straßburg und darin ein reich ausgeprägtes deutsches Studentenleben mit einer neuen schönen Universität. Es war die Zeit, wo man im fröhlichen Heidelberg das fünfhundertjährige Bestehen der „Carola Ruperta" feierte. Der Frühling blühte bei jenem großzügigen Studentenfest überwältigend schön über alle Gartenmauern; und die Gassen und Märkte blühten von überquellenden Scharen buntbemützter Musensöhne. Es war eins meiner ersten eindrucksvollsten Erlebnisse auf altdeutschem Boden — und es war eine Höhezeit deutscher Reichsmacht. Denn noch lenkte Bismarck das Reich, noch lebte der edle alte Kaiser Wilhelm. Und als wir ein Jahr darauf nach Berlin kamen, war es für uns elsässische Studenten einer der ersten Gänge, uns drüben vor dem Kaiserschloß aufzustellen, wenn die Wachtparade vorüberzog. Dann erschien wohl das vornehme Gesicht des greisen Monarchen einen Augenblick am Fenster; wir jungen Deutschen jauchzten ihm zu und sangen wohl auch mit Hochgefühl ein vaterländisches Lied. Denn Deutschland war damals in der ganzen Welt geachtet.

Aber in Berlin erlebten wir auch des alten Kaisers Tod und Bismarcks Entlassung. Beides hat uns tief erschüttert, ganz besonders des Kanzlers Schicksal. Es ist jedem, der dabei war, unvergeßlich, wie sich die ganze Nacht die schweigende Menschenmasse unter leise rieselndem Märzregen vor dem Palast drängte und auf Nachricht über den sterbenden Kaiser harrte. Ich entsinne mich noch, wie meine urberlinischen Wirtsleute am Morgen weinend in der Küche saßen: „Der Kaiser ist tot!" Ja, des Reiches künftiges Schicksal war mit dem Tode jenes Kaisers und mit der Entlassung des Kanzlers besiegelt. Als wir Studenten dort am eisigen Morgen des Begräbnistages in studentischem Wichs vor der Universität Spalier bildeten und der lange, lange Leichenzug westwärts durchs Brandenburger Tor vorüberwallte — da war eine geschichtliche Wende angebrochen. Bis ins Mark hat es uns dann erregt, als der genialste Außenpolitiker der ganzen Kulturwelt, nicht nur Deutschlands, von dem jungen Nachfolger in den Sachsenwald verbannt wurde.

Dies taucht heute vor dem Auge des sechzigjährigen Elsässers auf — ein Rückblick über fast vierzig Jahre. Was hat sich in diesen vier Jahrzehnten Erschütterndes vollzogen! Und was vollends in den fünfundsiebzig Jahren, auf die wir heute bei dieser Feier zurückschauen! Aus den Nachwehen der Revolution von 1848 tauchte in jenen fünfziger Jahren diese deutsch und christlich gesinnte Studentenverbindung auf. Es war die Zeit, als Bismarcks Wirksamkeit begann und als Hindenburg geboren

war. Und damit steigt unsere Betrachtung aus dem Persönlichen ins Allgemein-Historische empor.

Lassen Sie uns dem Tatbestand kühn ins Auge schauen und gleich die Kernfrage stellen: war Deutschland damals etwa jung — und ist es nun alt geworden und reif zum Zusammenbruch? Läuft nicht das verfängliche Wort um vom „Untergang des Abendlandes?" Läßt sich über Jugend und Alter nichts Trostvolles und Übergeordnetes finden, was dem Wechsel standhält?

Mit dem Begriff „Studentenverbindung" ist ohne weiteres der Begriff Jugend verbunden. Jugend wandert unaufhaltsam hinüber in das Alter; und immer neue Jünglinge drängen an die verlassenen Plätze der alten Herren. Und so wäre hier ein ewiger Wechsel und Wandel festzustellen, wenn nicht etwas Gemeinsames Jugend und Alter verbände. Dieses Gemeinsame, dem wir alle dienen, alt und jung, ist das Ideal.

Ein gutes Ideal muß uns durch das ganze Leben begleiten können; es muß nicht nur standhalten, sondern auch Kraft geben; es muß bei aller Beharrlichkeit im Wesen doch fähig sein, sich in den Formen immer wieder zu verjüngen und den wechselnden Zeitverhältnissen anzupassen.

Der Wingolf fügt sich mit seinen Idealen in die Linie der Reichsromantik ein. Er entzündet seine Fackel an demselben Feuer, das die Burschen der Wartburg belebt hatte, das im deutschen Idealismus eines Schiller und Fichte und Schleiermacher lebendig war, das schon von Klopstock und den national gestimmten „Barden" entzündet war. Das altgermanische Wort „Wingolf" bezeichnet — ähnlich wie Walhall — eine Freundschaftshalle, einen Tempel der Freundschaft. Klopstock hat eine seiner ersten und längsten Oden (1747), die er seinen Freunden widmete, mit diesem selten vorkommenden Namen belegt. Dort heißt es:

„Den segne, Lied, ihn segne bei festlichem
Entgegengehn, mit Freudenbegrüßungen,
Der über Wingolfs hohe Schwelle
Heiter, im Haine gekränzt, hereintritt ...

Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsren Freunden rufet, damit wir uns
Hier in des Wingolfs lichten Hallen
Unter dem Flügel der Freud' umarmen!"

Des Messiassängers Grundideale — Freundschaft und Liebe, Vaterland und Frömmigkeit — sind auch die unseren. „Durch Einen Alles" (*δι' ἑνὸς πάντα*), ist des Wingolfs gläubige Losung: durch Einen Alles — durch den göttlichen Meister! Gott, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, Vaterland: dies gehört zu den Kräften, die einst seit Klopstocks Tagen unterirdisch das Reich vorbereitet und gebaut haben — einst: vor dem Einbruch des Materialismus! Es waren die stärksten Stützen der deutschen Familie und damit auch der deutschen Lebensgemeinschaft; sie banden die Deutschen zur Einheit, als wir staatlich noch nicht geeinigt waren. Vergessen wir nicht, daß die Burschen der Wartburg gemeinsam in der Kirche das heilige Abendmahl nahmen! Tiefernst war es ihnen an jenem reinen Oktobertage des Jahres 1817

mit ihrer vaterländischen Sache, so daß sie zuvor brüderlich vor das Angesicht Gottes traten. Diese religiösen Gemütskräfte sind heute vom Materialismus und Intellektualismus zurückgedrängt.

So erhebt sich bei einer wehmutvollen Rückschau auf diese fünfundsiebzig Jahre, die eine Reichsgründung und einen Reichszusammenbruch erlebten, die Frage: waren jene Ideale, die wir in die Worte „Deutschtum“ und „Christentum“ seit Klopstock und seit der Wartburg-Burschenschaft zusammenballten, nur ein Traum? Soll die neue Schicht recht behalten, die das Vaterland in Internationalismus auflösen und die Religion nicht nur als „Privatsache“ (also für die Gemeinschaft belanglos), sondern überhaupt als „überflüssig“ abschaffen will? Ein wenig weiter östlich in Europa hat man in der Tat nicht nur die Monarchie abgetan, wie bei uns, sondern auch Gott abgesetzt und die Religion ausgetilgt aus dem terroristisch beherrschten öffentlichen Leben. Fahle Flammen züngeln von dort herüber; was man als unsre kostbarste deutsche Eigenart zu schätzen pflegt, das *schöpferische* Gemüt, das unsere Märchen, unsere Musik, unsere Philosophie schuf und das Christentum eindeutschte, das droht von jenem kalten Verstand zersetzt und zerfressen zu werden. Es ist ein neuer Tatareneinfall. Und man begreift, daß nach solchem mörderischen Weltkrieg — der nur die äußere Auswirkung des längst schon die Seele zersetzenden Materialismus ist — in Europa ein Flüstern umläuft vom „Untergang des Abendlandes“. Man machte sich um die Jahrhundertwende, als Häckel und der platt gewordene Darwinismus den Markt beherrschten, lächerlich, wenn man den Namen Gott aussprach; und man wird heute der Phrase verdächtigt, wenn man das Wort „Idealismus“ in den Mund nimmt. Es ist landläufige Unsitte geworden, den Idealismus nicht mehr als eine wünschenswerte *Seelenkraft* hoch zu achten, die sich erst recht im *Leid* bewährt: sondern als Ideologie und Illusionismus spöttelnd zu mißachten, wobei man sich unter Idealisten gemeinhin unpraktische Schwärmer vorstellt.

Wir aber sprechen als unsere Überzeugung mit ganzer Festigkeit und Unzweideutigkeit dies aus: wenn die schöpferischen Gemütskräfte, die einst den deutschen Idealismus, die deutschchristlichen Lebensideale, die Reichsromantik geschaffen haben, wenn diese *Grundsteine eines edlen deutschen Familien- und Gemeinschaftslebens* untergehen — so hat Deutschland seine Sendung verkannt, so geht Deutschland unter.

Nicht das Abendland ist dem Untergang geweiht, denn dies mag auch als Zivilisation weiterleben oder weitervegetieren, aber die *besondersartige deutsche Gemütskultur* ist dann zur Belanglosigkeit und damit zum Absterben verdammt. Das Reich ist dann seelenlos geworden, eine Maschinerie, ein Mechanismus; der Duft und Hauch ist weg; das Unaussprechbare, was ich mit dem Wort „Reichsseele“ anzudeuten pflege, ist verflogen.

Nicht der Idealismus als solcher wird untergehen. Niemals! Denn wahrer Idealismus kann im einzelnen Menschen nun und nimmer sterben, er ist unbrechbar und bekundet eben damit, daß er den äußeren Verhältnissen überlegen ist, seine Herkunft von Gott, seine Unbedingtheit, sein kosmisches Geheimnis. Er wird sich aber bei zu ungünstigen Zeiten nur noch in *einzelne* Persönlichkeiten zurückziehen und wird das Gemeinschaftsleben nicht mehr zu durchdringen vermögen. Die

idealistischen Gottgesandten sind zwar immer in der Minderheit, aber sie durchsäuern und durchsalzen die Masse und bewahren sie vor Fäulnis. Das ist ihre Sendung. Wo dies nicht mehr gelingt, da fällt eine Lebensgemeinschaft rettungslos auseinander; denn sie weiß nur noch mit dem sinnlichen Genuß und Nutzen etwas anzufangen, ist also nur noch eine zivilisierte Tierheit und wird von unten her in triebhaften Zuckungen geleitet, aus den Bezirken der Zeugung und Verdauung. Die oberen Mächte jedoch, die Kräfte des Guten und Schönen, haben sich in ihr Lichtreich zurückgezogen. Es ist der Anfang vom Ende. Das Ende aber ist Vermassung, Verblödung, Vertierung.

Eine große Polarität oder Wechselwirkung geht je und je durch die Welt: Triebkräfte von unten und Geistkräfte von oben. Jene sind erdhaft, diese sind kosmisch. Jene sind die Arbeits- und Fronkräfte im Kampf ums Dasein, diese sind Religion und Kunst, Freundschaft und Liebe. Dort ist Zwang und Alltag, hier ist segnender Sonntag. Wer sich den aus dem Lichtreich einströmenden Kräften des Sonntags verschließt, der verknöchert unrettbar. Die helfende Liebe von oben hat ihn verlassen.

Wir können auch so sagen: es ist die Polarität oder Wechselwirkung zwischen Staatsreich und Gottesreich. Beide wirken zusammen wie Leib und Seele. Wenn sich das feine „Reich Gottes", das Christus verkündet hat, nicht strahlenhaft hineinwirkt in das Staatsgebilde, indem es die einzelnen Herzen zubereitet, so ist nur noch eine seelenlose Masse zu befehligen, die dann allerdings einen Diktator braucht (da hat Spengler recht), weil sie selber keine mitregierenden Kräfte des Guten mehr in sich übt. Nicht ernst genug kann man diese beiden Pole Staat und Gottesreich in ihrem notwendigen Zusammenwirken beachten. Christen und Idealisten sind Mitarbeiter der Gottheit, gleichviel welche Stelle sie im Staatskörper einnehmen mögen. Ihre Herzen stehen in ununterbrochener stiller und inniger Gebetsverbindung — oder wie man dieses kosmische Heimatgefühl benennen mag — mit den Meistern der Weisheit und der Liebe. Sie sind die aufnehmenden Antennen für die Stimmen der Höhe.

Diese Stimmen sind es, die ein Volk vor dem Untergang bewahren. Diese edle Minderheit ist das Licht der Welt und das Salz der Erde. Hier ist die feine Schnur, mit der die Menschheit am Himmel hängt, an den Reichen des Lichts, in die unsere Erde eingebettet ist und von denen sie nicht abgeschnürt werden darf.

Das deutsch-christliche Lebensideal ist ein Doppelideal: das irdische Vaterland wird durchleuchtet von göttlichen Kräften, die in unserem Falle nun einmal christlich sind. Unser Meister ist der Herzog Heliand; wir sind seine Mannen. Ich rede keiner deutschtümelnden Form des Christentums das Wort; diese Formen mag jeder sich selber finden und wählen, wie er eben Ewiges erleben mag. Auch ist Deutschtum, selbst in edelster Ausprägung, nicht dasselbe wie Christentum, selbst in eingedeutschter Form. Dieses ist kosmisch, jenes erdhaft. Es gibt keinen Religions-Ersatz, so wenig wie es einen Sonnen-Ersatz geben kann. In Gott leben, weben und wirken wir, selbst der Unglückliche, der sich gegen ihn sträubt oder ihn mit Worten leugnet. Unser Planet ist undenkbar ohne die Sonne; und die Menschenseele ist undenkbar ohne Gott. Dieses Bewußtsein unsrer göttlichen Wesensart und Bestimmung in den erdgebannten Menschen wachzuhalten und ihr dadurch Wärme und in der Wärme

Liebe und Vertrauen oder Glaube zuzuführen — diese Stärkung ist die schöne Lebensaufgabe wahrer Christen und wahrer Idealisten, dieser natürlichen Bundesgenossen gegen Materialismus und Mammonismus.

Wir fangen aber unsre Arbeit damit an, daß wir unser eigenes Leben und Wirken im Sinne des Ideals zu gestalten suchen. Und das Gestaltete strahlen wir ganz von selbst hinaus in die erreichbare Umwelt. Veredlungs- und Vollendungsdrang: das ist die in uns wirkende schöpferische Kraft. Bei echten Christen und Idealisten (ich setze beide immer wieder als gleichgerichtet voraus, da ich vom deutschchristlichen Idealismus spreche) decken sich Leben und Lehre; denn ihre Lehre ist Leben, das sich in Worten verdichtet, und ihr Leben ist gestaltete Lehre.

Hier, meine jungen Freunde, geht der Weg zu einem neuen Aufschwung unsres deutschen Volkes. Ich weiß keinen edleren Ehrgeiz in einem jungen Menschen zu entflammen als den: sein Leben so zu meistern und zu meißeln, daß seine Geistgestalt würdig werde, mit den Meistern zu wandeln in den Reichen der Vollendung. Fange jeder von Ihnen mit sich selber an! Was auch die Umwelt tue, erteilen Sie sich mit persönlichem Trotz den autosuggestiven Befehl: „Du diene den Meistern, den Guten und Großen, den Fackelträgern, die am Pilgerzuge der Menschheit führend entlang wandern! Du sei zunächst Lehrling, dann Geselle, zuletzt Meister oder Meisterlein nach dem Maße deiner Kräfte!“ So wird dein Leben gesegnet sein.

Es ist wahrlich leicht, sich über Idealismus lustig zu machen, es ist schwer, aber schön, den Weg des Idealismus selber zu wandern. Je länger du wanderst, um so weniger brauchst du deine anfangs notwendige Laterne: denn in dir selber entfaltet sich eine wunderbare Leucht- und Wärmekraft, und du selber wirst von innen leuchtendes Vorbild sein für viele und wirst von deinem Vorrat Kraft abgeben denen, die an Unterkraft leiden!

Es gibt nämlich ein Geheimnis — und nun spricht der ältere Freund zu den Jungen — es gibt ein Geheimnis, das nur diejenigen wissen, die sich auf die Ewigkeit einstellen, also gleichsam teleskopisch zu schauen vermögen: etwas in uns wird nämlich immer *jünger*, wenn wir in gutem Sinne alternd unser Leben gestaltet haben. Immer jünger wird in uns die *Geistgestalt*, an der wir lebenslang bewußt und unbewußt gemeißelt haben. Sie macht sich rüstig und bereit, in die Ewigkeit hinüberzuziehen, aus der wir gekommen sind. Schicksal und Widerstände haben uns hienieden geübt. Wir gehen über die Erde, bestehen eine Reihe von Prüfungen, wachsen und reifen daran — und fahren bereichert und geklärt auf unsrer kosmischen Bahn weiter. Dieses Frohgefühl des unsterblichen Menschen, durch eine tapfer bestandene Erdenfahrt gereift zu sein auf unsrer großen kosmischen Bahn von und zu Gott, das ist ein Gefühl der Verjüngung, meine jungen Freunde, das ist ein beglückendes *Siegesgefühl*. Und unser letztes Wort nach solcher Fahrt darf dann wahrlich sein das Wort *Dank*.

Jedenfalls, liebe Kommilitonen, wenn die Welt ein Land der Prüfungen ist, wenn sonderlich Deutschland jetzt hart geprüft wird — wohlan, laßt uns die Prüfungen tapfer bestehen! Ich rufe das *Heldische* in Ihnen an, nämlich das Heldische auf seelischem und sittlichem Gebiet: arbeitet an eurer Innenwelt, duldet und denkt, helft und heilt, sammelt alle edlen Kräfte im Aufblick zu großen und guten Meistern,

obenan zum Meister Christus — und ihr werdet eine Macht sein mitten in äußerer Ohnmacht! Ich weiß keinen anderen Weg als diesen strengen Pfad durch seelische und sittliche Erneuerung. Jeder einzelne Mensch muß ihn gehen; da tritt kein andrer für ihn ein. Das Reich Gottes wendet sich mit seiner erhabenen Botschaft an die einzelne Seele; es geht kein andrer Weg zu Gott, wie du ja auch allein durch die Todespforte mußt. Das durchgöttlichte, geprüfte und durch Prüfung geläuterte Ich wird weder hochmütig werden noch im Individualismus erstarrt vereinsamen, sondern im Dienste der Gottheit und an der Gesamtheit eine Stimmung der Brüderlichkeit erzeugen, in deren warmem Blutkreislauf sich die sozialen Spannungen lösen.

Ich habe mit jugendlichen Erinnerungen begonnen, lassen Sie mich wieder daran anknüpfen! Es sind etwa siebzig Jahre her — kurz nach der Gründung des Berliner Wingolfs — da hat sich unsre Straßburger Studentenverbindung Argentina dem gesamtdeutschen Wingolfsbunde angeschlossen. Es schlugen dort in den fünfziger Jahren einige warmherzige junge Elsässer die Brücke über den Rhein: staatlich französisch, in ihrer Kulturgesinnung deutsch. Man sollte bei einer Rückschau dankbar einige jener Namen nennen: so den prächtigen sangesfrohen Ihme, den warmherzigen Dichter Karl Hackenschmidt und den Verfasser der „Fröschweiler Chronik“, Karl Klein. Ihme — er wirkte später als Pfarrer im romantischen Bärental, in den nördlichen Vogesen — las gelegentlich einen Bericht über ein Wingolfsfest und fing Feuer. Im Geiste dieses Festes spürte er das Ideal deutschen und christlichen Studententums. So fanden jene ersten Argentiner den Weg über den Rhein: sie waren eine Vorahnung der Rückeroberung des Elsasses. In Kehl zogen sie ihre Bänder aus der Tasche und hingen sie um; gelegentlich waren sie auch Gäste der Verbindungen in Gießen oder Marburg, mit denen sie Fühlung genommen. Und einer von ihnen — der redemächtige Karl Klein — hielt dort einmal eine so feurig-deutsche Rede, daß ihn der alte Vilmar unter Tränen umarmte.

Was jene jungen, heißen Herzen, jetzt alle dahingegangen, einst ausstrahlten — jenes Band zwischen elsässischer und deutscher Kultur — wir späteren Elsässer haben es freudig fortgesetzt, bis uns der Weltkrieg hinauswarf aus der jetzt verlorenen Heimat. Es ist mir, als wär' es gestern gewesen, wie der Idealist Ihme auf jenen umblühten Pfingstfesten in meinem Geburtsort Rothbach mit mächtiger Stimme voransang, wenn die alten evangelisch-lutherischen Choräle erklangen. Und wir Jungen sangen begeistert an der Orgel mit. Da war nicht alt noch jung: da war die alles umspannende gemeinsame Lebensstimmung deutsch-christlich gesinnter Menschen jeden Alters und Geschlechts. Bleibt mir weg mit dem hochmütig-modernen Wort „Wir Jungen!“ Ach was, ihr Jungen! Es gibt unter euch Jungen dumpfe, durchschnittliche und hochbegabte, begeisterungsfähige Herzen: nicht die Jugend als solche ist das Entscheidende, sondern euer Herzens- und Geistesgehalt. Und dieser kann im äußerlich alternden Manne noch so stark und so rein glühen wie im Jüngling. Hat nicht der immerjunge Feuerkopf Blücher, der Marschall „Vorwärts“, als Greis von einigen siebzig Jahren die jungen Freiheitskrieger angeführt? Und verdankt Deutschland den großartigen Rückzug seines Heeres aus dem Weltkrieg nicht dem ebenso betagten Feldmarschall Hindenburg, der jetzt des

Reiches höchstes Amt bekleidet? Merkt man einem der bedeutendsten Bücher von Ernst Moritz Arndt, den „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein", etwa an, daß es ein Greis von neunundachtzig Jahren geschrieben hat? Cicero in seiner bekannten Rede „De senectute", die er dem älteren Cato in den Mund legt, und Jakob Grimm in seiner nicht minder rühmlichen Akademierede „Über das Alter" haben lobende Worte über des Alters herbstliche Reife gesprochen. Ein schönes Alter ist des Frühlings Erfüllung; wie der Herbst Früchte spendet, so spendet der gut gereifte Mensch aus der Fülle seiner Weisheit und seiner Lebenserfahrung. Es kann und darf für Menschen, die in gleicher Gesinnung — sub specie aeternitatis, aus dem Engen ins Ewige — reifen, kein Gegensatz bestehen. Ihr Jungen und wir Alten — beide arbeiten wir in gleicher Liebe am gleichen deutschen Volke, am gleichen Reich Gottes des Guten, Großen und Schönen — als die Immerlebendigen, die man nicht wie der äußerliche Materialismus nach Jugend und Alter unterscheiden darf, sondern nach dem Wärmegrad ihrer schaffenden und helfenden Liebe.

Glückauf zu solcher Gesinnung, liebe deutsche Jugend!

Feierabend

Von Georg Kläbe

Der Meister sprach das frohe Wort,
Den Kalk von seiner Kelle schabend.
Es klingt in meinem Herzen fort
Wie eine Glocke: Feierabend!

Vertrauten Heimweg sucht mein Fuß
Durch braunes Moor auf langen Dämmen,
Das Auge bietet Wandergruß
Zu nebelfernen Hügelkämmen.

Nun winkt vom Waldrand her mein Haus,
Vom Schornstein quillt's in grauen Schwaden,
Als wollt' es mich zum Abendschmaus
Zur wohlverdienten Ruhe laden.

Des Herbstes letzter Blütenflor
Lockt lieblich aus dem kleinen Garten.
Zwei blonde Mädels steh'n am Tor,
Die längst auf ihren Vater warten.

Die Löckchen weh'n im Abendwind,
Zwei Stimmlein läuten silberhelle —
Auf jedem Arm ein lachend Kind
Betret' ich meine traute Schwelle.

Bald steigt die Nacht, die Eule fliegt,
Die Welt ist ganz in Grau zerflossen —
In dieser Dämmerstunde liegt
Des Werktags ganzes Glück beschlossen.

Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

(Fortsetzung)

1666

Jan Lievens war von der Hartenstraat herübergekommen, und seine unverwüstliche Heiterkeit funkelte über den Tisch, der einfach gedeckt in dem Nordzimmer hinter der Malkammer stand; um ihn saßen Titus mit seiner blassen Braut, Magdalena van Loo, einem frühentwickelten Mädchen, wie man sie bei den Israeliten oft antrifft, und der Meister neben Kornelia, die ihm zur Hand war, alle in aufgeräumter Stimmung. Jan Lievens war es auch nicht besser ergangen in den letzten Jahren als den meisten holländischen Malern: sie setzten ihre Bilder nicht mehr ab. Selbst die Italiener unter ihnen fanden jetzt viel Spreu unter dem Hafer ihrer Kunstkrippe. Hollands Handel hatte durch den Wettkampf mit den Engländern einen starken Stoß erlitten, deren Kriegswimpel jetzt alle Meere der weiten Welt beherrschten. Aber das mochte den unbekümmerten Mann wenig scheren. Er war der geborene Frohseher, und seine hohe hagere Gestalt überragte alles Sorgengewölk. Sein flämisch dreinschauendes bärtiges Gesicht vertrieb allein schon jedes Unwetter, vor allem, wenn er den Mund öffnete, um einen wahren Wogenschwall von unaussprechlichen, nie gehörten Fluchworten hinauszuschmettern.

— Rem, mein alter Kamerad, es lebe die Lebensfreude! Hier in diesem engen Amsterdam wird meines Bleibens nicht lange mehr sein! Nirgendwo kann ich recht seßhaft werden. Das macht der ewige Drang ins Weite. Du weißt ja, ich bin einer von denen, die Wasser und Wolken um sich haben müssen und einen harten scharfen Wind um die Nase. Dann erst bin ich in meinem Element! —

— Ja, Jan, und dazu einen prickelnden Dampf, der einem überheißen Glas Grog entsteigt; ja, so ein harter scharfer Grog um die Nase. Kein Widerspruch, du bist eine glückliche Natur. Wenn du nur ein Liebchen im Arm und deinen Hering zum Morgenimbiß hast, dann bist du glücklich und der große Mynheer. —

— Spotte du nur, Rem! Hätten wir beide die Fürsten und Machthaber des Landes zu Schirmherren gehabt, wir könnten jetzt in Saus und Braus dahinleben. Das soll heißen: ich; nicht du! Zum Höfling taugst du nicht. Du bist eine Igelnatur, die schon glücklich ist, wenn man sie ungeschoren läßt. Und aus Amsterdam kommst du niemals mehr heraus. Ich weiß wirklich nicht, was du so Großes an dieser Stadt der Heringe findest. Nur die Mädchen sind hier hübscher als anderswo, mit Ausnahme von Antwerpen. Ja, das war dort in meiner stolzen Künstlerzeit ein Sinjorenleben! —

— Spiel' dich nicht auf, Jan, du alter Lüderjahn. Niemand kennt die Hafenschenken in den Niederlanden so gut wie du. Eigentlich solltest du mit diesen ehrbaren Mädchen gar nicht an einem Tisch sitzen. —

— Ach, Rem, du glaubst immer, ich lebte wie Apoll im siebenten Himmel. Nein, ich habe letzthin mein Schock Verdruß wegbekommen. Der Jan Andrea, mein Erwachsener, du kennst ihn ja, macht mir das Leben verdammt sauer. O heiliger Niklas von Flandern, hätt' ich doch solch feine anständige Kinder wie du! Aber dieser Lümmel trinkt, flucht, schwört wie der Papst. Er schleicht des Nachts die Straße hinüber

zu Annetje, einem armen jungen hübschen Mädel, das der Lump verführt hat, und schläft bei ihr, wenn er nicht gerade Händel hat mit der Wache, wenn er nicht seinem Bruder auflauert im Dunkel vor der Tür mit einer Pechfackel in der Hand und sie ihm ins Gesicht schlägt, wenn dieser ins Bett will. Ich habe durch Meester van Bylert an das Stadtgericht schreiben lassen, den Flegel hinter Schloß und Riegel zu setzen, den verfluchten Galgenvogel! —

— Jan, mäßige dich! Wer hätte denn in seiner Sturmjugendzeit nicht den hübschen Mädchen nachgestellt! Oder waren das von dir immer nur Prahlereien? Wie konnte dies Röslein am alten knorrigen Wetterstamm anders ausschlagen? —

— Zugestanden, Rem, aber beim Hemdzipfel meiner fröhlichen Neeltje, nie habe ich ein Mädel verführt. Husch, du alter Igel, der Junge muß in den Turm. Wie soll ich sonst, ich alter Witwer, Regiment halten bei all meinen fröhlichen Kindern, die meine Lust und mein Leben sind! —

1667

1.

Ein heller farbenfroher Sonntag leuchtete über Amsterdam. Überfreudige Erntedankstimmung und Schützenfestjubel lagen in der Luft. Ins freie Feld drängten die bewegten Volksmassen vom frühsten Morgen an, hinaus in die saftgrünen Wiesen, in die blumen- und kränzegeschmückten Wirtshäuser und auf die breiten hölzernen Tanzböden, die weit im Lande, oft von lauschigem Gehölz versteckt, zu wilder ausgelassener Freude lockten. Ein frischer Wind, der von der See herkam, blies ein lustiges Trompeterlied, und Haar und Röcke der schmucken Evastöchter flogen im flotten Tanzwirbel. Im Hafen schaukelten plätschernd die gewaltigen Galeonen und rissen heftig an ihren Tauen. Freude herrschte über dem weiten Land; ja, es war eine Lust, den wunderbaren ungetrübten Himmel Gottes über sich zu fühlen.

Ausgestorben schien dagegen die Stadt, diese große reiche Stadt mit ihren schwerwiegenden Bürgern, deren Vermögen nach Silbertonnen Gewicht geschätzt wurde. Manch schwergewichtiger Herr wog seine tausend Pfund bares Silber.

Nur die Kranken und die Mühsalbeladenen waren zu Hause geblieben, die Krüppel und Menschenscheuen, die Armen und Vergessenen. Zu diesen gehörten auch die stillen Bewohner des schmalen tiefen Hauses in der Rosengracht, in dem Rembrandt wohnte. Im Erdgeschoß hatte Titus seinen kleinen dunkeln Antiquitätenladen; wohnen tat er nicht mehr bei seinem Vater, seit er zu der Mutter seiner Braut nach dem Singel gezogen war, die einen bescheidenen Gasthof für junge Handlungsreisende und Künstler führte. Sie war eine prachtvolle alte Frau, voll Lebenserfahrung und guter Ratschläge für die Hilfsbedürftigen; selten kam einer zu ihr, der nicht froheren Gesichts wieder fortgegangen wäre, beschenkt mit einer Gabe oder einer Wegweisung zum Glück.

Magdalena verkehrte schon lange im Hause der van Ryn: der Meister liebte ihr starkes temperamentvolles Wesen. Titus war immer in sie verliebt gewesen, seit er denken konnte; sie war ihm gleichalterig und schon mit fünfundzwanzig ein vollreifes Weib, das über seine Mädchenblüte längst hinausgewachsen war. Nur Kornelia brachte der zukünftigen Schwägerin ein Herz verhaltener und gespaltener Gefühle entgegen. Meist ohne Magdalena kam Titus in sein dunkles armseliges

Vaterhaus. Heute, am Sonntag, traf er wohl den Vater und die Schwester allein zu Haus; die junge jüdische Köchin Rebekka, die trotz der harten Zeiten getreu am traurigen Herde der van Ryn aushielt, die für sie kochte und wusch, war zu ihrer alten Mutter ins Alteleutestift gegangen. Da mußte Kornelia, Hendrickjes üppige schöne sechzehnjährige Tochter, allein den Hausstand besorgen.

Die Geschwister liebten sich innig; niemals hatte der Gedanke ihr zärtliches Verhältnis zueinander getrübt, daß Kornelia das uneheliche Kind der menschlich großen Hendrickje Stoffels war, die seit drei Sommern bereits in der Gewalt des Todes ruhte.

O du seltsam dunkles unvergängliches Leben! Hier fühlten sich in aller Armut drei tief angelegte Seelen glücklich, im reinen harmonischen Verbundensein; drei sich in edler Empfänglichkeit liebende Menschen hatten in ihrer Demut und trotz der Lebensdornenkrone immer nur bewundernde Blicke füreinander. Welch ein eifriger unermüdlicher Ernährer war Titus, begabt mit dem glücklichsten Erwerbssinn in seiner jungen unternehmungsfrohen Männlichkeit! Und Kornelia, die kostbare Augenweide des Vaters, des schönheitstrunkenen Künstlers, angetan mit den Reizen ihrer germanisch urwüchsigen rötlichblonden Schönheit! Und beide in der herrlichen Tugend vereint, in der köstlichen Kindespflicht, ihr junges Leben an die Erhaltung ihres großen Vaters zu setzen.

Immer stand eine stille Freude in den großen Augen des jungen Bräutigams, dachte er an Vater und Schwester, und auch jetzt war es so, als er mit schnellen Schritten von der Prinzengracht kommend, die Rosengracht hinabschritt, an deren Ende das Haus des Mannes lag, dessen Name einst in aller Munde war, jetzt aber als ein bedeutungsloser Kieselstein im Menschenozean versunken und vergessen schien. Sein weiter schwarzer Mantel, der bis an die Füße reichte, flatterte im Gehen hindernd um die mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen geschützten Beine. Einen lustigen Dreiklang pfeifend, klopfte er mit dem rostigen Eisenring an die schmale hölzerne Haustür, zu der drei verfallene Stufen hinführten, die er mit einem einzigen Satze genommen hatte. Kornelia, die auf ihn gelauert haben mochte, öffnete sofort und küßte ihn zärtlich, als er in der Haustür stand. Sie schaute ihm dabei schnell und verstohlen ins Gesicht; wie bleich und eingefallen er aussah, der sorgende Bruder! Wie hatte er sich von früh bis spät zu plagen. Sie nahm ihm den Mantel ab, und Arm in Arm verschlungen sah sie der gerade in der Bibel lesende und aufblickende Meister ins Zimmer treten, seine Kinder, die zärtlichen Sprößlinge seiner Leidenschaften. Er hatte von Boas und Ruth gelesen und vermeinte, das in glühender Liebe sich in die Arme sinkende Paar vor Augen zu sehen. Er wollte aufstehen und ihnen entgegengehen, doch Titus kam ihm zuvor und drückte ihn in den harten Strohsessel zurück, der an der rauchgeschwärzten offenen Herdstelle stand, in der auf einem kleinen Öfchen der Wasserkessel zischte und prustelte. Kornelia holte die paar henkellosen Tassen vom Brett herunter und bereitete den Tee. Jedem rückte sie ein vierbeiniges Tischchen an den Stuhl heran und verbreitete in dem Zimmer ein trauliches Gefühl jungfräulicher Anmut.

Der Meister trank langsam und bedächtig seinen Tee, dann ließ er sich von Titus eine der langen angerauchten Tonpfeifen stopfen, die überall an den kahlen Wänden



als zweifelhafter Schmuck hingen, und steckte sie vorsichtig in Brand. Vor sich hinsinnend schmauchte er lange den bläulichen Rauch ins dunkle Zimmer hinein und griff erst wieder zur Bibel, als Kornelia die Kerzen entzündete. Mit lauter zelebrierender Stimme las er den Kindern das dritte Kapitel aus dem Buche Ruth:

1. Und Naemi, ihre Schwieger, sprach zu Ruth: Meine Tochter, ich will dir Ruhe schaffen, daß dir's wohlgehe.

2. Nun, der Boas, unser Freund, bei dessen Dirnen du gewesen bist, worfelt diese Nacht Gerste auf seiner Tenne.

3. So bade dich und salbe dich und lege dein Kleid an und gehe hinab auf die Tenne; gib dich dem Manne zu erkennen, bis er ganz gegessen und getrunken hat.

4. Wenn er sich dann leget, so merke den Ort, da er sich hinleget, und komme und decke auf zu seinen Füßen und lege dich, so wird er dir wohl sagen, was du tun sollst. —

Die getragenen Worte schwebten ernst und verhalten durch das lange schmale Zimmer und verklangen in dem Herzen der andächtig Lauschenden. Und der Meister las, wie Boas die Moabiterin Ruth zu seinen Füßen gebettet fand und ihr Herz gewann durch sein gerechtes und inniges Wesen:

— 11. Nun, meine Tochter, fürchte dich nicht, alles, was du sagest, will ich dir tun; denn die ganze Stadt meines Volkes weiß, daß du ein tugendsam Weib bist.

12. Nun, es ist wahr, daß ich der Erbe bin; aber es ist einer näher denn ich.

13. Bleib' über Nacht. Morgen, so er dich nimmt, wohl; gelüstet's ihn aber nicht, dich zu nehmen, so will ich dich nehmen, so wahr der Herr lebt. Schlaf' bis zum Morgen!

Und weiter las der Meister, wie Boas sich ins Tor der Stadt setzte und den Erben erwartete, und, als dieser kam, zehn Männer von den Ältesten der Stadt nahm, die Zeugen der Verhandlung mit dem Erben waren, der aber auf sein Erbrecht verzichtete, als er von Boas die Bedingung vernahm: Welches Tages du das Feld kaufest von der Hand Naemis, so mußt du auch Ruth, die Moabitin, nehmen. Da sprach der Erbe: Beerbe du, Boas, was ich beerben soll. Und er zog nach alter Sitte seinen Schuh aus und gab ihn dem Boas. Das war das Zeugnis in Israel.

Also nahm Boas die Ruth, daß sie sein Weib ward. —

Hier schloß der Meister die Heilige Schrift, und sein Geist lebte noch lange in den Bildern des Buches Ruth. Wie leibhafte Gesichte standen sie in den dunklen Ecken und erfüllten ihn mit der ewigen Sehnsucht des schöpferischen Künstlers, in dem das Werk in seinen ersten Akkorden zu erklingen beginnt.

Groß und gewaltig, ein siegreicher Feldherr, stand er vor der Staffelei:

— Heute bin ich groß und glücklich, jung und beschwingt. Mich leitet eine wunderbar starke sichere Hand, und voll der Gnaden ist meine Seele. Titus, keuschzärtlich halte die Schwester wie Boas die Ruth umfangen, wie du es kraft deiner innigsten Liebe vermagst. Breite den linken Arm ihr um die schwellende Hüfte, lege die Rechte zärtlich ihr auf die bewegte Brust! Zärtlicher, inbrünstiger, Titus, versenke dich in den glühenden Geist der Leidenschaft, die Boas erfüllte! Und du, Cornelia, blondfriesisches Blut meiner stürmischen Hendrickje, bändige die Begierde deiner Blicke, unter den tiefer gesenkten Lidern träume sie innig versunken hinaus in die Unermeßlichkeit deiner strahlenden Zukunft! —

2.

Nur noch zum Schlafen, Träumen und zu den kargen Mahlzeiten verließ der Meister die Staffelei. Seine fieberhaft schaffenden Hände mußten sich ausarbeiten. Oft stand er ganz in Schweiß gebadet und vollständig erschöpft vor seinen großen Lebenswerken, die er schnell hintereinander und auch nebeneinander schuf. Mit den alten Mitteln konnte er der Fülle seiner Gesichte nicht mehr Herr werden. Neue Mittel, neue Farbenharmonien mußten gefunden werden, um den Anforderungen seiner emporbäumenden Phantasie, seiner verzitternden Innigkeit der Gefühle gerecht zu werden. Und immer wurde er von der Angst gepeitscht, nicht mehr ein erschöpfendes Maß von Lebenskraft in sich zu tragen, um das große Leid seines Lebens hinausklagen zu können in die Ewigkeit. Niemals wieder würde er diese süße Schwermut, diese dunkle Melodie des Schmerzes in die Farbentiefe eines Bildes hineinzaubern können.

Berge von Farben verarbeitete er, verknetete er mit seinen nervigen Fingern. Dies war kein Malen mehr im gewöhnlichen Sinne, dies war eine Verschmelzung von Malerei und Bildhauerei. Eine funkelnde Demantpracht in nie geahnter Farbigkeit strahlte wunderbar geheimnisvoll, wie Meeresleuchten in dunkler Nacht, aus den Tiefenwirkungen der vertriebenen Töne. So wurde in diesen schlechtbeleuchteten ärmlichen Räumen eine neue Ausdruckswelt geboren, die ein Leben von unsagbarer Arbeit und Entbehrung mit der Gloriole der Unsterblichkeit krönen sollte.

3.

— Titus, in welchen Stadtteil führst du mich? Mein Gedächtnis ist nicht mehr das beste. —

— Vater, du müßtest dich doch gerade dieser Gegend gut erinnern können. Von der Anthoniesbreestraat bist du kaum einen Kanonenschuß weit entfernt. Von der Houtgracht her betreten wir über die Schmausjesbrücke das alte Judenviertel Vlooienburg. —

— Gewiß, Titus, nur kam ich selten von dieser Seite hinein in dies finstere Labyrinth von Schmutz und Armut, in dieses Inferno menschlicher Erbärmlichkeit und Unflats. Es hebt schon wieder der üble pestilenzialische Gestank von Knochen und Häuten an. Früher war dieser Bezirk des Elends, dieses einstige Ghetto, das eine Insel bildet inmitten der Kanäle, nur von vier Brücken her gangbar, und diese wurden streng bewacht. Die Zeiten sind ja menschlicher geworden; aber die Stätte, an der dies so lang verfolgte geknechtete Volk unsägliche Leiden zu erdulden hatte, scheint ihm immer noch willkommen zu sein. Seine Synagogen stehen hier, seine Vorfahren haben hier gelitten, es ist ihm geheiligte Erde geworden. Nur die Abtrünnigen und die Reichgewordenen verlassen den traurigen Boden ihrer beengten Kindheit. — Damals, als wir noch in der Breestraat wohnten, kam ich fast täglich hierher und zeichnete die Welt der engen Gassen. Die Breestraat ist längst nicht mehr eine der vornehmsten Straßen der Stadt. Seine einstigen Anwohner sind zumeist nach dem neuerbauten Westviertel hinübergezogen. Wir ja auch, Titus! —

— Ja, Vater, die Rosengracht ist in ihrem ländlichen Charakter ein heiterer Wohnort, so ein rechter Aufenthalt allen Malern. Wir haben ja auch lange warten müssen, bis wir unser schmales Häuschen beziehen konnten. —

— Titus, es hat nur einen einzigen Nachteil; wer dorthin zieht, an den Stadtwall, den vergißt die Welt schnell. —

— Vergißt sie auch den alten Rembrandt, Vater, das muß dich nicht verdrießen. Den jungen blühenden Meister der dreißiger und vierziger Jahre wird sie niemals wieder vergessen können. Deine Bilder aus dieser Zeit steigen selbst noch heute, in der Zeit des Verfalls, dauernd im Werte. —

— Wer kann so gut trösten wie du, Titus! Von dem Erlös all meiner Werke, die in festem Besitz sind, ließe sich bereits heute eine Kirche erbauen, vielleicht einmal eine von der Pracht und Größe der Peterskirche in Rom. Wir aber können inzwischen verhungern. Du siehst immer krank und müde aus. Du solltest dich schonen! —

— Meine Natur ist schwächlich, Vater, daran ist nichts zu ändern. Wenn ich dich dagegen betrachte, deine bäuerischstolze breitschultrige Art, die dir immer eigen war, so müßte ich allerdings verzweifeln. —

— Junge, wie ein schmächtiges, zartes, frühverblühtes Jungfräulein kommst du mir vor in deinen langen Locken. Doch gerade so bist du mir lieb. Im Grunde ist alles eitel und vergänglich. Die Armen sind oft die Glücklichsten. Du hast die Hoffnung, im Leben voranzukommen, und ich meine Kunst. Was wollen wir mehr! —

Beide Männer verfielen in ein langes Schweigen; jeder versank in seine traurigen Gedanken, die sie sich nicht anvertrauen wollten. Durch das lärmige Gewühl der Holzgasse schritten sie nebeneinander her, bis sie vor dem einstigen Hause des Michael Despinoza standen, in dem der große Sohn dieses portugiesischen Kaufmanns den Tag des Lebens erblickt hatte. Rembrandt zog ehrfürchtig den Hut, als hätte er den Philosophen Baruch Despinoza am Fenster gesehen; doch dieser lebte abgeschieden von der Welt und verbannt von seinen Volksgenossen im Haag. Dann schritt der alte Mann weiter, seines verstorbenen Freundes gedenkend, des Rabbi Manasse ben Israel, mit dem er einst dieses Haus besuchte.

Rembrandt fing nun an, die Gestalten aufmerksamer zu betrachten, die sie umringten, an ihnen vorübereilten, sie streiften und berührten. Ein uralter Jude mit erblindeten blutunterlaufenen Augen tastete, auf einen Stock gestützt, und von einem kleinen Mädchen mit bloßen Füßen geführt, über das unsagbar holperige Pflaster und hatte dabei Rembrandts Rock berührt. Rembrandt folgte dem Alten in den niedrigen stockfinsteren Hauseingang, wo es nach Feuchtigkeit und Moder roch, und forderte ihn auf, ihm Modell zu stehen, indem er ihm sagte, wer er sei, und ihm anbot, ihn von Titus in die Rosengracht führen zu lassen. Nachdem sie sich auf einen Gulden für die Sitzung geeinigt hatten in Gegenwart von zwei Nachbarn als Zeugen — der Alte hatte zuerst fünf Gulden verlangt —, reichte Titus, dem Vater zuvorkommend, dem Modell gleich den ersten Silbergulden dar als Handgeld, den der Blinde sorgsam in der Hand wog und befühlte. Als das Notwendige besprochen war, ging die kleine Gruppe auseinander.

Sie gingen wieder schweigend nebeneinander her, indem Titus jetzt den Vater am Arm führte. Die Gasse schien unendlich hoch in ihrer beschatteten Enge. Die schwarzgewordenen, steil und schief in den Himmel gewachsenen Mauern mit ihren unzähligen krummen, oft bretterverschlagenen Fenstern, die gleich leeren Augenhöhlen von Totenschädeln zu gähnen schienen, machten einen unaussprechlich ver-

nachlässigten Eindruck. Und überall, auf allen Treppen und Fluren dieser schmutzstarrenden Behausungen, in denen Tausende armseliger Familien armselig hausten, überall Lärm, Gekreisch und Zank. Aus allen Kellern erhob sich der abscheuliche Gestank der Kloaken zur frischen Seebrise hinauf, die den Frühling auf ihren Schwingen trug, während vermummte Leichenträger die verhüllten Körper der Pestkranken eilig davonschleppten.

Auf der Blauen Brücke machten die beiden Wanderer Halt und lehnten sich erschöpft auf das hölzerne Geländer, in die sonnenbeglänzten Fluten der Amstel hinabschauend, bis der Meister ausrief:

— Hier erst fühle ich mich wieder ein lebendiges Geschöpf Gottes! Die in langem feuchten Winter steif und stumpf gesessenen Glieder beginnen sich wieder zu regen. Auch dir wird es aufhelfen, Titus! Welch ein schimmernder Anblick, diese sonnenfunkelnde Wasserfläche!

Titus, ich muß dir von dem neuen Gedanken zu einem Bilde sprechen, das mir auf der Seele brennt. Es wird wieder manchen schweren Gulden an Leinwand und Farbeningredienzien verschlingen, und am Ende kauft es ja doch keiner. So erging es mir mit dem großen Familienbild, das ich für deine zukünftige Schwiegermutter, die Frau van Loo, malte. Erst ließ sie mir keine Ruhe, bis ich dich, Magdalena und die drei Kinder ihrer verheirateten Tochter in Lebensgröße abkonterfeit hatte; und jetzt will sie es nicht haben und verweigert die Abnahme, weil die Ähnlichkeit ihrer Ansicht nach gar nicht getroffen wäre, und die Gemalten viel zu alte Gesichter hätten. Wer weiß, vielleicht seh' ich zu tief in die Menschen hinein, sehe die Falten der zu früh gealterten Seelen und überschaue ganz die jünger gebliebenen Gesichter aus Fleisch und Blut! —

— Vater, beunruhige dich nicht! Mutters nicht unbeträchtliches Vermächtnis, das mir nach den langen Prozessen mit deinen alten Gläubigern zufiel, ruht ja gut verschlossen in den drei unteren Räumen deiner Wohnung, und sein Bronnen ist immer noch so ergiebig, daß er uns alle bis an das Ende unserer Tage vor dem Hungertode beschützen wird. Erzähl' mir jetzt, Vater, von dem neuen Bild! Was soll es vorstellen, und brauchst du noch andere Modelle dazu als den greisen alten Juden? —

— Ein gewaltiges Bild soll es werden: die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Eine ganze Seite meiner Zimmerwände soll es bedecken. Ich brauche noch eine zerlumpte Bettlergestalt, die den Verkommenen darstellen soll, wie er zerlumpt und zerrissen an Gefühlen und Gedanken vor dem greisen verzeihenden Vater kniet und bettelt: um ein Herz voll Erbarmen. Ferner ist noch eine schwarzbärtige hochgewachsene Hausmeisterfigur vonnöten, mit einem strengen würdevollen Gesicht, die als Zuschauer die Größe des Augenblicks feierlich betonen soll. Und alles in ein leuchtendes Rot der Versöhnung gekleidet und verklärt. —

— Vater, das wird ein erschütterndes Gemälde menschlicher Seelengröße. Es wird vielleicht das ergreifendste Bild, das je einem Menschenhirn entsprungen, seh' ich doch viel tiefer, als du glaubst. Immer schon sah ich dich ringen mit Gott, sah dich ringen um deinen Glauben an ihn, sah dich kummervoll in deiner Einsamkeit, weil du glaubtest, er hätte dich verstoßen. Nun bist du wieder zu ihm heimgekehrt, sein reuiger Sohn. Laß mich deine zitternden Hände küssen!...



— Titus, wenn ich dich nicht hätte! Komm, wir wollen nach Hause. Ein wunderheimliches Rot schwebt mir vor den Augen, eine Mischung von Karmesin und Rötel, aber verhaltener, aus dem Dunkel menschlicher Verstocktheit hervorbrechend wie die Morgensonne aus den Wolken der uralten Nacht. Komm, Titus, führe mich! —

1668

Totentanz

1.

— Seelsorger der Armen, ehrwürdiger Mann, fast täglich betritt jetzt dein Fuß mein ärmliches Haus, seit mein Sohn Titus, unser Ernährer, krank darniederliegt. Du weißt, wir sind keine Katholischen, keine Papisten, und doch bringst du uns Speise und Trank, auf daß wir nicht verhungern und verdursten. Das ist edel von dir, frommer Mann! In diesem heißen Hundstagsmonat ist das Wasser nicht mehr zu genießen. Pest und viel ähnliches Siechtum wird von dem Schiffsvolk eingeschleppt. Und das harte Brot, das jetzt einzig unsere Mahlzeit ausmacht, ist schal und dumpf· Wie sollen wir uns dafür erkenntlich zeigen? Häng' dir diesen von mir gemalten Christus in die Zelle, wenn er dich nicht zu calvinistisch anmutet! —

— Lieber Meister und Freund, dein schönes Bild wird meine Kapelle zieren. Ich danke dir im Namen der heiligen Maria. Beten werde ich für deinen fiebernden Titus. Nun aber höre: mich bedrückt schon lange Gewissensqual, dir in deiner Not nur mit irdischer Speise beistehen zu können. Mich aber will bedünken, es gebräche dir auch am Frieden der Seele. Lange und oft habe ich mir deine großen Bilder betrachtet: den weinenden König Saul, dann den Propheten Moses, der die Gesetzestafeln zertrümmert. Und am längsten steh' ich immer vor der Heimkehr des verlorenen Sohnes. Niemals sprach Reue, Verbitterung und Verzweiflung klagender aus dem Munde der Beichtenden! —

— Mönch, du suchst mein Leben vergeblich in meinen Werken. Nicht mein Leben steht in den Augen dieser Gestalten, wohl aber verschwendete ich an ihnen die Kraft meiner Seele. Was in der Heiligen Schrift uns erschüttert, was dort an köstlichen Symbolen, Wahrzeichen und Weissagungen geschrieben steht, füllte mein langes arbeitsames Leben aus. Mein Schaffensdrang überbot sich in der Verherrlichung der Bibel, und je weiter ich vorankam in meiner Kunst, je kräftiger konnte ich den spröden Stoff bemeistern, bis mein höchstes Streben einmündete in das Meer gewaltiger seelischer Bewegungen, bis es mir gelang, ganz ausschließlich durch den Ausdruck der Augen und Züge und der Stellung des Körpers, den höchsten seelischen Schmerz ohne jegliche Bewegung der Arme und Hände und vermittelst ganz neuer Lichtwirkungen und Farbenzusammenstellungen in der Darstellung des Raumes über alle Maßen lebendig zu gestalten.

Es können aber alle Ausdrucksmittel nicht genügen, wenn der darzustellende Stoff ohne Größe ist. Mönch, du weißt so gut wie ich, die von mir gewählten Vorgänge sind vielleicht die ergreifendsten der ganzen menschlichen Leidensgeschichte. Und die Heimkehr des verlorenen Sohnes empfand ich als den stärksten Vorwurf. Niemals habe ich schwerer um die Gestaltung eines Werkes ringen müssen. Ich muß



es dir anvertrauen: Ich rang mit Gott um dieses Kunstwerk, ich mußte es seinen Händen in einem Kampf entreißen, der mir mein bestes Herzblut kostete. —

— Meister Rembrandt, ich danke dir für dein Vertrauen, das mich noch reicher macht als das Werk deiner meisternden Hand. Und dennoch, ich verhehle es mir nicht, dein Leben scheint voll dunkler Rätsel und Sonnenflecke. Hattest du nicht durch eigene Schuld dein mit höchsten Kunstschätzen angefülltes Haus verloren, und wandte sich nicht die bürgerliche Welt von dir ab, weil du sonder Pflichtbewußtsein die großen Summen, die dir geliehen wurden, mit schlechten Frauen und in frevelhafter Vergeudung und Völlerei verspieltest, wie es auch der verlorene Sohn getan? Stehst du nicht voll Makel vor dem Richterstuhl deines Gottes? So hoch dein Name als Künstler einst stand, so tief ist dein Ruf als christlicher Bürger in den Höllenunflat der Schande hinabgestürzt! —

— Mönch, mich drängt keine Reue zur Beichte, doch vernimm als Freund, was mich trieb und meinen Namen zerschlug, was mich gering zugleich und groß machte, laß dir von meiner Hölle und meinem Himmel auf Erden erzählen. Du kannst es nicht wissen, wie schwer und schmerzlich die Dornenkrone des Künstlermartyriums drückt, wie unsagbar schwer es ist, sein Künstlertum makellos durchs Leben zu tragen. Ach, ich habe und werde niemals das hehre Ziel meiner Seele erreichen können; der Weg ist zu lang und zu beschwerlich für ein einziges Menschenleben. Und je größer und erhabener unsere Werke werden, je mehr zehren sie an unserem Mark und vernichten unsere Kraft. Ich sage dir, ein Wesen meiner Art würde Reiche zugrundegehen lassen, ein ganzes Menschengeschlecht dafür opfern, nur um mit dem wolfsgierigen Leben keinen Pakt schließen zu müssen, der die jungfräuliche Unberührtheit seiner Künstlerseele vernichten würde. O Mönch, der Dämon, der ihr innewohnt, ist ein zartes lichtumflossenes Wesen, herb und spröde, rein und keusch, unnahbar dem geringen Geist des hochmütigen Bürgers, der seine Tugenden zur Schau trägt; nein, dieser Dämon ist gütig und verzeihend den Stillen und Demütigen unter den Menschen. Wie einen Aussätzigen haben mich die stolzen Herren dieser Stadt gemieden, es sei; aber meine Anwartschaft auf die ewige Gerechtigkeit bleibt ihren Nachkommen als schweres Erbe hinterlassen, denn ich gab ihnen mein Kostbarstes: ich opferte ihnen hungernd und verzweifelnd die Wunder meiner Seele! —

2.

— Vater, wir bangten um dein Leben. Vom Sturm durchnäßt, ganz erschöpft kehrst du heim, ohne Hut, mit triefenden Haaren, der Mantelsaum ein wahres Rinnsal. Wie konntest du dich dem rasenden Unwetter, der tobenden Wut der Elemente schutzlos preisgeben? —

— Kinder, was liegt noch an meinem Leben! Ich suchte den Berg der Sehnsucht im blutroten Licht der untergehenden Sonne, das bis ins Schmutzigviolette sich verdunkelte, mit topasgelben Lichtern durchsetzt. Ich suche neue Gedanken für eine Gewitterlandschaft. Und bin mit der Erkenntnis heimgekommen, daß mein Können knabenhaft unzulänglich ist.

Titus, ich habe auf dem Bollwerk den Gott der Blitze in Versuchung geführt, mich heimzusuchen. Er war furchtbar großartig anzuschauen, dieser Gott. Seine

blitzenden Augen waren von jagenden Wolken bedeckt, die, ein Wald von langen fliegenden Haaren, sein ungeheuer majestätisches Antlitz peitschten. Die furchtsamen Menschen hatten sich in ihre Häuser verkrochen. Das Vieh auf den Weiden wollte sich in den Gräben verbergen und ertrank. Und jedesmal, da er seine funkelnden sonnenhaften Augen öffnete, und ein Gießbach von Blitzen auf die zitternde Erde stürzte, traten seine gigantischen Füße die geballten Wolken, daß sie donnernd auseinanderstoben.

Da führte eine humpelnde Frau einen alten blinden Mann an mir vorüber, der Gerbermühle zu; beide hatten sich die Mäntel als Schutz über den Kopf gestülpt. Die alten Leute schienen des Unwetters gar nicht zu achten und wanderten langsam die Böschung hinab. Ich verfolgte sie unwillkürlich mit den Augen und in einer dunklen Eingebung rief ich ihnen ein brüllendes Halt! nach. Sie achteten aber nicht darauf und schwankten mühsam vorwärts gegen den stürzenden Regen. Da beleuchtete ein wild niederzuckender Blitz schwefliggelb das Weideland bis zur Mühle; der Donner schien nur über dies Stück Erde hinzurollen. Es mußte fast neben mir eingeschlagen haben, denn eine große brandige Flamme züngelte mir entgegen. Als mein Blick die Blendung überwand, sah ich am Rande des Waldes zwei verkohlte Leichen stehn, die sich umfaßt hielten, bis der Sturm sie trennte und zu Boden warf. —

— Vater, schone mich! Mein Blut quält mich, die glühende Lava meines Herzens, das vulkanähnlich brodelt. —

3.

— Pfarrer, du durftest nicht fehlen. Dein Trost ist kostbarer denn Nektar und Narde! —

— Fasse dich, Rembrandt, bändige deinen Schmerz. —

— Titus, mein Titus, tot, tot — tot!! —

— Mein armer alter Freund! —

— Pastor, Gottes Hilfe kam, um Titus sterben zu sehn. —

— Versündige dich nicht länger in gottloser Rede, ich flehe dich an! —

— Titus starb, mein guter treuer Sohn, der Trost meiner alternden Augen. Nun kam Gottes Trost! —

— Unglücklicher verblendeter Mann! —

— In meinen Armen starb er. Kein Engelchen stirbt sanfter und leichter. — Warum lachst du? —

— Ich lache nicht. Der Schmerz zerreißt uns allen das Herz. —

— Der Herr hat mich geschlagen wie einen räudigen Hund! —

— O Rembrandt, der Herr straft, den Er liebt. —

— Dein treues, herrliches Herz, Titus, nur noch ein Klumpen verwesenden Aases. Ha ha ha! —

— Gott vergebe dir deine Lästerungen. —

— Tragt ihn fort, ihr schwarzen Männer! Laßt ihn nur nicht fallen! Er war immer zart und gebrechlich gewesen. Leb wohl, Titus, leb wohl! — Was sag' ich: leb wohl? Geh auch du, Pfarrer! Laßt mich allein mit Mutters Bibel und der zärtlichen Einsamkeit und dem grinsenden Mann dort im Dunkeln! — Lebt wohl! — — Lebt wohl! —



4.

— Die andern klagen und stehen jetzt weinend um dein Grab, Titus! Nur ich nicht. Ich kann nicht! Arbeiten muß ich, mich vergrabend in die Arbeit verlieren wie in die Erde der Maulwurf! Fleißig mußt du sein, Rembrandt, solange deine Augen noch leuchtende Welten von Farben trinken können und den schaffenden Händen die Fülle der Seele entströmt.

Wisse, Spiegel, die Welt ist aus den Angeln gesprungen! Und darüber soll ich nicht lächeln, grinsend lächeln? Schau nur, Spiegel, darüber muß ich grinsen wie der Herr der Welt, der allmächtige Diener der Zeit, der sensenschwingende Tod.

Wie seltsam! Ich ganz allein bin unversehrt und unverrückt! Ich ganz allein. Alle andern, auch dich, Titus, haben die plötzlich losgebrochenen Weltenstürme zermalmt wie Gottes Fuß. Und die Entronnenen hat der Wahnsinn geschlagen, der ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Spiegel, ich male mich jetzt als hohnlächelnden letzten Menschen, der aus dem verstörten Dunkel der Welt grausig hervorhöhnt: Welt, verkrieche dich, du nichtsnutziges Chaos! Welcher Stern will dich noch beleuchten!

Wie gut stehn mir diese rotbraunen Töne! Satanisch gesättigtes Goldbraun! — Nun spachtle ich Ton an Ton, Farbe an Farbe zu Rissen und Flächen, förmlich zu Steinen eines Mosaiks. Niemand weiß, wie ich dies zustandebringe! Niemand soll es wissen! Ewig unverstanden wird diese Malart bleiben. Andeutend verschwimmt alles und dennoch hebt es sich in der Andeutung verschwimmend heraus. Meisterhaft, meisterhaft! Und schnell vertreib ich mit dem Stiel des Pinsels die blitzenden Lichter!

Ein Komet bin ich, ein rasend gewordener Komet in der unendlichen Finsternis. Mutter, du hattest einen Stern geboren, einen wirklichen Stern. Und die einfältigen Menschen, diese behäbigen Dickwänste von Spießbürgern glaubten, ich wäre der Morast, in dem sie für Geld ihre Fratzen spiegeln könnten!

Nun muß ich, Titus, allein im Dunkeln wandern. Du kannst mich nicht mehr stützend führen.

Unheimlich wird mir zu Mut. Aus allen Ecken grinsen mich Augen an. Aus den Wänden hervor kriechen Spinnen und Skorpione. Sie bedrücken mich, diese Augen, diese Wände! Niemand zu Hause. Ich schleiche hinaus in die Nacht, in den Nebel. —

5.

An der unregelmäßig gegliederten Häuserreihe der nördlichen Rosengracht schleicht eine gekrümmte Gestalt, sich vorsichtig entlang tastend, getrieben von irgend einer dunkeln Vorstellung. Über der Prinzengracht ballen sich die Nebelschwaden und winden und recken sich wie Geister empor zum Himmel; sie scheinen um die noch belaubten Linden zu tanzen. Doch auch die Menschen auf der Straße wirken gespenstisch. Die Luft ist feucht und lind, die Sonne ist schon hinunter; einzelne letzte rötliche Lichter glänzen über der aufsteigenden Feuchtigkeit der Kanäle. Dort erscheint der Nebel unheimlich gerötet, wie von einer Feuersbrunst. Still und tot ragt der Turm der Westerkerk in die einbrechende Nacht.

Das Leben auf den Straßen ist erloschen. Amsterdam beginnt zu schlafen. Die Beleuchtung besteht aus einzelnen großen Laternen, in denen Talglichter blaken.

Sie sind an den Häuserecken, an den Kirchen und Brücken befestigt. Wer ausgehn muß, versieht sich selber mit einer Laterne, die er vor sich her trägt. Der gebückte alte Mann, der von der Rosengracht herkommt, hat kein Licht bei sich. Einem Blinden gleich geht er durch die Dunkelheit.

Niemand führt ihn, denn es gibt niemand, der ihn führen könnte. Er geht seinen eigensinnigen Weg ins Innere der Stadt hinein. Bald wäre er auf der Leliebrücke ausgeglitten. Eine starke Männerfaust hält ihn zurück. Es ist Rombout Hamer, der Steuermann. Rembrandt weiß es nicht. Er läßt sich nach der Breestraat führen wie ein Kind. Hamer glaubt, der alte Meister wohne immer noch dort.

Im Nebel sind alle Dinge möglich. Jede Stadt gleicht dann einem versteinerten Zauberwald. Alles ist unwirklich. Rembrandt glaubt nicht an den schweigsamen Führer. Es muß ein Engel sein. Er würde sich sonst zur Wehr setzen.

Der Engel führt ihn in eine tiefgelegene Schenke an der Calverstraat. Dort sitzen lauter junge Leute einträchtig beieinander. Sie singen alte traurige Volkslieder; sie sehen aus wie Maler und Musikanten. Die schönen Mädchen sind ihre Freundinnen.

Die Menschen haben alle träumerische Gesichter. Das kommt von dem Engel, der ihn führt. Eines von den hübschen Mädchen kommt zu ihm an den Tisch. Sie setzt sich ihm auf den Schoß und küßt ihn. Da muß er an Saskia denken.

Bald stehn sie wieder auf der Straße, und die Milde der Nacht tut ihm gut. Er sieht eine kostbar gekleidete Frau aus einem der großen Häuser in der Clovenierburgval herauskommen. Sie wird von einem galonierten Diener in die prächtige Kutsche gehoben, die hohe breite rote Räder hat. Ihr Mann folgt. Es ist Jan Six, der Tuchfärber, in großer Gala. Das Ehepaar fährt zur Bürgermeisterei, wo Generalstaatenball ist. Rembrandt erkennt sie nicht; er glaubt, es sei der Bürgermeister und will eine große Reverenz machen. Statt des Hutes hält er aber seinen schmutzig gelben Turban in der Hand, den er jetzt immer beim Malen trägt und den er zu Hause abzulegen vergessen hat. Der Bürgermeister würdigt ihn keines Blickes. Das erwartete er auch gar nicht.

Sein guter Engel führt ihn, und er ist glücklich, ihm folgen zu dürfen. Es geht über die Raamgracht nach der Breestraat. Vor seinem einstigen Hause verläßt ihn Hamer. Er setzt sich bescheiden auf die unterste Stufe der steinernen Haustreppe und wartet, bis man ihm öffnet; aber er wartet vergeblich. Er pocht mit leisem Finger an die Tür; aber niemand öffnet ihm. Er ruft zärtlich nach Saskia. Immer wieder ruft er diesen lieben Namen; niemand hört auf ihn. Dann ruft er nach Hendrickje; auch diese kommt nicht, ihm zu öffnen. Dann nach Titus; alles vergeblich.

Die Nebel sind wie dichte Schleier. Wie schön! Er will sie dort oben nicht stören. Sie schlafen wohl schon. Er schleicht wieder fort, um seinen Engel zu suchen.

6.

Es war Christian Dusart, ein ferner stehendes Mitglied der bekannten Malerfamilie dieses Namens, der den in Leid und Nebel Verlorenen am nächsten frühen Morgen eingeschlafen auf der steinernen Treppe seines Hauses fand. Er besuchte die van Ryn zuweilen als ein letzter treuer bescheidener Freund des herunter-

gekommenen Hauses und war so betreten von dem schmerzlichen Anblick des Elends, daß er sich mit einigen wenigen Freunden vornahm, den völlig hilflos verarmten Greis und Kornelia, deren Vormund er war, vor dem Hungertode zu schützen, so schmal auch seine eigenen Mittel waren. Wer kaufte auch in diesen harten lastenden Zeiten noch Bilder? Amsterdam begann einen Kampf auf Leben und Tod; England und Frankreich, so tuschelten die Gerüchte, hätten sich verbunden, um das kleine wacker-tüchtige Land, seinen Reichtum und seine Ehre anzutasten.

Seit den Vergessenen der Todesschmerz um seinen Sohn in die Fangarme genommen, ihn an die stachlige Brust gepreßt, von seiner Seele gezehrt und ihn wieder von sich gestoßen hatte, blieb er still in sich gekehrt, fernab dem Leben, verloren in die Gedanken der ihm getrübten Welt. Und wie sein Leben geworden, so wurden auch die seltsamen Bilder dieses letzten Jahres, die nach seinem Tode für sechs Groschen das Stück in den Handel kamen, und für die niemand ein Verständnis hatte: ihre Seelen waren getrübt, ihr Blick in die Irre schweifend, vielleicht in einer innerlichen Todesverzückung, die wir nicht begreifen können. Darunter befanden sich zwei Bildnisse; in dem einen glaubte man seinen Sohn Titus, in dem andern seine Schwiegertochter Magdalena, beide in jüngeren Jahren, erkannt zu haben. Sie müssen darnach aus der Erinnerung oder nach vorhandenen Skizzen gemalt worden sein. Beide üben einen unheimlichen Zauber aus: brandigrote und fahlgelbe Farben bekleiden die Gestalten, die deutlich die Spuren von verstümmelten Seelen in sich tragen. An ihnen wurde klar: dem Großmeister der holländischen Malkunst waren die Schwingen gebrochen; der Berg der ewigen Sehnsucht war in ferne blasse Nebel gehüllt. (Schluß folgt)

Hochzeitsmorgen

Von Emil Hadina

**Die Erde glüht im ersten Schöpfungslichte,
Aus fernen Nebeln rollt ein junger Stern.
Der Morgenpsalm „Das ist der Tag des Herrn"
Von Kinderzungen wächst zum Weltgedichte.**

**Zwei Augen aus dem bräutlichsten Gesichte,
Waldbrunnenklar, dann glutverhüllt und fern,
Als ahnten sie der Wunder tiefsten Kern,
Sie weisen meiner Andacht Ziel und Richte.**

**Du, die mir Eva wurde und Madonne,
Friedlinde meiner langen Sucherqual,
Heb' deine nackten Arme hoch zur Sonne!**

**Aus ihren reinen Gluten Strahl für Strahl,
O sammle sie zu bräutlich heißer Wonne,
Daß Gottheit glüh' durch unser Liebesmahl!**

Malwida v. Meysenbug an Heinrich v. Stein

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Dr. Götz von Selle

(Schluß)

XII.

Le Havre, 22. September [1882]

Ihr gestern angelangter Brief aus Venedig [vom 17. Sept. 82, vgl. Briefe an M. v. M., S. 191 f.], lieber Freund, kam mir so erwünscht und versetzte mich im Traum diese Nacht so lebhaft nach Palazzo Vendramin, daß ich nicht umhin kann, ihn alsbald zu beantworten. Ich war etwas besorgt um die teuren Wahnfrieder, da ich noch nichts gehört hatte (ich hoffe, mein Brief an Cosima kam noch vor der Abreise nach Bayreuth) und dachte, es könnte am Ende doch noch eine böse Folge der Ermüdung eingetreten sein. Sie haben mich auf das beste beruhigt, und ich freue mich, daß Sie noch eine Zeit frohen Zusammenlebens in der zauberischesten der Städte haben, ein herrlicher Nachklang der herrlichen, jüngst verflossenen Zeit. Die friedenvolle, verklärte Stimmung dieser Zeit ist mir noch ganz geblieben und erfüllt mich mit unversiegbarer Heiterkeit. Um so mehr begreife ich, wie diese Gralsheiterkeit unseres Freundes und Meisters Wesen erfüllen muß, die von ihm ausging, der sie uns schuf. Möge sie ihm ungetrübt bleiben als einziger würdiger Dank für sein göttliches Schaffen, und möge sie uns bleiben, um uns zu stärken, des „Grales Liebeswerke“ zu vollbringen, da wir doch der heiligen Genossenschaft anzugehören das Glück haben. Daß ich als Botin des Grales lebe und handle, können Sie denken. Neulich habe ich vor einer Versammlung guter Menschen den ganzen Text erzählt, und alles horchte in staunender Andacht; eine junge, sehr geistvolle Französin rief: „es komme mir niemand mehr mit Meyerbeer oder modernen Opernkomponisten, ich kenne nur erst wenig Wagner, aber ich fühle, das ist die Wahrheit“. Überhaupt finde ich wieder sehr viel Gutes unter den Franzosen, allerdings hier in einem völlig hugenottischen Kreis, und dabei lerne ich in der Normandie ein entzückend schönes Land kennen. Wie mußten die tapferen Normannen entzückt sein, als sie an diesen Küsten niederstiegen! Und in dem schönen Lande wahre Wunder der Architektur! Wie würde Siegfried hier entzückt sein, diese alten normannischen Schlösser, diese herrlichen Kirchen! — Nun er wird alles einst noch sehen! — Tausend Grüße an alle Wahnfrieder. Daniela möge mir auch einmal schreiben, wenn Cosima nicht kann, ich habe ihre Briefe so gern. Auch die Ihren! Avis au lecteur! Herzlichen Gruß

M. M.

* * *

XIII.

Rom, 8. März [1883]

[Der erste Brief nach dem Tode Richard Wagners. Antwort auf Steins Brief vom 22. Febr. 1883, vgl. a. a. O., S. 192 ff.]

Lieber Freund, ja die Liebe höret nimmer auf, sie schwebt sogar reiner, himmlischer, von jedem störenden Hauch des Irdischen befreit, wie ein heiterer Segensspruch über der Welt und ruft uns zu, nicht zu weinen, sondern in andächtiger

Feier uns zu freuen, daß er den Kampf des Lebens überstanden hat und nun in der Reihe der Unsterblichen dasteht, ein schönes, herrliches, unverlierbares Bild. Ich kann die Wahrheit sagen, ich fühle ihn fortwährend um mich, und wenn ich an ihn denke, ist es mir, als lächle er mich an. Nur die Zurückgebliebenen sind mir eine schmerzliche Sorge. Ich hoffe aber, daß hier der alte, beinah triviale Spruch von der Zeit doch einmal wieder wahr werden wird, nicht als ob das Unersetzliche ihr ersetzt werden könnte, aber ihr blieb noch so viel, was Trost, ja Freude bringen und wieder ein Lebensziel werden kann. Daß sie jetzt sich von allem scheidet, was nicht er und die Kinder sind, verstehe ich vollkommen, ja, ich würde es nicht verstehen, wenn's anders wäre. Daß sie aber auch für die treusten Freunde für immer geschieden sein will, finde ich nicht recht und ich hoffe, auch das wird sich mit der Zeit ändern. Wenn ich sie aber nicht sehen kann, dann gehe ich nicht nach Bayreuth. Ich glaube, auch ich könnte den Parsifal dies Jahr nicht sehen, es ginge über meine Kräfte. Physisch habe ich natürlich die Folgen dieses Schlags bedeutend gefühlt, ich bin überhaupt den ganzen Winter leidend und lebe nur mit der Arbeit, da aber auch sehr eifrig.

Lieber Freund, ich verlange so danach, Ihren Solon zu lesen [in „Helden und Welt"]. Ich habe natürlich auf die B. Bl. [Bayreuther Blätter] abonniert, habe aber bis jetzt keine neue Nummer erhalten. Können Sie vielleicht in Bayreuth daran erinnern? Hoffentlich fahren Sie auch fort, für die Bl. zu arbeiten. Die Arbeit allein ist es, die uns die Flügel wieder löst, und indem wir den Samen des Ideals, jeder in seiner bescheidenen Weise, hinausstreuen in die unbekannte Menge, bereiten wir, helfend, auch ihm die Generationen, denen seine Glorie hell scheinen wird. —

Leben Sie wohl, mein lieber Freund, lassen Sie uns verbunden bleiben und geben Sie mir öfter Nachricht von sich. M. Meysenbug

* * *

XIV. 6 via Polveriera
Rom, 10. April [1883]

Mein trefflicher Freund

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie durch Ihren Brief [vom 26. März 1883 vgl. a. a. O. Seite 194 ff.] und Ihr Buch [„Helden und Welt"] mein Herz erquickt haben. So wie der erste Ihre Stimmung schildert, so hoffte und so wünschte ich Sie. Ja, in dieser, von ihm begonnenen Arbeit der Versöhnung zweier Welten, der immer reineren Enthüllung jener idealen Wirklichkeit ist, in deren Begreifen die schuldige Welt des Scheins endlich entsühnt und wiedergeboren wird, liegt die Aufgabe aller der Treuen, welche ihn überleben. Mein Tagewerk ist bald getan, ich fühle es, und der einzige Schmerz, den ich dabei empfinde, ist der, nicht noch kräftiger zu sein, um stark an jener Aufgabe mitarbeiten zu können. Aber mit freudiger Zuversicht sehe ich in die Ferne, wenn solche Streiter darin vor meinem Blick erstehen, wie Sie und auch Förster, dem ich aus ganzem Herzen den Segen einer alten Arierin mit auf den Weg gegeben habe. Und daß auch Ihnen das „übrig bleibt", was auch mich einst tröstete, das: gut sein und Gutes tun, das freut mich so. Nur darin haben

Sie unrecht, daß Sie meinen, mit der Selbständigkeit von Gedanken und Entschlüssen, wie damals in Rom, sei es vorbei. Nein, was Sie empfingen in der Zwischenzeit, war nur der gewaltige Anstoß, der befruchtende Tau, den jede, noch so originale Pflanze bedarf zu mächtigem Wachstum und Gedeihen. Das beweist mir Ihr Buch. Sie können nicht denken, mit welch herzlichem Entzücken ich es lese. Es stellt Sie mit einem Male in die Reihe unserer edelsten Geister. Es ist so vollendet in Geist, Sprache und Bedeutung, daß man von hier aus nur noch einen Schritt weitersieht, den zum vollendeten Dramatiker. Ihnen diese Bahn zu zeigen, die Sie wohl selbst kaum ahneten und Ihre Freunde auch nicht, dazu hat jener erhabene Einfluß wohl in Ihrem Leben wirken müssen, und das ist wieder einmal einer der Einblicke in das wunderbare Gewebe der Kausalität, der uns mit freudiger Erkenntnis von der fortwirkenden Kraft des Guten, Schönen, Erhabenen erfüllt und über Gräbern wie eine Glorie schwebt. Am Tag lese ich die schönen Bilder und am Abend liest Frl. Nietzsche, welche jetzt hier ist, sie mir noch einmal vor. Auch diese, welche sich außerordentlich gut, geistig entwickelt hat, seitdem sie nicht mehr durch ihren Bruder denkt, ist ganz hingerissen und hat bei der Kornelia gestern heiße Tränen der Begeisterung geweint. Ich war auch mit meinem Roman [Phädra] fertig und hatte bereits mit einem Verleger abgeschlossen, nachdem er einen Teil gelesen und herrlich gefunden hatte. Nun, ganz aber findet er ihn zu tugendhaft und druckt ihn nicht. Ist das nicht charakteristisch für unsere Zeit?

Welches sind Ihre Pläne für den Sommer? Wenn Sie an Glasenapps schreiben, grüßen Sie sie, bitte, herzlichst, innigst von mir.

Leben Sie wohl, lieber Freund, gottlob, daß Sie in der Welt sind.

M. Meysenbug

* * *

XV.

6 via Polveriera
Rom, 23. Mai [1883]

Aber, lieber Freund, warum sind Sie denn so ganz verstummt? So sollte man doch eigentlich seine Freunde nicht behandeln. Ich wußte gar nichts mehr von Ihnen, niemand konnte mir etwas sagen, nun habe ich auf dem Umwege erfahren, wo Sie sind. Und es ergeht nun meine Frage: wie geht es Ihnen, was treiben Sie und warum sind Sie mir so entschwunden, die ich doch so herzlichen Anteil an Ihrem Geschick nehme?

Gestern war ein Tag, an dem wir gewiß alle im Geist zusammen waren an dem Grabe zu Bayreuth. Wie schön war es damals in Neapel [vgl. Glasenapp, Leben Richard Wagners, VI, 340 ff.], als wir auf dem Golfe fuhren und uns nachher, im rosengeschmückten Saal der erste Akt des Parsifal ertönte! So etwas kommt nie wieder und die Sehnsucht danach muß schweigen vor dem Glück, es einmal gehabt zu haben. Ich weiß noch nicht, ob ich auch dies Jahr in Bayreuth sein werde oder nicht. Es würde mir da erst zu ganz materieller Wirklichkeit werden, was mir jetzt immer noch fast wie ein schmerzlicher Traum ist. Dann bin ich überhaupt noch nicht gewiß, ob ich es mit anderem werde vereinigen können. Mein Arzt will, daß ich in ein deutsches Bad gehe, um meine Gesundheit etwas zu kräftigen, und meine

Teuren in Frankreich rufen mich auch mit Allgewalt, solang es mir noch möglich ist, die weite Reise zu machen. Es wird eben alles schwerer, wenn man alt wird. Wir haben hier 3 Monate lang ganz in Wagnerischer Musik gelebt, was eine himmlische Erquickung in dieser Musikwüste war. Joseph Rubinstein war hier, und da verging fast kein Tag, wo wir nicht bei Gräfin Dönhoff zusammen waren und alle die erhabenen Schöpfungen durchnahmen und immer tiefer in sie uns versenkten. Staunen, Bewunderung, Glück, daß so etwas wieder einmal möglich gewesen, daß solch ein gewaltiger Wille in einer einzelnen Erscheinung wieder einmal jene Allmacht hervorgerufen hatte, die uns an Götter glauben ließ, haben mich da wieder bis ins tiefste Herz bewegt. Nein, darüber hinaus gibt es auf dem Gebiete der Kunst nichts mehr; das musikalische Drama ist geschaffen, und was nun etwa noch in der Art käme, könnte nur Nachahmung sein. Was bleibt nun zu erreichen? Das Leben selbst zum Kunstwerk machen. Das ist unsere Aufgabe, d. h. es den kommenden Generationen als höchstes Ziel hinstellen. Denn wir, ja auch selbst Sie noch, werden nur wie Moses das gelobte Land von der Höhe herab schauen, ohne es zu erreichen.

Wir haben einen frühen Sommer, alles flieht schon nach Norden, ich genieße noch mit Wonne die unsägliche Schönheit der geschmückten Erde und des reinen Lichts. Bis Mitte Juni gedenke ich jedenfalls hier zu bleiben. Lassen Sie bald einmal etwas von sich hören und seien Sie herzlichst gegrüßt

M. Meysenbug

* * *

XVI. 6 via Polveriera
Rom, 8. Juni [1884]

Lieber Freund, man sieht, daß Sie Berliner Hofluft atmen, so feierlich war die Anrede Ihres letzten Briefes. Hoffentlich bedeutet es nichts weiter. Erst wenige Tage vor Empfang desselben hatte ich gehört, daß Sie Halle mit Berlin vertauscht haben. Daß Ihnen dort doch auch nicht allzu wohl ist, sagt mir Ihr Brief. Ach, ich fürchte, Sie sind für diese Regionen vollständig verdorben, wie wir alle, die wir wissen, was es mit jener Welt für eine Bewandtnis hat. Ja, wenn es Ihnen gelingt, die Augen und Herzen Ihrer Zuhörer für jene „andere Welt", die Sie dieser gegenüber stellen wollen, zu öffnen, dann geht es, dann ist überall gut sein, und ist es vielleicht Pflicht, im Kampfe auszuharren. Aber ist es möglich, unter den Pickelhauben? Ich begreife es, daß Ihre nächsten Dialoge „Flüchtlinge" heißen werden. Wäre ich noch jung und gesund genug dazu, nichts hielte mich ab, dem wackeren Förster nach Paraguay zu folgen. Ich höre öfter von ihm durch Frl. Niet.[zsche], welche mit ihm korrespondiert. „Deutschland liegt wie ein grauer Nebel hinter mir, ich kehre nie zurück", schreibt er. Er hat ein großes Stück Land bekommen, welches u. a. 100 Orangebäume trägt, die dort in Wäldern, hoch wie unsere Eichen, wachsen und deren Früchte so trefflich sind, wie man sie in Europa gar nicht kennt. Ein frischer, freier, wie erlöster Sinn spricht aus allen seinen Worten, und ich freue mich, daß eine edle Manneskraft dem wüsten Parteileben und den Bestrebungen, die hier notwendig zu Zerrbildern werden mußten, entnommen ist.

Auch das kleine Buch von Mevert über Paraguay hat mich unendlich interessiert. Ja, möge nur die Ansiedlung im Sinne dieser Männer gelingen und mögen die Überreste dieser liebenswürdigen Bevölkerung erhalten bleiben und durch noch mehr Mischung mit dem germanischen Element ein neues, edles Kulturvolk hervorbringen. Wie schön wäre es, so etwas noch zu erleben. Doch auch für den, welcher keine Aussicht dazu hat, ist es ein tröstender Gedanke.

Nietzsche war jetzt kurze Zeit hier mit seiner Schwester, und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß in Erfüllung geht, was ich immer, auch in Wahnfried, vertreten habe, daß jene Epoche seiner Entwicklung, die wir alle beklagten, nur eine Durchgangsphase war. Der edle Grund in ihm ist unverletzt, nur durch ein geistiges und physisches Märtyrertum hindurchgegangen, das seinesgleichen kaum finden wird. Die furchtbare geistige Askese, die er sich auferlegt hatte, um rückhaltlos alles zu prüfen, und in den Hades des Häßlichen hinabzusteigen, überall ein unbarmherziger Richter zunächst gegen sich selbst — hat doch den tief poetischen Grund seines Wesens nicht zerstört, und nachdem er, gleich Giordano Bruno, geradezu den Feuertod des Leidens durchgemacht hat, wird er, wenn seine physische Kraft ausreicht, noch viele Schätze seines Innern ans Licht fördern und auch sein Verhältnis zu unserem Toten [Wagner], „den er geliebt hat wie nie einen Menschen“, wird wieder ins rechte Licht treten . . .

Leider komme ich nun zu der Mitteilung, die mich wahrhaft schmerzt, nämlich daß wir uns wohl nicht sehen werden im Sommer. Ich bin fast fortwährend leidend und gerade in diesem Augenblick bin ich es wieder sehr und in den Händen des Arztes. Die vielen Hin- und Herreisen sind mir geradezu unmöglich, und wenn ich einen stillen, ländlichen Ort in der Schweiz, den wir ausgesucht haben, erreichen kann, um einige Monate mit Olga und den Kindern zu verbringen — so ist es das Höchste, was ich leisten kann. Dieser Winter hat unter meinen Zeit- und Exilgenossen gewaltig aufgeräumt und ich fühle, daß meine Reihe kommt. Möchte es mir zuteil werden, den letzten erhabenen Augenblick mit vollem Bewußtsein zu vollenden und den Genuß der Ruhe zu fühlen, wie ich sie jetzt schon in ahnungsvoller Helle oft vor mir sehe. Sie gaben mir keine Adresse, deshalb schicke ich über Halle. In warmer Freundschaft Ihre M. M.

* * *

XVII.

349 Kurstraße

Nauheim b. Fr. a. Main, 7. Sept. [1884]

Lieber Freund, ich will doch versuchen, Ihnen mit ein paar Worten die Freude auszudrücken, die mir Ihr Brief verursachte, obgleich ich nicht weiß, ob Sie noch in Zürich sind. Daß Sie sich so mit Nietzsche gefunden, ist mir eine wahre Herzensfreude; auch er schrieb mir beglückt über Ihr Zusammentreffen. [Stein war vom 26. bis 28. Juli 1884 in Sils-Maria bei Nietzsche. Über diese Begegnung vgl. Lienhards „Wege nach Weimar“ I, 71 ff.] Ich habe nie an ihm gezweifelt, obgleich es eine kurze Zeit gab, wo ich ihn absolut nicht mehr verstand. Auch seine Trennung von Wagner ist mir jetzt erklärlich. Es ist

viel Mißverständnis von jener Seite dabei, aber zu lang, um es brieflich zu erörtern. — N. ist ein Märtyrer der seltensten und edelsten Art, und wenige wohl haben die Siegespalme so verdient wie er. Daß ich ihn nach Rom haben möchte, daran zweiflen Sie nicht, aber ich fürchte, ich erreiche es nicht. Er schrieb mir, um mir vorzustellen, ich solle nach Nizza kommen. Das kann ich aber nun wirklich nicht, ich müßte mein kleines Heim in Rom ganz aufgeben, meine Sachen transportieren oder verkaufen und ich habe in Rom manche Verbindung, die mir teuer ist und Anlaß zum Arbeiten. Nächsten Winter besonders hoffen viele junge Wesen auf mich, die durch Rat und Tat zu leiten auch eine Aufgabe ist. Vor allem ist die liebe Gräfin Dönhoff noch dort, die an mir mit Tochterliebe hängt und meiner bedarf. Käme nun N. hin, so fänd er einen trefflichen kleinen Kreis, Sympathie und Hilfe, Musik und geistige Anregung aller Art. Aber er hängt an dem Klima Nizzas. Für den Augenblick kann man nun freilich auch nicht nach Italien wegen der Cholera.

Für heute leben Sie wohl, lieber Freund, ja, könnten wir das Kloster stiften!
Herzlichen Gruß M. M.

* * *

XVIII. Villa Amiel
Versailles, 4. Juli [1885]

[Es ist das Haus G. Monods, nach dem Schweizer Dichter H. F. Amiel benannt.]

Endlich, in der Ruhe dieses stillen grünen Versailles komme ich dazu, Ihnen, lieber Freund, mal wieder einige Worte zu sagen. Durch Daniela wußte ich, daß es Ihnen gut geht, daß Sie Erfolge haben und befriedigt sind. Was kann man Besseres für seine Freunde wünschen? Dann ruht man aus in dem Gedanken an sie und läßt die Stunden und die Tage verstreichen, ohne ihnen zu sagen, wie herzlich man ihrer denkt.

Werden Ihre Vorlesungen nicht gedruckt werden? [Ästhetik der deutschen Klassiker, vgl. „Zur Kultur der Seele" a. a. O.] Ich möchte sie so gerne lesen, da ich überzeugt bin, daß ich neue und mir so sympathische Gesichtspunkte darin finden würde. Ich bin auch froh, daß Sie im Hauptsitz des Vaterlands Ihre Wirksamkeit haben beginnen können, denn wie sehr ich auch Ihre und Wagners Auswanderungsideen teile (Beweis: Phädra), so freue ich mich doch jedes Samens einer neuen Lebensauffassung, der dort ausgestreut wird, denn wenn die Frucht dort reifen kann, so wird sie köstlich sein. Ich glaube, daß die Geburt eines neuen Ideals sich vorbereitet; es wird ganz anders kommen, als wir Idealisten von 48 es träumten, aber worauf es ankommt, ist, daß es nicht in einer furchtbaren, verheerenden Gestalt komme, sondern, wohl vorbereitet in den Gemütern, alsbald die humane Form annehme, die eine normale Entwicklung möglich macht. Das ist es auch, was ich auf Ihren Einwand gegen die Behandlung der Commüne (Phädra) zu erwidern habe. Ich habe mehr Sympathien mit den Grundideen der Commüne, als mit denen ihrer Gegner, das wissen Sie; ich habe werte Freunde unter denen gehabt, welche nachher Communards wurden, aber die Form, in der die Sache zum Vorschein kam, die Hauptvertreter derselben, der rohe Materialismus, der sich alsbald anstatt der Idee hervordrängte, und die Bestialität der menschlichen Natur entfaltete, anstatt ihrer

Idealität, war wieder ein Beweis, wie subtiler Natur das Ideal ist, das sich vor jeder Berührung mit dem Gemeinen wie eine Sensitive zurückzieht und in höhere Regionen entflieht. Nun bin ich wieder in diesem seltsamen Land der Experimente, wo im Augenblick scheinbar die Herrschaft der Mediokrität stattfindet, wo aber jene Partei doch noch stark und tätig ist; doch, glauben Sie mir, sie hat den Schlüssel unserer Zukunft nicht, den muß ein Gottbegnadeter bringen, wie der, den wir schon besaßen und der vielleicht nur der Johannes der Täufer des einstigen Messias war ...

M. Meysenbug

* * *

XIX.

6 via Polveriera
Rom, 11. Februar 86

Mein lieber Freund

Innig erfreuten mich Ihr lieber Brief und die Nachrichten über Sie, welche ich durch Poske erhielt. Ich glaube, daß, wie Sie es sagen, der Vorteil einer bestimmten Tätigkeit und Anregung zur Durcharbeitung besonderer Gebiete nicht hoch genug anzuschlagen ist und dem Leben eine feste Basis gibt, auf der nachher alles Zufällige, Intuitive, Unmittelbare, wie Blüten an einem gesunden Stamm, frei und glückbringend sich entfalten kann. „Denn wenn wir erst in abgemessnen Stunden mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden, mag frei Natur im Herzen wieder glühen." Das ist ungefähr dasselbe. — Sie lassen hoffentlich Ihre Vorlesungen über Ästhetik später drucken, damit man sie auch genießen kann. [Nach dem Tode Steins von Poske und Huber 1897 herausgegeben.] Der wichtigste Gesichtspunkt bei aller ästhetischen Betrachtung scheint mir immer die ethische Wirkung zu sein. Es gibt so viele Menschen, ja, ich glaube fast, es sind die meisten, die von einem Kunstwerk nur verlangen, daß es eine ästhetische Befriedigung gebe, d. h. eigentlich nur, daß es auf die Sinne angenehm wirke (diese Meinung vertrat Frl. Salomé in Bayreuth). Ich glaube, das wahre große Kunstwerk muß ethisch wirken, muß uns transfigurieren, so wie wir es einst von der Religion verlangten. Es versteht sich, daß der Schöpfer kein Didakt sein muß, aber das Wesen des Genius ist es, in die ästhetische Form den ethischen Inhalt zu gießen; ohne Absicht, kann er doch nicht anders, er muß es, und das sichere Kennzeichen des wahren Kunstwerks ist, daß es ethisch wirkt. Deshalb bringen auch die modernen Realisten kein Kunstwerk zustande, weil sie bloß ästhetisch wirken wollen und trotz manchen Vorzügen lassen sie uns kalt.

Einen Künstler nur sehe ich hier jetzt viel und erfreue mich an seinem Schaffen, wiewohl es nur ein beschränktes Gebiet der Kunst umfaßt, aber auf diesem vollständig jene zwei Anforderungen erfüllt. Ich meine Franz Lenbach, der mir ein werter Freund geworden ist. Seine Bilder sind, wie die Tizians und van Dyks, die Kulturgeschichte einer Epoche; aus ihnen wird man unsere Zeit beurteilen können.

Unsere Zeit fängt an, in der so verfaulten Politik einmal wieder ein großartiges Moment aufzuweisen: die Begebenheiten im Sudan. Meine heißesten Sympathien sind mit dem Mahdi und den Mohammedanern, so wenig mir diese sonst gerade sympathisch sind. Aber ich wollte, die orientalische Welt erhöbe sich im Namen

ihres Glaubens und ihrer Unabhängigkeit gegen diese infame europäische Politik der Habsucht und Heuchelei, immer unter dem Vorwand, die Zivilisation zu bringen. Welche Zivil.[isation]!! Mit Gordon ist ein edles Opfer gefallen, ihn beklage ich, aber den Engländern wünsche ich eine vollkommene Niederlage, wünsche ihnen, daß das Gespenst des Banko, des zertretenen und gemißhandelten Irlands, sich daheim an ihre Tafel setze und daß Indien von dem Joche seiner Blutsauger sich frei mache. Zuleid ist es mir, daß Italien sich hat hinreißen lassen für Engl.[and], das ihm nie dankbar sein wird, Menschen und Geld zu opfern, während daheim die Bevölkerung leidet und das reiche Land darbt.

Leben Sie wohl, mein Freund, auf den ich unter allen Lebenden die größte Hoffnung setze. M. M.

[NB. Am 20. Juni 1887 ist Heinrich von Stein in Berlin gestorben.]

Wintermorgen

Von M. Lorenz

Mühe hat die alte Sonne . . .
Zähe kämpft sie gegen schwere Wolken,
Bis sie ihres Lichtes blanke Lanzen
Mächtig über die zur Nacht verschneite
Herrlich weiße Erde schleudern kann.

O, wie lacht der liebe Garten
In dem frischen Gotteslichte!

Auf des Brunnens schöner Rundung
Sitzt ein Dompfaff-Paar geplustert
In dem Daunenbett der Flocken.
Wie ein rotes Blütenwunder leuchtet
Dompfaffs Brustlatz aus dem weißen Polster.

Überall, wo flinke Meisen
In dem schneebeladnen Astwerk turnen,
Sprühen glitzernde Fontänen:
Funkelnd, blendend, strahlenbrechend
Blitzt der Schneestaub in der Sonne
Wie der Schliff der Edelsteine.

In die bräutlich reine Decke,
Die der Schnee auf die Terrasse
Faltenlos und ohne Tadel breitet,
Riß noch keines Lebewesens rauher Tritt
Spuren, die des Bildes Schönheit trüben.

Doch — dicht vor der Tür sind feine Runen:
Sind die zarten klaren Spuren
Einer Drossel, deren leichte Füße
Eine Reihe eckig schöner Zeichen
In die himmlisch weiße Fläche schrieben.

Wie die schöne Zeichnung eines Meisters
Sind die zarten Linien sinnvoll hingeworfen
Und bewegen mir geheim die Seele
In der Reinheit dieses stillen Morgens,
Da der Schnee die Erde keusch umarmt . . .

Der Husar

Von Kurt Siemers

Der Herzog von Cumberland mit seinen Hannoveranern und Engländern mußte am 8. September 1757 bei Kloster Zeven ohnweit Bremen einen nicht sehr ehrenvollen Kapitulationsvertrag unterschreiben.

Damit waren die Straßen bis an die Elbe frei. Der Herzog von Richelieu zog mit sechzigtausend Franzosenkerls und ziemlichem Geschütz heran. Die preußischen Provinzen zitterten und dachten an ihren König, der in Schlesien seine Campagne führen mußte.

Der Obrist Fischer, des Raubens und Plünderns ein Meister, fiel mit französischem Vortrab ins Bistum Halberstadt. Den Hühnern drehten sie die Hälse ab, und manchmal auch den Bauern, wenn sie Keller und Scheuern nicht gutwillig öffnen wollten.

Die Herren vom Rat kratzten sich ratlos hinter den Ohren; die Frauenzimmer liefen durcheinander wie ein Hühnervolk, auf das der Habicht stößt. Nur die nichtsnutzigen Buben freuten sich, weil die Kanters keine Schule mehr halten konnten.

Die Halberstädter wußten, daß der Cumberländer das Herz im Hosenboden sitzen habe und vor lauter Feigheit nicht zu siegen wagte. Als die Dickstiebel des Braunschweiger Herzogs Wilhelm Ferdinand gerade im besten Gange waren, den Windbeuteln des Richelieu das Kamisol vollzuhauen, ließ der Cumberländer Retraite blasen. Der junge Braunschweiger hatte nachher wie ein Koppelknecht auf den Cumberländer geflucht, aber das half den Preußen nicht aus dem Dreck.

Der Bürgermeister Benjamin Lieberkühn von Halberstadt hatte vertraute Boten ausgeschickt, aber die kamen ohne Hoffnung auf Entsatz wieder.

Auf den Cumberländer dichtete man einstweilen gallige Reime, machte einen breiten Buckel und sah böse zu, wie sich die Franzosenkerls Taschen und Pansen füllten.

„Schlagt doch dat Aaszeug dot!“ sagten die Harslebener und Wehrstedter Burschen und diskutierten, ob eine Husarenmontur oder eine Kürassieruniform sich besser anließe; denn sie hatten Lust, als preußische Reiter Schlachten gewinnen zu helfen.

Einstweilen waren die Reiter des großen Königs noch weit, und die Bauern mußten den französischen Dieben ihr eigenes Korn ins Hamsterlager nach Osterwieck fahren. Das liebe Brot ward rar; dafür waren aber in Halberstadt die Pariser Princes, Contes und Marquis so gemein wie Raupen im Weißkohl.

Viel Mutwillen übte das Pack aus Welschland. Insonderheit mußte sich der arme Landmann viel Vexierung gefallen lassen. Dem Pastor zu Sargstedt taten sie argen Schabernack, den er, so christlich der milde geistliche Herr sonst fühlte, niemals vergessen hat. Er war ein sonderlicher Liebhaber kuriöser und gelehrter Bücher und hatte eine große Stube voll davon. Die schleppten sie heraus und kochten damit ihre Morgensuppe.

Im Kreuzgang der Kirche Unserer Lieben Frauen wieherten Soldatengäule, und die alten Gräber waren unter Pferdemist verschwunden.

Der Fürwitz, der dieser Nation eigen ist, trieb die Herren Franzosen bis unter die Kanonen von Magdeburg, wo sie den Landleuten manchen Schaden taten.

Das war den Preußen eines Tages doch zu dumm. Achtzig Freiwillige von Herzog Ferdinands Eisenbeißern, gedeckt von einer Schwadron seydlitzischer Husaren, zogen eines Sonntags auf Halberstadt zu, nach Egeln. Dort lag eine weit überlegene französische Abteilung. Die Preußen kamen gerade zur rechten Zeit, um sich bei den französischen Offiziers zu Mittag zu laden; denn es war die Zeit nach dem Kirchgang. Der Kürassier-Obrist Conte Lusignan hob mit seinen acht Offizieren auf höfliche Invitation der Preußen im Egelner Klosterrefektorium die Hände hoch, und auch seine starke Mannschaft dachte nicht an Widerstand. Nach welscher Sitte steckten die Herren Preußen das kostbare Silberzeug des Herrn Grafen als Souvenir ein. Die Husaren ließen das eben aufgetragene Essen nicht kalt werden und faßten auch, wo es nottat, gleich mit der fünfzinkigen Gabel zu. Alles, was Franzose hieß, marschierte in Gefangenschaft, und waren ihrer über die tausend Mann.

Da trafen Kuriere ein mit der Nachricht von einer großen Bataille in Schlesien, gerade als der Duc zweihunderttausend Taler Kontribution gefordert hatte. Die französischen Hörner schmetterten in Halberstadt den Breiten Weg herunter, und die Armee zog nach Westen ab, weil man wußte, daß der Sieger von Roßbach keinen Spaß verstehen würde. Auch hieß es, daß preußische Vorhuten den Feinden schon auf den Hacken seien.

Bei den Franzosen ging ein unheimliches Geschnatter und ein Reden mit Händen und Armen los. Halten da vor dem Kühlinger Tor noch fünf französische Kürassiere, um nach den Preußen lange Hälse zu machen, während ihre Kameraden über Ströbeck abrückten. Da bricht ein seydlitzischer Husar aus dem Hinterhalt, prescht wie der Deubel auf die verdutzten Kerls zu, fuchtelt sie mit dem Säbel, daß sie zu fünfen Pardon schreien, Waffen und Pistolen ins Gras werfend. Der Preuße lädt sie durch Zeichensprache ein, Brustbeutel, Mantelsack und Taschen aufzuknöpfen, kommandiert Kehrt und läßt sie hübsch vor sich her reiten bis auf den Domplatz, wo die Bürger schmunzelnd zuhauf rennen.

Neben dem Dom am Zwicken halten sie zu Sechsen. Der Husar dreht den Schnurrbart, macht den Mädeln Augen und läßt sein buntes Mäntlein im Winde kriegerisch wehen. Muckstill halten sich die Franzosen, während der Husar seine Beute zählt. Ist manches Talerstück dabei, das ein preußischer Bauer in der Bettlade verborgen hielt.

Einen Augenblick überlegt der Husar, da packt ihn eine ausbündige Lustigkeit: einen Beutel nach dem andern leert er, klingling über die Menge, und das Volk, das vom Johannisbrunnen und aus der Gröperstraße zusammenlief, balgt sich um die Münzen und ruft auf Geheiß des Preußen: „Vivat Fridericus und seine Husaren!“

„Was soll ich mit dem Dreck? Die Taler drücken und die Lujedors zerreißen mir das Hemde!“

Spricht's, läßt die fünf gefangenen Kerle absitzen. Drei junge Burschen, Poppe aus dem Drachenloch, Kahmann von Quenstedt und Schliephake aus dem Huy, sitzen auf, um sich bei des großen Königs Husaren anwerben zu lassen. Im Zuckeltrab geht's aus der Stadt heraus, zur Schwadron des Husaren zurück, und die fünf Franzosen immer nebenher.



Die Buben schreien noch immer „Vivat Fridericus!"

Für diesmal waren die Halberstädter aus aller Not, und der Gargstedter Pastor konnte sich ein Schock herzhafter Hagel- und Donnerwetters auf die Kujone erlauben, die seine schönen Bücher stibitzten, ohne daß ein Blitz vom Himmel dreinschlug.

Der Kanonikus Gleim hörte den fröhlichen Lärm in seinem stillen Häuschen hinter dem Dom und sang spöttisch den Abziehenden ein Liedchen nach.

Irmelind

Von Kurt Geucke

Hinter den Hügeln, im Mitternachtswind,
Saß an den Weiden Schön Irmelind:
„O Sterne, ihr Tränen der Ewigkeit,
Wo wächst das Kraut Vergessenheit?!"

Am Wasser, am Walde septembert und spinnt
Und raunt in den Wipfeln seltsam der Wind:
Wo schlummert dein Blut, wo schläft dein Kind —?
Irmelind! Irmelind!

„Mein Blut, mein Blut schläft nimmermehr;
Mein Kind, ach, schläft einen Schlaf so schwer!" —
Wer tränkte dein Kindlein im Mondenwind —?
Irmelind! Irmelind!

„Die Wellen im Weiher, die tränkten mein Kind,
Die Wellen, die Winde, und trugen's gelind.
O Tränen der Erde, o Sterne so weit,
Wo wächst das Kraut Vergessenheit?!

Schon fragt ich die Wälder und fragte die Seen,
Die Winde, die Wellen, die Täler und Höhn,
Den Röttelgeier im Felsennest,
Die Vögel der Stürme von Osten und West.

Sind's tausend Jahre, daß ich geharrt?
Ach, keine Antwort von keinem ward!
Einst hört ich, ein Rabe wär, alt wie die Zeit,
Der wüßte das Kraut Vergessenheit!

Komm, ehe du wechselst — du sahst es, Mond! —
Zeig mir das Land, wo der Rabe wohnt!
Und säß' er vor Höhlen der Ewigkeit —
Wo grab ich dich, graue Vergessenheit?!" —

Der Wind, der Wind im Hagedorn,
Wind über Wellen und Stoppelkorn:
Kein Balsamkraut sprießt um dein Kind,
Irmelind! Irmelind! —

Da tropfte vom Dornbusch ihr rosenrot Blut,
Sah sie das Kraut in Mondenflut.
Wo am tiefsten das Wasser, dort stand's am Grund ...
Kein Stein an den Weiden, kein Kreuz tut kund
Von Irmelind, Irmelind.



Winter im Walde

Johannes Köhler (Weimar)

Leben und Kultur der alten Etrusker

Die Frage, ob die Etrusker, dieses rätselhafte Volk, auf dem Land- oder Seewege nach Italien gelangt sind, muß vorläufig unentschieden bleiben. Einige Anzeichen sprechen für nordischen Ursprung; so Grabsteine aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. aus Rätien mit nordetruskischen Inschriften im Rätischen Museum zu Chur; dann flache Tonschalen mit charakteristisch umgebogenem Rand, die in Thüringen gefunden wurden und die sonst nur in südetruskischen Gräbern vorkommen; ferner die „Hausurnen" (Abb. 1). Diese zur Aufnahme von Asche Verstorbener dienenden Tonbehälter sind Wohnhäusern nachgebildet und es besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen skandinavischen und etruskischen Hausurnen.

Andererseits waren die Etrusker in erheblich höherem Maße ein Seefahrervolk als selbst die Griechen und können daher ebensogut zu Wasser nach Italien gekommen sein, womit die Theorie eines kleinasiatischen Ursprungs recht behielte. Jedenfalls steht fest, daß die Etrusker mehrere Jahrhunderte vor den Römern ein mächtiges in zwölf Gaue geteiltes Staatswesen bildeten, dessen Ruf sich nach Livius (B. I, Kap. 2) „von den Alpen bis zur Meerenge Siziliens" erstreckte. Sie waren laut Liv., B. I, Kap. 24, auf dem Meere die Herren. Ja, sie machten sogar den Karthagern die Seeherrschaft streitig und führten kühne Raubzüge nach allen Richtungen aus, die ihnen große Reichtümer einbrachten.

Wie die Etrusker eigentlich gelebt haben, ist nicht leicht zu ergründen, da die Römer es sich angelegen sein ließen, alles, was von der Macht und der Kultur ihrer jahrhundertelangen Erbfeinde zeugte, zu vernichten. Aus diesem Grunde ist uns wenig erhalten geblieben, und nur das eifrig weiterbetriebene Studium der etruskischen Sprache, die uns immer noch fast ein Buch mit sieben Siegeln ist, kann da mit der Zeit einigen Aufschluß bringen. Der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebende römische Schriftsteller M. Cornelius Fronto, der als etwas verschroben gilt, will in Anagni, südlich von Rom, einige heilige etruskische Bücher, die auf Leinen geschrieben gewesen seien, gesehen haben; doch ist es wenig glaubhaft, daß solche noch zu seiner Zeit bestanden haben können. Früher wird es wohl derartige Bücher gegeben haben; denn sein Zeitgenosse Pomp.



Abb. 1. Hausurne und Kandelaber. Etruskisches Museum in Tarquinia.

Festus schreibt in seinem Buch „De verborum significatu“: „Es werden Ritualbücher der Etrusker genannt, in denen vorgeschrieben ist, nach welchem heiligen Gebrauch Städte zu gründen, Altäre und Gebäude zu weihen sind, mit welcher heiligen Handlung Mauern, mit welcher Rechtsformel Tore, auf welche Weise Stämme, Kurien, Zenturien eingeteilt, Heere geschaffen und die übrigen auf Krieg und Friedensschluß bezüglichen Einrichtungen getroffen werden sollen.“ Und M. Terentius Varro, der berühmte Grammatiker und Zeitgenosse Ciceros, berichtet, daß es eine Zeit gab, zu der man Jahrbücher und Geschichten der Etrusker gelesen habe, die im achten Jahrhundert der etruskischen Zeitrechnung geschrieben wurden, was etwa dem Ende des vierten Jahrhunderts Roms entsprechen würde.

Nach alldem haben wir es mit einem ungemein mächtigen Reich zu tun, das sich einer sehr hohen Kulturstufe erfreute. Um so bedauerlicher ist es, daß von den Sitten und der Lebensweise dieses Volkes so sehr wenig auf uns überkommen ist. Schuld daran hat eben der römische Imperialismus Die Römer kannten nur zu gut die geistige und kulturelle Überlegenheit der ihnen blutsfremden Rasse, die ihrem Ausdehnungstrieb überall im Wege war. Und obwohl es Etruskerkönige waren, die mit ihrem Anhang nach Rom kamen und Rom erst zu einem geordneten, gesunden und kriegstüchtigen Gemeinwesen machten, so wandte sich später das Gefühl der einem zusammengelaufenen Gesindel entstammenden römischen Volksmenge gegen die „Eindringlinge“, bis nach und nach alles, was noch etruskisches Volk hieß, ausgerottet oder wenigstens lahmgelegt wurde. Aber die Gefahr eines Wiederauflebens einer nationaletruskischen Bewegung war eines Tages vorüber. Und in dem Maße, wie die Römer stärker wurden, bewegte sich die Macht der Etrusker auf der absteigenden Bahn, so daß es immer leichter wurde, sie zu vertilgen.

Hier haben wir die Tragödie eines großen Volkes, wie sie sich später auch bei den Römern selbst abspielte. „History repeats itself.“ Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Verlust der Widerstandskraft der Etrusker auf Verweichlichung durch Reichtum und Wohlleben zurückführt. Obschon nun die Römer alles tilgten, was den Besiegten als Denkmal früherer großer Zeiten des Gesamtvolks dienen konnte: einiges ist ihrer Zerstörungswut doch entgangen, und das sind vor allem die Grabstätten, die stets außerhalb der etruskischen Städte lagen, oft tief in der Erde versteckt, nur durch gemauerte Zugänge zu erreichen waren und sich äußerlich kaum von einem unebenen Felde unterschieden.

Eine solche typische und für das Studium des etruskischen Kulturstandes überaus ergiebige und lehrreiche Stätte ist vor allem T a r q u i n i a bei dem heutigen Corneto-Tarquinia, nordwestlich von Rom gelegen und von dort in kurzer Bahnfahrt zu erreichen. Schon der Besuch Cornetos, der dicht am Meer auf einer 200 Meter hohen Platte gelegenen, mit mächtigen mittelalterlichen Mauern umgebenen Stadt, die besonders von 1300 bis 1400 blühte und damals 35000 Einwohner zählte, mit ihrer Gruppe dräuender Türme, ist äußerst reizvoll. Zumal das überaus reichhaltige staatliche etruskische Museum im Palast Vitelleschi, einem Kleinod gotischer Architektur, untergebracht ist und sich außerdem auf Schritt und Tritt prächtige alte Gebäude zeigen, darunter die im Jahr 1000 erbaute Kirche von S. Pancrazio.

Unmittelbar an die Stadt schließt sich nun das Gräberfeld, die Nekropole der durch ein langes Tal von ihr getrennten uralten Mutterstadt der Etrusker: Tarquinia. Die Gräber, soweit sie bis jetzt entdeckt oder ausgegraben sind, liegen unregelmäßig zerstreut. Von vielen hunderten Grabstätten sind bis jetzt nur etwa ein Viertelhundert geöffnet worden. Einige von diesen sind einfach, andere überreich gewesen an Geräten und Wandmalereien. Aus dem Studium dieser und zu anderen Etruskerstädten gehöriger Gräber lassen sich bis heute die einzigen Schlüsse auf Leben, Sitten und Geist dieses Volkes ziehen, obwohl die Stätten verschiedenen Zeitaltern angehören und in Südetrurien bis ins 6. Jahrhundert zurückreichen. Ganz allgemein gesprochen, gehört ein Teil der etruskischen Gräber dem primitiven tuskischen Typus an, ein anderer dem vorgeschrittenen archaischen, bei den übrigen ist schon stellenweise römischer Einfluß zu erkennen. Hier in Tarquinia gehören die meisten Gräber wohl der zweiten Gruppe an.

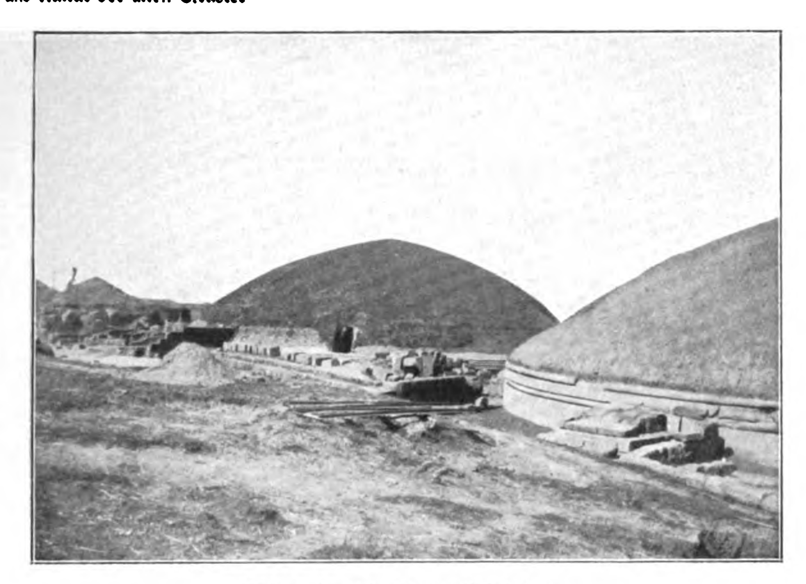


Abb. 2. Grabhügel (Tumuli) bei Caere

Schwerlich hat je ein Volk seinen Toten soviel Liebe und Sorgfalt angedeihen lassen, soviel Ehren erwiesen, wie die Etrusker. Zunächst schützte man die tief in der Erde gelegenen Räume, wo die Toten auf steinernen Betten aufgebahrt wurden, durch enge mit behauenen Blöcken eingefaßte seitliche Gänge, die oben durch große Tonplatten oder flache Steine bedeckt wurden, worauf man Erde häufte, so daß ein flacher, dem Uneingeweihten nicht auffallender kleiner Hügel entstand. Außer dieser Einrichtung gibt es sowohl hier als auch in der Nekropole des nahen uralten Caere (heute Cerveteri), wo die Königsfamilie der Tarquinier begraben lag, die sogenannten Tumuli (Abb. 2), aus behauenen Blöcken hergestellte mit Erde bedeckte Rundbauten, ebenfalls mit unterirdischem, durch eine Steintreppe erreichbarem Eingang. Der unterirdische Teil war aus dem weichen vulkanischen Tuff gehauen. Die Höhe über der Erde beträgt etwa 4 Meter, der Umfang etwa 20 Meter. Diese Tumuli liegen in langen geraden Reihen. In Orvieto hingegen, das gleichfalls eine Totenstadt aufweist, haben wir Reihen dicht aneinandergebauter Gräber aus Peperinblöcken, die innen der Struktur eines schmalen Hauses mit Gewölbekonstruktion an der Decke nachgebildet sind. Diese Grabhäuser liegen nur wenige Stufen tief unter der „Straße", die einige Meter breit und auf beiden Seiten von Grabhäusern eingefaßt ist; die Straßen verlaufen parallel und die Grabhäuser stoßen mit ihren Rückwänden aneinander. Die ganze „Stadt" wurde später mit Erde zugedeckt und unzugänglich gemacht. Nur auf der Oberfläche kann man noch heute die Lage der Gräber durch herausragende steinerne Phalli erkennen. Auch in Orvieto liegen noch erhebliche Teile der Totenstadt unerforscht da!

Bei den Etruskern galt die religiöse Überzeugung, daß man den Tod als Übergang von dieser Welt zu einem ewigen Glück ansehen müsse. Daher wurde bei der Bestattung jeder Gedanke an Trauer vermieden. Die Wandbilder, die besonders in Tarquinia gut erhalten sind, zeigen denn auch die Gestalten der Verstorbenen, wie sie, in antiker Weise auf Diwanen gelagert, sich des Mahles erfreuen. Daneben liegt eine schöne Frau. Meist sind es mehrere Paare, so daß eine Bankettszene (Abb. 3) dargestellt ist. Die Namen eines jeden sind darüber oder darunter gemalt. Vor den Festteilnehmern stehen kleine Tische mit allerlei Speisen auf Tellern und in Schüsseln. Alle Personen sind in lebhafter Unterhaltung begriffen, die durch außerordentlich sprechende Gesten dargestellt ist. Auch heute noch führt ja der Südländer einen Teil der Unterredung mit den Händen; daher

die von den Künstlern bewiesene Beobachtungsgabe. Auf manchen Bildern bringen Sklaven Wein und Speisen herbei; auf fast allen sind Flötenbläser oder Lautenspieler in Tätigkeit, woraus sich auf eine große Musikliebe schließen läßt. Andere Wände des gleichen Grabraums zieren Szenen aus dem Leben des Verstorbenen und schildern seine Lieblingsbeschäftigung: die Jagd auf Wild und Geflügel, den Fischfang, Wettspiele oder den Reitsport. Ich gebrauche absichtlich dieses Wort; denn die gemalten Pferde sind offensichtlich edler Rasse und haben feuriges Temperament. In einem Grabe ist sogar ein Rennen rings um den Raum wiedergegeben; am Ziel stehen zwei Jünglinge mit ihren tänzelnden Rossen rechts und links von dem „Unparteiischen" und streiten um den Preis (Abb. 4). Oft sind Tänze von Männern und Frauen geschildert, manchmal in grotesken Stellungen, die lebhaft an die Verrenkungen erinnern, die man in der letzten Zeit so häufig in Kabaretten gesehen hat (Abb. 5)! Fast nie ist aber etwas verzeichnet, alle Glieder sind im richtigen Verhältnis, die Bewegungen sind leicht, gefällig, graziös, nie schablonenhaft wie bei den Ägyptern; die Gewänder folgen den Bewegungen, sind luftig und fließen; die Farben, bei denen ein sattes Rot, ein lebhaftes Hellgrün, Dunkelbraun und Schwarz vorherrschen, sind diskret aufeinander abgetönt. Die Decken des Grabraums sind oft schachbrettartig in verschiedenen Farben gegeben. Die um den Raum laufenden Friese sind in Breite und Stil fein gegen die Größenverhältnisse des Grabes abgewogen, und die Muster der Diwane, Teppiche und sonstigen Gewebe sind so eigenartig, daß mancher heutige Kunstgewerbler da noch etwas lernen könnte. Kurz: die Künstler hatten Blick, Farbensinn, Temperament, Erfindungsgabe und — viel Humor. Man vergißt vollständig, in einem Grab zu sein. Und das war ja auch der Zweck. Der Tote sollte eben dasjenige Leben, das er liebte, weiterführen dürfen, ein rührender Zug von Gemüt. Und aus diesem seelischen Moment möchte man auf die germanische Urheimat der Etrusker schließen, da ja dem Südländer Gemüt völlig fremd ist. Die äußerliche Darstellung der Szenen ist freilich ganz südländisch. Es schien bei den Reichen, die sich ein solches Grab leisten konnten, Mode zu sein, den Künstler aus dem Orient kommen zu lassen, was bei dem regen Schiffsverkehr mit allen Küsten

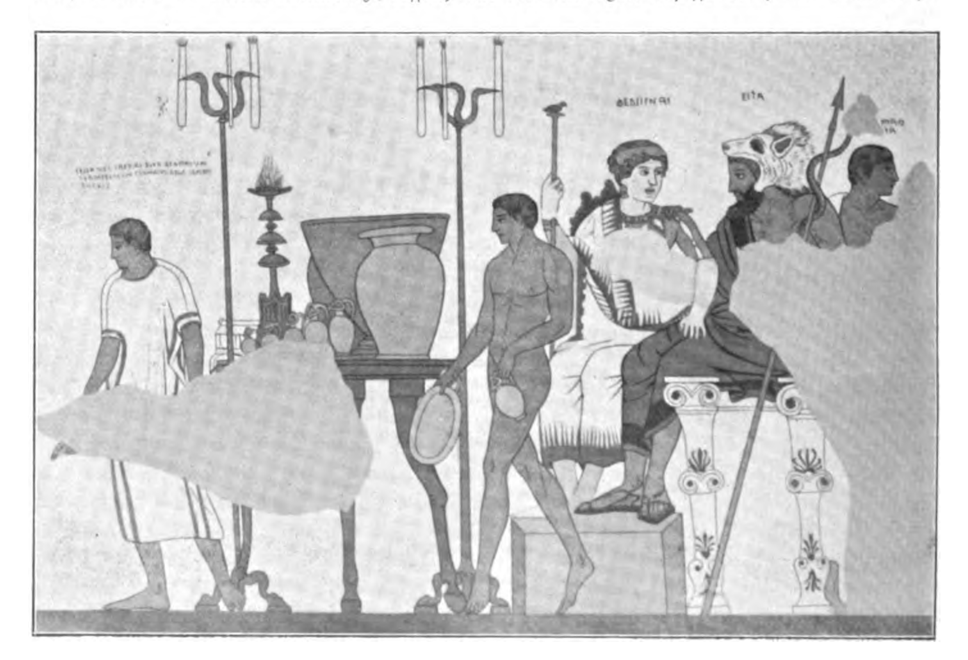


Abb. 3. Bankettszene



Abb. 4. Rennszene aus dem Grab des „Barons", Tarquinia

nicht umständlich sein konnte. Jedenfalls sind, mit verschwindenden Ausnahmen, sämtliche Personen und Tiere im Profil gezeichnet, wie dies im Orient seit den ältesten Zeiten von den Assyrern und Ägyptern gemacht wurde. Sodann kommen in den Bildern vielfach Panther, Leoparden, Löwen, Krokodile und andere wilde Bestien vor, die es in Italien natürlich nicht gab — oder erst Jahrhunderte später bei den römischen Kampfspielen —, die aber vollkommen richtig gezeichnet und in ihren Bewegungen gut beobachtet sind. Schließlich findet man bei diesem seefahrenden Volk in den Gräbern niemals Darstellungen von Schiffen, sondern nur auf den aus Griechenland eingeführten Vasen, so daß sich aus diesem Mangel eine Unvertrautheit der Künstler mit dem Gegenstand und damit auf ihre Landesfremdheit schließen läßt. Denn die Schiffstypen aller seefahrenden Völker waren damals sehr weit voneinander verschieden; vielleicht hätte der Künstler also ein phönikisches oder griechisches oder ägyptisches Schiff darstellen können, was natürlich abgelehnt worden wäre.

Interessant ist, daß die Hautfarbe der Männer stets rot, die der Frauen aber stets weiß ist. Es war also wohl ein Stolz der Männer, wettergebräunt auszusehen, als jagd- und sportlustig hingestellt zu werden; die vornehme Frau dagegen hatte es nicht nötig, Hausarbeiten zu machen und sich dabei der Sonne auszusetzen. Beliebt schien auch blondes Haar bei Frauen zu sein, wie es noch heute im Süden ist. Die Männer haben auf den Bildern durchweg schwarzes Haar; sollten also die Damen schon Anno 500 v. Chr. —? Jedenfalls sind uns aus jener Zeit hübsche Schminkkästchen mit verschiedenen gut erhaltenen Farben und Näpfchen überkommen!

Aus einigen Bildern geht mit Sicherheit hervor, daß die Etrusker an die Unsterblichkeit der Seele glaubten. Oft sieht man geschildert, wie die Seelen von guten oder bösen Geistern entführt werden, entweder zum Elysium oder in den Tartarus. In den Gräbern „des Kardinals" und des „Polyphem" zu Tarquinia haben wir dafür zwei typische Bilder. Die guten Genien sind weiß, haben weiße Flügel, beschwingte Kothurne und tragen meist einen leichten Stab. Die bösen Genien sind schwarz, haben scheußliche Fratzen und schwingen mächtige Hämmer, mit denen sie die Seelen zu den Furien treiben.

Sympathisch und erfreulich wirkt die offenbare Vorliebe für Blumen aller Art und Blätter, die bald myrthen-, bald olivgrün gemalt sind. Überall: bei den Gastmählern, in den Vorhängen, Decken und Gewändern sind Blumenmuster verwendet; an den Friesen ziehen sich Gewinde von Blüten hin; wo ein freies Plätzchen ist, sind Kränze angebracht oder es ranken sich Zweige mit Knospen, Blüten und Früchten empor; auch die Tänzer haben Kränze im Haar.

Vielfach sieht man bei Gastmählern das Ei; es galt als Ursprung alles Seins und außerdem als die reinste der Speisen.

Wie schon bemerkt, spielt der Sport eine große Rolle. Wir sehen nicht nur Pferderennen, für das die Etrusker einen solchen Namen hatten, daß schon der römische König Tarquinius Priscus, der ja Etrusker war, seine Landsleute nach Rom berief, um es den Römern in dem von ihm erbauten Zirkus zu zeigen. Wir finden auf den Grabbildern auch den Faustkampf, den Wettlauf, das Wagenrennen, das Diskuswerfen und das Fechten mit dem Streitkolben vertreten.

Die in den Gräbern als Beigaben für die Toten niedergelegten Gegenstände: Waffen, Geräte, Vasen, Schmucksachen — die einen hohen Goldwert haben — und, im Einklang mit den Wandmalereien, einen feinen Geschmack und eine hohe Stufe kunstgewerblicher Kultur verraten, befinden sich in dem wohlgeordneten, übersichtlichen und äußerst sehenswerten staatlichen Museum in Corneto, gegen das selbst die reichen Sammlungen im Vatikan und im staatlichen Museum der Valle Papa Giulio in Rom zurückstehen müssen.

Erwähnt sei noch, daß die Götter der Etrusker im großen und ganzen den griechischen Göttern entsprechen; sie führen jedoch gänzlich andere Namen, soweit es Hauptgötter sind, ein weiterer Beweis für die Fremdrassigkeit der Etrusker. So heißt bei ihnen der dem Zeus entsprechende Gott: Tinia, die Venus — Aphrodite — Astorte: Turan, der Merkur — Hermes: Turns! Auf den Grabbildern kommen sie nie vor; dagegen auf Vasen und Bronzespiegeln.

Wenn man alles gesehen hat, bleibt als Gesamteindruck eine hohe Bewunderung für ein früher mächtiges Volk, das hervorragende Fähigkeiten besaß, auch auf dem Gebiete des Städtebaus, der Gewölbekonstruktion und der Kanalisation; für ein Volk, das es verstanden hat, zu einer Zeit, als die Römer noch ein rauhes zusammengewürfeltes Gesindel ohne Kunst und Kultur waren, sich einen verfeinerten Lebensgenuß zu verschaffen. Um so mehr muß man schmerzlich bedauern, daß es vollständig untergehen mußte, um sein Bestes an ein brutales Herrenvolk zu geben, das sich dann allenthalben mit fremden Federn schmückte.

Siegfried Raetzer



Abb. 5. Tanz. Grab bei Tarquinia

Rundschau

Der Deutsche Hochschulring

Das deutsche Studententum, das seit etwa 1750 eine stete, aufwärtssteigende Entwicklung genommen und im kaiserlichen Deutschland eine ungeahnte Blüte und weitgehende Ausgestaltung erlebt hat, ist als zeitweise führender Teil des emporstrebenden deutschen Bürgertums hochgekommen. Diese enge Schicksalsgemeinschaft offenbarte sich auch am 9. November 1918, wo es zusammen mit dem Bürgertum jäh gestürzt ward und als eine aus ihrem bisherigen Boden gerissene, wurzellose Größe den neu aufkommenden Gewalten machtlos gegenüberstand. Die akademische Frontjugend, die vier lange Jahre unter den alten Reichsfarben im Felde gestanden und für das Vaterland wertvolle Zeit der Ausbildung, sowie die Gesundheit, ja ihr Herzblut willig geopfert hatte, konnte sich innerlich mit der neuen, ihr fremden Entwicklung nicht einverstanden erklären, noch dem neuen deutschen Staat zujubeln, der ihre nationalen Hoffnungen und Forderungen nicht zu erfüllen schien. Ihre Gesinnung wird durch die damals erfolgte Umdichtung der Binzerschen Strophe gekennzeichnet:

„Das Band ist zerschnitten; war schwarz-weiß und rot!
Und wer dafür gestritten, bleibt treu ihm bis zum Tod!"

Und wenn die akademische Jugend nach dem Umsturz zu wiederholten Malen zu den Waffen griff und unter Einsetzung ihres Lebens den neuen Staat gegen die Kommunisten schützen half, so geschah dies nicht aus „staatstreuem Opfermut", wie der Verkehrsminister Gröner in einer Kundgebung meinte, sondern lediglich aus Liebe zu Volk und Heimat, die es vor einer Zukunft russischer Art zu bewahren galt.

Aber die im Kriege gereifte Studentenschaft sah ein, daß sie in erster Linie der Regierung gegenüber ihre Belange nachdrücklich vertreten müsse, wenn nicht die gesamte Entwicklung der Zeit zermalmend über sie hinweggehen sollte. Um nun ihren hochschulpolitischen und sozialen Bestrebungen die nötige Stoßkraft zu verleihen, waren alle Studenten — gleichviel, welcher politischen Richtung — gezwungen, gemeinsam und eng geschlossen vorzugehen, und so kam denn beim ersten deutschen Studententage zu Würzburg am 17. bis 19. Juli 1919 die zukunftsreichste und gediegenste Schöpfung der Kriegsstudenten, die „Deutsche Studentenschaft", der Gesamtbund aller Einzelstudentenschaften an Deutschlands hohen Schulen, zustande. Abgesehen von einer längeren Zeit schwerer innerer Kämpfe gelang es dieser Organisation, die für ihre Arbeit nötige Unparteilichkeit zu wahren, die Anerkennung der Studentenschaften als öffentlich-rechtlicher Körperschaften innerhalb der Hochschule zu erkämpfen und durch unermüdliche Tätigkeit der mit ihr verbundenen „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft" die von allen empfundene drückende Not der akademischen Jugend zu lindern und ein Versinken der letzteren in ein proletariermäßiges Bettelstudententum unmöglich zu machen.

Innerhalb dieser großen, umfassenden Gemeinschaft, welche mit den gegebenen geschichtlichen Mächten der Gegenwart, insbesondere mit dem neuen Staate, rechnen mußte, gab es keinen Raum zur Vertretung ausgesprochener, einseitig herrschender Parteirichtungen. Diese wurden vielmehr dazu gedrängt, außerhalb der neutralen Studentenschaften und deren Gesamtverbands auf dem Wege der freien Einung alle die zu sammeln, die ihre Hochziele anerkannten. Das galt in gleicher Weise für die links eingestellte Jugend wie für die rechts gerichtete. Naturgemäß versuchte die letztere, die sich durch den Umsturz und die neuere Entwicklung des Staates in ihrem Dasein aufs schwerste bedroht fühlte, zuerst zu einer Zusammenfassung der Gleichgesinnten zu gelangen. Die früheste Vereinigung dieser Art fand unter den schlagenden Studen-

tenverbänden statt, die mit Ausnahme der Deutschen Burschenschaft am 7. und 8. August 1919 zum Schutz der ihnen eigentümlichen Belange den „Allgemeinen Deutschen Waffenring" schufen. Wohl ließ sich derselbe durch Einbeziehung aller derjenigen studentischen Gruppen noch erweitern, welche mit den alten Verbänden in der Auffassung innerlich mancherlei gemeinsam hatten, aber der großen Masse der akademischen Jugend erschien die schlägerfreudige, ritterliche Romantik des Waffenstudententums als etwas Fremdes und Überlebtes, und um sie zu gemeinsamer Arbeit heranzuziehen, brauchte man ein neuzeitliches, zugkräftiges Ideal, das allgemein zu begeistern und fortzureißen vermochte. Und ein solches fand man auf außerakademischem Gebiet in dem völkischen Gedanken.

Nicht zum ersten Male tauchte dieser in der Studentenschaft auf. In der deutschen akademischen Jugend des alten Österreich, das in Völkerschaften zerrissen war und schon seit Jahrzehnten stark unter jüdischem Einfluß stand, machte er sich bereits um 1880 geltend, und durch die etwa gleichzeitige Kyffhäuserbewegung der Vereine Deutscher Studenten, die, von Norddeutschland ausgehend, stürmisch bald das ganze Reich ergriff, wurde seiner Verbreitung in Reichsdeutschland bedeutend vorgearbeitet. Der Kampf mit dem Judentum, das der freisinnige Mommsen 1882 als „Ferment der nationalen Dekomposition" bezeichnet hatte, führte immer klarer zum Bewußtsein der deutschen Eigenart, und je mehr sich die Kyffhäuservereine in diese vertieften und bis zu den Quellen des deutschen Volkstums hinabstiegen, desto mehr gestaltete sich der politische Antisemitismus, aus dem sie hervorgegangen, zu rein völkischer Anschauungsweise um — eine Richtung, die durch Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" geschichtsphilosophische Vertiefung, einen festeren Halt und neue Antriebe erhielt. Aber erst infolge des Umsturzes, bei dem der jüdische Teil der Bevölkerung führend auftrat, ward der völkische Gedanke Allgemeingut der akademischen Jugend. Und die so denkenden studentischen Kreise, Verbindungen wie Freistudenten, zu einer starken, einheitlich zusammengeschlossenen Partei vereinigt zu haben: das bleibt die große, entwicklungsgeschichtlich bedeutungsvolle Tat des „Deutschen Hochschulrings".

Als Gegenbewegung gegen die von links kommenden, das nachrevolutionäre Deutschland beherrschenden Mächte verbreitete sich die neue Strömung auf akademischem Boden. An elementarer, weithin wirkender Gewalt kam sie den Bewegungen der Urburschenschaft und der Vereine Deutscher Studenten gleich, ja sie bedeutete eigentlich den Sieg und die Erfüllung der Bestrebungen des Kyffhäuserverbandes innerhalb der Studentenschaft. Sie war aber keineswegs eine auf die Hochschule beschränkte Bewegung, sondern nur ein Teil der nach völkischer Erneuerung strebenden Jungdeutschen, die sich als ursprünglich rechter, nationalgerichteter Flügel von der freideutschen Jugendbewegung losgelöst hatte.

Die eigentliche Wiege des Deutschen Hochschulrings ist Berlin, wiewohl etwa gleichzeitig auch anderwärts ähnlich gesinnte studentische Gruppen hervortraten, wie z. B. der Bund zur Hebung des nationalen Gedankens zu Göttingen und Hannover. Als Ausgangspunkt darf die Berliner Fichte-Hochschulgemeinde gelten. Abseits von jeder Parteipolitik wollte diese zumeist aus alten Wandervögeln bestehende lose Vereinigung, die sich im Frühjahr 1919 bildete, in kleinen Arbeitsgemeinschaften und in großen öffentlichen Vorträgen zeigen, daß Fichtes wahrhaft völkische Lehre für Deutschlands Wiederaufbau wichtiger sei als das parteipolitische Treiben der Gegenwart. Die führenden Köpfe der Fichte-Hochschulgemeinde weckten das völkische Verantwortlichkeitsgefühl der Kriegsstudenten, und aus dem Zusammenschluß mit andern gleichdenkenden Studentengruppen ging im Juni 1919 der „Hochschulring deutscher Art" zu Berlin hervor, der am 12. Dezember desselben Jahres seine erste öffentliche, von fast viertausend Personen besuchte Feier in der Universitätsaula veranstaltete. Anläßlich des Göttinger Studententages vereinigten sich am 22. Juli 1920 die inzwischen entstandenen Hochschulringe von Breslau, Danzig, Darmstadt, Dresden, Erlangen, Greifswald, Halle, Hamburg, Jena, Kiel, Leipzig und Rostock, sowie die ihnen ähnlichen Gebilde in Bonn, Frankfurt, Freiburg i. B.,

Göttingen, Hannover und Stuttgart mit der Berliner Gruppe zum „Hochschulring Deutscher Art". Dies geschah auf Grund folgender Erklärung:

„Wir bekennen uns zum deutschen Volkstum und erstreben die deutsche Volksgemeinschaft. — Wir erachten deshalb den Zusammenschluß aller Kräfte für erforderlich, welche aus gemeinsamer Abstammung, Geschichte und Kultur heraus die Volksgemeinschaft aller Deutschen und damit die Wiedererstarkung unseres Volkes und Vaterlandes erstreben. — In nationalen und hochschulpolitischen Fragen wollen wir neben diesem Zusammenschluß einen Zweckverband mit den Gruppen schließen, die sich nicht auf dem völkischen, sondern auf dem nationalen Gedanken aufbauen."

Der Hochschulring war zunächst überall weiter nichts als ein Sammelbecken, in welchem sich die verschiedensten Studentengruppen — Waffenstudenten, Vereinsstudenten, Mitglieder katholischer Vereinigungen und völkische Freistudenten — zu gemeinsamer völkischer Arbeit trafen. Wollte er nicht zu einer leblosen, mumienhaften Organisation herabsinken, so mußte er die neue Form mit neuem Inhalte füllen, und das konnte er nur, indem er als „völkisches Gewissen" der Studentenschaft den von ihm erfaßten studentischen Kreis zu einer Erziehungsgemeinschaft im unverfälscht deutsch-arischen Sinne umwandelte, was er durch die zahlreich von ihm veranstalteten Schulungswochen durchzuführen versuchte. Dabei war große Vorsicht geboten, denn die einzelnen Studentenbünde und deren große Zusammenschlüsse wollten sich naturgemäß von keinem die Erziehung ihrer Mitglieder aus der Hand nehmen lassen, und so geriet der Hochschulring ganz von selbst, besonders nachdem das Geschlecht der Kriegsstudenten von den Hochschulen verschwunden war, in die oft kleinliche, an Eifersüchteleien reiche „Studentenpolitik" hinein. Doch dürfte er diese Krise überwinden, zumal sich die einzelnen Gruppen sagen müssen, daß der Hochschulring die ihnen eigentümlichen Aufgaben seiner ganzen Wesensart nach weder übernehmen kann noch will. Auch wird er sich davor schon deshalb hüten, weil er weiß, daß die studentischen Bünde und Verbände die Hauptträger seiner Bewegung sind. Aber selbst wenn diese wie die Deutsche Burschenschaft und die Vereine Deutscher Studenten bereits jahrelang im völkischen Sinne tätig gewesen sind, vermögen sie es nicht, ihren Angehörigen eine völkische Erziehung und Durchbildung zu bieten, welche die Herbeiführung der Volksgemeinschaft auf überparteilicher Grundlage bezweckt. Dazu bedarf es einer überbündischen, weitblickenden und weitreichenden Organisation, die mit reicheren Mitteln und geistigen Kräften aus verschiedenen Lagern zu arbeiten in der Lage ist.

Während sich so das Verhältnis des Hochschulrings zu den studentischen Bünden ziemlich leicht regeln läßt, war das zur Deutschen Studentenschaft eine Zeitlang starken Schwankungen unterworfen. Es gab Heißsporne, welche wünschten, daß der Hochschulring seine Hochschulpolitik darauf einstelle, den studentischen Gesamtverband zu einer völkischen Gemeinschaft umzuwandeln — ein Verfahren, das den Tod der Deutschen Studentenschaft bedeutet hätte. Eine zweite Richtung verlangte dagegen, daß man von jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Gesamtbundes absehe und eine durchaus selbständige Arbeit auf völkisch-kulturellem Gebiet entfalte. Diese Richtung hätte eine für die allgemeine Entwicklung der akademischen Jugend gefährliche Doppelorganisation der deutschen Studentenschaft zur Folge gehabt. Und ihre Politik führte tatsächlich dazu, daß auf dem Erlanger Studententag 1921 die großdeutsche Einheitsform des Gesamtverbandes zerschlagen ward, und daß der verbliebene kümmerliche Rest durch die Göttinger Notverfassung 1922 zu einem innerlich gehaltlosen Zusammenschluß der reichsdeutschen Studentenschaften herabsank, der fast ausschließlich wirtschaftliche Zwecke verfolgen sollte. In dem nun einsetzenden Verfassungskampf, bei dem der Hochschulring als Spitzenverband gegen die gleichfalls als Spitzenverband handelnde Deutsche Studentenschaft auftrat, erreichte der erstere den Gipfelpunkt seiner hochschulpolitischen Außentätigkeit. Mit dem Würzburger Studententag 1922, welcher die alte, großdeutsche Einheitsform des studentischen Gesamtbundes wiederherstellte, schloß dieser kampfesreichste Abschnitt der Geschichte des Hochschulrings;

von da an wirkte er innerhalb der Deutschen Studentenschaft im Sinn einer Fraktion, welche die völkischen und großdeutschen Belange mit Nachdruck zu wahren sucht und besonders die großdeutsche Kultureinheit der akademischen Jugend aufrechterhält.

Von ausschlaggebender Zukunftsbedeutung ist es nun, ob der völkische Grundgedanke des Hochschulrings es tatsächlich vermag, die gesamte völkisch gesinnte akademische Jugend wirklich zu erfassen. Die Entscheidung darüber liegt beim katholischen Studententum. Der Göttinger Zielformel nach kann sich letzteres sehr wohl dem Hochschulring anschließen, und die Partei, die sich um die „Deutschen Akademischen Blätter für das junge katholische Deutschland" geschart hat, tut es aus vollster Überzeugung und arbeitet fördernd mit. Dagegen lehnt der wissenschaftliche Unitas-Verband jede Beteiligung ab, und im katholischen Cartell-Verband (C.V.) der farbentragenden Verbindungen tobt ein leidenschaftlicher Kampf für und wider den Hochschulring, dem man in zwei Broschüren ein wohl lückenloses Verzeichnis der politischen und katholikenfeindlichen Entgleisungen der Hauptleitung und der Einzelhochschulringe entgegenhielt.

So verquickt sich denn die Katholikenfrage ganz von selbst mit derjenigen der politischen Betätigung des Hochschulringes überhaupt. Diese Arbeit war ursprünglich als überparteilich gedacht, aber der Ruhreinfall der Franzosen und besonders der Hitlerputsch in München 1923 zwangen die Gesamtleitung und die örtlichen Gruppen zu einer ausgesprocheneren Stellungnahme, wenn sie ihren moralischen Einfluß auf die leidenschaftlich erregte und vorwärtsdrängende akademische Jugend nicht verlieren wollten. Die Münchner Ereignisse bedeuteten bisher wohl die schwerste Gefahr für den Hochschulring, aber seine Sprengung durch die radikale „Deutschvölkische Studentenbewegung", die sich damals bildete, ward durch eine geschickte Politik vermieden. Diese Münchner, wie auch andere frühere Vorgänge, die einseitige Zusammensetzung der Altherrenschaft und die bereits erwähnten zahlreichen politischen Entgleisungen der Hauptleitung und der örtlichen Körperschaften mußten in weiten Kreisen die Meinung erwecken, die Bestrebungen des Hochschulrings seien parteipolitisch einseitig und zwar rechtsradikal. Eine solche Ansicht entspricht jedoch nicht der Wirklichkeit: trotz aller Abweichungen vom ursprünglichen Programm, die sich nicht leugnen lassen, geht die Gesamtrichtung des Hochschulrings zwar im ganzen nach rechts, ist aber keineswegs parteipolitisch bestimmt.

Eine derartige unbedingte Festlegung würde übrigens auf die Dauer die Arbeit des Hochschulrings hemmend beeinflussen, insbesondere auf dem Gebiete des Grenzlands- und Auslandsdeutschtums, wo er seine wertvollsten und Dauer versprechenden Erfolge erzielt hat. Auch würde sie ihn, der eine lebendige, sich stetig erneuende Bewegung darstellt, zu einem frühzeitigen, hoffnungslosen Erstarren verurteilen.

Eine Zeitlang pulste im Deutschen Hochschulring zum größten Teil das geistige Leben der akademischen Jugend. Seine Hauptblütezeit ist aber zu Ende, und seine krisenreiche Entwicklung vollzieht sich in ziemlich gleichmäßigen Bahnen. Nicht die Taten der äußeren Politik sind für seine Geschichte das Entscheidende, sondern die Erziehungsarbeit, die er leistet, und das innere Leben, das er zu wecken vermag, und das er einem hohen Ziel entgegenführen will. Dieses besteht in nichts Geringerem als in der Schaffung eines völkischen Großdeutschlands, das weit über die heute verstachelten Grenzen hinausreicht und einst vielleicht auch eine andersartige staatliche Gestalt erhält, als sie das heutige Deutsche Reich besitzt.

Prof. Dr. Paul Ssymank

Nachwort. Wir sind dem Verfasser für diese Darlegung dankbar. Der Herausgeber des „Türmers" hat selber vor dem Göttinger Hochschulring programmatisch gesprochen, und es bedarf keiner weiteren Betonung, daß wir auch dieser Bewegung freundlich nahestehen. Zum Losungswort „Großdeutschland" gehört freilich unbedingt auch die Vertiefung, die Besinnung — in jener Art, wie damals die Wartburg-Burschenschaft durch Kant, Schiller, Fichte und andere geistigen Mächte beseelt war. Und wieviel mehr noch als nach jenem siegreichen Feldzug brauchen wir heute Kräfte der Besinnung auf das Geheimnis deutscher Kraft! D. T.

Das alte Heer und die Kultur

Diese Zeit der Zersetzung alter Werte erhebt gegen das alte Heer und insonderheit sein Hirn und seine Seele, das Offizierkorps, gern den Vorwurf des Mangels an Kultur, ja der Kulturfeindlichkeit. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß das Offizierkorps als Ganzes als Träger einer geistigen oder künstlerischen Kultur nicht in Frage kam; es waren immer nur Einzelne, die in dieser Hinsicht in Betracht kamen, wenngleich ihre Zahl nicht so klein war, wie man vielfach annimmt: in jedem Regiment gab es eine kleine Gemeinde geistig und künstlerisch interessierter Offiziere, die sich nach den verschiedensten Richtungen zu fördern suchten und, wo sie konnten, der üblichen Verflachung und Verödung des kameradschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens entgegentraten. Aber sie waren — und darum weiß man nicht viel von ihnen — nicht tonangebend. Das waren vielmehr die Fachfanatiker, die bewußt jeden Seitenblick auf das außerhalb des Dienstbereichs vorüberbrausende Leben vermieden und jede Ablenkung von ihren beruflichen Pflichten ängstlich scheuten. Unter der jungen Mannschaft gaben den Ton gewöhnlich einige vorlaute, um eine Vertiefung ihrer Bildung in keiner Weise besorgte Leute an. Keineswegs aber waren diese beiden Sorten in der Überzahl; sie drängten sich freilich am meisten vor und die zahlreichen stillen Pflichtmenschen und die vielseitiger Interessierten zurück und haben bei den Kreisen, die in nur oberflächliche Berührung mit Offizieren kamen, das ganze Offizierkorps in Mißkredit gebracht.

Trotz alledem kann es für jeden, der tieferen Einblick in die Verhältnisse hatte, keinem Zweifel unterliegen, daß das alte Offizierkorps einen Kulturfaktor ersten Ranges darstellte. Als Träger — nicht einer geistigen oder künstlerischen Kultur — aber einer Arbeits-, Berufs-, Erziehungs- und Persönlichkeitskultur hatte es nicht seinesgleichen. Hier gab es eine jahrhundertelange Überlieferung der Lebensanschauung und der Lebensform, hier wurde bei sparsamem Lob, aber häufigem und scharfem Tadel hart und rücksichtslos erzogen mit dem Ziel, den Willen zu stählen, die Entschlußkraft zu fördern und jeden Menschen zu seinen höchsten Möglichkeiten zu steigern; hier gab es ein stetes, erzieherisch so ungeheuer wertvolles Wechselspiel von befehlen und gehorchen, hier gab es Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl in schärfster Prägung, hier galt der reine Intellektualismus gar nichts, die Persönlichkeit alles; hier war das heute wieder in den Vordergrund gerückte Problem — Verhältnis zwischen Einzelpersönlichkeit und Gemeinschaft — gelöst: die aufs schärfste herausgemeißelte Einzelpersönlichkeit war als gebundene und doch nicht gefesselte Kraft für die Gesamtheit nutzbar gemacht als Führer, Erzieher, Persönlichkeitsbildner.

Die Aufzählung von tausend Schäden, die das Heer hatte, wird den Kundigen nicht davon überzeugen, daß sie überhaupt in Betracht kämen gegen den einen ungeheuren Vorzug, daß es eine Schule der Persönlichkeit war, wie sie in diesem Umfang und in dieser Vollendung nie dagewesen ist. Und ihre Seele war eben das Offizierkorps, die aristokratische Genossenschaft, die in sich wieder eine kleine, überaus harte Persönlichkeitsschule darstellte. Hier wurden Männer erzogen — und das bedeutet doch wohl etwas für das Kulturleben? — mit dem ausgesprochenen Zweck, wiederum Männer zu erziehen.

Was es bedeutete, wird vielleicht eher klar, wenn man andere, dem Streit der Meinungen entrückte aristokratische Genossenschaften auf ihren Kulturwert näher ansieht, z. B. die oberitalienischen Oligarchien, die Ritterorden, die hanseatischen Großkaufleute, die alten Zünfte, ja auch meinetwegen das deutsche Großbauerntum. Auch bei allen diesen Genossenschaften hat man, so verschieden sie sind, als gemeinsame Merkmale die hohe Bewertung der Überlieferung, den einheitlichen Stil aller Lebensformen, die Strenge in den Anschauungen und im Befolgen selbstgegebener (vielfach ungeschriebener) Gesetze, die unerbittliche Härte gegen Fehltritte gerade gegen diese Gesetze, die Absonderung von anderen Kreisen, den Hochmut, die Überhebung, die Unfreiheit, den Mangel an Geistigkeit. Und doch wird selbst der wildeste Demokrat oder der

geistig überheblichste „Zivilisationsliterat“ nicht die Dreistigkeit haben, zu leugnen, daß in diesen Genossenschaften gewaltige Kulturwerte steckten und — soweit sie noch bestehen — noch heute stecken, eben weil hier, wie nirgends sonst, Persönlichkeiten, Charaktere, Starrköpfe, Willenskräfte systematisch gezüchtet wurden und werden — Produktive der Tat, in jedem Fall Männer, während der Intellektualismus gar zu oft nur Zerrbilder von solchen hervorbringt.

Kein Verständiger wird sich vermessen, den Intellektualismus gering zu bewerten und seine Verdienste um das Hinwegräumen von Vorurteilen und um die Erziehung zur „psychologischen Reinlichkeit“ zu mißachten: aber man fragt sich doch, woher in aller Welt er nur immer wieder den Mut nimmt zu der Anmaßung, sich als den alleinigen Kulturbringer und -Träger aufzuspielen, nachdem ihn Leute wie Goethe, Schopenhauer und Nietzsche so energisch in seine Schranken zurückgewiesen haben. Welche Gedankenlosigkeit, nur die wissenschaftliche, literarische und künstlerische Produktion als kulturell in Betracht kommend zu beachten und zu bewerten, während in dem vielgestaltigen Lebensgetriebe allerwärts große Schaffende am Werke sind von einem Ausmaß der Geistes-, Seelen- und Willenskräfte, daß sie schlechterdings den Genies zuzurechnen sind. Sicherlich ist es der Geist, der die Richtung geben muß bei allem Schaffen, gewiß aber nicht der so bedauerlich einseitig eingestellte Geist unserer jetzigen Wissens-, Schreib- und Lesekultur. „Ja, mein Lieber, es gibt auch eine Produktivität der Taten“, sagte Goethe gelegentlich zu Eckermann, und in seinem „Aufruf zum heiligen Krieg der Lebendigen“ schreibt Rudolf Pannwitz: „Zwar sind einige wenige zu Schaffenden bestimmt und können nicht alle körperlich dienen, aber doch sind fast alle Geistigen geistiges Proletariat, Wurzellose und Arbeitsscheue und gehören ins tätige Leben.“ .. Geistiges Proletariat! aber sie halten sich für die Kultur-Aristokraten, die Elite, die das Höchste, das den Stoff Beseelende, den Geist, gepachtet zu haben glauben, indem sie alles Lebendige zu Büchern verarbeiten, oder in dieser Verarbeitung aufnehmen, es zerschreiben oder zerlesen. Im alten Heer war ein gangbares Wort, daß ein Vielwisser nur zu häufig ein Nichtskönner sei, und die „Schriftgelehrten“ waren leicht dem Spott ausgesetzt, sie könnten keinen Zug Infanterie über einen Rinnstein führen. Darin kam ein gesunder Instinkt zum Ausdruck: die Abwehr des Alexandrinertums und des Hamletwesens von einem Lebenskreis, der die Erziehung zu willensstarken Persönlichkeiten und die Produktivität der Tat auf seine Fahnen geschrieben hatte; wobei nicht verschwiegen werden soll, daß diese an sich gesunde Auffassung häufig von Dummköpfen als Deckmantel ihrer geistigen Unzulänglichkeiten benutzt wurde.

Es sollte doch sehr zu denken geben, daß Nietzsche das deutsche Offizierkorps gerade als Kulturfaktor so außerordentlich hoch bewertete: daß er in ihm ein „Kunstwerk“ sah; daß er geschrieben hat: „Die Zukunft der deutschen Kultur ruht auf den Söhnen der preußischen Offiziere“; und weiter: „Jede Erhöhung des Typus ‚Mensch‘ war bisher das Werk einer aristokratischen Genossenschaft“; und schließlich — und damit die zuerst angeführten Äußerungen gleichsam begründend: „Ich sehe durchaus nicht ab, wie Einer es wieder gut machen kann, der versäumt hat, zur rechten Zeit in eine gute Schule zu gehen. Ein solcher kennt sich nicht, er geht durchs Leben, ohne gelernt zu haben, der schlaffe Muskel verrät sich bei jedem Schritt noch. Mitunter ist das Leben so barmherzig, diese harte Schule nachzuholen ... Das Wünschenswerteste bleibt unter allen Umständen eine harte Disziplin zur rechten Zeit, d. h. in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehen. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder anderen: daß viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst, als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nötig: das gilt von dem Leiblichsten wie vom Geistigsten; es wäre verhängnisvoll, hier trennen zu wollen! Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig; und näher besehen, es gibt keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat. Befehlen können und wieder auf eine stolze Weise ge-

horchen; in Reih und Glied stehen, aber fähig jederzeit, auch zu führen; die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen; dem Mesquinen, Schlauen, Parasitischen mehr feind sein, als dem Bösen. — Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen." —

Diese Äußerungen stammen doch nicht von irgend jemandem, sondern von einem Genius ersten Ranges — und zwar aus seiner reiffsten Zeit —, der sein Leben daran gesetzt hat, zu ergründen, wo die eigentlichen Kulturwerte stecken.

Major a. D. Max Oehler-Weimar, Archivar des Nietzsche-Archivs

Streitfragen des Weltkriegs

Die Hochflut der Kriegsliteratur beginnt abzuebben. Zahlreiche Heerführer auf verbündeter und feindlicher Seite haben gesprochen und die Dinge, so wie sie sie sahen, klargelegt und beurteilt; berufene und unberufene Kritiker haben sich vernehmen lassen, und die Fülle der bisherigen Literatur über den Weltkrieg ist schier unübersehbar geworden. Immerhin beginnen aber heute, elf Jahre nach Beginn dieses gewaltigsten aller Kriege, die Geschehnisse sich zu klären; die Zusammenhänge entwirren sich, Ursachen und Wirkungen werden erkennbar, und in den Urteilen maßgebender Kritiker tritt vielfach eine gewisse Übereinstimmung zutage. Freilich bleiben immer noch Streitfragen übrig, wo auch Fachmänner verschiedener Meinung sein können.

In allererster Linie ist zu berichten über das mit Ungeduld und Spannung erwartete amtliche Geschichtswerk des Reichsarchivs, „Der Weltkrieg 1914—18", dessen ersten beiden Bände „Die Grenzschlachten im Westen" (720 S.) und „Die Befreiung Ostpreußens" (390 S.) in geradezu mustergültiger Ausstattung mit zahlreichen vortrefflichen Kartenbeilagen im Verlag von Mittler & Sohn, Berlin, Ende 1924 erschienen sind. Die hochgespannten Erwartungen, die an dieses auf die amtlichen Quellen, Kriegstagebücher und Dokumente sich stützende Werk geknüpft wurden, sind noch erheblich übertroffen worden, und es ist hier ein Werk zustande gekommen, das in seiner Klarheit, Übersichtlichkeit und Folgerichtigkeit über jedes Lob erhaben ist. Die Absicht des Reichsarchivs, „dem kämpfenden und blutenden Heere, der schaffenden und duldenden Heimat von 1914 bis 1918 ein auf umfassender Forschung begründetes Denkmal zu errichten in einer grundlegenden zuverlässigen Darstellung des Weltkriegs", ist in den vorliegenden Bänden aufs schönste erreicht worden. Der erste Band umfaßt den Aufmarsch und die Ereignisse an der Westfront bis Ende August 1914, während im zweiten Band der Aufmarsch im Osten und die Ereignisse bis Mitte September 1914, und zwar sowohl auf deutscher wie österreichischer Seite behandelt werden. Bei der Darstellung eines Kriegs von dem gigantischen Umfang des Weltkriegs war es natürlich nicht mehr möglich, wie in früheren Generalstabswerken, in taktische Einzelheiten hinabzusteigen, der Schwerpunkt muß vielmehr auf der Entwicklung der operativen Vorgänge und der Veranschaulichung der Entstehung der Führerentschlüsse ruhen. Auch ist das Kriegswerk lediglich Kriegswerk, politische und wirtschaftliche Verhältnisse werden nur kurz gestreift und soweit erörtert, als zum Verständnis der militärischen Dinge unbedingt notwendig ist. Bei letzteren wird nichts vertuscht und verheimlicht, vielmehr strengste Wahrhaftigkeit geübt, wodurch das Werk gegenüber den früheren, mehr oder minder subjektiv eingestellten Veröffentlichungen außerordentlich an Bedeutung gewinnt. Die Kritik ist streng sachlich, ungemein maßvoll und zurückhaltend, nirgends leidenschaftlich oder lehrhaft; es werden keine Schuldigen gesucht, keine Verdammungsurteile ausgesprochen, aber auch nichts verschwiegen oder schöngefärbt. Zugleich bedeutet aber das Werk, auch wenn es nicht gesagt wird, ein leuchtendes Denkmal für den Genius des Grafen Schlieffen, dessen geistige Größe bei rückschauender Betrachtung geradezu gigantisch in die Erscheinung tritt.



Während das amtliche Kriegswerk, dessen Ausgabe bei dem Umfang des zu sichtenden und zu verarbeitenden Materials sich naturgemäß verzögern mußte, soeben seinen Eintritt in die Kriegsliteratur vollzogen hat, geht ein anderes, ihm schier ebenbürtiges, groß angelegtes Werk, auf das ich schon mehrfach lobend und empfehlend hinweisen durfte, dem Abschluß entgegen, nämlich „Der große Krieg 1914—18“ in zehn Bänden, herausgegeben von Generalleutnant Schwarte (im Verlag von Ambrosius Barth, Leipzig und acht weiteren Verlegern). Von diesem monumentalen Werk, das im Gegensatz zur obengenannten amtlichen Veröffentlichung neben den militärischen auch politische, wirtschaftliche und organisatorische Fragen in Darstellungen sachkundiger Mitarbeiter eingehend erörtert und in dieser Hinsicht vielleicht einzig dasteht, ist gleichfalls Ende Dezember 1924, der dritte Teil des dritten Bandes, „Der deutsche Landkrieg. Vom Winter 1916/17 bis zum Kriegsende“ (694 S.), erschienen, womit die Darstellung des deutschen Landkriegs ihren Abschluß gefunden hat. Er umfaßt den Abschnitt der Kriegführung durch die dritte Oberste Heeresleitung vom Herbst 1916 bis zum Kriegsende und behandelt besonders eingehend die deutschen Angriffe des Jahres 1918, die die Kriegsentscheidung hätten bringen sollen. Auch dieses Werk verlegt den Schwerpunkt auf streng sachliche Darstellung der Ereignisse und vermeidet im allgemeinen ätzende Kritik; lediglich die aus der Feder des rühmlichst bekannten Militärschriftstellers Generals von Zwehl stammenden Betrachtungen über die Schlußkämpfe und das Ende des Krieges an der Westfront enthalten zahlreiche kritische Bemerkungen, die aus so berufenem Munde doppelt wertvoll sind. General von Zwehl hat auch eine kurze Schlußbetrachtung über den Gesamtverlauf des Krieges angefügt, in der die Hauptereignisse des 51 Monate währenden furchtbaren Ringens nochmals kurz in die Erinnerung zurückgerufen werden.

Der österreichisch-ungarische Generalstabschef Feldmarschall Conrad Freiherr von Hötzendorf hat den von mir bereits früher besprochenen drei Bänden „Aus meiner Dienstzeit 1906—18“ den vierten Band folgen lassen, der die Ereignisse vom Beginn des Krieges bis zum 30. September 1914 behandelt und deshalb besonderes Interesse beanspruchen darf. (Rikola-Verlag, Wien-München 1923, 956 S.) Diese Aufzeichnungen, die ein kriegsgeschichtliches Urkundenwerk ersten Ranges und für das Studium des Weltkrieges unentbehrlich sind, haben in deutschen Militärkreisen vielfach unliebsames Aufsehen erregt und teilweise sehr abfällige Beurteilung erfahren, weil Conrad einen Briefwechsel mit seinem Freund, dem Generaladjutanten Freiherrn von Bolfras, veröffentlicht, in dem er die Deutschen wiederholt bezichtigt, die getroffenen Vereinbarungen nicht eingehalten und die Österreicher schmählich im Stiche gelassen zu haben. Diese Vorwürfe sind, wie ich vorweg bemerken möchte, ungerecht und ungerechtfertigt. Ich möchte aber deswegen doch nicht mit Conrad allzuscharf ins Gericht gehen, denn es ist ihm tatsächlich von Moltke reichlich viel versprochen worden, was dann unter dem Zwang der Verhältnisse nicht gehalten werden konnte; auch muß man berücksichtigen, in welch gespannter Lage, in welch kritischer Zeit und unter welchem seelischen Druck diese ganz intimen Briefe geschrieben worden sind. Einem guten alten Freund gegenüber wird da nicht jedes Wort auf die Goldwage gelegt. Ich möchte diese in größter Erregung geschriebenen Briefe nicht allzu tragisch nehmen, zumal ihnen der Schein einer gewissen Berechtigung nicht ganz abgesprochen werden kann; immerhin wäre ihre Veröffentlichung im Interesse des beiderseitigen guten Einvernehmens zwischen den beiden Bruderstämmen vielleicht besser unterblieben. Im übrigen gewinnt man auch aus diesem Bande wieder einen sehr günstigen und sympathischen Eindruck von der Persönlichkeit Conrads als Mensch sowohl, wie auch als Feldherr. Insbesondere gelingt es Conrad, sich von dem bisher gegen ihn erhobenen Vorwurf des gänzlich verfehlten ersten österreichischen Aufmarsches, der die Ursache weiterer Mißerfolge geworden ist, zu reinigen. Wir sehen, daß Conrad durchaus richtige und gesunde strategische Ansichten über die Führung der ersten Operationen in einem Zweifrontenkrieg gegen Serbien und Rußland hatte und sich auch darüber klar war, daß in diesem Falle der Schwerpunkt gegen Rußland lag. Die Umsetzung dieser Ansichten in die Tat ist aber durch Fehler der politischen Leitung erschwert und verhindert und teilweise auch durch Intrigen Potioreks,



des Führers gegen Serbien, und vom Auswärtigen Amt (Berchtold) absichtlich durchkreuzt worden. Unbegreiflicherweise hielt Graf Berchtold noch Ende September 1914 wegen Bulgariens und Rumäniens einen Erfolg in Serbien für wichtiger als in Galizien. Dieser Meinungsunterschied aber war die verderbliche Ursache des Zurückhaltens starker Kräfte in Serbien und der Selbständigstellung Potioreks, die Conrad die einheitliche Leitung der Operationen sehr erschwert hat. Zustimmen kann man Conrad auch, daß noch nie ein Krieg unter so zerfahrenen Verhältnissen begonnen worden ist wie 1914 in Österreich-Ungarn — leider auch im Deutschen Reich — und daß, wenn Österreich und Deutschland den Krieg gegen Rußland gewollt hätten, wie unsere Feinde noch immer behaupten, sie sich hierüber und über die ersten Operationen ganz anders verständigt und niemals zugelassen hätten, daß so starke Kräfte gegen Serbien eingesetzt wurden, wie tatsächlich geschehen. Interessant ist auch die Feststellung, daß man aus Berichten Czernins bereits Mitte Juli wußte, daß Rumänien Österreich im Stich lassen würde, daß aber dann Rumänien Mitte September gegen Abtretung Suczawas doch zum Eingreifen bereit gewesen wäre, was aber am Widerstand Ungarns scheiterte. Conrad tritt in seinem Buch vor allem als Vollblutösterreicher in die Erscheinung, und von diesem Gesichtspunkt aus müssen seine Ausführungen gewertet werden. Er war trotz aller Verstimmungen, die nicht immer unberechtigt waren, ein treuer Freund der deutschen Sache und trotz mancher Mängel doch wohl der genialste unter den obersten Heerführern der verbündeten Mächte in den ersten Kriegsjahren. Der Verlauf der Ereignisse hat gelehrt, daß bei den zahlreichen Meinungsverschiedenheiten mit Falkenhayn Conrad meist im Recht gewesen ist.

Auch General Hoffmann, einer unserer geistreichsten und befähigtsten Generalstabsoffiziere, die rechte Hand Ludendorffs und später des Oberbefehlshabers im Osten, erkennt die Genialität Conrads in seinem lesenswerten Buch „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten“ (Verlag für Kulturpolitik, München) voll an. In diesem Buch wird die Frage gestellt: War es nötig, daß wir den Krieg verloren und welche Persönlichkeiten oder Verhältnisse waren schuld daran, daß wir ihn verloren haben? Wie schon der Titel besagt, ist der Verfasser nicht der Ansicht, daß der Krieg für die Mittelmächte verloren gehen mußte, worin man ihm nur beistimmen kann. Daß er trotzdem verloren wurde, war die verhängnisvolle Folge einer Reihe schwerer Versäumnisse militärischer und politischer Art, die in geistvoller und auch für den Nichtfachmann leicht verständlicher Weise beleuchtet werden. Soweit der Osten in Betracht kommt, kann General Hoffmann wohl als der maßgebendste Fachmann auf diesem Kriegsschauplatz angesehen werden, und auch seine Ausführungen über die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, an denen er bekanntlich beteiligt war, wird man mit Interesse lesen. Seiner mitunter recht scharfen, ja schroffen Kritik der Operationen des Jahres 1918 im Westen, bei der die Kräfte nicht einheitlich und nicht glücklich eingesetzt wurden, muß ich mich leider größtenteils anschließen. Die mit großem Selbstbewußtsein und nicht minder großer Schärfe vorgetragene Kritik Hoffmanns hat in manchen militärischen Kreisen Ablehnung erfahren; gleichwohl bietet das Buch sehr viel des Interessanten und bildet eine Ergänzung der bisher erschienenen kritischen Abhandlungen über den Weltkrieg.

Zu den wertvollsten Erscheinungen auf letzterem Gebiet ist das kürzlich herausgegebene Buch des Generalleutnants Kabisch, „Streitfragen des Weltkriegs“ (Bergers Liter. Bureau, Stuttgart 1924, 400 S.) zu zählen. Der Verfasser, der den Krieg in hervorragenden Generalstabsstellungen mitgemacht hat und außerdem die gesamte Kriegsliteratur in seltener Weise beherrscht, erörtert die Feldzugspläne, den Fall Prittwitz, die Strategie Conrads, den Marnefeldzug, Saloniki, Verdun, die Märzoffensive 1918 und sonstige militärische Streitfragen, bei denen die Meinungen noch vielfach stark auseinandergehen. Er wendet hiebei ein eigenartiges, sehr empfehlenswertes Verfahren an, indem er die in der Kriegsliteratur zutage getretenen Ansichten gegenüberstellt, bespricht und dann in einer Schlußbetrachtung selbst dazu Stellung nimmt. Indem auf diese Weise dem Leser die behandelten Fragen von allen Seiten beleuchtet werden, wird er zur Bildung eines eigenen Urteils angeregt. Die von Kabisch gemachten Vorschläge über-



raschen vielfach durch ihre Neuheit und Eigenart. Trotz der bereits vorhandenen umfangreichen Literatur erfahren wir auch noch manches Neue, so daß das österreichisch-ungarische Heer in Galizien zu Kriegsbeginn dem russischen zahlenmäßig keineswegs unterlegen war; überraschend ist auch die Verurteilung des Handstreichs auf Lüttich. Über Prittwitz, den der Verfasser übrigens ausgezeichnet charakterisiert, und die ersten Operationen im Osten erfährt man auch manches, was bisher noch nicht allgemein bekannt war. Ganz ausgezeichnet sind die Ausführungen über die Operationspläne und die Verwässerung des genialen Schlieffenschen Planes (der uns sicher zum Sieg geführt hätte) durch Moltke und seine unfähigen Gehilfen, desgleichen die Betrachtungen über die große Offensive im März 1918, deren scharfe Kritik berechtigt ist. Dagegen vermag ich dem gemachten Vorschlag, die letzte große Entscheidung 1918 in der strategischen Defensive zu suchen, keinerlei Geschmack abzugewinnen, und auch die beigegebene eingehende Begründung kann mich nicht davon überzeugen, daß wir auf diese Weise den Endsieg hätten erringen können. Ebensowenig kann ich auch Kabisch in seiner Verurteilnng der ersten österreichisch-ungarischen-Offensive gegen die Russen zustimmen; er steht hiemit ziemlich vereinzelt da, und auch das amtliche Werk des Reichsarchivs betont, daß diese Offensive unter den gegebenen Verhältnissen durchaus richtig, ja notwendig und auch keineswegs aussichtslos war. Zu beanstanden ist lediglich die Art der Durchführung am rechten Flügel bei Lemberg, wo Zurückhaltung geboten war, durch die 3. Armee Brudermann. Das Verhalten Brudermanns ist auch von Conrad ausdrücklich mißbilligt worden, und er ist bald darnach auf Antrag Conrads seines Postens enthoben worden. Noch weniger kann ich dem ungemein scharfen Urteil Kabisch' über Conrad zustimmen, dem er geradezu jede Befähigung zum Feldherrn abspricht. Hierin geht Kabisch m. E. entschieden zu weit, und sein Urteil steht auch im Gegensatz zu dem der weitaus überwiegenden Mehrzahl recht maßgeblicher Kritiker. Eine gewisse Voreingenommenheit gegen Conrad tritt unverkennbar zutage und scheint durch dessen Bolfras-Briefe (s. oben) hervorgerufen zu sein. Gleichwohl stehe ich nicht an, das Buch Kabisch' als eine der vorzüglichsten Erscheinungen der Kriegsliteratur zu bezeichnen.

Nicht minder bedeutend und wertvoll scheint uns ein Buch zu sein, das der Feder des weithin rühmlichst bekannten Militärschriftstellers Generalleutnant Otto v. Moser entstammt: „Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. Eine kritische militärpolitische Geschichte des Krieges für Fachleute und Nichtfachleute. Zur Rückschau in die Vergangenheit und zur Ausschau in die Zukunft." (Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1925, 463 S.) Das Buch möchte, wie der Verfasser in einer Militärzeitschrift ausgeführt hat, nicht nur seinem Inhalt nach vor der strengen Kritik des militärischen Fachmannes und Historikers bestehen, sondern auch seiner Form nach den militärischen Nichtfachmann zu strategisch-politischem Mitstudium einladen und anregen. Und zwar deshalb, um die gebildeten deutschen Volksgenossen, insbesondere die politischen und geistigen Führer aus der strategischen Unmündigkeit und Urteilslosigkeit herauszureißen, in der sie alle den Weltkrieg miterlebt haben. General v. Moser ist bekannt durch die Schärfe und Klarheit seines Urteils. Tiefer Ernst und warmes vaterländisches Empfinden durchziehen seine Schrift, deren eingehende Besprechung vielleicht später noch möglich ist. Ich möchte dieses Buch von allen andern in erster Linie jedem Nichtfachmann zur Beschaffung warm empfehlen.

Schließlich sei noch eines kleinen Buches gedacht, an dem nicht achtlos vorbeigegangen werden kann: „Kaiserliche Eingriffe in die Weltkriegsführung" von Rudolf Wagner (Verlag Thalacker & Schwarz, Leipzig 1924, 268 S.). Das Buch ist von einem anscheinend national gesinnten Manne geschrieben und enthält manche treffende Bemerkung, daneben aber so viel ungereimtes Zeug und zahlreiche Behauptungen, die völlig unbewiesen, unhaltbar oder von einer wissenschaftlichen historischen Kritik längst widerlegt sind, daß nur davor gewarnt werden kann, alle Angaben dieses Buches für bare Münze zu nehmen. Der Verfasser will den Nachweis erbringen, daß der Kaiser wiederholt zugunsten Englands und zu unserem Nachteil in die Kriegführung eingegriffen habe, so in der Marneschlacht, bei Ypern 1914 und bei anderen Gelegen-

heiten. Man mag zu Kaiser Wilhelm II. stehen wie man will, aber die Gerechtigkeit gebietet doch, festzustellen, daß auf Grund sachlicher Nachprüfung keiner der vielen Fälle aufrechterhalten werden kann, in denen der Kaiser in unzulässiger Weise in die Kriegshandlung eingegriffen haben soll. Sie fallen vielmehr allemal auf das Schuldkonto der betreffenden obersten Heeresleitung, und man muß billigerweise vielmehr anerkennen, daß der Kaiser als oberster Kriegsherr eine Zurückhaltung geübt hat, wie man sie vor dem Krieg nie von ihm erwartet hätte. Lediglich in der Frage des Einsatzes der Kampfflotte kann vielleicht von einer gewissen Einflußnahme des Kaisers gesprochen werden. Zahlreiche Kritiker, besonders aus Marinekreisen, haben es als einen schweren Fehler bezeichnet, daß die Hochseeflotte nicht bald nach der Kriegserklärung zur großen Seeschlacht gegen England eingesetzt wurde. Ich möchte dem General v. Zwehl (Schwarte, S. 655) beipflichten, daß bei der Überlegenheit Großbritanniens an Hilfsquellen und Reserven auch ein allenfallsiger Seesieg über die englische Flotte zu Kriegsbeginn die allgemeine Lage auf die Dauer wohl kaum entscheidend hätte beeinflussen können. Die Vorwürfe Wagners sind größtenteils in das Gebiet der Phantasie zu verweisen; einzelne gute Gedanken verkümmern unter dem Wuste der Gehässigkeit, und das Buch als Ganzes ist daher abzulehnen.

Der für diesen Aufsatz verfügbare Raum gestattet es leider nicht, sämtliche militärischen Streitfragen des Weltkriegs auch nur in Kürze zu behandeln. Ich nenne hier vor allem die Fragen der Feldzugspläne, West- oder Ostaufmarsch, Moltkes Änderungen am Schlieffenplan, den Marnefeldzug, den Fall Prittwitz, die Verabredungen mit Österreich, Conrads Offensive in Galizien, die Führung der Operationen im Osten, Saloniki, Verdun, den italienischen Feldzug 1917 und die Schlußoffensive 1918. Hierüber wäre unendlich viel Wichtiges und Interessantes zu sagen. Ich muß mich leider darauf beschränken, hievon nur einige besonders wichtige Probleme herauszugreifen und kann auch diese nur kurz streifen.

Die Frage, ob zu Kriegsbeginn die Hauptkräfte gegen Osten oder Westen einzusetzen waren, kann nunmehr zugunsten des Westaufmarsches als entschieden gelten. Hierüber besteht unter den sachverständigen militärischen Fachkritikern Übereinstimmung. Die hiefür sprechenden Gründe werden besonders klar und überzeugend von Kabisch entwickelt, der auch den Nachweis erbringt, daß der Hauptschlag gegen Rußland neben anderen gewichtigen Gründen, die dagegen sprachen, schon rein technisch wegen der Nachschubschwierigkeiten unmöglich gewesen wäre. Ebensolche Einmütigkeit herrscht in der gesamten Kritik darüber, daß Schlieffens Operationsplan, dessen grandiose Einfachheit und Größe immer mehr in die Erscheinung tritt, uns unbedingt zum Siege geführt haben würde, wenn er von Moltke befolgt worden wäre, zumal der französische Aufmarsch und Joffres Operationsplan mit dem Gedanken eines Durchbruchs zwischen Diedenhofen und Dinant denkbar ungeschickt und für die Deutschen besonders günstig war. Wirksamer konnte der Feind einem deutschen Waffenerfolg großen Stils kaum in die Hand arbeiten, und die französische Kräftegruppierung bot dem Schlieffenplan die größten Aussichten des Gelingens. Leider ist dieser Schlieffenplan von seinem unfähigen Nachfolger in der bedenklichsten Weise verhunzt und verwässert worden, so daß von dem großen Gedanken Schlieffens — alle Kräfte auf den rechten Flügel — kaum noch viel übrig blieb. Sowohl Kabisch wie das amtliche Werk des Reichsarchivs führen dies in sehr klarer und überzeugender Weise aus und liefern den Nachweis, daß Moltke sich die Grundgedanken Schlieffens eigentlich nie so recht innerlich zu eigen gemacht hat. Denn während bei Schlieffen das Kräfteverhältnis des rechten zum linken Flügel 7:1 ist, wird es von Moltke auf etwa 3:1 herabgedrückt und dem Entscheidungsflügel dadurch die überwältigende Stoßkraft genommen. Völlig verlassen wurde dann der große Gedanke Schlieffens von der Obersten Heeresleitung (O.H.L.), die höchst unglücklich zusammengesetzt war, und in der niemand war, der den schwachen Moltke stützen oder ergänzen konnte — auch Stein versagte völlig —, am 22. August 1914 nach der Schlacht in Lothringen. Bisher war man vielfach der Ansicht, daß die Fortsetzung der Kämpfe in Lothringen und das nutzlose Anrennen gegen Nancy und Epinal auf das Schuldkonto des Armeeoberkommandos (A.O.K.) der 6. Armee,



Prinz Rupprecht von Bayern, zu setzen seien. Das amtliche Kriegswerk bringt hierüber vollste Klarheit und reinigt das A.O.K. 6 von diesem Verdacht. Nicht das A.O.K. 6 ist schuld, sondern die O.H.L., die die Fortsetzung der Verfolgung nach Süden ausdrücklich befohlen hatte, während Prinz Rupprecht und sein ausgezeichneter Generalstabschef, General Krafft von Dellmensingen, im Schlieffenschen Sinne die 6. Armee zu anderweitiger Verwendung auf dem rechten Flügel bereithalten wollten. Sie hatten richtig erkannt, daß es nach dem Sieg in Lothringen Zeit war, die Operation dort abzubrechen und die Hauptkräfte der 6. und 7. Armee auf den Entscheidungsflügel zu führen. Statt dessen kam die O.H.L. zu dem ganz unverständlichen und geradezu wahnwitzigen Entschluß, die Verfolgung nach Süden fortzusetzen und gegen die französische Befestigungslinie von Nancy—Epinal mit noch dazu ganz unzulänglichen Kräften anzurennen, ein Beginnen, vor dem Schlieffen stets eindringlichst gewarnt hatte. Damit beginnt die Unglückskette und das Verhängnis für die Deutschen. Erst auf einen scharfen Protest Kraffts hin wurde am 26. August, nachdem Ströme von Blut nutzlos geflossen waren, das ganz verfehlte Unternehmen eingestellt. Nicht die Marneschlacht, wie vielfach geglaubt wird, ist der erste Nagel zum Sarg, in dem wir unsere Siegeshoffnungen begraben durften, sondern obengenannter Entschluß der O.H.L. vom 22. August zur Fortsetzung der Kämpfe in Lothringen. Dies ist viel zu wenig bekannt und soll hiemit nachdrücklichst festgestellt werden.

Aber auch am 26. August kam die O.H.L. noch nicht zu dem einzig richtigen Entschluß, die überschüssigen Kräfte der 6. und 7. Armee an den entscheidenden rechten Flügel zu verschieben, ob wohl das Eisenbahnmaterial hiefür bereitstand, wie General Gröner in den „Preuß. Jahrbüchern" (Januar 1925) berichtet, sondern es wurden im Gegenteil durch den Abtransport zweier Armeekorps nach dem Osten dem Entscheidungsflügel auch noch Kräfte entzogen. Diese überaus unglückliche Maßnahme wurde, wie Kabisch berichtet, vom Generalquartiermeister Stein, auf den man im Frieden, ebenso wie auf den General v. Bülow (2. Armee) große Hoffnungen gesetzt hatte, und die dann beide leider versagten, angeregt. Das amtliche Kriegswerk berichtet, daß noch vor dem endgültigen Abtransport dieser Korps bei der O.H.L. Bedenken auftauchten und die Frage brennend wurde, ob sie nicht doch noch anzuhalten seien, um dem Westheer als Reserve zu folgen. Leider konnte sich aber Moltke zu diesem einzig richtigen Entschluß nicht aufraffen. Die Gründe sind nicht recht ersichtlich geworden; Moltkes Abneigung gegen Gegenbefehle scheint hiebei den Ausschlag gegeben zu haben. Das Studium des ersten Bandes des amtlichen Werks drängt uns die traurige Überzeugung auf, daß die erste O.H.L. die Zügel dort, wo eine straffe Zügelführung notwendig gewesen wäre, nämlich bei den Armeen des rechten Flügels, völlig schleifen ließ, und daß, wie Kabisch richtig bemerkt, vom 27. August ab eigentlich überhaupt kein Operationsplan mehr bestand. Denn das nackte Hinterherlaufen hinter dem Feinde kann man doch nicht so nennen.

Erfreulicher sind die Eindrücke, die man beim Studium des zweiten Bandes des amtlichen Werkes gewinnt. Ein breiter Abschnitt ist der Schlacht von Tannenberg gewidmet, wo ein starker Führerwillen und überlegene Führungskunst den Russen ein „Kannä" im Geiste Schlieffens bereiteten. Die vielfach verbreitete, irrige Meinung, daß diese Schlacht nach einem vorbedachten festen Plane geschlagen worden sei, wird allerdings berichtigt werden müssen. Die achttägige Schlacht setzt sich vielmehr aus einer Reihe räumlich und zeitlich getrennter, von den einzelnen Armeegruppen selbständig durchgeführter Einzelgefechte zusammen, bei denen mit Front nach allen Himmelsrichtungen gekämpft wurde und sich höchst wechselvolle Zwischenfälle ergaben. Die oberste Führung konnte hier nur von Fall zu Fall das Zweckentsprechende befehlen, um unter Festhaltung eines großen Grundgedankens die Sache zum großen Enderfolg zu gestalten und ausreifen zu lassen. Die Führung ist hiebei auf deutscher Seite dadurch erheblich erleichtert worden, daß es möglich war, die russischen Funksprüche mitzulesen. Die Hauptschwierigkeit beim Kriegführen besteht ja zumeist in der Ungewißheit darüber, was der Gegner tun wird. Auch ist der jener Schlacht zugrunde gelegte große Gedanke nicht das Verdienst eines einzigen Mannes,



sondern er reifte, wie in dem amtlichen Werk sehr interessant entwickelt wird, fast gleichzeitig bei den verschiedensten Stellen, und die hiezu erforderlichen Truppenbewegungen waren beim Eintreffen Hindenburgs im Osten bereits in die Wege geleitet worden. Man wird daher auch dem damaligen 1. Generalstabsoffizier (Ia) beim A.O.K. 8, Oberstleutnant Hoffmann, einen Anteil am Erfolge zusprechen dürfen, ohne hiebei zu vergessen, daß die Verantwortung auf dem Oberbefehlshaber allein lastet und ihm daher auch allein die Ehre des Erfolgs gebührt. So war es wenigstens im deutschen Heer bisher Sitte. Eine Ausnahme hievon wurde erst im August 1916 gemacht, als auch dem 1. Generalquartiermeister die Teilnahme an der Verantwortung für die Gesamtleitung neben dem Generalstabschef des Feldheeres ausdrücklich zugesprochen wurde.

Gegenüber den von Conrad in seinem IV. Band erhobenen ungeheuerlichen Vorwürfen ist es erfreulich, daß auch das amtliche Werk die Frage der mit Österreich getroffenen Verabredungen eingehend bespricht. Man gewinnt hiebei leider allerdings den Eindruck, daß Moltke Conrad reichlich viel versprochen hat, und daß es in sehr bedauerlicher Weise versäumt worden ist, in dieser wichtigen Frage feste und vor allem klare Abmachungen zu treffen. Ich kann mich des unbehaglichen Eindrucks nicht erwehren, daß man auf deutscher Seite wie die Katze um den heißen Brei um diese heikle Frage herumgegangen ist, ohne Conrad darüber reinen Wein einzuschenken, daß, solange starke russische Armeen an der Ostgrenze Ostpreußens stehen, von den von ihm gewünschten Vorstoß über den Narew, Richtung Siedlce, niemals die Rede sein könne, und daß daher voraussichtlich mindestens einige Monate verstreichen dürften, bis dieser Fall möglich sein würde. Bei einiger Überlegung hätte sich dies Conrad allerdings selbst sagen müssen, und man möchte beinahe in dieser Hinsicht an seinen strategischen Fähigkeiten zweifeln, wenn man sich nicht sagen müßte, daß er im Hinblick auf die von Moltke gemachten recht unvorsichtigen Zusagen absichtlich die Augen hievor verschlossen hat. Der grundlegende Brief Moltkes, auf den sich Conrad stützt, ist vom 19. März 1909 und verspricht einen Angriff schwacher deutscher Kräfte gegen die Narew-Linie, trotz der bestehenden Schwierigkeiten und abweichender Grundauffassung Moltkes. Moltke fährt hiebei wörtlich fort: „Dennoch werde ich nicht zögern, den Angriff zu machen, um die gleichzeitige österreichische Offensive zu unterstützen. Eure Exzellenz können sich auf diese Zusage, die reiflich überlegt ist, wohl verlassen.“ Es folgt dann allerdings gleich darauf die Einschränkung, daß für den Fall, daß der Feind die Ausführung unmöglich machen würde, schnellste Benachrichtigung geboten sei. Dieser Fall war aber von Haus aus der normale und hätte daher zum Ausgangspunkt der Verabredungen genommen werden müssen. Rein sachlich war ja die deutsche O.H.L. vollkommen im Recht; ein Vorstoß über den Narew war, solange Rennenkampf in Ostpreußen nicht geschlagen war, vollendeter Wahnsinn. Das hätte sich Conrad eigentlich selbst sagen müssen. Sein Vorschlag, 3 Divisionen gegen Rennenkampf stehen zu lassen und mit den übrigen 9 Divisionen über den Narew vorzustoßen, ist durchaus abwegig und hätte zu nichts geführt, sondern das deutsche und österreichische Ostheer sehr bald in die allerübelste Lage gebracht. Die Deutschen konnten im Osten nicht anders und besser operieren, als unter Hindenburg geschehen. Sie haben dadurch sehr starke, weit überlegene russische Kräfte gebunden, schließlich geschlagen und dadurch ihrer Bündnispflicht weit besser genügt, als wenn sie der Aufforderung Conrads sofort nachgekommen wären. Der österreichische bevollmächtigte General im deutschen Großen Hauptquartier, Graf Stürgkh, versuchte auch Conrad klarzumachen, daß es sich nicht darum handelt, daß die Deutschen den Österreichern nicht helfen „wollen“, wie Conrad sich einbildete, sondern daß sie einfach nicht „können“. Vergeblich! Er erreichte dadurch nur, daß er bei Conrad in Ungnade fiel und bald abgelöst wurde. Conrad blieb unbelehrbar und sandte im August 1914 nicht weniger als sieben dringende Hilferufe an die deutsche O.H.L., obwohl er nach dem beiderseitigen Kräfteverhältnis zu Kriegsbeginn sehr wohl die Russen aus eigener Kraft hätte schlagen können, wenn ihm Potiorek und Brudermann das Konzept nicht verdorben hätten. Eine Tatsache, die allgemein auch viel zu wenig bekannt ist. Erst später wurde die Übermacht der Russen erdrückend.

Zum Schluß noch einige Worte über die Märzoffensive 1918, deren Scheitern die Kriegsentscheidung schließlich gebracht hat. Für deren Beurteilung besonders dienlich und wichtig, ja ich möchte sagen grundlegend, ist ein von mir schon früher empfohlenes Büchlein: „Die Märzoffensive 1918" von Major a. D. und Archivrat Otto Fehr (Koehler, Leipzig 1921, 48 S.), das der sonst so sehr belesene Generalleutnant Kabisch merkwürdigerweise gar nicht zu kennen scheint. Aus Schwarte erfahren wir, in welch umsichtiger, sorgfältiger und peinlicher Weise dieser letzte große Schlag, der vor dem Eintreffen namhafter amerikanischer Kräfte den Endsieg bringen sollte, erwogen und vorbereitet worden ist. Daß der Entschluß zur letzten großen Offensive im Westen richtig war, wird kaum noch bestritten. Das Kräfteverhältnis sprach auch zugunsten der Deutschen, die eine kleine Überlegenheit im Westen hatten. Ein durchschlagender Erfolg lag somit sehr wohl im Bereich der Möglichkeit. Umfassende Waffenhilfe durch die Österreicher wäre erwünscht und möglich gewesen; sie scheiterte am Widerstand Kaiser Karls oder richtiger seiner Gemahlin. Zum mindesten hätten die Österreicher gleichzeitig in Italien losschlagen sollen und müssen. Statt dessen rafften sie sich erst im Juni hiezu auf und zudem scheiterte ihre Offensive infolge verfehlter Anlage kläglich. Für die letzte entscheidende Offensive 1918 kamen zuletzt zwei Angriffsrichtungen in engere Wahl. Die Heeresgruppe Prinz Rupprecht hatte vorgeschlagen, den Hauptangriff nördlich Arras gegen die Engländer zu führen und bei Armentieres in Richtung Bailleul-Hazebrouck durchzubrechen, um sie gegen die Küste und ins Meer zu werfen (Georg-Angriff), während Ludendorff über die Linie Arras—La Fere vorbrechen wollte, um an der Nahtstelle der Franzosen und Engländer bei Amiens durchzubrechen und sodann im weiteren Verlauf die Engländer über St. Pol-Doullens aufzurollen (Michael-Angriff). Der Hauptstoß sollte sich also gegen rechte Flanke und Rücken der Engländer richten. Beide Pläne haben ihre Vor- und Nachteile, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Tatsächlich kam dann der Michael-Angriff zur Durchführung, und zwar durch die 17., 2. und 18. Armee. (Ich darf hiewegen auf die Skizze im Türmer 1921, S. 394, verweisen.) Der dem Angriff zugrunde liegende Gedanke war im allgemeinen gut und hätte zum Erfolg führen können, wenn er nur zäh festgehalten wurde. Dagegen bietet die Ausführung, vor allem die Kräftegruppierung und Verwendung der Reserven, Anlaß zu berechtigten Bemängelungen, die denn auch bei Kabisch und Hoffmann folgerichtig, klar und überzeugend entwickelt werden. Ebenso geben die Kommandoverhältnisse zu schweren Bedenken Anlaß und sind m. E. der Urgrund, weshalb die Operation nicht in den gewollten Bahnen lief und nicht zum Enderfolg führte. Es war ein Fehler, die drei Angriffsarmeen nicht „einem" Heeresgruppenkommando einheitlich zu unterstellen; daß auch das Heeresgruppenkommando Kronprinz Wilhelm daran beteiligt war, sollte sich als verhängnisvoll erweisen. Es wäre richtiger gewesen, die Führung der Offensive dem Prinzen Rupprecht (Generalstabschef v. Kuhl) allein zu übertragen, und ich habe die Überzeugung, daß in diesem Falle der Endsieg errungen und der Krieg vermutlich gewonnen worden wäre. Alles kam auf den letzten großen Wurf an. Man mußte einen bestimmten Plan haben und dementsprechend die Kräfte gruppieren. Da man bei Amiens durchbrechen wollte, mußte der linke Flügel der 2. Armee stark gemacht werden und mußten starke Reserven dahinter als Durchbruchsarmee bereitgestellt werden. Statt dessen verfuhr man gerade umgekehrt und machte jene Armee (18.) am stärksten, der die am wenigsten entscheidende Rolle zufiel. Die Folgen blieben nicht aus. Die 18. Armee erzielte naturgemäß die raschesten Erfolge und nun kommt das Furchtbare, was uns den Krieg verlieren ließ: unter dem Eindruck dieser Erfolge wirft die O.H.L. ihren bisherigen guten Plan um; aus dem beabsichtigten Stoß nach Nordwesten wird ein Doppelstoß nach Nordwesten und Südwesten. Die Armeen gehen exzentrisch auseinander! Die Front bei Amiens, dem entscheidenden Punkt, wird infolgedessen immer dünner, zumal die Reserven hinter der ganzen Front verzettelt, auch nicht am richtigen Platze stehen. So erhielt der Angriff zwei Schwerpunkte, nördlich der Somme gegen die Engländer und südlich der Somme gegen die Franzosen. Dazu konnten die deutschen Kräfte aber nicht ausreichen.



Die weitere Frage, ob es nicht vielleicht zweckmäßiger gewesen wäre, nach dem Mißlingen des Michael-Angriffs von weiteren Angriffen an anderer Stelle abzusehen und das Heer in die mit allen Kräften zu verstärkende Siegfriedstellung zurückzunehmen, um es bis zu den alsbald zu beginnenden Friedensverhandlungen möglichst intakt zu erhalten, ist schwer zu beantworten. Ich möchte jetzt letzteres wohl für richtiger halten. Doch dies ist nachträgliche Stubenweisheit.

Das Studium der Geschichte des Weltkriegs schafft uns die betrübende Erkenntnis, daß nicht nur die politische Leitung, sondern auch die oberste militärische Führung unter Moltke und Falkenhayn völlig, unter der dritten O.H.L. im entscheidenden Augenblick versagt hat. Um so heller erstrahlt dafür die unvergleichliche Leistung der Truppe, besonders in den ersten Kriegsjahren. Sie allein gibt uns unter den trostlosen Verhältnissen der Gegenwart die Hoffnung auf einen Wiederaufstieg unseres Volkes. Denn ein Volk, das solche Leistungen aufzuweisen hat, kann nicht zum Untergang bestimmt sein. Franz Freiherr von Berchem

An der Grenze des Stoffes

Der „Türmer" brachte im November 1924 und Februar 1925 eine bemerkenswerte Zwiesprache über das Thema „Atomtheorie und Materialismus" zwischen den Herren Dr. Seeliger und Dr. Metz. Jener hatte behauptet, daß die heutige Atomtheorie den Materialismus endgültig erledige, weil mit ihr das Atom materielle Beschaffenheit verlöre. Demgegenüber stellt Dr. M. wohl mit Recht fest, daß letzteres nicht zutrifft: auch mit den Elektronen usw. bleiben wir noch auf dem Boden der Materie, da wir sie als materielle Teilchen aufzufassen haben. Andererseits aber muß man doch wohl Dr. S. recht geben, insofern wir mit der neuen Atomtheorie auf dem Wege der „Entmaterialisierung" der Materie sind, und dies scheint mir auch der tiefere Sinn seines Gedankens zu sein. Hinwiederum ist es eine durchaus berechtigte Forderung, wenn Dr. M. auf scharfe Scheidung zwischen Naturwissenschaft und Weltanschauung und daher auch zwischen Atomtheorie und Materialismus drängt. Das ist es auch gewesen, was mich zu der Begriffsscheidung „Weltbild" und Weltanschauung" und zur Gründung des darauf fußenden Keplerbundes (1907) führte. Ebenso richtig ist die Feststellung, daß die Naturwissenschaft das Gebiet der Materie betrifft.

Trotz alledem aber bleibt es doch noch zweifelhaft, ob nicht Dr. Seeliger Recht behält oder richtiger gesagt: Recht bekommen wird. Es fragt sich nämlich, ob die Naturwissenschaft nicht einen metaphysischen Hintergrund hat, und zwar deshalb, weil die Materie selbst letzten Grundes „metaphysisch" oder besser gesagt dynamisch begründet ist, wohlverstanden „dynamisch" und nicht etwa „energetisch"; denn die Energie liegt ja immer noch im Bereich der Materie, das Dynamische aber, die Kraft, geht darüber hinaus, darf also wohl als „metaphysisch" bezeichnet werden. Es will mir nun aber scheinen — und damit hat denn Dr. S. recht —, als ob wir mit der neuesten Atomtheorie doch schon auf dem Wege zur dynamischen Auffassung der Materie sind, auch dann, wenn wir die Elektronen noch als „materiell" ansehen, sie stehen doch als elektrische „Teilchen" gewissermaßen auf der Grenze des Materiellen, und es fragt sich nur, ob nicht die weitere Entwicklung der Wissenschaft noch mehr in das Dynamische hineinführen wird.

Dies scheint in der Tat der Fall zu sein. Ich möchte im Folgenden von einer Untersuchung berichten, welche, wenn sie noch weiter bestätigt werden sollte, was zu bezweifeln ich kaum Anlaß habe, zu recht schwerwiegenden Folgerungen führen könnte, wie ich am Schluß noch darlegen werde.

Wir gehen von der Frage aus: In welchem Grade der Verdünnung wirken kleinste Stoffmengen noch? Man wird dabei sofort an die Homöopathie denken, die ja bekanntlich mit außerordentlich verdünnten Arzneien arbeitet. Sie wird daher oft verlacht. Ist dies berechtigt? Eine



sachliche, naturwissenschaftliche Antwort wird vielen wertvoll sein; aber die Frage des ersten Satzes hat auch sonst ein allgemeines großes Interesse. Durch gewisse Untersuchungen der neuesten Zeit sind wir besser als früher imstande, sie zu beantworten.

Zunächst ein Wort über die Verdünnung des Stoffes im allgemeinen. Man denkt dabei vor allem an Lösungen, bei denen ja eine Verdünnung auf einfachste Art vorzunehmen ist; aber es gibt auch eine Methode der Verdünnung fester Stoffe, die in der Homöopathie angewandt wird, die sog. Verreibung. Es wird dabei eine kleine Menge eines festen Körpers in Pulverform mit einem anderen indifferenten Stoff (z. B. Milchzucker) längere Zeit maschinell verrieben. Indem man von dem entstehenden Pulver wieder einen Teil mit dem betreffenden Stoff verreibt, erhält man eine höhere Verdünnung usw. Hier sollen uns aber nur die verdünnten Lösungen beschäftigen und für ihre Benennung wählen wir die der Homöopathen, welche bei ihnen folgendes Verfahren einschlagen.

Wenn man 1 Gramm des betreffenden Stoffes, sagen wir z. B. Kochsalz, in 9 Gramm Wasser auflöst, so erhalten wir die sog. 1. Potenz, die also auf 10 Gramm 1 Gramm Kochsalz enthält. Wenn man von dieser Lösung einen Raumteil mit 9 Raumteilen Wasser schüttelt, enthält die neue Lösung in 100 Teilen 1 Teil Kochsalz, es ist die 2. Potenz. Verfährt man mit ihr wieder ebenso, schüttelt also einen Raumteil mit 9 Raumteilen Wasser, so enthält die entstehende 3. Potenz in 1000 Raumteilen 1 Teil Kochsalz, und so geht es weiter, also:

die 1. Potenz ist das Verdünnungsverhältnis 1:10,
die 2. „ „ „ „ 1:100,
die 3. „ „ „ „ 1:1000.

Man sieht, die Potenzen richten sich nach der Zahl der Nullen; so ist z. B. die 6. Potenz 1:1000000, d. h. eins zu einer Million, ebenso die 9. Potenz eins zu einer Milliarde, die 12. Potenz eins zu einer Billion. Es ist dies eine sehr bequeme und klare Bezeichnung, weshalb wir sie für unsern Zweck von den Homöopathen übernehmen.

Da der Laie mit solchen Zahlen gemeinhin nicht viel anfangen kann, so ist es gut, sich dies einmal räumlich zu veranschaulichen:

die 3. Potenz enthält auf 1 Liter (1000 Gramm) = 1 Gramm Kochsalz,
die 6. Potenz „ „ 1000 Liter = 1 Gramm „
die 9. Potenz „ „ 1 Million Liter = 1 Gramm „
die 15. Potenz „ „ 1 Billion Liter = 1 Gramm „

1000 Liter sind ein Kubikmeter. Denkt man sich also einen Würfel von einem Meter Kantenlänge, mit der 6. Potenz gefüllt, so enthält dieser nur 1 Gramm Kochsalz. Ein Würfel, der bei der 9. Potenz 1 Gramm Kochsalz enthielte, müßte dagegen eine Kantenlänge von 10 Metern haben. Ein Würfel endlich, der mit der 15. Potenz gefüllt ist, muß, wenn er 1 Gramm Kochsalz enthalten soll, eine Kantenlänge von einem Kilometer haben, d. h. er wäre etwa so hoch wie der Brocken.

Man kann es nun wohl keinem Laien verdenken, wenn er bei solchen Verdünnungen an keine Wirkung mehr glaubt, welcher Art sie auch immer sein mag. Wenn aber auch naturwissenschaftlich gebildete Männer die Möglichkeit einer Wirkung leugnen, so muß man sich wundern. Es ist doch nun einmal eine Tatsache, daß in diesen Riesenwürfeln noch Kochsalz vorhanden ist, wenn wir auch nicht wissen, in welcher Form. Weshalb sollte denn da nicht doch noch irgendeine Wirkung möglich sein?

Die Wirkungen, auf die es dabei ankommen kann, sind vor allem chemische und physiologische, sowie auch physikalische. Die chemischen „Reaktionen“, wie man sie nennt, lassen sich auch äußerlich erkennen, vor allem an Niederschlägen und Farbenänderungen, und diese dienen in der chemischen Analyse zur Erkennung und Auffindung der verschiedenen Stoffe, da diese gemeinhin verschiedene Reaktionen ergeben. Und da ist nun eine interessante Frage, bis zu welchem Grad der Verdünnung man noch Stoffe chemisch nachweisen kann. Das ist natürlich für verschiedene

Stoffe ganz verschieden; denn manche Reaktionen sind empfindlicher als andere. Versuche haben nun ergeben, daß die chemische Reaktionsgrenze etwa bei der 10. Potenz liegt, d. h. es gibt Stoffe, die man noch nachweisen kann bei einer Verdünnung von 1:10 Milliarden, also wenn in einem Würfel von mehr als 10 Meter Kantenlänge 1 Gramm der Substanz vorhanden ist.

Eine physikalische Wirkung ist hier aber noch feiner, nämlich die sog. Spektralanalyse, durch sie hat man noch Stoffe bei einer Verdünnung bis zur 15. Potenz nachgewiesen, also wie oben dargelegt 1:1 Billion Liter oder bei einem Gehalt von 1 Gramm in einem Kubikkilometer. — Wer sich dies einmal klar gemacht hat, der wird dann doch wohl über die Wirkung kleinster Stoffmengen nicht mehr ungläubig die Achseln zucken.

Man kann sich dies aber noch von einer andren Seite her klarmachen. Bekanntlich denkt man sich heute den Stoff aus kleinsten, mechanisch nicht weiter teilbaren Teilchen, den Molekülen aufgebaut, die dann aber noch chemisch aus Atomen bestehen. Diese kleinsten Teile sind auch für das stärkste Mikroskop noch viel zu klein, und es erscheint sehr zweifelhaft, ob der Mensch sie je wird direkt sehen können; aber durch geniale Methoden ist man instandgesetzt, die Moleküle zu zählen, und da hat man denn auf verschiedenem Wege rechnerisch die Zahl der Moleküle im Kubikzentimeter eines Gases festgestellt. Man fand die Zahl 27½ Trillionen (18 Nullen). Bei einer Flüssigkeit oder gar einem festen Körper ist die Zahl natürlich noch weit größer. Wir wollen aber, um uns keine Übertreibung zuschulden kommen zu lassen, einmal diese Zahl, die man nach ihrem ersten Berechner die Loschmidtsche nennt, auch für solche Stoffe gelten lassen. Mit ihr können wir nun auch berechnen, wieviel Moleküle der betreffenden Substanz die einzelnen Potenzen enthalten. Wenn bei der 6. Potenz 1000 Liter (oder 1 Million Kubikzentimeter) 1 Gramm Kochsalz enthalten, so sind dies also mindestens 27 Trillionen Moleküle Kochsalz. Ein einzelner Kubikzentimeter dieser 6. Potenz enthält also $\frac{\text{27 Trillionen,}}{\text{1 Million}}$ d. h. 27 Billionen Moleküle. Da ein Kubikzentimeter etwa aus 20 Tropfen besteht, so enthält ein Tropfen der 6. Potenz noch weit über 1 Billion Moleküle. — Ebenso erhält man für die 10. Potenz in einem Kubikzentimeter noch 2,7 Milliarden und in einem Tropfen 135 Millionen Moleküle. Da es auch für die Grenze der spektralanalytischen Wirkung von Interesse ist, so sei dies auch für sie (die 15. Potenz) berechnet. Ein Kubikzentimeter der 15. Potenz enthält noch 27000 Moleküle, ein Tropfen noch 1350.

Kann man sich da noch über Wirkungen kleinster Stoffteile wundern, bzw. sie gar in Zweifel ziehen?

Die Chemie hat nun auch die Frage beantwortet, in welcher Weise der Stoff in den Lösungen enthalten ist. Während man früher glaubte, der gelöste Stoff sei dem festen ganz gleich, hat sich darin die Anschauung ganz gewandelt. Heute glaubt man, daß bei der Lösung der Verband der Atome im Molekül gelöst wird, so daß sich in der Lösung freie Atome, und zwar mit elektrischer Ladung befinden, solche Atome nennt man dann „Jonen" und man sagt, der Stoff ist in der Lösung „jonisiert"; Es hat sich herausgestellt, daß die Jonisierung um so stärker ist, je verdünnter die Lösung ist. Man kann also annehmen, daß sich in den höheren Potenzen nur noch Atome mit elektrischer Ladung befinden. Um bei unserem obigen Beispiel zu bleiben: das Molekül Kochsalz besteht aus einem Atom Chlor und einem Atom Natrium (ein Metall). Es enthält demnach ein Tropfen der 15. Potenz vom Kochsalz noch immer 2700 Atome, nämlich 1350 Chlorjonen und 1350 Natriumjonen, und zwar sind jene negativ elektrisch und diese positiv elektrisch. Die Möglichkeit einer besondren Wirkung ist damit also unbedingt gegeben. (Die Jonentheorie wurde neuerdings bezweifelt, doch ist bisher wohl kaum Besseres an ihre Stelle gesetzt worden.)

Dies sind ja nur theoretische Erwägungen, die eben nur die Möglichkeit einer Wirkung kleinster Stoffmengen dartun, ihre Tatsächlichkeit muß das Experiment erweisen. Bezüglich der chemischen und physikalischen Wirkung hat, wie schon gesagt, die chemische und Spektralanalyse den Beweis bis zur 10. bzw. 15. Potenz erwiesen. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß einmal noch feinere

Methoden gefunden werden, welche chemisch-physikalische Wirkungen bis zur 20. Potenz darlegen. Aber dann?

Es gibt nun ja aber noch eine andere Wirkungsart, nämlich die physiologische, d. h. auf den menschlichen Körper, bzw. allgemeiner auf Lebewesen. Das ist ja eben die von den homöopathischen Ärzten behauptete Heilwirkung ihrer potenzierten Arzneimittel. Theoretisch wird man also nach Obigem die mögliche Wirkung der Mittel wenigstens bis zur 15. Potenz zugeben müssen. Nun behaupten manche Ärzte aber auch noch Wirkungen darüber hinaus, sogar bis zur 100. und 200. Potenz. Da ist dann also ein ungläubiges Kopfschütteln doch wohl am Platze. Der Tatsachen- und Erfahrungsbeweis der Homöopathen liegt darin, daß sie mit solchen „Hochpotenzen" ihre Patienten geheilt zu haben glauben. Allein ein wirklicher, experimenteller Beweis ist dies doch nicht. Man wird dagegen immer wieder einwenden können, die betreffenden Kranken wären auch ohnedies gesund geworden, oder es sei eine Suggestivwirkung durch den Glauben an die Heilwirkung usw. Der eigentliche experimentelle Nachweis der physiologischen Wirkung kleinster Stoffmengen stand bisher also noch aus. Kürzlich ist nun aber eine Arbeit erschienen, welche denselben in der Tat liefert, und zwar, wie es scheint, in kaum zu bezweifelnder Bestimmtheit. Daß diese Arbeit von anthroposophischer Seite und von Gedankengängen Steiners ausgeht, darf uns nicht abhalten, dies anzuerkennen. Wir wollen das Gute nehmen, woher es auch kommt.

Weiter fortgesetzte Berechnungen mit Hilfe der Loschmidtschen Zahl ergaben, daß theoretisch wenigstens die Molekular- bzw. Atomwirkung etwa bei der 20. Potenz aufhören muß, weil dann die Zahl der Atome so gering wird, daß jene nicht mehr denkbar erscheint.

Die Steinersche Richtung hat in Stuttgart allerhand Institute mit dem Gesamtnamen „Der Kommende Tag" gegründet, dabei auch neben einem Sanatorium auf mehr oder weniger homöopathischer Grundlage ein biologisches Laboratorium, und in diesem hat Frau L. Kolisko seit Jahren sehr mühsame Untersuchungen zu unserer Frage angestellt. Über deren bisherige Ergebnisse berichtet sie nun in einer Arbeit „Physiologischer und physikalischer Nachweis der Wirksamkeit kleinster Entitäten". (Der Kommende Tag A.-G. Verlag, Stuttgart, 1923. 50 S. 3 Tafeln und 11 Abb.) Diese Untersuchungen machen den Eindruck ernster Wissenschaft, und ihr Ergebnis ist in mehr als einer Richtung höchst beachtenswert, weshalb wir die kleine Schrift allen, die sich nach dem folgenden Bericht dafür interessieren, zum eingehenden Studium lebhaft empfehlen.

L. Kolisko hat Pflanzen unter sonst gleichen Umständen gezogen und mit Salzlösungen verschiedener Potenz (von der 1. bis zur 30.) behandelt. Die Versuche machten zunächst einige Schwierigkeiten, einmal hinsichtlich der Auswahl des Saatguts, weil es natürlich darauf ankam, Samenkörner mit gleicher Keimkraft und Wachstumsenergie auszuwählen. Daß dies absolut nicht möglich war, ist selbstverständlich. In diesem Punkt sei auf die Arbeit verwiesen. Des weiteren stellte sich heraus — und dies ist auch in theoretischer Hinsicht nicht ohne Interesse —, daß die Potenzierung der benutzten Verdünnungen sehr sorgfältig vorgenommen werden mußte, um gleichmäßige und gute Ergebnisse zu erhalten. Es ergibt sich daraus, daß der Vorgang des Potenzierens keineswegs ein so einfacher ist, wie man von vornherein anzunehmen geneigt sein möchte, also nicht etwa lediglich ein Verdünnen, sondern vielleicht ein noch über die Ionisierung hinausgehender analytischer Vorgang, was für unsere theoretische Anschauung vom Stoff von hohem Interesse sein oder werden könnte.

Als Versuchspflanze wurde Weizen gewählt, es wurden je 30 sorgfältig ausgesuchte Weizenkörner in einen Blumentopf gesetzt und jeden zweiten Tag mit den potenzierten Lösungen begossen. Nach vierzehn Tagen wurden die Blätter und Wurzeln der Pflänzchen gemessen und in einigen Versuchen auch getrocknet und gewogen. Indem dann die Werte jeder der je dreißig Pflanzen als Ordinaten auf Millimeterpapier eingetragen wurden, erhielt K. Kurven für jede Potenz, die sich dann miteinander vergleichen ließen und Schlüsse auf die verschiedene Wirkung

der Potenzen erlaubten. Verwendet wurden von Salzen für die Versuche: Kupferdoppelsalz (Kupfersulfat und Ammoniumnitrat), Eisenvitriol (Eisensulfat) und Antimontrioxyd. Zur Kontrolle wurden auch Versuche mit reinem, destilliertem Wasser gemacht.

Die Ergebnisse waren auffallend übereinstimmend wie auch auffallend in ihrer Art. Die mit den potenzierten Lösungen behandelten Pflanzen zeigten durchweg ein stärkeres Wachstum als die mit reinem Wasser begossenen; und zwar stieg dies bis zu einer gewissen Potenz, fiel dann bei der 15. oder 16. Potenz wieder sehr ab, meist sogar unter das Wachstum der Wasserkontrolle, um dann aber wieder zu steigen und vor der 30. Potenz zum zweitenmal zu fallen. Kolisko hat dies durch Kurven für jede Potenz dargestellt, so daß sich eine aus diesen Einzelkurven zusammensetzende Gesamtkurve ergibt. Die Einzelkurven stellen also jedesmal die 30 Werte der 30 Pflanzen der Kultur einer Potenz dar, daß diese unter sich verschieden sind, beruht auf der sog. fluktuierenden Variation der Individuen, worauf die Verfasserin nicht eingeht. Sie hätte daher auch auf diese nicht einzugehen, sondern nur die Durchschnitte zu nehmen brauchen, wie sie denn auch aus solchen eine Kurve („Durchschnittskurve") bildet. Tatsächlich kann nur diese für die Beurteilung maßgebend sein.

Die Kurven sind für die verschiedenen Salze verschieden; aber auch für dasselbe Salz bei Wiederholung nicht ganz gleich. Dies kann aber wiederum auf Kosten der fluktuierenden Variation so sein. Dagegen ist in allen Fällen auffallend gleichmäßig die Stellung des Minimums bei der 15. bzw. 16. Potenz. Übrigens liegt auch das Maximum bezüglich Länge des ersten und zweiten Blattes und Wurzellänge nicht immer bei derselben Potenz. Folgendes Beispiel mag das Gesagte erläutern. Bei einem Versuch mit Eisenvitriol ergab sich das Minimum bei der 16. Potenz, nämlich: eine Länge des ersten Blattes von 11,6 cm, des zweiten Blattes von 7,8 cm und der Wurzel von 13,1 cm, während der Durchschnitt der Wasserkontrolle bzw. 13,9 cm, 9,7 cm und 14,1 cm ergab. Jene Minimumwerte liegen also beträchtlich unter den Werten der Wasserkontrolle. — Demgegenüber wurden Maxima bei der 5., 8. und 14. Potenz und dann wieder bei der 21. und 28. beobachtet, und zwar mit Zahlen, die sich aus der nachfolgenden Tabelle ergeben (auch mit dem Gewicht):

Kultur in	1. Blatt	2. Blatt	Wurzel	Gewicht der Blätter	Gewicht der Wurzel
	cm	cm	cm	mg	mg
Wasser	13,9	9,7	14,1	388	—
5. Potenz	15,5	13,2	16,2	510	189
8. Potenz	15,7	12,3	17,7	483	221
14. Potenz	15,7	11,3	17,3	462	204
16. Potenz	11,6	7,8	13,1	388	152
21. Potenz	15,4	11,8	16,6	496	200
28. Potenz	15,2	13,1	15,5	492	208

Zwischen den hier mitgeteilten Potenzen schwanken die Werte hin und her, ohne aber in der ersten Hälfte auf die Durchschnittswerte der Wasserkontrolle herabzusinken. Dies geschieht erst bei der 15. Potenz. In der zweiten Hälfte dagegen werden jene Durchschnittswerte mehrfach erreicht, auch halten sich hier die Maximalwerte unter denen der ersten Hälfte. Die höchsten Maxima liegen hier für das erste Blatt bei der 4. Potenz, für das zweite Blatt bei der 5. Potenz und für die Wurzel bei der 8. Potenz. In anderen (den meisten) Fällen hingegen liegen alle höchsten Maxima in der zweiten Hälfte, also bei den höchsten Potenzen (stärksten Verdünnungen). Kolisko macht auf diese Verschiedenheit nicht aufmerksam, sie ist aber doch sehr auffallend und bedarf der Klärung, wie überhaupt die Schwankungen der Maxima. Auf Rechnung der Verschiedenheit des Saatgutes und etwa auch der fluktuierenden Variation möchte

es sich allein wohl nicht setzen lassen. Hier müßten weitere Untersuchungen Klarheit zu verschaffen suchen.

Da es mir wünschenswert erschien, auch die Kurven der Maxima des Wachstums, die ja doch auch zugleich die Optima, d. h. besten Wirkungen der Potenzen darstellen werden, festzustellen und mit denen der Durchschnittswerte zu vergleichen, habe ich dies versucht, soweit es nach den Angaben Koliskos möglich war. Es ergibt sich dabei ein verschiedenes Verhalten bei den verschiedenen Salzen. Bei dem Kupfersalz zeigt sich sowohl hinsichtlich der Längen des ersten Blattes wie auch der Wurzeln eine dem Durchschnitt sehr ähnliche Kurve. Vor allem liegt auch hier das Minimum bei der 15. Potenz, und zwar tief unter dem Maximum der Wasserkontrolle. Ferner liegen bei beiden Organen, geradeso wie der Durchschnitt, die Kurven fast ganz über dem Maximum der Wasserkontrolle. Die Kurven zeigen mehrere Maxima, das höchste liegt in beiden Fällen auf Seiten der Hochpotenzen jenseits der 15. Potenz, und zwar beim Blatt sowohl für die Maximum- wie für die Durchschnittskurve bei der 17. Potenz, und für die Wurzel bei der 23. Potenz. — Anders bei den Versuchen mit Eisenvitriol. Hier hält sich für das erste Blatt die Maximakurve fast ganz unter dem Maximum der Wasserkontrolle, nur die höchsten Maxima ragen über dieses hinaus: bei der 7. und 11. Potenz, sowie bei der 23. und 29., letztere liefert das höchste Maximum. Für die Wurzel ist es ähnlich, doch erhebt sich die Kurve etwas mehr über das Maximum der Wasserkontrolle. Die Durchschnittskurven der Wurzel halten sich mehr über den Durchschnitt der Wasserkontrolle. Auffallend ist, daß in beiden Fällen die Minima ziemlich zusammenfallen: für das Blatt genau bei der 16. Potenz, bei der Wurzel für die Maximakurve bei der 16., für die Durchschnittskurve bei der 18. Potenz. Davon abgesehen sind die Abweichungen aber doch so auffallend, daß sie eine Erklärung fordern, die nur neue Untersuchungen geben können.

Auf jeden Fall bleibt aber das von Kolisko hervorgehobene Ergebnis bestehen: „Das Wachstum von Weizenkörnern wird bei den niederen Stufen der Potenzierung gefördert, bei fortgesetzter Steigerung der Potenzierung allmählich gehemmt. Nach diesem Minimum kann bei noch weiterer Steigerung der Potenzierung das Wachstum bis zu einem Maximum aufsteigen."

Erwähnt sei noch, daß für die Kulturen mit Antimontrioxyd zwei ungefähr gleiche Minima bei der 19. und 21. Potenz liegen, Maxima des Blattes weisen die 25. und 27. Potenz auf, das Maximum der Wurzel hat die 17. Potenz. Man sieht daraus schon, daß die Kurven bei verschiedenen Stoffen sehr verschieden sind. Die Tatsache eines Minimums ist aber stets zu beobachten. — Dieser letztgenannte Versuch ist nun dadurch von besonderem Interesse, weil Kolisko mit einem Antimonsalz auch einen physikalischen Versuch machte, der annähernd ein ähnliches Ergebnis hatte.

Als eine brauchbare Methode zum physikalischen Nachweis der Wirksamkeit kleiner Mengen erwies sich nämlich die Kapillaranalyse, die darauf beruht, daß verschiedene Flüssigkeiten in Kapillarröhren verschieden hochsteigen. Wenn man Fließpapierstreifen, die ja Kapillarsysteme darstellen, in eine Flüssigkeit taucht, so steigt diese in ihnen empor, und nach dem Trocknen erhält man dann für jede Substanz ein kennzeichnendes Kapillarbild. Praktisch verwendbar ist dies z. B. bei der Feststellung von Drogenfälschungen. Kolisko fand nun auch bei den verschiedenen Potenzen eine verschiedene Steighöhe. Sie verfuhr dabei so, daß sie mit den Potenzen getränkte Fließpapierstreifen in eine neutrale Farbstofflösung eintauchte und die Steighöhe der letzteren beobachtete. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei nur betont, daß das Minimum auch hier bei der 21. Potenz liegt und daß auch hier die 25. und 27. Potenz Maxima zeigen. Das höchste Maximum liegt allerdings bei der 17. und 18. Potenz; aber dasjenige für die Gesamtlänge des Pflänzchens befindet sich ebenfalls bei der 17. Potenz. Das ist jedenfalls ein recht bemerkenswertes Ergebnis.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß es uns wünschenswert erscheint, daß diese bedeutsamen

Versuche fortgesetzt und auch auf andere Stoffe und Pflanzen erweitert werden sollten, um das Ergebnis auf eine breitere Basis zu setzen und einige Unstimmigkeiten aufzuklären. Übrigens wäre es auch sehr wünschenswert gewesen, wenn statt der Erdkulturen Wasserkulturen gemacht worden wären, die von vornherein viel einwandfreier sind. Immerhin, es scheint doch so, als ob sich schon jetzt bedeutsame Schlüsse aus den Versuchen ziehen lassen. Und dies um so mehr, als unabhängig von Kolisko ein russischer Forscher Krackow mit Tierexperimenten zu einem ähnlichen Ergebnis kam. Er untersuchte den Einfluß von Giften bei steigender Potenzierung (bis zur 32. Potenz) auf Tiere. Die Wirkung erreichte zunächst einen Nullpunkt, dann aber beginnt sie von neuem und erreicht häufig bei zunehmender Verdünnung eine auffallende Zunahme. Auch hier könnte eine systematische Fortführung der Versuche zu überraschenden Ergebnissen führen.

Wie sollen wir uns nun diese auffallenden Wirkungen kleinster Stoffmengen vorstellen? Die berichteten Untersuchungen fordern doch geradezu eine theoretische Erklärung heraus. Zunächst wäre es möglich, daß etwa bei der Verdünnung der 16. Potenz die Atome bzw. Elektronen frei werden und nun eine neue Wirksamkeit entfalten. Ist es so, dann werden schon noch einmal physikalische Methoden zum Nachweis gefunden werden.

Der Umstand aber, daß jenseits der 16. Potenz wieder eine erhöhte Wirkung eintritt, ist nun besonders bemerkenswert; denn er läßt kaum noch eine stofflich-energetische Deutung zu. Es liegt der Gedanke nahe, daß hier eine dynamische, d. h. reine Kraftwirkung stattfindet, die man nicht mehr wie die energetische irgendwie messen, sondern nur noch an der Reaktion auf das lebende Protoplasma erkennen kann, wie sich eine solche in jenen Wachstumserscheinungen bei den Koliskoschen Versuchen oder an etwaigen Heilwirkungen der hochpotenzierten Arzneimittel offenbart. Dann wird man freilich auch weitere Aufklärung nicht von chemisch-physikalischen, sondern von physiologischen Methoden zu erwarten haben.

Es ist dies letztere natürlich nur eine etwa mögliche Hypothese, die weiter zu prüfen wäre. Jedenfalls läßt sie Ausblicke in die Welt des Allerkleinsten und in den Bau des Stoffes zu, die von höchster Bedeutung werden könnten. Dies bezieht sich vor allem darauf, daß bei dieser Anschauung die Materie nicht nur in Energie, sondern sogar in Kraft aufgelöst wird. Man überlege einmal, was dies bedeutet. Man hat in der Physik während der letzten Jahrzehnte den Begriff der „Kraft" fallen lassen und statt seiner den Begriff „Energie" gewählt, d. h. der Arbeitsleistung. Das war ein großer Fortschritt; denn diese, also Energie, läßt sich unmittelbar messen, „Kraft" nicht. Dies ist aber auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, also des Stoffes, unbedingt nötig. Der Begriff der „Kraft" ist nun frei geworden für ein jenseits des Stofflichen liegendes Gebiet, d. h. er ist ein rein metaphysischer Begriff geworden, und auch dies ist ein Gewinn. Vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus muß man ihn ablehnen, vom Standpunkte der Weltanschauung aus darf man ihn annehmen, und hier wird er sich als sehr fruchtbar erweisen.

Durch die hier besprochenen Versuche aber ließe sich der Zusammenhang zwischen „Kraft" und „Stoff" finden, und ihre weitere Verfolgung könnte in dieser Richtung noch sehr Wertvolles zutage fördern. Jener Zusammenhang würde, wie schon gesagt, eine Auflösung des sinnlichen Stoffes in übersinnliche Kraft bedeuten. Dies läge dann zwar außerhalb der reinen Naturwissenschaft, würde aber dafür auch Aussicht auf eine monistische Lösung des Rätsels des Stoffes bieten, freilich nicht im materialistischen, sondern idealistischen Sinne. Und dafür haben ja gewisse Leute kein Interesse.

Goethe dachte anders als diese kleinen Geister, das möge zum Schluß noch ein kennzeichnendes Wort von ihm beweisen. Er sagt in den Tagebüchern (1812, 22. April): „Es wird so weit kommen, daß die mechanische und atomistische Vorstellungsart in guten Köpfen ganz verdrängt und alle Phänomene als dynamisch und chemisch erscheinen und so das göttliche Leben der Natur immer mehr betätigen werden."

Prof. Dr. D. Dennert

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Emil Hadina als Lyriker

Als ich daran ging, diesen Aufsatz zu entwerfen, der ja keineswegs von Emil Hadina ein erschöpfendes Bild seines bisherigen Lebenswerkes und im besonderen des lyrischen geben kann, da gesellte sich meiner Forschung und Wertung ein Begleiter zu, der mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit mir Schritt für Schritt vorauszueilen schien und der meiner Arbeit immer mehr zum Geleiter wurde: „Religion und Leben", ein Beitrag zum freien Gottsuchen unserer Tage (1912 bei J. G. Findel in Leipzig erschienen). Es war Hadinas erstes und ist gewiß sein am wenigsten bekanntes Buch geblieben, dieses schmale schlichte Bändchen, das heute den Gesamtbeurteiler wie eine dichterische und mehr noch menschliche Programmschrift anmutet. Und es erfreut: erfreut deswegen, weil es einen lebendigen Beweis dafür darstellt, daß ein Mensch und Dichter in den langen wirren Jahren, in die sein Werden fiel, sich und seinem Wesen eine seltene pflichtmäßige Treue bewahrt hat. Die ganze festgefügte Persönlichkeit Emil Hadinas, wie wir sie heute kennen und schätzen, tritt hier bereits in ihren Grundzügen erkennbar zutage.

An einer Stelle dieses Werkchens wird Nietzsches Zarathustra-Wort: „Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich", zitiert; und „solch neuer Wert," fährt Hadina daran anknüpfend fort, „kann ein Wort der Begeisterung werden, das einen Müden und Kleingläubigen fortreißt und kräftig macht, ein Wort des Trostes, das um die trauernde Seele sich legt wie weicher Mutterarm, ein Wort freundschaftlichen Verständnisses, das sich liebevoll hinabsenkt in die Herzen der Schwachen und Sündhaften und sie nicht verzagen läßt, ein Wort der Glaubenskraft an das Schöne und Göttliche des Lebens, das jungen Seelen einen Reichtum des beglückendsten Idealismus erschließen und zerfallene Menschen zu ihrem Gott führen kann." Auf wen besser könnten diese Folgerungen angewendet werden als auf ihn selbst, der als Künstler des Wortes dieses vor unseren Augen so oft zur guten Tat gemacht?!

Emil Hadina hat nie zu den Lärm-Machern gehört, weder in seinen Anfängen, noch später. Schon sein erstes, im Jahre 1914 bei Fritz Eckardt in Leipzig erschienenes Gedichtbuch „Alltag und Weihe" war ganz darnach angetan, wenig beachtet zu werden. Und es dürfte auch nicht in allzuweite Kreise gedrungen sein, trotzdem der Dichter damals schon Mitarbeiter der ersten und bekanntesten Zeitschriften Deutschlands und Österreichs gewesen war. Wie in der vorerwähnten Abhandlung tritt auch hier Wesen und Wille des Dichters klar hervor. Andacht ist ihm alles Schaffens Urgrund, und seine Andacht kennt nichts Müdes und nichts Knechtisches.

Kraft aller Kraft, das ist ihm Gott, den er so lange gesucht und der bei ihm immer wieder das eklärte, von konfessionellen und dogmatischen Runzeln freie Antlitz erheben darf. Kraft aller Kraft und jeder letzte Trost:

> Doch will mir kein Stern erscheinen,
> Hör ich in mein banges Weinen
> Deine Stimme wehn:
> „Ein Tag ist wie tausend Jahre,
> Und der Sonne Kreis, der klare,
> Soll vor dir zur Neige gehn!
>
> Sieh, ich trag in meinen Händen
> Blühen, Reifen und Vollenden,
> Ewig gleichgesinnt.
> Mehr doch als die Sternenwelten
> Soll mir deine Sehnsucht gelten,
> Denn du bist mein Kind, mein Kind!"

So lesen wir in des Dichters nächster Gabe, dem Buche „Nächte und Sterne", das wie die meisten späteren Werke Hadinas im Verlage L. Staackmann, Leipzig, erschienen ist. „Es gibt

Dichterbücher, die zu Gebetbüchern moderner Menschen werden sollten, und Emil Hadinas ‚Nächte und Sterne' sind ein solches", schrieb Adam Müller-Guttenbrunn über dieses Buch. Immer wieder finden wir das Weh um Gott und das Glück in Gott aus seinen Liedern steigen, immer reicher und bekenntnistiefer und immer weiter vordringend zu den letzten Höhen, von denen aus letzte Dinge überblickt werden, bis zu dem wundervollen Gedichte in dem Bande „Lebensfeier", das mit den Worten „Mir ist der Tod der Schatten meiner Hand . . ." beginnt und endet.

Eine tief im Wesen wurzelnde und in Kämpfen gefestigte Gläubigkeit bleibt der Grundton, auch wenn der Dichter seine Weisen dem Leben oder der Liebe weiht. Das Gedicht „Mysterium" in dem Bande „Nächte und Sterne" spricht von letzter Sehnsuchts-Erfüllung, und ich kenne wenige deutsche Liebesgedichte von solchem Stimmungszauber und von solcher Gefühlstiefe, wie das nachstehende, „Waldsonntag" benannte:

„Die Frische nach dem stillen Morgenregen
Liegt wie ein Tau auf der erwachten Welt.
Ich gehe auf den lieben alten Wegen,
Die gestern erst geheimer Glanz erhellt.
Noch spiegelt alles ein verträumtes Leuchten,
Wo junge Füße leicht den Weg berührt
Und eine weiße Hand dem dunkelfeuchten
Waldgrün die rote Erdbeerfrucht entführt.

Und eine helle Stimme hör' ich wieder,
Noch hallt im Winde jedes liebe Wort.
Nun singt sie fern im Kirchlein Festtagslieder
Und lauscht der Orgel gläubigem Akkord.
Und ahnt nicht in der Andacht der Choräle,
Wie hier noch alles träumt von ihrem Licht,
Und ihre reine blumenhafte Seele
Fühlt aus dem Wald mein stilles Grüßen nicht.

Doch mir auch in mein heißes Stürmer-Sehnen
Zieht Morgenandacht, sonntäglich geweiht.
Die Sonne küßt den Tau wie bange Tränen,
Und in den grünen Wipfeln rauscht die Zeit.
Die hohen Fichten stehn mit frommer Miene,
Und wie ein Priesterteppich liegt die Au —
Zum unbekannten Gotte, dem ich diene,
Steigt mein Gebet für eine ferne Frau . . ."

So spricht Liebe, die aus tiefem Herzen kommt und die in dieser aller Innerlichkeit so abholden Welt oft als „weher Klang" oder nur als ein Träumen Platz findet. Was Wunder, wenn da Frau Sehnsucht so oft des Dichters Trösterin bleiben muß?

„Rastlos reit ich durch das Leben,
Treu und Untreu gleich ergeben.
Seh den Himmel bald in Gluten,
Bald in Nacht und sternelos —
Und der Sehnsucht heißes Bluten
Trag ich durch den Weltenschoß",

beginnt ein Gedicht, dessen Ausklang „Heimat, Heimat, tu dich auf!" betet.

Und die **Heimat**, die er einmal als verloren besingt: „Mir fiel ein Fluch von den waltenden Sternen, mein Avalun baut sich in schimmernden Fernen", die Heimat ist dennoch nach Gott und Liebe der große Grundstein seines Wesens und Dichtens.

Emil Hadina hat uns eine Kriegslyrik geschenkt, die auch in dieser Nachkriegszeit sich nicht zu verbergen braucht. Und atmeten alle seine Verse tiefes und verklärtes Deutschtum, in seinen Kriegsliedern hat er das erste Mal sein Deutschland, das auch von Umsturz und Umwertung nicht zerstört werden kann, mit vollem Namen genannt und bekannt. Man lese die Gedichte der Sammlung „Sturm und Stille" (Verlag Deutscher Schulverein, Wien), man erbaue sich an den völkischen Versen in „Heimat und Seele" und in dem Buche „Lebensfeier", und man wird erkennen, daß man es da mit einem wahrhaften Streiter für jenes Deutschland zu tun hat, um

das Männer wie Ernst Moritz Arndt und Hoffmann von Fallersleben, Luther und Kant, Goethe und Lagarde in ihrem innersten Wesen gerungen haben: für das **Gottesreich der Deutschen**, das kommen wird, wenn die Zeit sich erfüllt.

„... Um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich.“ Ich habe in diesem Aufsatze den Epiker Hadina aus dem Auge gelassen, und mit Absicht. Denn im lyrischen Schaffen tritt das Wesentliche eines Dichters in reinster Klarheit zutage. Emil Hadinas Balladen und Legenden, im besonderen diejenigen unter ihnen, welche religiöse Stoffe gestalten, können ihren Schöpfer nicht verleugnen. Und auch die Novellen und Romane — ich nenne von den letzteren „Suchende Liebe“, den Stormroman „Die graue Stadt — die lichten Frauen“, „Advent“, ein tiefes und in seiner inneren Wahrhaftigkeit nachhaltig wirkendes Buch, und die zuletzt erschienene Erzählung „Maria und Myrrha“ — sind echte Hadina-Schöpfungen. Auch sie liefern den Beweis dafür, daß wir es in dem Dichter mit einem Schöpfer warmer, wahrer Werte zu tun haben, und manches Wort in seinen Büchern wird der Sendung gerecht, die Hadina in seinem Erstling dem Worte zuerkennt.

Hans Anderle

Die Buchkarten-Sammlung

Eine Mahnung zu engerer Fühlung mit der Literatur

Bestimmend für den Bestand und die Entwicklung des deutschen Volkes sind heute nicht nur sein Platz an der Sonne und die materiellen Bodenschätze seines Wohnsitzes, sondern in weit höherem Maße seine **innere Welt**, deren klarstes Bild in seiner **Literatur** zum Ausdruck kommt. Eine Führerschaft ohne Verständnis für **diese** Tatsache, mag sie noch so geschickt und gescheidt sein, verliert den Einfluß und muß von der Bühne der Welt abtreten. Die Mächte, die das deutsche Volk beherrschen, sagt Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit, waren im Mittelalter der fahrende Sänger, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied und in der Neuzeit das gedruckte Wort. Wie recht er hat, beweist die Tragik unsrer Zeit, die mit verursacht wird, weil ein großer Teil unsrer zur Führung berufenen Schichten, wie Adel, Großgrundbesitz und Industrie **zu wenig Fühlung mit der Literatur** hat. Es sind nicht nur utopistische Hoffnungen auf eine goldene Zeit durch die Verwirklichung kommunistischer Phrasen, die den linksgerichteten Intellektuellen einen so starken Einfluß auf die Massen einräumen, sondern vielmehr ein geschicktes, ja raffiniertes **Eingehen auf die literarischen Bedürfnisse des Volkes**. Sie haben die moderne Großmacht der Literatur erkannt und scheuen weder Zeit, noch Mühe, noch Geld, sie in ihrem Interesse zu verwenden.

Wir stehen mitten im Kampf um das Führertum. Die Stellung zur Literatur wird dabei ein entscheidender Faktor sein. Nie war es Führern der Menschheit beschieden, ihre Zeit durch materiellen Reichtum und seine Möglichkeiten restlos zu befriedigen. Immer war der Glaube an das **Reich der Ideale**, der Besitz einer **geist-seelischen Welt** eine ausgleichende Notwendigkeit. Speziell das deutsche Volk ward erst dadurch zu seinen höchsten Leistungen bewogen. Vertrauen und Treue hat es von jeher am festesten an die Führer gebunden, die ihren geist-seelischen Bedürfnissen Befriedigung brachten und ihm ein unermeßliches Geistland erschlossen. So waren in den vergangenen Jahrhunderten die Verheißungen und Lehren der Kirche die heilige Macht, geniale Fähigkeiten zu regen, und so scheint heute im Rate höherer Vorsehung die gewaltige Schöpfung unsrer Kultur, die Literatur, berufen zu sein, schöpferische Energien im deutschen Volke zu lösen. Daß heute unseren bedeutendsten Gestaltern auf literarischem Gebiete finstre Stunden der Verzweiflung nicht selten sind, ist kein Wunder, denn ihr tiefstes Ringen, ihre höchste Kunst dient weiten Kreisen nur als schöngeistige Unterhaltung



und zum Zeitvertreib. Wenn aber der Geist der deutschen Dichtung über die Volksseele keine Macht gewinnt, wenn ihre göttlichen Ideale im deutschen Wesen nicht sichtbare Gestalt und reifen Ausdruck erhalten, dann ist abermals ein lebenswichtiger Gedanke nicht zur Ausführung gekommen und ein Göttergeschenk den Deutschen vergebens in den Schoß gelegt worden.

Der Einfluß jeder Führerschicht richtet sich heute nach dem Maße ihrer Fähigkeit, den feinsten Geist der eigentlich deutschen Literatur zu verstehen und das Volk mit dieser gewaltigen Ausstrahlung seines Wesens vertraut zu machen. Das Heil der deutschen Nation hängt ab von den Beziehungen der Volksseele zur deutschen Literatur. Je inniger und tiefer sie sind, um so klarer und deutlicher wird sie das darin prophetisch erkannte und dichterisch gestaltete Hochziel ihrer Entwicklung schauen und den Weg und die Kraft, dahin zu kommen, erlangen.

Vielen literarisch interessierten Menschen gereicht es heute zum Unglück, daß sie veranlaßt werden, nach dem geistigen Besitz der vorhandenen unübersehbaren Literatur zu streben, ohne eine Möglichkeit zu kennen, sich in erfolgreicher Weise durch regelmäßige Selbsttätigkeit mit ihr zu verbinden. Ihr Verhalten gegenüber der vorhandenen und neu erscheinenden Literatur: was ist das anderes als eine Art Selbstverteidigung! Sie lesen Bücher und Zeitschriften, um sie los zu werden, um Luft zu kriegen. Sie wollen und müssen mancherlei wissen und kennen und gerade das, was sie am wenigsten angeht. Sie zerstreuen, verlaufen und verlieren sich in dem unermeßlichen Gebiete der Literatur, und es droht ihnen ständig die Gefahr, den inneren Menschen, die Persönlichkeit zu verlieren.

Ein zuverlässiges Mittel, sich der mächtig andringenden Bücherhochflut gegenüber zu behaupten, ist die Buchkarten-Sammlung, die sich der Bücherfreund selber herstellt, indem er von jedem gelesenen Buche eine Titelkarte anlegt. Vielleicht im Format unsrer Reichspostkarten. Er vermerkt darauf in übersichtlicher Form den Autornamen, Buchtitel, Verlag und Preis jedes gelesenen Buches. Eine solche Buchtitelkarte lege man sich jedoch nicht nur von gelesenen Büchern an, sondern auch von denen, die man noch lesen möchte. So bewahrt man am sichersten die Titel der Bücher, von denen man durch Prospekte, Bücherverzeichnisse oder mündliche Empfehlungen Kenntnis erlangt. Diese so gewonnenen Buchtitelkarten werden alphabetisch (systematisch oder nach Schlagworten) geordnet, sorgfältig in einem geeigneten Kästchen verwahrt und stehen auf dem Schreibtisch oder im Bücherregal jederzeit bereit.

Jeder, der sich eine solche Buchkarten-Sammlung einrichtet, wird die Mühe reichlich gelohnt finden. Heute ist es eine literarische Lebensnotwendigkeit, daß jeder Bücherfreund Buchtitelkarten sammelt. Diese kleine Karte ist ein sicherer Weg, das Verhältnis zwischen Buch und Mensch wieder lebendig und fruchtbar zu gestalten. Das Buchtitelsammeln muß zu einer lieben Gewohnheit, ja zu einer schönen Leidenschaft des Bücherfreundes werden, denn es entspricht einem Bedürfnis unsrer Zeit und gewährt die beste Möglichkeit, das weite Gebiet der Literatur erfolgreich zu durchdringen.

Diese geistige Buchführung bedeutet Erlösung aus der herrschenden literarischen Verwirrung. Sie bietet dem einfachsten und dem weitesten geistigen Bedürfnis die Möglichkeit, der unermeßlichen Fülle der Literatur eine persönliche Note abzuringen. Sie erzeugt ein ideales Verhältnis, fruchtbare Beziehungen zwischen Buch und Leser. Sie ist ein sicheres Mittel, dem literarischen Allerweltsmenschen, der mehr oder weniger heute jeder Gebildete ist, bei seiner zerstreuenden literarischen Geschäftigkeit Tiefe und Innigkeit zu erhalten, in der er bleiben muß, um in sich selbst etwas Vollkommenes hervorzubringen. Diese Geschlossenheit der Verarbeitung darf keinem fremd sein, der einen solchen seelenvollen oder geistigen Anteil am Buche nehmen will, wie ihn der Autor wünscht und hofft. Die Buchkarten-Sammlung ist die feste Burg, von der aus jederzeit wohlausgerüstete, zielsichere, nähere und weitere Erkundungsfahrten in das zu erforschende Gebiet der Literatur unternommen werden können. Sie ist eine Gegenwirkung gegen die Zerfahrenheit der aufgeregten Zeit. In ihr besitzt jeder Bücherfreund einen mächtigen

Zauber, bekannte Geister jederzeit zu zitieren und unbekannte zur Verfügung bereit zu halten. Und wenn es natürlich ist, wie allgemein gesagt wird, daß der Mensch dem, was er selber erwirbt und leistet, größeren Wert beilegt, dann gilt das von der Buchkarten-Sammlung besonders; ist doch jeder in der Lage, sie seinen Wünschen entsprechend zu gestalten. Sie ist etwas Urpersönliches, so verschiedenartig zu gestalten, so wandlungs- und formenfähig, daß auch der sonderlichste Außenseiter sie seinen persönlichen Neigungen entsprechend zusammenstellen kann.

Ist wirklich, wie man überall hören kann, das Geistige das Wertvollste im Leben des Menschen, warum vernachlässigt dann der Mensch seine Verwaltung? Warum gibt er sich selbst dann nicht gewissenhaft Rechenschaft über das, was er gelesen hat und führt nicht sorgfältig Buch über das, was er noch lesen will? Wieviel Zeit und Mühe verwendet er nicht auf die Verwaltung seines materiellen Besitzes! Ist die Verwaltung geistiger Güter nicht ungleich größeren Fleißes, ungleich höherer Sorgfalt würdig? Haben sie nicht den gleichen, ja vielleicht noch stärkeren Anteil an der Entfaltung unseres tieferen Wesens, am Werden unsrer Weltanschauung? Möchten wir nicht, die wir nun einmal nicht jedes Buch, das wir lesen, erwerben können, wenigstens seinen Titel zuverlässig an einem sichern Ort verwahren mit wenigen kurzen Bemerkungen über Inhalt und Eindruck, um jederzeit ein lebendiges Bild von der Seele des Buches uns vergegenwärtigen zu können, und es eines Tages, wenn wir die Mittel haben, doch noch zu kaufen oder als eine erprobte Geistkraft einem lieben Menschen zu schenken? Wie oft ist nicht der Einzelne in Verlegenheit, welches von den vielen schönen Büchern er schenken soll! Der Titel des einen oder andern Buches, das tiefen Eindruck gemacht hatte, wovon er bestimmt wußte, daß es dem oder jenem etwas zu sagen hatte, ist ihm entfallen. Wie segensreich kann die Buchkarten-Sammlung hinsichtlich des Bücherschenkens wirken!

Es sei mir gestattet, noch einige Vorteile der Buchkarten-Sammlung zu erwähnen, um Verständnis und Lust dazu zu wecken.

Wer weiß denn heute noch, welche Bilderbücher unser analphabetisches Bewußtsein durchsonnten, welche Märchenbücher die Lust zum Lesen und die goldigsten Phantasien in uns weckten? Wer kann sie denn noch alle nennen, die vielen schönen Bücher, die unsrer Sehnsucht nach der geheimnis- und abenteuerreichen Fremde Flügel liehen, und jene Bücher, die das rührend und erlösend nannten, was wir empfanden, als erste Liebe uns durchbebte?

In welch glückseligen Zustand würde jeder Bücherfreund durch Treue und Gewissenhaftigkeit in der bibliographischen Verwaltung gelesener und noch zu lesender Bücher versetzt! Dadurch allein kann er die vorüberrauschende Bücherhochflut regulieren, seinen literarischen Garten in fruchtbringender Weise wässern und pflegen und vor drohenden Überschwemmungen schützen. Durch sie allein ist er jederzeit in der Lage, das Soll und Haben seines geistigen Besitzes zu ermitteln.

Welches Glück, welche Freude für unsre Liebsten, denen wir durch eine sorgfältig geführte Buchkarten-Sammlung die Möglichkeit gewähren, alle Stätten unsrer geistigen Wanderung, wo wir verweilten, kennenzulernen. Ist das nicht die beste Gelegenheit, sich geistig und seelisch näher zu kommen, einander mitzuteilen, was uns entzückte, was uns gebildet hat? Besser als manches Tagebuch erklärt eine Buchkarten-Sammlung, die ein persönliches Gepräge hat, unser Wesen. Durch Jahrzehnte und Jahrhunderte in einer Familie fortgeführt, ist sie ein vollständiger Kommentar zur Familiengeschichte und -Tradition.

Die Einrichtung und Pflege einer persönlichen Buchkarten-Sammlung liegt nicht nur im Interesse der Kreise, die schon in einem guten Verhältnis zum Buche stehen, sondern ist auch von literarisch-erzieherischem Einfluß für alle, die sich noch nicht so recht an die Literatur herantrauen, die wohl gerne bessere Beziehungen zum Buche haben möchten, aber nicht wissen, wie sie das machen müssen. Sie werden ein Bekanntwerden mit den Segnungen der Buchtitelkarte als einen Lichtstrahl in ihrem literarischen Dunkel begrüßen.

Ja, wahrhaftig, der moderne Mensch kann ohne Bücher nicht mehr sein; aber er sollte auch

ohne Buchkarte nicht mehr lesen! Dann wird die göttliche Schöpferkraft des guten Buches organisch aufbauend und segensreich gestaltend wirken. Wem in Deutschland ist denn seine Bücherei eine wirklich ernsthafte Angelegenheit? Es gibt solche gesammelten, verinnerlichten Menschen, aber sie sind selten. Wie können wir Genuß und Wirkung vertiefen, uns jederzeit lebendig zurückrufen, wenn wir den Urheber, das gute Buch, mit Fleiß und Sorgfalt bibliographisch liebevoll festhalten!

Arno Franke

Unsre Bilderbeilagen

Ein bisher unbekanntes Bild von Moritz v. Schwind

Als die badische Regierung um das Jahr 1840 dem damals schon durch seine Fresken berühmt gewordenen Moritz von Schwind die Ausmalung der neuerbauten Kunsthalle in Karlsruhe übertragen wollte, stellte sie in ihrem Vertragsentwurf die Forderung, der Künstler solle bis zur Beendigung der Arbeiten ledig bleiben! Mit Entrüstung wies der damals in der Blüte seiner Manneskraft stehende Künstler dies Ansinnen zurück und verlangte einen Vertrag ohne diese Heirats-Klausel — der ihm auch nach längerem Hin und Her bewilligt wurde.

Es wird nicht Opposition, sondern Zufall gewesen sein, daß Schwind bald nach seinem Einzug in Karlsruhe sein Herz an die schöne Luise Sachs verlor, an die Tochter eines badischen Majors, die er nach mancherlei Hindernissen zur Frau gewann. Wir kennen sie von mehr als einem Schwindschen Gemälde. Luise Sachs hatte mehrere Brüder und eine Schwester Friederike. Seine Schwäger und seine Schwägerin hat Schwind wiederholt gemalt (vgl. Klassiker der Kunst, Bd. IX, S. 177, 352, 353). Zu diesen von Otto Weigmann veröffentlichten Sachs'schen Familienporträts bildet das von uns zum ersten Male der Öffentlichkeit gezeigte Gemälde der Friederike Sachs eine wertvolle Ergänzung. Es ergänzt auch in höchst willkommener Weise unsere Vorstellung von Moritz von Schwind als Porträtmaler, für die wir ja nicht allzuviele Unterlagen besitzen: neben dem Bildnis des Freiherrn v. Blittersdorf darf dieses Porträt der Friederike Sachs wohl als eine der besten Arbeiten des Meisters auf diesem Gebiete angesprochen werden.

Der Flächen- und der Raumbau des Bildes sind äußerst geschmackvoll. Gestalt, Vorhang, Balustrade, Blumen und Himmel bilden einen fein abgestimmten Akkord, mit dem die Farbtöne zusammenklingen. Durch die blauschwarze Nahfarbe des Schals wird die vor einem gedämpften Grün sitzende Figur kräftig in den Vordergrund gerückt, Vorhang und Balustrade werden zurückgedrängt. Der Blick schweift über Blumen zu den Wolken und kehrt zu dem anmutigen Wesen zurück, das da in ihrer faltenreichen Krinoline vor uns sitzt. Der schöne Kopf ist mehr zeichnerisch als malerisch behandelt; licht und plastisch gemalt sind aber Hals, Schultern, Gewand. Wundervoll nehmen die voll erblühten Blumen das Organische wieder auf und gleichen mit den schweren Falten des Vorhangs und der Tiefe des Himmels den nach links verschobenen Schwerpunkt des Bildes aus.

Das Porträt will nichts als ein Abbild des Lebens sein. Das Lächeln dieses keuschen Mädchens hat nichts mit dem Geheimnis einer Mona Lisa zu tun. Wir haben ein echtes Kind der problemfreien deutschen Biedermeierzeit vor uns, das mit klaren sonnigen Augen in die Welt schaut, des seiner wartenden Glückes gewiß.

Das Bild mag Anfang der vierziger Jahre in Karlsruhe entstanden sein. Friederike Sachs heiratete später den Obersten von Noel. Das Original befindet sich im Besitz der Erben dieser Familie, die es dankenswerterweise dem „Türmer" zur Erstveröffentlichung anvertraut haben.

Wir wissen, daß Moritz von Schwinds eigentliche Bedeutung nicht auf dem Gebiete des Porträts zu suchen ist. Sie liegt auch nicht im Figürlichen, sondern in der Märchenpoesie der

deutschen Landschaft, in der Allbeseelung der Natur und in der Verzauberung des Menschen zur Natur. Dennoch wäre es reizvoll, einmal eine Sonderstudie über den Porträtisten Schwind zu schreiben. Möge unser Bild die Anregung dazu geben. — — —

Johannes Köhler, einer der letzten Meisterschüler Theodor Hagens, hat viel gegrübelt, experimentiert und gesucht. Er lief Gefahr, sich in einer Art verschwommener Mystik zu verlieren. Mit dem veröffentlichten Werke scheint der Künstler seinen Stil gefunden zu haben. Sein ihm angeborenes Gefühl für die nordische Landschaft hat ihn in der Schweiz immer wieder zu diesen mächtigen Eichen getrieben, bis er sie in ihrer ganzen Herbheit, Kraft und seltsamen biologischen Funktionsform auf die Leinwand gebannt hatte. Waldfreunde werden das Bild aufmerksam betrachten und sich darüber freuen, daß sich den deutschen Waldmalern ein neuer Künstler zugesellt hat.

Dr. Konrad Dürre

Die Tonwortlehre von Karl Eitz

Vor nahezu 2 Jahren ist Karl Eitz, der Eislebener Volksschullehrer, Professor und Dr. h. c., an den Folgen eines Autounfalles gestorben. Sein Werk, die Tonwortlehre, starb aber nicht nur nicht mit ihm dahin, sondern fing gerade damals an, sich mit neuer Lebenskraft zu rühren. Das in Preußen ergangene Verbot, den Schulgesang unter Zuhilfenahme der Eitzschen Tonworte zu lehren, war Anfang 1924 aufgehoben worden, und so begann in Preußen eigentlich erst die Arbeit mit diesem ausgezeichneten Mittel, den Schülern klare Tonvorstellungen und ein wirkliches Verstehen der Notenschrift mit ins Leben zu geben. Dr. Bennedik in Halberstadt entfaltete eine rührige und erfolgreiche Werbetätigkeit für die Tonwortsprache, Merseberg-Jena und Strube-Harsleben wirkten vor allem durch ihre praktischen Erfolge. So erstanden den alten Eitzianern südlich des Mains, von denen ich nur Simon Breu (Würzburg) nenne, im nördlichen Deutschland zielsichere Mitstreiter. An den Universitäten traten Prof. Stein (Kiel), Dr. Stephani (Marburg) und Prof. Moser (Halle-Heidelberg) für das Tonwort ein. Neuerdings beginnt die Tonwortsache auch im Westen des Reiches (Köln und Aachen; Elberfeld hatte in Weitkamp schon seit Jahren einen tüchtigen Vorkämpfer) die Geister zu bewegen.

Die Gegnerschaft gegen Eitz war und ist groß. Zu einem nicht geringen Teile mag sie in der Trägheit der Gesang Lehrenden ihren Grund haben; zum anderen Teile beruht sie zweifellos auf Überzeugungen. Überprüft man die vorgebrachten Einwände gegen das Tonwortsystem, so muß man allerdings feststellen, daß sie zumeist an der Sache vorbeigehen, indem sie Eitz Absichten oder Handlungen zuschreiben, die er nie gehabt bzw. nie unternommen hat. Wenn z. B. gesagt wird, daß die Tonworte der Stimmbildung nicht völlig Genüge täten, so schiebt man Eitz unter, daß er behauptet habe, sie täten es. Und dabei tun sie es durch ihre günstige Vokalverteilung wirklich. Oder wenn es heißt, die rhythmische Schulung der Singenden werde nicht genügend gefördert, so muß dem entgegengehalten werden, daß die Tonworte an sich überhaupt nichts mit Rhythmik zu tun haben. Ihr Gebrauch kann also weder hemmend noch fördernd auf die rhythmischen Übungen einwirken. Dagegen ist es eine von allen Eitzlehrern bekundete Erfahrung, daß die tonalen Übungen auf Tonworte sich rhythmisch außerordentlich vielfältig gestalten lassen und den Eitzschüler daher rhythmisch hinlänglich „fest“ machen. Ferner hört man immer wieder, die neuen Tonnamen seien im praktischen Musikleben, vor allem im Chorgesang der Nachschulzeit, störende Fremdlinge. Nun: vor allem kommt es doch wohl darauf an, daß die Chormitglieder wirklich vom Blatt singen können. Auf welche Weise sie das erreicht haben, kann nachher doch wohl gleich sein. Daß die Eitzschüler es zu neunzig vom Hundert können, darf doch wohl nicht als dem praktischen Musikleben nachteilig bezeichnet werden. Ganz daneben geht



der Versuch, die Tonworte wissenschaftlich anfechtbar zu nennen. Sind sie doch im Gegenteil die einzige Tonbenennung von unbedingter logischer Unantastbarkeit.

Und damit haben wir uns dem Kernpunkte der Erfindung Eitz' genähert. Eitz ging gerade von der Tatsache aus, daß unsere üblichen Tonnamen a b c d e f g usw. einer psychologisch-pädagogischen Prüfung nicht standhalten. Denn erstens erläutern sie unsere Tonschrift — die Noten — nicht in der wünschenswert eindeutigen Weise. Den Halbtonschritt von e zu f oder von h zu c gibt das Notenbild in genau derselben Weise wieder, wie etwa den Ganztonschritt von d zu e oder von g zu a. In der Benennung der Töne bzw. Noten macht sie ebensowenig Unterschiede; es herrscht da also eine bedeutsame Unklarheit; Unklarheiten aber bringen für Lehrende wie Lernende stets unliebsame Schwierigkeiten mit sich. — Zweitens fußen unsere alten Ton- und Notennamen auf der Annahme von Stamm- und abgeleiteten Tönen. Stammtöne gibt es in der Musik in Wirklichkeit aber nicht, und abgeleitete Töne infolgedessen natürlich auch nicht. Cis ist nicht von c abgeleitet, sondern cis und c sind gleichwertige und gleichwichtige Eigentöne. Die Irrmeinung von Stamm- und Ablegertönen war überhaupt erst durch die falsche Namengebung — f — fis, f — fes usw. — aufgekommen und im Grunde nichts anderes als der im wissenschaftlichen Sinne mißlungene Versuch, mit der fortschreitenden Chromatik und Enharmonik Schritt zu halten. — Drittens leitete Eitz bei der Aufstellung seines Systems die Erkenntnis, daß der Erfolg des Schulgesangunterrichtes in keinem erfreulichen Verhältnis zu der aufgewandten Mühe stehe. Das selbständige Singen nach Noten wurde — und wird — in nur wenigen Fällen erzielt; die meisten Lehrenden konnten es selber nicht oder wußten keinen psychologisch und pädagogisch einwandfreien Weg, es Kindern beizubringen.

Nach dem richtigen Wege zu forschen, war wahrlich nicht verabsäumt worden, und auf der oder jener Straße waren tüchtige Lehrer mit ihren Schülern immer schon zu hohen Zielen gelangt. Aber allgemein wollte es mit der Sache nicht vorwärtsgehen. Eitz erkannte, daß die Hauptschuld daran die unzulängliche Namengebung der Töne bzw. Noten trug. Sie zulänglich zu gestalten, war darum sein heißes Bemühen. Er setzte sich bei der Aufstellung seines Tonwortsystems mit allen bis dahin (um 1890) bekannten Versuchen, das Notensingen in der Schule zu erreichen, auseinander, erkannte ihr Gutes gern und freimütig an, wies aber auch scharfsinnig ihre Mängel nach. Der Wissenschafter und der Lehrer und Erzieher in ihm machten ihn zu beidem hervorragend fähig. Was er als Ergebnis seines Mühens vorlegte, soll im folgenden kurz dargelegt werden. Da der Schulgesang den wichtigsten Teil der musikalischen Bildung unseres Volkes darstellt, rechtfertigt sich dieses Unterfangen in einer den kulturellen Angelegenheiten Deutschlands gewidmeten Zeitschrift von selbst. Die Spinnstuben- und Dorflindenzeit ist für uns dahin; in ihrem Zeichen singen, Lieder singen zu lernen, somit auch. Das wesentlichste musikalische Gut liegt seit langem in Noten niedergeschrieben vor uns da; von Noten, nach Noten singen zu können ist darum eine unerläßliche Voraussetzung für alle die geworden, die an der Hebung jenes Gutes teilhaben wollen. Da alle Deutschen daran teilhaben sollen, muß die Schule eine ihrer ernstesten Pflichten darin erblicken, ihre Pflegebefohlenen im Notensingen so weit zu fördern, daß sie, im Leben ohne Unterricht dastehend, wenigstens einfache Lieder selbständig zu verarbeiten imstande sind. Ohne zu solcher Arbeit in den Stand gesetzt zu sein, nützen den Schulentlassenen auch die herrlichsten Liedersammlungen nichts, da deren Eigentlichstes, eben die in Noten aufgezeichnete Singstimme, für sie ein totes Gebilde darstellt, das in ihnen weder die den Noten entsprechenden Tonvorstellungen wachruft noch die Kraft und Kunst verleiht, solchen Vorstellungen entsprechende Tonreihen hervorzubringen. Den m. E. einfachsten und zuverlässigsten Lehrgang im Notensingen stellte nun Karl Eitz auf. Er benutzte dazu, wie gesagt, dankbar und gewissenhaft alles schon Geschaffene; aber sein Tonwortsystem war schließlich doch etwas durchaus Eigenes und noch nicht Dagewesenes.

Den zwölf Halbtönen innerhalb einer Oktave, die unbedingt selbständig nebeneinander bestehen, gab er zunächst je einen feststehenden, nur ihm eigenen Mitlaut als ersten Bestandteil

des neu zu bildenden Tonnamens. Er gelangte so zu der aus Dauer- und Augenblickslauten in gesetzmäßiger Folge bestehenden Reihe

b	r	t	m	g	s	p	l	d	f	k	n	=
c	cis	d	dis	e	f	fis	g	gis	a	ais	h	
	(des)		(es)			(ges)		(as)		(b)		

Jedes Fortschreiten in dieser Reihe von Dauer- zu Augenblickslaut bedeutet einen Halbton-, jede Rückung von Dauer- zu Dauer- oder von Augenblicks- zu Augenblickslaut einen Ganztonschritt usw. Um diesen Mitlauten erst ihre volle Deutlichkeit bzw. ihre weitere Verwendungsmöglichkeit zu geben, mußte er die Selbstlaute heranziehen. Ihre Verwendung regelte er aus dem Bestreben heraus, den Bau der diatonischen Tonleiter, d. h. deren Ganz- und Halbtonfolge für Ohr und Auge sofort erhör- bzw. erkennbar zu gestalten und dadurch beiden eine sichere Stütze beim Lesen und Singen zu schaffen. Da sieben Stufen mit Selbstlauten zu versehen waren, aber nur fünf Laute zur Verfügung standen, kam ihm der in seiner Einfachheit geniale Gedanke, die Ganztonschritte durch Fortschreitung von Laut zu Laut, die Halbtonschritte indes durch Wiederholung desselben Lautes zu kennzeichnen. Praktisch dargestellt hieß dann die Namenreihe z. B.

für G-Dur: la fe ni bi to gu pa la, oder
für B-Dur: ke bi to mo su la fe ke, oder
für C-Moll: bi to mo su la da (!) ni bi usw. usw.

Die Halbtonschritte von der 3 zur 4 und von der 7 zur 8 traten durch diese Tonworte mit völliger Klarheit aus Lautbild und -klang hervor; ebenfalls konnte es bezüglich des übermäßigen Tonschrittes von der 6 zur 7 im dritten Beispiel keine Mißdeutung mehr geben: in der Folge a—i fehlte das e, an dessen Stelle der Laut für den nächsten Ton trat, außerdem waren die beiden Mitlaute f und k übersprungen; folglich mußte es sich hier um die übermäßige Sekunde handeln, d. h. um den dritten Halbton von „da" aus. In dieser Weise kam eine wunderbar gesetzmäßige — natürlich-wissenschaftliche — Ordnung in die Reihe der Tonworte. Aber Eitz ging weiter. Es kam nämlich in diesen Tonworten auch das wirkliche Verwandtschaftsverhältnis der Halbtöne untereinander zum Ausdruck. Wenn die herrschende abcd-Benamsung fis von f und ges von g „ableitet", dann tut sie nämlich das Gegenteil dessen, was auf Grund der Schwingungszahlen der betreffenden Töne recht und richtig ist; denn der Halbtonschritt f — fis ist um ein Geringes größer als der Halbtonschritt f — ges. Dürfte hier also überhaupt von „Ableitung" geredet werden, dann nur in dem Sinne, daß ges von f und fis von g stamme. Die üblichen Namen stehen mit den akustischen Tatsachen in völligem Widerspruch und leisten gar nichts in bezug auf die sprachliche Darstellung der wirklichen Tonverhältnisse. Eitz hat dem abgeholfen und durch seine einfachen neuen Namen sprachlich zum Ausdrucke gebracht, was an Beziehungen der in der Musik verwandten Töne wissenschaftlich festgestellt ist. Seine Namen sind darum ein Veranschaulichungsmittel der Tonverhältnisse, wie es ein klareres m. W. nicht gibt; sie stellen in ihrer Gesamtheit eine ausgezeichnete Begriffs-, eine ihren Zweck voll und ganz erfüllende Tonsprache dar, deren sachliche Grundlagen und äußere Zeichen in der Seele des sich ihr Bedienenden eine unbedingt sichere Verbindung miteinander eingehen. Die vorhin besprochenen Halbtonverwandtschaften z. B. nehmen sich in Eitzschen Tonworten so aus:

cis — d = ro — to, b — a = ke — fe,
dis — e = mu — gu, as — g = da — la,
e — f = gu — su, ges — f = pu — su,
fis — g = pa — la, es — d = mo — to,
gis — a = de — fe, des — c = ri — bi.
ais — h = ki — ni,
h — c = ni, bi;

Die Namen mit Doppelkreuz oder = be weisen die gleiche tadellose Ordnung auf; es gibt eben schlechthin nichts an Eitzens Tonwortsystem, was logisch nicht glatt aufginge.

Mich selbst hat anfangs das Fremdartige der Eitzschen Namen abhalten wollen, einen Versuch mit ihnen zu wagen. In Wirklichkeit ist nichts leichter, als das Erlernen seiner sprachlichen Tonzeichen: fängt man doch nicht mit allen auf einmal an, sondern mit dreien, nämlich den dreien für den ersten Dreiklang, den man üben will — sagen wir bi — gu — la = c — e — g. Für den darauffolgenden Dreiklang der 4. Stufe: su — fe — bi = f — a — c sind zwei weitere neue Namen und für den Dreiklang der 5. Stufe la — ni — to = g — h — d wieder zwei neue nötig, macht im ganzen sieben Namen. Mit diesen sieben Worten — den Namen der Tonleiter bi to gu su la fe ni bi — wird monatelang gearbeitet, ehe der erste weitere — pa oder ke, je nachdem, ob man G- oder F-Dur zuerst vornimmt — drankommt. Und so geht das im Laufe von acht Schuljahren Schrittchen um Schrittchen fort, bis alle 21 Namen gelernt sind. Die 25 Buchstabennamen lernen die Kleinen in einem Jahre!

In der Neuartigkeit der Namen liegt also keine Schwierigkeit; sie scheint nur erst vorhanden zu sein. Der Lehrende braucht zu Anfang nicht mehr von ihnen zu können, als er an seine Schüler heranbringen will, also drei Stück; alle anderen eignet er sich mit ihnen an. Im Laufe der Zeit lernt er meist auch selbst erst den schlichten Wunderbau des Systems voll erkennen; die Beherrschung des Systems ist eben gar nicht Vorbedingung zum Gebrauch seiner Elemente. Hernach fügt sich immer alles Einzelne lücken- und reibungslos zum Ganzen.

Soll nun der Gesangunterricht nach Eitz zum Zwange werden? Nein! Eitz selbst wollte das nicht; und niemand kann das wollen, dem die Freiheit in der Wahl der Unterrichtsmittel wertvoller erscheint als die Nötigung zum Gebrauche selbst des besten. Was wirklich gut ist, hat nicht zu fürchten, daß es untergeht.... Zum Schlusse sei es mir erlaubt, auf ein paar Schriften hinzuweisen, die in die Tonwortlehre und Tonwortübung einführen: 1. Karl Eitz, Der Gesangunterricht als Grundlage der musikalischen Bildung (Klinkhardt, Leipzig); 2. Oskar Messmer, Die Tonwortmethode von C. E. (Banger, Würzburg); 3. Frank Bennedik, Historische und psychologisch-musikalische Untersuchungen (Beltz, Langensalza); 4. Gustav Götze, Deutsche Gesangschule (Vieweg, Berlin); 5. Fr. Bennedik und Adolf Strube, Tonwortfibel und Tonwortliederbuch (Merseburger, Leipzig); 6. Simon Breu, Das elementare Notensingen (Stürtz, Würzburg).

Ein sauerländischer Lehrer, der auf meine Anregung hin in seiner einklassigen Schule mit dem Singen auf Eitzsche Tonworte begonnen und schon bald zu seiner und der Kinder Freude Schönes erreicht hatte, sagte mir später dem Sinne nach: „So, nun weiß ich, daß vor allem meine Mädchen etwas aus der Schule mitnehmen, was ihnen die ganze Zeit ihres Heranwachsens über stündlich von Wert sein wird. Haben die jungen Dinger bei uns da oben doch nicht viel mehr an Unterhaltung und Ergötzung als das Singen. So leicht wie jetzt ist uns das Singen aber früher nie geworden, soviel haben wir nicht gesungen und erst recht hat sich nie eines meiner Kinder allein in einem Liederbuch zurechtfinden können. Das alles ist aber jetzt so und wird, wie ich fest glaube, für viele ein Segen werden.“ Viele Lehrer in Stadt und Land in solchem Glauben bei der Arbeit, müssen dem deutschen Singevolke ein Segen, weil eine Erlösung aus der Hast der zermürbenden Zeitläufte werden.

Reinhold Zimmermann

Türmers Tagebuch

Notzeit und Prasser · Vernunft ward Unsinn · Der Parlamentarismus am Ende · Die Diktaturen · Italienische Entwicklungen und Gefahren · Ärgernisse · König Christus

Eine Tanzschule lud mich ein. Sie will „ein Fest in der Hölle" steigen lassen. „Seine Hoheit Pluto, Fürst der Unterwelt, entbietet alle Getreuen in sein Reich. Teufel, Hexlein, Trolle und Waldschrat erwarten das ganze lustige Erdenvolk zu tobender Ausgelassenheit." Ich dachte an die anderthalb Millionen Arbeitsloser und zerriß das Blatt.

Sagte nicht Schacht, unsre Notlage verstatte künftig der deutschen Frau nur noch alle zwei Jahre einen neuen Hut? Sie scheint aber den Neureichen sogar noch Silvesterschmäuse bei Adlon, Bristol, Esplanade zu verstatten; das trockene Gedeck zu 35, 30 und 27 Mark. In der „B. Z." las ich die Speisefolgen: Gänseleberpastete in Champagner-Gallert, Schildkrötensuppe, Seezungenfilet Moskovite, Helgoländer Hummer in Portwein, Rehrücken St. Hubertus, getrüffelte Poularde, Silvesterbombe und dergleichen Mundwässerndes mehr. Auf der nächsten Seite aber stand, daß in der Weihnachtswoche 74 Berliner Selbstmord verübt haben. Und der Handelsteil berechnete für 1925 10933 Konkurse gegen 249 des Inflationsjahres 1923.

Der Teufel hält uns am Kragen; seine Grausetatze hat kräftig zugepackt. Aber unser „lustig Erdenvolk" spürt ihn nicht. Vielmehr dünkt es ihm ein köstlich Ding, selber einmal den Teufel zu spielen; zum mindesten Hexlein, Troll oder Waldschrat. Nun haben wir die Republik, worin keiner das Überflüssige besitzen sollte, bevor jedem das Nötige geworden. Und trotzdem diese Silvesterschlemmereien mit ihrem leichtfertigen „Nach uns die Sintflut"?!

Wir verloren den Krieg, verloren Land und Leute, verloren unser Vermögen. Schlimm; aber weit schlimmer, daß wir zu alledem auch noch den Charakter verloren haben! Und den Menschenverstand obendrein.

War da im Kohlengebiet eine kränkelnde Zeche. Jedoch bestand die Möglichkeit des Weiterbetriebs, wofern sich das Personal den Lohn bloß um ein Sechzehntel kürzen ließ. Selber war es auch bereit, aber die Genossen von der Gewerkschaft verboten es. Der allgemeine Zwangstarif sei da, er dürfe um keinen Preis durchlöchert werden. Zugeständnisse drehten nur den Strick, woran man den Arbeiter morgen aufhänge. So wurde der Vorschlag abgelehnt, die Zeche daher stillgelegt. Fünfhundert Familien leiden Not und fallen der Gemeinde zur Last, die selber Not leidet; aber Karl Marx hat gesiegt, und der Tarif ist gerettet.

Was wohl der amerikanische Arbeiter in solchem Falle täte? Sein ausgeprägtes „Ich-bin-ich"-Gefühl würde törichten Bevormundern ungemütlich aufs Dach steigen. Wie teuer, so hieße es da, er seine Arbeit verkaufe, das bleibe ganz und gar seine persönliche Sache. Gut verdienen sei schön, aber schlechter verdienen immer noch besser als gar nicht verdienen. Wenn man von der Industrie leben wolle, dann müsse diese erst selber einmal leben können.

Solche Schlüsse sind aber zu logisch, als daß deutsche Parteifunktionäre sie zu ziehen vermöchten. Stimmenbuhlerische Blindlingspolitik hat unsrem kriegsgeschwächten, rohstoffberaubten, reparationsbelasteten Großgewerbe noch anderthalb Milliarden Soziallasten mehr als vor dem Kriege aufgebürdet. Man bedachte wenig, aber beschloß viel und sieht jetzt verblüfft die absonderlichsten Auswüchse wuchern. Der Bergknappe tritt mit fünfzig Jahren in den Ruhestand. Auf alle Fälle tut er's; auch bei voller Kraft und Lust zu weiterem Schaffen. Denn er erhält ja mehr Rente als ein Vollarbeiter Lohn. Wenn der Mann stirbt, dann ist dies für die Frau ein menschlicher Verlust, aber ein wirtschaftlicher Vorteil; ihr Witwengeld ist nämlich höher, als was er in seinen besten Jahren heimbrachte. Viele Betriebe könnten sich und ihrer Belegschaft über diese Notzeit mit Kurzarbeit hinweghelfen. Aber wer bequemt sich dazu, wo dann sein Verdienst niedriger wäre als die Erwerbslosenbeihilfe, um die er keinen Finger zu rühren braucht? Daß Nichtstun besser bezahlt wird als Tun, ist an sich schon eine Ungereimtheit, nun gar jetzt, wo Deutschland erzeugen muß, um zahlen zu können, und daher selbst den Landsturm der Arbeit aufbieten müßte.

Hat noch kein Sozialdemokrat erkannt, wie hirnlos es ist, zugleich die Völkerverbrüderung und den Klassenhaß zu pflegen? Wer die Vereinigten Staaten von Europa will, der sollte doch zunächst einmal die Vereinigten Stände und Parteien Deutschlands erstreben. Wie weit wir aber noch davon ab, das verriet die Kabinettskrise, womit wir das neue Jahr ganz ebenso begannen wie das alte.

Hat der Parlamentarismus Sinn und Verstand, dann ist Regierungsübernahme nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht der stärksten Partei. Sträubt sie sich, zerschlägt sie gar das Kabinett, das dann ohne sie zustande kam, so zerschlägt sie nicht nur jede vaterländische Politik, sondern auch den Parlamentarismus.

Minister sein verlangt freilich in unsren ungeheuren Wirtschaftsnöten den Mut zur Unpopularität. Je demokratischer die Partei, desto schwächer nun leider gerade diese Spielart der Herzhaftigkeit. Ein sozialdemokratischer Kanzler müßte seine phrasenberauschten Genossen zunächst einmal ernüchtern und entblenden. Er müßte ihnen sagen, was Fritz Ebert, der Sohn, kürzlich in einem tapferen Heftchen schrieb: Der Umsturz hat uns kein Schlaraffenland, sondern ein Verhängnis gebracht. Sozialisierungen bei wirtschaftlichem Niederbruch sind ein Unsinn. Erpreßte Lohnbesserungen schlagen ins Gegenteil um, wenn der Staat darob erliegt. Wer für Erfüllung schwärmt, der muß die Wirtschaft so stellen, daß sie erfüllen kann. Wenn man aber das Dawes-Abkommen vorn einspannt, erhöhte Fürsorgeansprüche hingegen hinten, dann wird der Wagen der deutschen Industrie in Stücke gerissen und der deutsche Werkmann endet als der Leibeigene ausländischen Kapitals.

Die Not schreit, die kommunistische Umsturzgefahr wächst. Um allen Möglichkeiten gefeit zu sein, bedarf es einer breiten, starken Zentralgewalt. Die Sozialdemokratie rühmt sich der Masse hinter ihr. Gerade darum hätte sie den Mut zur Wahrheit haben müssen. Statt dessen macht sie es wieder wie damals beim Munitionsarbeiterstreik. Weil man Severings politische Kinder fürchtet, treibt man deren politische Kinderei selber mit.

Zentrum und Demokraten haben geworben und gewarnt. Wenn die sozialistische

Linke sich als Klassenpartei isoliere, dann handle sie wie Kaiser Wilhelm II., als er das englische Bündnis abwies. Sie habe nur zu wählen zwischen zeitweisem Verlust an Stimmen und schleichendem Ansehensverlust der Republik, der Demokratie und des Parlamentarismus. Auch Noske und Braun, selbst Severing und Scheidemann redeten zu, aber sie unterlagen der Verantwortungsscheu und der Angst des unschöpferischen Nörglers, dem plötzlich zugerufen wird: „Nun zeige, was du kannst!"

Noch höhere Warte hat Hellpach erstiegen, der demokratische Gegenkandidat Hindenburgs in der Präsidialschlacht. Solcher Fraktionismus führe in den Sumpf. Es liege gar nichts Beunruhigendes darin, wenn Deutschland mit dem parlamentarischen System breche. Die beiden echtesten Demokratien der Welt haben es nicht und daher auch keine Kabinettskrisen. In Amerika ernennt der Präsident die Minister, und sie bleiben, solange es ihm, nicht solange es den gesetzgebenden Körpern gefällt. In der Schweiz werden die Bundesräte zwar gewählt, aber nicht auf Widerruf, sondern auf feste Zeit; so etwa, wie bei uns die Oberbürgermeister.

Hellpachs Wort wird nicht verhallen. Ein Demokrat, der die Verfassung entdemokratisieren will! Aber er tut es in der klugen Einsicht, daß nur Umbau dem Umsturz vorbeugt.

Beispiele warnen. Wo es der Parlamentarismus gar zu närrisch treibt, da steht eines Tages die Diktatur auf. Gleich am ersten Januarsonntag erlebte die Welt binnen drei Jahren den dritten Schulfall.

„Wir müssen sparen", erklärte General Pangalos in Athen. Wir auch. „Die Parteiführer haben jede vernünftige Regierung durchkreuzt"; ganz wie bei uns. „Der Parlamentarismus hat uns ins Elend geritten"; als ob ein Deutscher spräche! So wurde die Diktatur verkündet, und es grüßte sie hallender Hochruf der Regimenter. Sofort verspürte man heilenden Zwang, wie er früher gefehlt. Der Leutnant Theseus Pangalos machte sich mausig; kurzerhand stieß ihn der Vater aus dem Heere wegen schlechter Mannszucht.

Auch auf der pyrenäischen Halbinsel hat sich die Diktatur bewährt. Ihre schweren Gefahren hingegen entpuppen sich auf der apenninischen. Im zaristischen Rußland lebten die Deutsch-Balten zehnmal besser als jetzt die Deutsch-Tiroler im faschistischen Italien. Deren Leiden machen uns das Bruderblut sieden. Der Geist von Locarno weht am Brenner nicht; so wenig wie übrigens in Paris, trotz Briands glatten Reden. Hier wird der versprochene Abbau der rheinischen Besatzungen verweigert, dort Marinettis Meute auf ein wehrloses Splittervolk gehetzt.

Jahrzehntelang hat Italien für das Nationalitätenprinzip geeifert und nach den erlösten Brüdern geschrien. Jetzt sind all die schönen Grundsätze verweht, und man mißhandelt fremdes Volkstum mit Maulkorb, Ketten, Reitpeitsche und Rizinusöl.

Der italienische Staat kam in zwei Menschenaltern empor; aber nicht durch Erfolge, sondern trotz Niederlagen. Seine Bündnisse waren glücklicher als seine Waffen, und man hatte den Zufall zum listigen Freunde.

Je unverhoffter der Sieg, desto toller überschlägt sich der Siegesübermut. Wie er sich jetzt in dem Lande, wo die Zitronen blühen, gebärdet, das wird schon ein reizvolles Studium für Nervenärzte. Marinetti paukt der Jugend Schlagsätze ein:

„Italien ist göttlich"; „jeder Fremde hat Italien mit religiöser Ehrfurcht zu betreten"; „der letzte Italiener gilt mehr als tausend Fremde". Dergleichen steckt an, und italienischer Volksgrößenwahn ist die Hauptfriedensgefahr des neuen Europas. Dort unten grollt und brüllt es wie im Krater des Vesuvs; der Völkerbund gleicht einem Pompeji am Vorabend des großen Ausbruchs.

Wie hat sich doch der italienische Arbeiter gewandelt! Keiner war erpichter auf den blutroten Umsturz als er, und er schwur auf den weltbefreienden Stich des Dolches. Caserio, Lucheni, Bresci, die Mörder Sadi Carnots, der Gemahlin Franz Josephs und des Königs Humbert, sind sämtlich italienische Anarchisten gewesen. Gegen hunderttausend riefen dann „Krieg dem Kriege" und zerrissen den Gestel lungsbefehl. Im Herbst 1920 kam es in Oberitalien zu bolschewistischem Aufruhr; die Fabriken wurden syndikalisiert, und die rote Fahne flatterte darüber. In jenen Tagen entstand der Faschismus als Rückstoß, glühend gehaßt von der roten Arbeiterschaft, der er blutige Kämpfe lieferte. Wo sind die Anarchisten, Syndikalisten und Bolschewisten von damals? Im schwarzen Staubhemde paradieren sie vor dem Duce; ihr Ave schallt und ihre Rechte reckt sich zum Kaisergruß der römischen Legionäre. Warte nur, balde machen sie den einstigen Steinträgerstift zum Imperator Romanus.

Nimmt es wunder, daß unsere Sozialdemokratie bei dem Namen Mussolini immer gleich hochgeht? Was da im Süden einsetzt, das ist die Gegenbewegung des zwanzigsten Jahrhunderts gegen die demokratische des neunzehnten. Sie hatten geglaubt, mit dem Zeitwinde zu segeln, nun melden die drei Halbinseln Südeuropas schroffen Wetterumschlag. Dazu am italienischen Beispiel die bittere Erkenntnis, wie wenig Verlaß doch ist auf die Masse, das berühmte reifgewordene, zielbewußte, werktätige Volk. Wer ihr den Kopf warm macht, der hat sie, und wenn nur der richtige Heißmacher kommt, dann flutet sie von knallroter Weltbürgerlichkeit brandend hinüber zu himmelblaustem Völkischsein.

Daher die hirnzerfressende Angst vor einem deutschen Faschismus, einem deutschen Mussolini und einer deutschen Diktatur. Herr v. Löbell schrieb, wenn sozialdemokratische Störrigkeit kein Kabinett aufkommen lasse, dann bleibe nur der Ausnahmezustand. Und sofort tobte die Linkspresse wie eine Rasselbande von Haberfeldtreibern.

Was war denn an dem Hinweis so verbrecherisch? Der Verfassungsartikel 48 ist doch da, damit man ihn gebraucht im Falle des Bedarfs. Aber selbst wenn er nicht wäre; Zwangsläufigkeiten verhindert kein Geschrei. Eine Diktatur kommt allemal, sobald der letzte Glaube an Parlamentarismus und Parteiweisheit erlischt. Abwenden kann sie nur Vernunft und Umkehr, derweil Starrsinn und Abwehrangst nur wie bei der Schicksalstragödie erbauend vollendet.

Mit Satzungen ist nichts getan; der Volkscharakter, in dem liegt alles. Das beste Staatsgrundgesetz versagt am schlechten Staatsbürger. Macht die Deutschen besser als sie heute sind, und es wird von selber besser ums Vaterland.

Unsre Linksleute behaupten, früher sei's auch nicht anders gewesen. Schadenfroh krebsen sie daher mit der Enthüllung, daß der Haupturheber unsres deutschen Unheils, der Herr v. Holstein, ein politischer Börsenspieler gewesen. Aber der

Mann war geisteskrank; er ist arm gestorben, weil er seinen Marktgewinn irrsinnig zu einer weltumspannenden Bespitzelung unsres gesamten auswärtigen Dienstes vom Botschafter bis zum Attaché verbrauchte.

Krieg und Umsturz sind — je länger, desto mehr — üble Menschenverderber. Große Naturen machen sie zwar größer, aber kleine dafür um so kleiner. Da es nun viel mehr kleine als große in der Welt gibt, so ist auch das Gesamtergebnis betrüblich. Im In- wie im Auslande reißen die Ärgernisse nicht mehr ab.

Prinz Windischgrätz, aus einer jener deutschen Fürstenfamilien Österreichs, die sich mit ihrem Grundbesitz haltlos vertschechten und madjarisierten, war k. k. Kammerherr und Geheimer Rat, dazu ungarischer Ernährungsminister. Seine Abenteurernatur vergeudet ein ungeheures Erbgut und schlägt sich dann hochstapelnd durch die Welt, bis sie beim Notenfälschen anlangt.

Ein gemeiner Spitzbubenstreich, der ins Zuchthaus führt. Aber wie viele politische Spitzbubenstreiche dieser eine sofort auslöste! Jede Partei hängt den Fälscherprinzen flugs ihrem Gegner an die Rockschößen. Sein Schwindel wird ihr Schwindel; aus den Scheinen, die er stechen ließ, schlagen sie Kapital. Die Republikaner beweisen an ihm die Verworfenheit der Monarchisten. Die Linksradikalen lassen melden, Anstifter seien unsre Völkischen. Die Tschechen beschuldigen den ungarischen Staat, verlangen Einschreiten des Völkerbundes und bieten sich mit verdächtigem Eifer als Gerichtsbüttel an. Die Franzosen sind sittlich erbost und verlangen ausgiebigen Schadenersatz. Sie haben offenbar vergessen, daß eine feindliche Notenpresse in jedem Kriege zu Napoleons notwendigster Feldausrüstung gehörte. Aber es ist erst drei Jahre her, daß ihr Heer an der Ruhr unfertiges deutsches Papiergeld beschlagnahmte, selber mit Nummern versah und die Annahme bei den Kaufleuten durch Gefängnisstrafen erzwang. War das etwas anderes als Windischgrätzische Fälschung?

Wie widerwärtig ist auch der Zank um die Fürstenvermögen! Von „Abfindung" spricht die Linkspresse und führt schon damit irre. Es handelt sich vielmehr um reinliche Scheidung zwischen Staats- und Privatbesitz, schwierig dadurch, weil der Vormärz fürstliches Eigentum und fürstliches Nutzungsrecht meist schlecht oder gar nicht auseinanderhielt. Da hilft nur guter Wille auf beiden Seiten und statt fette Prozesse der magere Vergleich.

Wieder wurde der Volksentscheid verlangt. Der Wähler sollte Richter sein in eigener Sache. Schon setzten Bestechungsversuche ein: von den eingezogenen Millionen könne man der ganzen Wohnungsnot steuern. Volksversammlungen erhoben den Vorschlag „mit Begeisterung" zum Beschluß. Der souveräne König beugte sich einst dem Einspruch: „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!", das souveräne Volk aber sagt: „Das Kammergericht bin ich."

Nein; Recht bleibe Recht auf seiten des Staates. Dafür muß Takt freilich auch Takt bleiben auf seiten der Fürsten. Adel verpflichtet; erst recht Geschlechter, denen die Geschichte einen heiligen Beruf zuerkannt und mit Ehrfurcht umgeben hatte. Es verdrießt, daß, wo der Bürger kaum um das Zehntel aufgewertet wurde, jetzt einige von ihnen trotz Wirtschaftsnot und Daweslast auf voller Aufwertung beharren. Über alle Bäume aber steigt das mecklenburgische Ansinnen, der Staat solle

die unehelichen Kinder des letzten Großherzogs abfinden und die Leibgedinge zweier Mätressen übernehmen. Wo bleibt da die Würde und selbst die ganz gewöhnliche Vorsicht? Gegen solches Schamvergessen muß gerade der Monarchist dreinfahren mit dem ganzen lodernden Zorne eines Reichsfreiherrn vom Stein. Das Reichsbanner plant für des Kaisers Geburtstag Kundgebungen gegen die „Fürstenhyänen" und Werbeabende für die demokratische Republik. Merkt ihr Hoheiten, ihr Fürstenräte und Hofmarschälle, was ihr angerichtet?

Der Papst will einen neuen Festtag schaffen, dem König Christus geweiht. An sich ein Gedanke, sinnig und zeitgemäß. König Christus ist der Diktator, den unsre verwahrloste Gegenwart braucht. Er ist erprobt und hat gezeigt, daß er Teufel austreiben, Besessene heilen kann. Nur sollte der Vatikan bedenken, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sein Thron vielmehr in den Herzen erbaut sein will. Durch die Gewissen regiert er, nicht mit weltlicher, sondern mit sittlicher Macht. Wo aber die Seelen erwachen, da werden Menschen, die bei jedem Tun, bei jedem Lassen zu Rate gehen: „Wie wirkt es auf die Nächsten, wie wirkt es aufs Vaterland?" Bei jedem, ob es sich um Kabinettskrisen handelt, um Notlagen, um Locarno-Verträge, um Vermögensverzichte oder Faschingsfeste beim Fürsten der Unterwelt.

Wenn man vergleicht, wie es sein müßte und wie es hingegen ist, dann möchte man verzweifeln. Seltsam jedoch, daß die andern dabei nicht an uns irre werden trotz alledem. Zur Wende des alten Jahres haben die Sterndeuter das Horoskop des neuen gestellt; Wahrsagerinnen die Zukunft gelesen aus Karte und Kaffeesatz. Für Frankreich kam allerhand Dunkles heraus; selbst bei der Vic und der Freya, den beiden berühmten Pythien von Paris. Allein alle und selbst sie künden dem gesundenden Deutschland Heilung und dämmerndes Heil.

Wie gerne glaubte man! Wer jedoch hat dazu den Mut? Das Erlebnis eines furchtbaren Jahrzehntes hat uns politisch zu Thomassen gemacht, die sehen wollen, bevor sie glauben. Das Vertrauen ist schwach geworden und bedarf zur Stärkung der Beweise. Es will Ernst sehen und hohen Sinn, einiges Handeln bei neuem Fleiß und neuer Sparsamkeit: nicht Silvesterschmäuse bei Adlon und nicht Höllenfeste mit Teufel, Hexlein, Troll und Waldschrat! F. H.

[Abgeschlossen am 21. Januar 1926.]

Auf der Warte

Gustav Schröer

feierte am 14. Januar seinen 50. Geburtstag. Daß der „Türmer“ auf diesen Tag hinweist, dazu hat er ein volles Recht. Denn G. Schröer gehört zu den Schriftstellern, die sich, wie der Herausgeber des „Türmers“ es vorbildlich getan hat, der naturalistischen Welle eines Literatentums entgegenwerfen, das im materialistischen Strom der Zeit schwimmt und dem relativistischen Zug der Libertinisten huldigt. Nichts davon bei Schröer. Er ist in diesem Sinne ganz unmodern. Er hat das Wort des Freiherrn vom Stein vor Augen, der sagt, ein Volk könne sich nur erhalten durch die Tugenden, durch die es groß geworden ist. Er schreibt aus der Seele des Volksteils heraus, der, abseits von der in ewigem Wechsel begriffenen Fabrikarbeiterschaft, sein wurzelhaftes Dasein führt und den bleibenden Grundstock der Nation bildet. Dazu konnte sich Schröer angeregt finden, da er als junger Lehrer, in ein Dorf des oberen Saaletals verschlagen, mehr als zwei Jahrzehnte lang Erfahrungen und Eindrücke zu sammeln in der Lage war. Sein erstes Buch, „Der Freibauer“, schrieb er im Alter von 38 Jahren. Dieses und alles, was er sonst herausgab, wurzelt landschaftlich in Thüringen, das ihm, neben der kürzlich verstorbenen Renate Fischer, köstliche Schilderungen von Land und Leuten verdankt.

Mit Recht preist man ihn als einen Hauptvertreter des neuen deutschen Bauernromans. Wird dabei hervorgehoben, daß die Hauptgestalt aller seiner Bücher „der großzügige Bauer“ sei, so darf darin nicht ein verstecktes Bedenken gesucht werden, ob wohl die Zeichnung der Thüringer Bauern ganz echt sei. Durchaus echt und begrüßungswert ist das Bestreben Schröers, die sittlichen Werte der Personen und Geschehnisse herauszuarbeiten. Es ist eine reine Luft, die in seinen Romanen weht. Und das tut in unserer materialistisch durchseuchten Zeit doppelt gut. Man wird bei der Lektüre seiner Romane sogleich gefesselt. Man interessiert sich für die auftretenden, redenden und handelnden Personen und folgt mit Spannung ihren Schicksalen bis zum Schluß. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß seine Bücher sehr bald eine zahlreiche Leserschar gefunden haben. Die „Flucht aus dem Alltag“ erlebte binnen eines Jahres drei starke Auflagen.

Damit erschöpft sich aber nicht die Arbeit Schröers. Seit dem 1. Mai 1922 ist er Leiter der kulturellen Abteilung des „Thüringer Landbundes“ in Weimar und Herausgeber der Zeitung „Der Thüringer Landbund“. Auch gibt er seit $1^1/_2$ Jahren die Thüringer Monatschrift „Glaube und Heimat“ heraus, die in Thüringen in etwa 65000 Exemplaren verbreitet ist. So ist er der gute Genius des Thüringer Landvolkes, was auch dadurch in Erscheinung tritt, daß er an der großen deutschen Bauernbewegung lebhaften Anteil nimmt, wie sie in Thüringen durch Gründung von Bauernhochschulen in Oberellen bei Eisenach und Neudietendorf sich Boden erwarb.

So vereinigen sich in ihm glücklicherweise ständige praktische Anteilnahme und Fühlung mit dem Leben und dichterische Ausgestaltung dessen, was ihn innerlich bewegt und zur Darstellung drängt. Das Thüringer Volk, und mit ihm Gesamtdeutschland, kann sich an diesem einfachen, selbstlosen, frischen Idealisten, der doch mit beiden Füßen fest auf der heimatlichen Erde steht, herzlich freuen.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

„Im Anfang war die Liebe“...

Ist wirklich noch etwas Neues zu sagen über Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“? Sie selbst belehrt den Ungläubigen eines Besseren, denn sie ist es, die in diesem Werke das Wort führt, sie einzig und allein. Berta Schleicher, die treue und verständnisvolle Biographin Malwidas, ihre publizistische Wegbereiterin nach dem Tode, hat in mühevoller Arbeit etwa dreitausend Briefe, die über einen Zeitraum von rund 30 Jahren sich verteilen, ge-

sichtet. Einen kleinen Bruchteil hat sie veröffentlicht, er ist soeben unter dem Titel „Malwida von Meysenbug. Im Anfang war die Liebe. Briefe an ihre Pflegetochter“ bei der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München erschienen.

Schon ein Brief-Buch Malwida v. Meysenbugs verdanken wir Berta Schleicher, die „Briefe von und an Malwida von Meysenbug“, die ungefähr den gleichen Zeitraum betreffen. Handelt es sich dort um einen Briefwechsel mit verschiedenen Persönlichkeiten, so sind hier monologartig autobiographische Notizen in einer Fülle gehäuft, die das Buch zu einer willkommenen Ergänzung des Memoirenwerks machen. Gerichtet an Olga Monod, die Tochter ihrer Wahl, das Kind des teuren Freundes Alexander Herzen, spiegelt sich in diesen Briefen die ganze Liebesfülle dieses reichen Frauenherzens. Sie sollten „eine Brücke schlagen zu dem geliebten Leben, das sich durch Olgas Verheiratung mit dem Historiker Gabriel Monod fern von ihr abspielte“. Volle drei Jahrzehnte, bis zum Tode der Briefschreiberin, haben sie dies treulich getan.

Und — erstaunlich, aber wahr, sie sind inzwischen keineswegs vergilbt oder verblichen, sie leben von warmem Blutstrom durchrauscht, als hätte sie gestern die Hand der gütigen und klugen Schreiberin aufs Papier geworfen. Welch vollgültiger Beweis für die höhere Kultur einer Zeit, die nach Jahren gerechnet nicht allzu lange hinter uns liegt und die in unsere nüchterne Gegenwart dennoch hineinlugt wie ein verlorenes Paradies! Malwida hat die kommende Entwicklung mit seherischem Blick geahnt. Prophetisch empfunden lesen sich ihre Worte (Rom, Dezember 1875): „... die Oper ist ein verfaulter Leichnam, nur das musikalische Drama war zu erreichen, und Wagner hat es geschaffen mit unerhörter Genialität. Aber das ist möglich, daß er allein bleibt wie Michelangelo und daß nach ihm der Verfall kommt, weil man ihn wird nachahmen wollen, ohne ihn erreichen zu können, wie es mit Michelangelo auch ging. Da wäre dann der Verfall der Kunst überhaupt da, aller Kunst; es bliebe dann nur hübsche Ornamentik, Ausschmückung des Lebens, aber kein großes, geniales Schaffen mehr.“ Bei dieser Dekadence, diesem Epigonentum sind wir in der Tat angelangt, und die Hoffnungslosigkeit, zu urtümlichem Schaffen zurückzufinden, wurzelt zutiefst im Bewußtsein vom Verlust oder der Vergiftung unserer Seele.

Diese finsteren Schatten durchgeistern Malwidas Briefe nicht. Sie durchstrahlt das helle, kraftvolle, sonnige Licht eines tätigen Lebens, das alte Tradition und Bande des Blutes ihres Despotismus entkleidete, um den Menschen seiner Wahl zu geben, was in seinen Kräften stand. Dies wechselweise Geben und Empfangen, das aus diesen Briefen zu uns spricht, macht sie zu einer ungemein anziehenden Lektüre. Wie Zauberstrahlen fallen warme Schlaglichter auf Gräber, die sich längst geschlossen; nochmals entsteigen ihnen in irdischem Gewande unsterbliche Gestalten, andere mischen sich darein, die noch unter uns wandeln — der Meister von Bayreuth, Cosima, der kleine Fidi (Siegfried Wagner), Friedrich Nietzsche, Lenbach, Bülow, der spätere Kanzler, Donna Laura Minghetti, der jugendliche Romain Rolland und so viele andere, ein unermeßlicher Zug — — —

Ein unversiegbarer Lebensquell sprudelt in diesen Briefen. Es ist ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst Berta Schleichers, daß sie uns den Zugang zu ihm erschlossen hat. Auch über ihrem biographischen und editorischen Schaffen prangt als Leitwort „Im Anfang war die Liebe“, der Wahlspruch, der dem Buche den Titel gab, die Worte, mit denen Malwida an der Schwelle des Todes Abschied von dem Leben nahm.

„L'amore fu al principio di tutto.“

Dr. M. Leuchs-Mack

Die Quäker

Ein Buch von Julie Schlosser anzuzeigen ist eine Freude, denn welchem Gebiet sie auch ihren Gegenstand entnimmt: immer weiß sie von der ersten Zeile an zu fesseln, immer kleidet sie ihn in das Gewand ihrer warmen, lebensvollen, bildhaften Sprache und ihrer vornehmen Auffassung aller Dinge. Diesmal ist es die Gemeinschaft der Quäker, deren wohltätig ruhevolles Bild sie in die Zer-

rissenheit unserer Tage hineinstellt (Julie Schlosser: Vom inneren Licht, die Quäker. Furche-Verlag, Berlin 1926).

Fast jedes Kind in Deutschland weiß heute von den Quäkern — was aber die meisten von uns wissen, ist nur ihr Hilfespenden, die äußere Auswirkung ihres Glaubens, mit dem sie ohne Kompromiß Ernst machen. Das Buch von Julie Schlosser aber spricht vom inneren Gehalt des Quäkertums und will ihn, aus deutscher Seele heraus gesehen, den Deutschen näher bringen, als dies bloße Übersetzungen englischer und amerikanischer Quäkerliteratur zu tun vermögen. Mit liebevoll eindringendem Verständnis zeichnet sie die Wesenszüge des Quäkertums, seine Verwandtschaft mit dem Urchristentum und der alten deutschen Mystik eines Meister Eckhart, die Vereinigung von innerer Stille und Sammlung mit nutzbringender Arbeit in der Außenwelt, die den Quäkern eigen ist. Der Gegensatz zu Luther, die Stellung zur Bibel und zu Jesus, die Wahrhaftigkeit, der Respekt vor fremder Eigenart und Persönlichkeit, die Freiheit von Autoritäten wird klar herausgearbeitet.

Das Kapitel über die Geschichte des Quäkertums macht uns mit einigen seiner Hauptvertreter bekannt. Vor allem mit seinem Begründer George Fox, dem Gottsucher, der in der gärenden Zeit des 17. Jahrhunderts aus seelischer Not zu Klarheit und Freudigkeit durchdrang und das Quäkertum zu einer geistigen Macht erhob, in Kerker und Verfolgung standhielt und seine Botschaft in die Neue Welt hinübertrug — ein Weg, den dann sein Freund William Penn durch Gründung von Pennsylvanien und Philadelphia weiter beschritt. Der Aufstieg war verheißungsvoll, aber ihm folgten Enttäuschungen, Kränkungen, Gegensätze. Das Quäkertum hatte ein Durchgangsstadium zu bestehen, eine Zeit der Flucht vor dem Kampf mit Problemen. Es war bedroht von der Erstarrung in Regeln, von der Entwicklung zur bloßen Sekte, womit eine Abnahme der geistigen Bildung Hand in Hand ging. Aber selbst in solchen dürren Zeiten erstanden ihm Persönlichkeiten von seltener Kraft. Zwei von ihnen zeigt uns Julie Schlossers Buch: John Woolman, den treuen Kämpfer für die Sklavenbefreiung in Amerika, der in seinem Wesenszug der Ehrfurcht vor allem Lebendigen an eine Gestalt unserer Tage — an Albert Schweitzer — erinnert. Und Elizabeth Fry, die organisatorisch begabte Begründerin der Gefängnisreform, die die moderne Fürsorgearbeit, auch auf dem Kontinent, stark beeinflußt hat.

Das 19. Jahrhundert bringt dem Quäkertum einen Aufschwung, neues Leben, neue großzügige Arbeitsfelder, ein Aufnehmen neuer Probleme; der Weltkrieg vollends hat es vor Riesenaufgaben gestellt, denen es durch Hilfswerke auf allen Gebieten in allen Ländern gerecht geworden ist. Die Zeiten wurden wieder wie zu Beginn der Bewegung: es galt wieder gegen den Strom zu schwimmen, Gefahr, Verkennung, Gefangenschaft auf sich zu nehmen. Ein ganzes Kapitel ist dem Wert der Quäker für uns — dem inneren Wert nach der äußeren Hilfe — gewidmet, der darin gipfelt, daß ihr Christentum durch seine Wahrhaftigkeit und Unkompliziertheit eine Brücke, eine Kraft bedeutet in der einen großen Seelennot der Zeit: auf dem so vielfach verbauten Weg zu Gott. Julie Schlosser übersieht nicht das wesentlich Angelsächsische, durch die Verhältnisse Bedingte des Quäkertums und die viel schwierigeren Forderungen, vor die es in Deutschland gestellt ist, wo ihm „die ruhige Klarheit, der Hintergrund der Tat und des Leidens um einer Sache willen" fehlt. Aber es wird in den anders gearteten Verhältnissen des Kontinents und unserer Zeit auf den alten Grundsteinen der Bewegung seinen Glauben aufbauen und Werte, die über Zeit und Raum erhaben sind, mit hereinnehmen.

In diesen letzten Kapiteln pulsiert Julie Schlossers warmes Fühlen für das Heute und für den „kommenden Tag", für seine Probleme und Aufgaben; ihr Auge und Ohr ist offen für alle ernsten Bestrebungen und Bewegungen, die sie vom Schlagwortcharakter befreit und maßvoll und gerecht beurteilt. Ganz zuletzt weist sie den Leser auf Christoph Blumhardt, einen Wegbereiter dem Reiche Gottes, für das er mit weitem, freiem Blick bedingungslos wirkte, bis in unsere Zeit

hinein — ja gerade in ihr — Einfluß ausübend. Dem Quäkertum verwandt, ist er in seiner Vereinigung von Pessimismus und Optimismus ein Prophet, der Albert Schweitzers Wort vom besonderen Merkmal des Christentums versinnbildlicht.

Dem Werk vorangestellt ist ein Geleitwort des englischen Quäkers Corder Catchpool, der kurz Sinn und Zweck des Buches umschreibt. Doch weit über ihn hinaus reicht sein Wert. Stärkste Anregungskraft geht von ihm aus — auch für den, der vielleicht dem Quäkertum ganz ferne steht. Und was ich schon von den Blättern sagen durfte, in denen uns Julie Schlosser das Lebensbild ihrer Mutter geschenkt hat — das gilt auch von diesem Buch: es begleitet uns wie ein heimlicher Segen.

Berta Schleicher

Die attische Göttin

Vor mir liegt die Dezember-Nummer der Bruckmannschen „Kunst", die einen ausführlicheren Bericht bringt über die nach Berlin „gerettete" attische Göttin.

Wieder ein Rekord! Wahrlich, es kann uns nicht mehr schlecht gehen. Unzweifelhaft haben wir auf der Leiter des Wiederaufbaues bereits eine hohe Stufe erklommen und können herabblicken auf die hinter uns zurückgebliebenen Völker Europas und der umliegenden Kontinente. Heil und Sieg! die attische Göttin aus dem 7. Jahrhundert vor Christus ist für Deutschland gerettet. Für lumpige „eine Million Goldmark" aus den Händen eines schweizerischen Konsortiums nach Deutschland gerettet. Jetzt muß es besser werden, und die aus allen Ecken und Enden des so siegreichen Deutschlands ertönenden Klagen und Verzweiflungsschreie können nur noch aus dem Mund eingebildeter Kranker kommen. Heil und Dank dem Museumsdirektor Geheimrat W., dem hauptsächlich das Verdienst gehört, diese Rettungsaktion geleitet und zu siegreichem Ende geführt zu haben. Die Völker der Erde werden wallfahren zu dem Tempel dieser Gottheiten und den Lorbeer uns, dem Volke des Retters, reichen.

Im Ernst: gibt es ein traurigeres Bild gegenwartsferner Eitelkeit, als das uns hier wieder gebotene Schauspiel? Hunderte, tausende, zehntausende Künstler in unserem Vaterland hungern und sind der Verzweiflung nahe. Und ein Berliner Museumsdirektor bringt es fertig, eine Million Goldmark ins Ausland zu schicken, um eine alte Griechengöttin für Deutschland zu retten! Noch so wertvoll mag sie sein, noch so hehr und heilig — ich bestreite den Wert des seltenen Stückes gar nicht, halte ihn noch für höher, für den ... der Überfluß hat. Aber für das tatsächlich arme, immer mehr verarmende Deutschland?! Wer glaubt im Ausland an die Unmöglichkeit der restlosen Erfüllung des Dawes-Planes, wer an unsere wirtschaftliche Not, wenn wir solche Streiche vorzuweisen haben und uns gar noch damit brüsten?

Wer kann den Wert dieser Götterfigur ermessen, erfühlen, erkennen? Wenn es hoch kommt, eine Handvoll Spezialgelehrter. Es würde unserer Wissenschaft und unserer Kunst keinen Deut Abbruch tun, wenn diese Figur in der Schweiz, in Paris, in London stünde. Aber eine Million Goldmark ins Ausland werfen — und dabei eine unübersehbare Schar mit der Not kämpfender Künstler innerhalb unserer Grenzen! Wer mit gesundem Verstand kann dies fassen? Im Ausland gewiß niemand.

Was hätte diese Goldmillion in Deutschland wirken können!

Eintausend Künstler — man überdenke einmal diese Zahl, stelle sich eintausend Menschen einmal vor —, eintausend lebende Menschen hätten durch Übernahme eines ihrer Werke mit jeweils eintausend Goldmark für Monate der Verzweiflung, mindestens bitterer Not entrissen werden können. Diese eintausend Kunstwerke, wenn auch nur mittleren Wertes, hätten unzählbaren Menschen in Provinzmuseen, die sicher daran arm sind, Freude gebracht und manch einen davon überzeugt, daß auch unserer lebenden Künstler Erhaltung uns so nötig ist wie das tägliche Brot. Oder weiß der Museumsdirektor Geheimrat X. Y. Z. nichts von dieser Not?

Welcher der zahlreichen Abgeordneten im Reichstag oder in irgendeinem der zahlreichen Parlamente in Deutschland hat zu dieser Ver-

geudung das Wort genommen? Ist alles nur noch Partei und nichts mehr das Interesse der Allgemeinheit? Oder gehören Kunst und Wissenschaft nicht mehr zu den Belangen des öffentlichen Volksinteresses?

Nun steht die hehre Göttin unter uns. Sarkastisches Lächeln über unsere Eitelkeit zuckt um ihren Mund. Sie lebt — wie jedes wahre Kunstwerk — und wir werden vergehen; nicht vergehen und mit ihr ins Unvergängliche erhoben bleibt das Kapitel ihrer Einholung nach dem ruhmreichen Berlin.

M. K.

Schillings und der Parteienstaat

Genau wie zu erwarten war, scheint sich die Berliner Schillingskrise weiter zu entwickeln: man wechselt beruhigende Briefe und scheut auf beiden Seiten die klare, kräftige Durchführung eines ernsten Streitfalles. Der Kultusminister Becker erklärt Schillings für einen Ehrenmann und — besetzt den Posten neu; Schillings bekommt eine andre Stelle angeboten, ist gerührt und — geht! Und Kestenberg und Seelig bleiben. Was für ein Schauspiel!

In seinem „Deutschen Volkstum" beleuchtet Wilhelm Stapel diesen Fall in seiner ausgeprägten Art: Es ist kein Konflikt — sagt er — zwischen Staatswürde und Künstlerwürde, sondern zwischen Künstlerwürde und den hinter dem Staate stehenden Parteien. Nämlich:

„Im neunzehnten Jahrhundert hätte das Theater eigentlich ein Volkstheater werden ‚sollen'. Aber der Geist des Säkulums machte ein Geschäftstheater daraus. Ganz folgerichtig wehrte sich das organisierte Volk gegen die kapitalistischen Theaterunternehmungen und suchte echte Volkstheater zu schaffen. Aus der marxistisch-sozialistischen Volksidee heraus wurde die Freie Volksbühne, aus der christlich-sozialen Volksidee heraus wurde der Bühnenvolksbund gegründet. So haben wir an Stelle des Nationaltheaters, wie es Lessing wollte, auf der einen Seite wildwachsende Geschäftstheater, auf der andern Seite organisierte Parteitheater (die natürlich nicht Parteien im Parteisinne, sondern im Weltanschauungssinn vertreten, deren eines aber Verbindungen mit der sozialdemokratischen Partei, deren andres mit den christlichen und nationalen Parteien hat). Die Szylla unsres derzeitigen ‚Volkslebens' ist der Geschäftsgeist, die Charybdis ist der Geschäftsführergeist. Weil der Volksstaat kein Volkstheater schuf (und auch nicht schaffen konnte, da er nur dem Namen nach ein Volksstaat, in Wahrheit aber ein Parteienstaat ist), mußten die Parteitheater entstehen. Wie ein Privatunternehmen in unserm Zeitalter dem Geschäftsgeist anheimfällt, so fällt eine Organisation dem Geschäftsführergeist anheim. Das Eigentümliche eines richtigen Geschäftsführergeistes ist, daß er den Weg ins Parlament und in die Regierung findet. Er fand auch in diesem Fall — sonst wäre er nicht tüchtig gewesen — beide Wege, auch den Weg ins Kultusministerium. Der Volksbühnengeist fuhr in Herrn Kestenberg, der Bühnenvolksgeist in Herrn Seelig. Bewilligst du mir, bewillig' ich dir. Natürlich rückte der Bewilligungsgeist auch dem Intendanten Schillings auf den Leib, der, in einer andern Welt lebend und vor allem seiner Staatsoper verpflichtet, wohl nicht immer ohne weiteres den Geschäftsführergeist verstehen wollte.

Wie also stellt sich der Staat dar, dessen Würde gegen Max von Schillings verteidigt werden muß? Inmitten auf dem Ministersessel thront der Gewaltige, der den Ukas in Händen hält, zur Linken steht der Volksbühnenjude, zur Rechten der Bühnenvolksjude. Die Volksbühnen- und die Bühnenvolkstrabanten des Landtags gruppieren sich bühnenwirksam um das lebende Staatsbild und rufen: Vive la coalition!

Warum fiel Herr Schwering vom Zentrum im Landtag um, nachdem er sich zuvor gegenüber Herrn Buchhorn über Schillings' Behandlung empört hatte? Darum. Warum fiel die Sozialdemokratie im Landtag um, die doch sonst für die Freiheit und gegen die Autorität schwärmt, warum schickte sie irgendeinen Genosserich aus Dingsda vor, der keinen Namen zu verlieren hat? Darum!"

Zu derselben Sache schreibt die „Tägliche Rundschau":

„Aus dem Theater wird ein Geschäft, und geschäftliche Rücksichten allein bestimmen die Entschlüsse. Sicher ist, daß der Erlesene des neuen Konzerns, Herr Tietjen, der Mann der Seelig, Kestenberg und Konsorten war, deren Abgang man als unabweisbare Pflicht einer auf sich haltenden Verwaltung empfand, die aber blieben, während Schillings ging, im letzten Augenblick im Stich gelassen von denselben Persönlichkeiten, die ihm vorher pathetisch Treue gelobten, die aber schließlich dann doch ihren demokratischen Minister höherstellten als den reinen Künstler Schillings. Sicher ist schließlich, daß Herr Kleiber, von dem Schillings ebenso schonend wie treffend bemerkte, sein jugendliches Temperament bedürfe noch der Führung, nun den größten künstlerischen Einfluß auf das Berliner Opernwesen ausüben wird."

Auch ein Künstler

In einer Nummer der Pariser „Humanité" steht ein kleiner Artikel, der sich mit einer Ausstellung des deutschen Zeichners Georg Groß befaßt.

Es sei daran erinnert, daß im Jahre 1923 in Berlin ein Prozeß spielte, in dem der Verleger eines Buches mit Karikaturen von Groß sich gegen die Beschlagnahme wehrte. Erinnere ich mich recht, so traten für den Künstler, der mit seinen Bildern erzieherische Absichten zu verfolgen angab, bis zu einem gewissen Grade auch der Reichskunstwart Dr. Redslob sowie Maximilian Harden ein. Im März dieses Jahres bin ich den Büchern von Groß in der Buchabteilung der Wiener Messe begegnet und konnte mich an der Hand der „in Deutschland verbotenen" Bildersammlung von der scheußlichen Schamlosigkeit und der ekelhaften Würdelosigkeit überzeugen, mit der dieser Erneuerer seines Zeitalters Schäden im gesellschaftlichen Leben zu geißeln vorgibt, während er in Wahrheit mit sichtlichem Behagen im Schmutze wühlt und sich nicht genug daran tun kann, den Deutschen in der Welt schlecht zu machen. Aber nirgends witzig, sondern überall bösartig und gemein.

Derselbe Groß wird jetzt in der „Humanité", bekanntlich dem Blatte der französischen Kommunisten, in den höchsten Tönen gefeiert. Der französische Referent sagt gleich zu Anfang, seine „kühnen Karikaturen" seien von der gleichen Bedeutung wie die Werke eines Daumier! „Ich scheue mich nicht zu erklären," fährt er fort, „daß Georg Groß unter die größten europäischen Zeichner zu rechnen ist!" Gewiß — vor seinen ahnungslosen Lesern braucht dieser Kenner keine Angst davor zu haben, daß sie den Blödsinn merkten, der ihnen da vorgesetzt wird.

Deutlicher wird die Sprache, wo es heißt: „Als unersättlicher und bissiger Zerstörer, als unversöhnlicher Zeuge der Verkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft ist er der Maler der Borniertheit, der Eitelkeit, des Hochmuts und der Grausamkeit der herrschenden Klasse in Deutschland und ihrer Verbündeten, der Sozialdemokraten. Aber ebenso ist er der Maler der Armen, der Krüppel, der Revolutionäre, und nichts ist packender als einige seiner Werke, in denen er ganz kalt die einen den anderen gegenüberstellt: Die Herren und die Sklaven, die Mörder und ihre Opfer!"

Herr Groß kann sich also über mangelndes Verständnis bei seinen französischen Gesinnungsgenossen nicht beklagen. Auch wird ihm zugestanden, daß er „alle die vielfältigen Eigenschaften seiner Rasse besitzt, zu der auch Dürer und Holbein zählen"! Es ist doch niederträchtig schön, wenn man seine Bildung so glänzen lassen kann!

Zum Schlusse folgen einige Sätze aus einem Artikel, den Groß in der „Clarté" veröffentlicht hat und der an Geschwollenheit und Unnatur auch von dieser Seite her das Bild des „deutschen Zeichners" vervollständigt. Das Bekenntnis dieser Welschgänger-Seele lautet: „Heute hasse ich die schlechten Einrichtungen und ihre Verteidiger. Und wenn ich eine Hoffnung habe, so ist es diese, daß diese Einrichtungen und die Menschenklasse, die sie schützt, zugrunde gehen möchten. Meine Arbeit gilt dieser Hoffnung. Tausende von Menschen teilen diese Hoffnung mit mir. Das sind selbstverständlich weder die Kunstliebhaber, noch die Mäzene, noch die Käufer von Bildern!

Aber wenn man meine Arbeit Kunst nennen will, dann kann man das nicht tun, wenn man nicht die Meinung teilt, die ich vertrete, nämlich zu wissen, daß die Zukunft dem Proletariat gehört."

Um die Verhetzung noch zu unterstreichen, bringt die „Humanité" über ihrem Artikel zwei karikierte Köpfe und schreibt darunter: „Charakteristische Typen des deutschen Bourgeois, gesehen von Georg Groß."

Man merke sich diese Art, in Paris gegen ein durch Karikaturen vertretenes Deutschland Stimmung zu machen! Man wird hoffentlich bei späterer Gelegenheit diesem Landesfeinde die richtige Behandlung angedeihen lassen, wenn er wieder einmal in Deutschland erscheinen und auf die Vergeßlichkeit seiner Heimat spekulieren sollte.

Dr. Rob. Volz

Der Fall Becher

Die Tagespresse der Linken, verschiedene literarische Zeitschriften und der Schutzverband deutscher Schriftsteller haben sich in Protesten und erregten Artikeln gegen die Verhaftung des Dichters Johannes R. Becher gewandt, der wegen revolutionär-erregender Schriften in Gewahrsam genommen worden ist; er soll, da er Hungerstreik androhte, inzwischen wieder entlassen sein. Dieser Fall gibt Gelegenheit, ein paar allgemeine Betrachtungen anzustellen und die Angelegenheit etwas näher zu beleuchten. Zunächst: wer einmal die Verse Bechers gelesen, der wird es schwer begreifen, daß immer wieder von dem „allgemein geachteten" Dichter gesprochen wird; denn es wird nur herzlich wenige Leser geben, die aus dem wirren Gestammel der Worte und Zeilen nur den Schimmer eines Sinnes zu erraten wissen. Man lese etwa folgende Verse aus dem Gedichte „Schnee":

Tyrannen! Schnee muß eure Hölle streichen!
Schnee-Mensch. Kristallener. Schnee: das Morgen-Tier.
Weh euch! Der sieht mit unfehlbaren Zeichen,
Der wittert feinst ... Dämonen ihr!
Morast des Monds, du schwingst mit Schleier-Pfützen.
Geblümte Stadt so zwischen Winden kracht
Die bellend sausend durch die Täler flitzen ...
O Schnee der Schlacht usw.

Oder der Beginn der „Hymne an Lenin":

Klopfzeichen noch in den
Särgen waren elektrisch
Hingerichteter. Die Bauchdurchschossenen
Vierfüssig krochen, die Gedärme zurecht sich
Zupfend. — Fabrikgevierte: fieberkurvige
Landschaft: Dämonenklumpen, eisen —
Gequadert, aufquollen, übergeworfen wie
Ätzend umpanzert, von leuchtgasigen
Rauchmänteln usw.

Man wird zugeben müssen: dieser „Expressionismus" ist nur für die Eingeweihten genießbar. Freilich haben in der „Roten Fahne" andere Verse gestanden, deren aufreizender Inhalt höchst eindeutig und sehr verständlich war.

Nun aber: was hätte man in den Tagen der glorreichen Revolution für ein Geschrei erhoben, wenn man Haßgesänge gegen Ebert oder Scheidemann angestimmt hätte! Wenn dagegen ein Versemacher wie Becher offen zu Aufruhr und Gewalttat herausfordert, so soll man ihn gewähren lassen? Es ist das trübe Zeichen unseres individualistischen Zeitalters, daß man das Literarische mit ungebührlicher Wichtigkeit bestaunt, daß man ein ungemäßes Aufhebens macht von allem, was irgendwie aus dem Geleise gefallen. Vergessen wir es nicht: wertvoller und zukunftsstärker als alle ästhetizistischen Redensarten ist Innentum und Seele, und das Volk ist nicht mit stammelnden Versen, sondern durch Zucht und Belehrung zu leiten. Der Staat muß das Recht für sich in Anspruch nehmen, unlautere und gegnerische Elemente unschädlich zu machen; wenn die Presse der Linken es bei den Bolschewiken verständlich findet, so mag sie sich nicht dort sperren, wo es sich in Deutschland um die Frage unseres Volkstums handelt, das nicht von einigen verschwärmten und verirrten Schreiern gestört werden soll. Endlich beginnt in Deutschland die Besinnung und Einkehr; wenn Herr Becher nicht einverstanden ist, so wende er sich nach Rußland

dessen Lobgesang er angestimmt. Wenn ein deutscher Dichter in Rußland heute gegen Lenin oder Trotzki Hassesbymnen sänge, was würde mit dem Unseligen geschehen? ... Sch.

Die „schwarze Schmach" in unserer Tanzmusik

Siegfried Wagner hat einen Aufruf veröffentlicht, in dem er, aus Anlaß des hundertsten Geburtstags von Johann Strauß, der tanzenden Jugend ans Herz legt, sich doch der schönen deutschen Tanzmusik des Wiener Walzerkönigs zu erinnern, statt nach den primitiven Tonfolgen und ohrenverletzenden Rhythmen der verschiedenen Jazz-Musiken zu tanzen.

Bei dieser Gelegenheit mag es angebracht erscheinen, doch einmal zu betrachten, was Jazz-Musik denn eigentlich ist? Diese uns aus Amerika, wo sie als etwas bodenständig Originelles gewiß Berechtigung hat, importierte Halbmusik ist aus einer allmählichen Vermischung der Musik der Neger und der Musik der Mestizenbevölkerung Mittelamerikas, namentlich der Inseln Kuba und San Domingo, hervorgegangen. Deshalb schließt Richard Wagners deutschfühlender Sohn seinen Aufruf auch sehr richtig mit den Worten: „Die blaue Donau liegt uns denn doch näher als Kuba und San Domingo!"

Nicht viel bekannt dürfte es sein, daß auch schon lange, bevor diese „schwarze Schmach" auf unserer deutschen Musik lastete, das unmusikalische Element der Negerlieder bei uns, wenn auch nicht in die Tanzsäle, dafür aber in die Konzersäle Eingang gefunden hatte. Der größte Komponist der Tschechen, Anton Dvorzak, im Jahre 1891 Direktor des Neuyorker Konservatoriums geworden, hatte, um sich vor den ihm in Amerika bis zum Überdruß in den Ohren klingenden burlesken Melodienbrocken der Wilden zu retten, einige dieser von den dazumal noch vernünftigeren Europäern verachteten Naturlaute auf das genialste in zwei seiner Kammermusikwerke verwertet. Sein F-Dur Streichquartett, op. 96, wird in der Musikwelt überhaupt kurzweg bloß als „Das Negerquartett" bezeichnet; aber auch Dvorzaks A-Dur Streichquartett, op. 97, weist in seinem Scherzo ein echtes Negermotiv auf, das, auf gleichen Viertelnoten aufgebaut, von acht Bässen rhythmisch so originell begleitet wird, daß man wirklich meint, die Handpauke eines wilden Negerstammes zu hören. Der berühmte Kritiker der „Neuen Freien Presse", Eduard Hanslick, hoffte aber schon damals beim ersten Erscheinen dieser Streichquartette, es möchte Dvorzak doch wieder gelingen, eine Musik „ohne Transfusion von Negerblut" zu schaffen!

Die moderne europäische Begeisterung für ihre Volksgesänge ist den Schwarzen von jenseits des Ozeans sichtlich zu Kopf gestiegen. So haben sich dort im letzten Jahre gleich zwei Gesellschaften gebildet, die es sich, nach dem Vorbilde zivilisierter Nationen, zur Aufgabe machen, alle Negerlieder zu sammeln. Die eine, ausschließlich nur aus Schwarzen bestehende Vereinigung, sammelt nur die religiösen Gesänge ihrer Rasse. Übrigens waren schon vor drei Jahrzehnten gelehrte Stimmen laut geworden, die behaupteten, daß die Lieder der Neger in der Hauptsache von aus Schottland stammenden Liedern herrühren.

In Amerika hat die Jazz-Musik Eingang selbst in die Oper gefunden. Dort gibt es nicht bloß Jazzband-Tanzmusik und Jazzband-Konzertmusik, sondern auch ein wahrhaftiges Jazzband-Opernorchester. Der jüngste Auswuchs dieses Geschmacks ist eine amerikanische Oper: „Daniel Jazz", von Louis Grünberg. Ihr Inhalt ist die biblische Erzählung: Daniel in der Löwengrube. Da die Oper bloß einen Akt hat, ist in ihr kein Szenenwechsel nötig; der ganze Vorgang spielt in einem Löwengraben. Der Hauptheld, Daniel, der Prophet, ist natürlich ein — Neger, aber auch das Publikum muß mitwirken. Ein dringender Aufruf ergeht an jeden Besucher: „In den geeigneten Momenten ja auf Löwenart mitzubrüllen!!"

Mathilde v. Leinburg

Unfug im Geldverkehr

Die „B.-Z. am Mittag", das sensationshungrige Ullsteinblatt, bediente sich kürzlich eines höchst bedenklichen amerikanischen Propaganda-Tricks, der zwar dem Verleger die Taschen füllt, aber aus volks-

wirtschaftlichen Gründen der schärfsten Kritik bedarf. Die Zeitung setzte eine Reihe von Fünfmarkscheinen in Umlauf, deren Nummern dann nach Ablauf einer Frist aufgerufen wurden. Den Wiederbringern dieser Geldscheine händigte der Verlag für jeden Fünfmarkschein einen Hundertmarkschein aus. Dieses Lockmittel genügte, um Hunderttausende zu verführen, alle Fünfmarkscheine zu hamstern. Wenn man annimmt, daß 300000 Leser, was bei den Riesen-Ullstein-Auflagen nicht zu hoch gegriffen ist, je 10 Scheine zu fünf Mark sammeln, so werden bereits 15 Millionen Mark Umlaufsgeld brachgelegt. Abgesehen davon, daß sich in verschiedenen Städten ein empfindlicher Mangel an Wechselgeld einstellte, wurde der deutschen Wirtschaft ein Schaden zugefügt, der zu einer unmittelbaren Gefahr führen muß, wenn mehrere Groß-Unternehmer ähnliche Werbemittel ergreifen.

Bargeldmangel hemmt das Getriebe der Wirtschaft. Da aber die Umlaufsgeschwindigkeit unseres Geldes ohnehin viel zu gering ist, müssen alle geeigneten Kräfte dahin wirken, jede Herausnahme von Geld aus dem Kreislauf des Verkehrs zu vermeiden. Brachliegendes Geld soll nicht im Kassenschrank oder im Strumpfe liegen, sondern der Öffentlichkeit durch die Spar- und Bankinstitute nutzbar gemacht werden. Was nützt es, wenn auf der einen Seite Maßnahmen zur Hebung der Geschäftstätigkeit in Deutschland getroffen werden und auf der anderen Seite wirtschaftsschädigende Vorgänge, wie wir sie bei Ullstein beobachten, nicht unterbunden werden! Was sagen Reichsbank und Regierung dazu?

K. A. W.

Europäische Revue

Herausgegeben vom Prinzen Karl Anton Rohan, einem Sproß der österreichischen Linie des bekannten französischen Adelsgeschlechtes, erschienen im Verlag Der Neue Geist, Leipzig, ist diese Zeitschrift, deren erste Hefte nun vorliegen, keines der üblichen Erzeugnisse, wie sie im deutschen Blätterwald zur Zeit massenhaft aufschießen. Hier ist ein großzügiger Versuch gemacht, entscheidende Geister aus allen Ländern, Lagern und Parteien jenseits von Tagespolitik und Interessenkämpfen zu politischer, wirtschaftlicher und künstlerischer Aussprache zu sammeln. Demgemäß besteht die Revue aus Beiträgen über Politik, Wirtschaft, Philosophie, Kunst, Wissenschaft und den europäischen Fragmenten, die Abschnitte aus den Werken großer Geister der Vergangenheit bringen, sofern sie für die Gegenwart und die europäische Idee Bedeutung haben. In ihrem ersten Heft hat die Revue diesen letzteren Teil mit Worten Friedrich Nietzsches eröffnet.

Die europäische Revue ist das Organ des „Kulturbundes", der im wesentlichen der Initiative des Prinzen Rohan sein Entstehen verdankend, die Möglichkeit engerer Fühlungnahme geistig führender Persönlichkeiten der verschiedenen europäischen Nationen mit dem Endzweck einer kulturellen Annäherung der europäischen Völker schaffen will. Es gilt die Überwindung der Kriegspsychose, die Hinwegräumung der Schützengräben und Drahtverhaue, die aus der Zeit des kaum entschwundenen europäischen Kulturkampfes die geistigen Provinzen unseres Erdteils immer noch hemmend durchziehen. Es gilt weiter, der Gefahr der Entseelung zu begegnen, die das Gespenst einer völligen Vernichtung des europäischen Geisteslebens auf Grund äußerer zwangsmechanischer Gesetze der Technik täglich näher und näher rückt. Die Männer dieses Bundes, dieser Revue, stellen das Problem, wie der Herausgeber in seinem Vorwort ausführt und wie er es seinerzeit in einem privaten Vortrage vor der intellektuellen Auslese der Stadt Frankfurt a. M. näher darlegte, keineswegs pazifistisch-sentimental. Sie packen die Frage nicht in internationalem, sondern in übernationalem Sinne an. Sie sind sich wohl bewußt, daß die Aufgabe des europäisch eingestellten Menschen nicht in der Verwässerung der Eigenart des eigenen Volkes, sondern in der Fühlungnahme mit fremden Kulturwelten, in dem bestimmten Heraustreten aus einer Isolierung besteht, die den von ihr Betroffenen selber am meisten schädigt.

Damit kann sich auch der entschieden national gerichtete Deutsche einverstanden erklären.

Was das erste Heft der Revue bringt, ist in dieser Richtung verheißungsvoll. Da sind Beiträge von Emile Borel, von André Gide, von Burns, von Francesco Nitti, von Guglielmo Ferrero, von Ignaz Seipel, Hans Driesch, Oskar A. H. Schmitz, Richard Wilhelm, ein einleitender Aufsatz „Europa" von Hugo von Hofmannsthal u. a. Da ist eine Besprechung von Unruhs „Flügel der Nike" von Alfred von Nostiz-Wallwitz, die in ihrer sachlichen und nationalen Haltung wohltuend berührt. Es sind vorgesehen „Europäische Aussprachen", in denen bestimmt Probleme von gegensätzlichen Standpunkten aus behandelt und die in einem der nächsten Hefte eröffnet werden sollen. Als weitere Mitarbeiter werden genannt: Paul Painlevé, George Duhamel, Henri de Jouvenel, Graf Romanones, Thomas Mann, Leopold Ziegler, Gustav Stresemann, Julius Meyer-Gräfe, Otto Hoetzsch, um nur einige der bekanntesten Namen zu bringen. Man wird der Entwicklung der „Europäischen Revue" mit Anteilnahme entgegensehen dürfen.

Dr. M. Leuchs-Mack

Die Begabten und die Grundschule

Zuerst eine Feststellung. Ich will die Versöhnung der Stände so leidenschaftlich als irgendein Verfechter der Grundschule. Der zwingende Nachweis ihrer Notwendigkeit zur Erreichung der Volkseinheit würde aus mir einen rücksichtslosen Vertreter dieser Forderung machen. Aber noch ist dieser Nachweis nicht erbracht trotz der Masse der hierfür aufgebrachten Druckerschwärze. Selbstvollendung und Selbstopfer sind nach Spranger die menschlich würdigen Hochziele. Sie gewährleisten die Aufwärtsentwicklung des Staates und aller menschlichen Gemeinschaften. Sie bilden den besten Prüfstein für alle unterrichtlichen und erziehlichen Veranstaltungen, also auch für den Fragekomplex: Die Begabten und die Grundschule.

Um die Prüfung dieser brennenden Streitfrage möglichst zu vereinfachen, seien die Hochbegabten von vornherein aus dieser Erörterung ausgeschlossen. Daß ihr Gang zur Höhe durch eine vierjährige Grundschule empfindlich gehemmt wird, bedarf m. E. keiner Erörterung. Ob aber auch die nur Gutbegabten in der vierjährigen einheitlichen Grundschule Hemmung statt Förderung erfahren, das ist die Frage, die uns beschäftigen soll. Ausgeschieden werde ferner die Frage der Begabtenauslese und der Langsamreifenden. Alles Aufgaben, die besonderer Beachtung und Betrachtung bedürfen, deren Bearbeitung aber an dieser Stelle unsere Aufgabe zu sehr belasten würde.

Wir befassen uns mit den Kindern, die schon bald nach ihrem Eintritt in die Grundschule durch ihre rege und erfolgreiche Beteiligung am Unterricht auffallen und die Führung der Klasse übernehmen. Es sind in der Hauptsache jene Schüler, die, falls sie früher der höheren Schule zugeführt wurden, dort mit dem vollendeten neunten Lebensjahre eintraten und sie dann unter normalen Verhältnissen ohne Anstoß durchliefen. Sie verlieren, wenn sie jetzt vier Jahre in der Grundschule verharren müssen, ein volles Lebensjahr. Ein Jahr länger lasten sie auf dem schmalen elterlichen Geldbeutel, ein Jahr später kommen sie in ihren Beruf, ein Jahr weiter hinausgeschoben wird die Möglichkeit der Verheiratung. Was gerade dieser letzte Umstand für die Ich- und Wirwerte der Persönlichkeit zu bedeuten hat, darüber malt die Volkshygiene erschütternde Bilder.

Und doch verliert diese Gruppe der Begabten zuweilen noch weit mehr als ein Jahr in der undifferenzierten vierklassigen Grundschule: Sie verliert den frohen Bildungswillen, die nimmerrastende Bildungskraft.

Bedenken wir die Schwierigkeit der Aufgabe für einen Lehrer, selbst in einer nur normal besetzten Klasse die verschiedenen Begabungen wesensgemäß zu fördern: die Schwachbegabten, die Mittelbegabten und die Gutbegabten. Und jeder Schüler hat doch berechtigten Anspruch auf anlagengemäße Emporentwicklung. Es gibt Lehrerkünstler, die auch dieser Aufgabe Herr werden; und die im Lehrerstand heimische Pflichttreue und

Hingabesittlichkeit vermag viel. Aber im allgemeinen übersteigen diese Anforderungen die Leistungsfähigkeit des Lehrers. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ein Durchschnittsmaß, einen Durchschnittsrhythmus zu wählen. Was darüber hinausragt oder darunter bleibt, erleidet nicht unbeträchtliche Einbuße an personalem und sozialem Wert.

Wieso die Gutbeanlagten? Sach- und Sinngehalte, die sie im Fluge vollinhaltlich und formsicher in sich aufnahmen, werden wieder und wieder vorgeführt, geklärt und eingeprägt. Anfänglich beteiligten sich die Gutbeanlagten eifrig. Allmählich erlahmt aber ihr Eifer. Der Unterricht langweilt, enttäuscht sie. Unlustgefühle tauchen auf, schwellen an, steigern sich. Vier Jahre hindurch, bald weniger, bald mehr! Es bilden sich Antipathien und Gewohnheiten, die dem Lernen hinderlich werden. Relativ gering nur ist die Ernte an wertvollem Bildungsgut, unentwickelt, weil ungeübt, bleiben bedeutsame Grundkräfte der Strukturanlage. Noch mehr, das dunkle Sehnen des Kindes nach dem Sonnengestade einer höheren Kultur irrt ab auf fehlführende Bahnen. Begabte, die soziale Gründe in der Volksschule festhalten, erreichen vielfach trotz ihrer guten Anlagen nicht einmal die oberste Klasse. Und auch viele von jenen Gutbeanlagten, die nach vier Jahren der höheren Schule zugeführt werden, gehen murrend ihren Weg, gehemmt durch die eisernen Fußkugeln der Lernunlust; denn nicht immer schwinden im neuen Klassenverband mit neuen Lehrzielen die tieflagernden Unlustgefühle und inneren Ablehnungen. Zumal die höheren Lehrer auch nicht alle Bildungskünstler sind. Und die in der Lebensfülle hoher Kultur *schwelgen* sollten, die *emporfliegen* sollten wie junge Adler, die empfinden die Arbeit als eine Last, der sie sich mit allen Listen und Ränken zu entziehen suchen. Manche leiden völlig Schiffbruch, andere *kriechen* empor mit Verlust von weiteren Lebensjahren. Das Leben und die Jahre machen ja manches wieder gut, rütteln die Innenkraft wieder wach. Aber köstliche Jugendjahre, wertvolle Jugendkraft sind unwiederbringlich verloren.

Und doch gibt es ein Mittel, diese Seelennot zu lindern, die Grundschule zu veredeln: Das Mannheimer Schulsystem. Es sammelt die ungefähr Gleichwertigen in besondern Klassen, und auch dem Durchschnittslehrer wird die wesensgemäße Förderung gelingen. Ja, aber die Auslese! Die Begabungsprüfung steht erst im Anbeginn ihrer Leistungsfähigkeit. Ich meine, diese Frage beunruhigt und beschwert uns sehr zu Unrecht. Das durch die Erfahrung geübte Auge des Lehrers, sein im sozialen Sinn verankertes Wohlwollen machen sein Differenzieren blicksicher und lehren ihn, die Geist- und Willenshochwertigen von ihren unterwertigen Altersgenossen unterscheiden. In der differenzierten Klasse aber wird Lernfreude und Lernkraft wachsen, da jeder Anlagegruppe das an geistiger Kost geboten und an geistigen Leistungen zugemutet wird, was sein leiblich-geistig-seelischer Organismus verlangt.

Neuerdings scheint man in den führenden Kreisen der Volksschullehrerschaft dem Gedanken der „Veredlung" der Grundschule nähertreten zu wollen, wie ein bedeutsamer Aufsatz in der „Preußischen Lehrerzeitung" zeigt. Würde dieser Weg beschritten, so würden viele sich mit der vierjährigen Grundschule befreunden, die ihr jetzt feindlich gegenüberstehen, weil sie ihre Kinder hungern sehen, weil sie eine Gefährdung der Zukunft ihrer Kinder befürchten. Und weil sie wissen oder spüren, daß jede Nichtauslösung oder Nichtentwicklung persönlicher Werte eine Schädigung der Allgemeinheit bedeutet. Die Veredelung der Grundschule durch das Mannheimer Schulsystem wäre ein bedeutsamer Schritt zur Sicherung der vierjährigen Grundschule.

K. K.

„Überspannung?"

Es ist freudig zu begrüßen, wenn in einer Zeitschrift wie dem „Türmer", der in vorbildlicher Weise den inneren Wiederaufbau vorbereitet, auch Mängel der Schule besprochen werden, zumal da jetzt die neuen Lehrpläne noch manche Erörterung hervorrufen werden. Aber die in der Augustnummer

(S. 472) gerügten „Überspannungen" entsprechen in der verallgemeinerten Form glücklicherweise nicht den Tatsachen.

Zunächst beklagt der Verfasser den Wahn der Schule, „der Jugend müsse so viel Wissen als nur möglich eingetrichtert werden", dann die „Überschätzung und Überspannung des gedächtnismäßigen Lernens" und das daraus sich erklärende „niederschmetternde Ergebnis" hinsichtlich der Dauer des Erworbenen. Das sind ohne Zweifel große Fehler, die zum Teil mit dem ungeahnten Aufschwung der Naturwissenschaften um die Wende des 20. Jahrhunderts in Zusammenhang stehen, die aber auch von führenden Pädagogen wie Kerschensteiner u. a. vor bereits 20 Jahren erfolgreich bekämpft wurden. Dafür nur ein Beweis: eine mir vorliegende Lehrordnung der Pfalz von 1908, die aber in der nächsten Zeit durch eine neuzeitliche abgelöst werden wird, sagt einleitend ausdrücklich: „Die Durcharbeitung der Stoffe hat sich auf das Wesentliche zu beschränken, wie überhaupt in allen Schulverhältnissen bei jedem Unterricht nicht mehr Einzelheiten aufzunehmen sind, als nach Maßgabe der verfügbaren Zeit methodisch richtig behandelt werden können." Die mir bekannten Lehrordnungen von Mannheim, München, Hamburg u. a. schreiben in ähnlichem Sinne.

Des weiteren wird die Einführung neuer Lehrfächer befürchtet. Wer nur oberflächlich in der pädagogischen Literatur Bescheid weiß, kennt die in den letzten Jahren in allen Teilen des Reiches mit Geschick und Erfolg arbeitenden Bestrebungen nach Zusammenlegung der Fächer zum „Gesamtunterricht", „jenseits der Fächerung".

Auch über die Ermüdung der Kinder durch die Schularbeit ist man ziemlich unterrichtet, ohne sich dabei auf die sehr persönlichen Empfindungen eines reichen Engländers stützen zu müssen. So haben die sehr eingehenden, experimentellen Untersuchungen des Prof. Lobsien folgendes ergeben: „Die fünfte vormittägige Unterrichtsstunde wirkt äußerst ermüdend, wenn ein schwieriges Fach getrieben wird, bedenklich. Eine folgende sechste Stunde wirkt geradezu erschreckend."

Bezüglich der Höchststundenzahl sieht die vorhin erwähnte Lehrordnung seit 1908 in den Oberklassen im Sommerhalbjahr wöchentlich 24 Stunden vor. Zieht man die vom Verfasser noch zugegebenen „keine geistige Anstrengung erfordernden" Fächer ab, dann verbleiben noch 19, für den Winter 21 Stunden, demnach noch weniger als der Verfasser zur Schonung der Jugend verlangt.

Hinsichtlich der Hausaufgaben besteht die strenge Weisung: „Obwohl der Stundenplan der Werktagsschule dem umsichtigen Lehrer hinreichend Zeit für Einübung der Lehrstoffe während der Schulzeit läßt, will von Hausaufgaben nicht ganz abgesehen werden; doch sind größere Hausaufgaben nur über den schulfreien Nachmittagen zulässig und dabei in solchem Umfange, daß ihre Erledigung höchstens eine Stunde erheischt."

Wenn also die im „Türmer" erwähnten Mängel an irgend einer Landschule noch bestehen, dann sind sie jedenfalls nicht typisch, sondern, Gott sei Dank, ein Ausnahmefall.

Heinrich Löckel

Aufschwung des deutschen Turnier-Sports

Fast in der Stille hat sich seit Kriegsende ein Zweig unserer Inlandserzeugnisse und seiner praktischen Anwendung zu einem gebietenden Faktor entwickelt, dem ohne Zweifel die Zukunft gehört. Das deutsche Pferd ist drauf und dran zu einem hochwertigen und begehrten Ausfuhr-Objekt zu werden. In jahrzehntelanger zielbewußter Arbeit hat die deutsche Landwirtschaft des norddeutschen Tiefs jenen Typus des höchstverwendbaren Pferdes herangezüchtet, der unter dem Kennzeichen „Deutsches Halbblut" seinen Siegeszug durch die Welt antreten wird. Der leichtere Schlag wird vor allem im Hannöverschen und auf den Marschen Holsteins gezogen. Der schwerere Schlag, einem Kaltblüter ähnlicher als einem edlen Warmblut, gedeiht namentlich in Oldenburg und Ostfriesland. Hier hat der unlängst zusammengeschlossene Verband der Züchter des edlen oldenburgischen Gebrauchspferdes (des

leichten der südlichen Geest, des schwereren der Marsch) mit einem Stamm von etwa 12000 Mutterstuten und einem Bestand von gut hundert höchstwertigen Hengsten ein von langher vollkommen ausgeglichenes Blut herangezüchtet, so daß die jährlichen Hengst- und Stutenkörungen ein Ereignis ersten Ranges auch für das Ausland geworden sind. Die Tschechoslowakei kaufte 1924 allein 35 dieser Hengste an (der Rekordpreis für ein Tier war fast 50000 Mark). Auch Schweden, Amerika, Belgien und Holland hatten Fachleute und Aufkäufer entsandt. In Amerika sind Oldenburger als Wagenpferde von imposanter Form und fabelhaften Gängen (Stichtrab) große Mode. Mit diesem Aufschwung der einheimischen Pferdezucht, deren Produkte man mit Freude und ehrlichem Staunen in der viel besseren Nachkriegs-Form bei unserer Kavallerie und berittenen Polizei feststellen kann, ist aber auch die Auswertung nach der idealen und realen Seite hin emporgegangen: In den bäuerlichen Pferdezuchtgebieten hat das Reitwesen höchsterfreulich zugenommen. Das ist nicht zuletzt den rührigen Landbünden zu danken, die den reiterlichen Geist der alten (verscheuchten) Armee weiterpflegen will; vor allem aber der Freude des Jungvolks am Reiten und Reiterlichen. Die bäuerlichen Reitvereine, die heute fast in keinem vaterländischen Festzuge fehlen, bilden ein ungemein wertvolles Glied in den volkstümlichen Bestrebungen, für den verbotenen allgemeinen Wehrdienst eine gute körperliche Ausarbeitung und den frohen, mannhaften Geist zum edlen Sport dem Volke als Ersatz liebwert zu machen. Sie dienen aber auch der praktischen Arbeit am Objekt, am Pferde selbst. In den Turnieren finden diese Aufgebote der deutschen Qualitätszucht ihren Gradmesser und den öffentlichen Schauplatz. Eine Statistik der Turniere und Nennungen für deutsches Halbblut mag vom gewaltigen Umfang dieser Arbeit am guten Ding einen Begriff geben.

Vom Reichsverband zur Zucht und Prüfung deutschen Halbbluts wurden veranstaltet: 1923: 273 Turniere, 11741 gestartete Pferde. Höchstzahl bei einem Turnier mehr als 1000, 1924: 373 Turniere, 24264 gestartete Pferde, 1925: etwa das Doppelte, allein im Juli 79 Turniere.

Von den meisten Turnieren hört man in der großen Öffentlichkeit nichts. Nur die lokalen Blätter berichten darüber. Dabei sind bei diesen kleineren Veranstaltungen meist drei- bis vierhundert Pferde am Start. Allgemein bekannt, und als das deutsche Olympia der Pferde anzusprechen, sind die zwei großen Jahresveranstaltungen des Reichsverbands in Berlin: Das Frühjahrsturnier in geschlossenen Hallen (meist Luisen-Tattersall oder Sportpalast) und das gewaltige Herbstturnier — der Heerbann des Halbbluts — auf dem Stadion im Grunewald. Das sind übrigens auch die zwei Gelegenheiten, wo man die ältere deutsche Gesellschaft in Reinkultur beisammen sehen und Namen vernehmen kann, die in der neudeutschen Luft Schall und Rauch geworden scheinen.

Diese Entwicklung ist zwangsläufig: die gesunde Reaktion auf das Unmaß der gewaltsamen Beschneidung, Aussaugung und Verkümmerung von deutschem Land und Volk, niedergelegt im Versailler Schandvertrag. Diese Entwicklung zeigt auch, welchem Exportgut die deutsche Volkswirtschaft ihr Hauptaugenmerk zuzuwenden hat: nicht den deutschen Industrie-Sachlieferungen, sondern dem einheimischen Erzeugnis, das kein Hochschutzzoll, kein Dumping-Geschrei fernhalten kann, da es einfach unentbehrlich oder hochbegehrt ist: das deutsche Halbblut-Pferd und die deutsche Zuckerrübe — landwirtschaftliche Urprodukte beides. H. Sch.

Herausgeber: Professor Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Hauptschriftleitung: Dr. Konrad Dürre, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Sturm — Gerd Schniewind



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. | März 1926 | Heft 6

Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsre persönlichsten Angelegenheiten. Gibt es irgendeinen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk.

Heinrich von Treitschke
(1861)

Großdeutschland, sein Lebensraum und seine Grenzen

Von Dr. phil. et iur. Hugo Grothe
Leiter des „Instituts für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum“, Leipzig

Jedes Volk hat auf der Erde einen ihm von der Natur gegebenen Lebensraum. Nicht von Urzeiten sitzt es in ihm. Es beginnt mit demselben erst zu verwachsen, wenn es im Prozesse kulturellen Aufstieges diesen Lebensraum durch Anpassung eroberte und den Platz gegen Widersacher seiner Nachbarschaft durch siegreiche Kämpfe zu halten vermochte.

Das deutsche Volk gewann seinen Lebensraum in Mitteleuropa in den ersten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Bedeutend eher, als die auf dem Boden des westlichen Frankenreiches sitzenden Stämme der Burgunder, Bretonen, Gascogner, Provenzalen sich als „französische Nation“ fühlten — es geschah letzteres etwa seit den Kämpfen gegen die Ausbreitung der Engländer im 15. Jahrhundert in Nordfrankreich — kristallisiert sich das Volk der Deutschen. Schon der griechische Geograph Ptolemäus maß das Land Germanien nach Längen und Breiten im Jahre 150 n. Chr. Die römischen Grenzprovinzen am linken Rheinufer, „Germania superior“ und „inferior“ lagen da, wo sich später die deutschen Herzogtümer Ober- und Niederlothringen und Hochburgund entwickelten. Auf Grund der Sprachgrenze im Westen wird das große Frankenreich Karls des Großen 870 im Vertrag zu Mersen in seine romanischen und germanischen Bestandteile zerlegt. Jetzt — um die Wende des neunten zum zehnten Jahrhundert — ist der Lebensboden für den weiteren politischen und kulturellen Werdegang des deutschen Volkes in den Grundzügen festgelegt.

Die Grenze zwischen den beiden Reichen läuft gemäß der Sprachenscheide Hunderte von Kilometern westlich des Rheins. Der Strom selbst war niemals Volksscheide und kann es nicht werden. Das Quellgebiet des Rheins, die Ufer des Bodensees, das südliche Baden, Schweiz und Elsaß bis zur Mosel sind von alemannischen Stämmen besiedelt, indes flußabwärts die rheinischen und nach dem Meere zu die salischen Franken saßen.

Rhein- und Moselland werden seit Karl dem Großen Rückgrat und Seele des deutschen Reiches. Ungeheuerlich daher, daß Frankreich heute mit seinen Garnisonen die Hände legt auf die alten Stätten deutscher Macht- und Geistesentfaltung und sie seiner Kulturzone durch alle Mittel der Propaganda eingliedern möchte. Deutsches wirtschaftliches und geistiges Leben blühte frühzeitig in den Ländern und Städten zu beiden Ufern des Rheins und lief in befruchtenden Strömungen auf den verschiedensten Straßen ins Innere Deutschlands. Am Rhein und an der Mosel, wo sich die innerdeutschen Naturformen seelischer Tiefe und Herbheit von dunkelnden Wäldern und frischen Feldern mit Zeichen des sonnigeren Südens, Rebengärten und Edelkastanien mischen, entwickelte sich im Mittelalter die Keimzelle der das deutsche Chaos gliedernden Staatlichkeit. Hier tagten die glänzenden Reichstage, einer der stolzesten der von Mainz im Jahre 1184, auf dem Kaiser Friedrich Rotbart die Huldigungen und Grüße europäischer und asiatischer Fürsten entgegennahm.

Unter den Hohenstaufen im 12. und 13. Jahrhundert wird im wesentlichen nach Osten und Südosten zu der Bereich deutscher Kolonisations- und Kulturarbeit gerückt. Ein bis zwei Jahrhunderte später ist dieses Neuland als inmitten der deutschen Sprachgrenze liegender geschlossener Volksboden klar gekennzeichnet. Dem deutschen Reiche zugehörig ist damals das Ordensland Preußen, Pommerellen und Pommern, weiter das schon halbwegs zur Warthe über die Oder ostwärts greifende Herzogtum Schlesien, dann im Süden die Markgrafschaft Mähren mit Troppau, Olmitz, Brünn, desgleichen das Herzogtum Steiermark, das im Süden schon seine deutschen Städte Pettau und Cilli aufgebaut hat, und schließlich an der oberen Drau und Sau das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Krain. Nur im Norden fiel, im Gegensatz zu der späteren Entwicklung, die deutsche Grenze noch mit der Eider zusammen. Im Westen waren indes dem Römischen Reiche deutscher Nation noch alle Landschaften zwischen Schelde, Maas und Mosel mit Brüssel, Namur, Verden und Toul einverleibt, wo eine starke, deutschsprechende Oberschicht, soweit es sich wirklich um romanischen Volksboden handelte, damals seßhaft war.

„Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt" ... dies deutsche Lied zeichnet in knappen Worten, die unsere bekanntesten Flußnamen der Grenzlande künden, das Ausmaß deutschen Sprachbodens von West nach Ost, von Süd nach Nord. Bern, Bozen, Klagenfurt, Radkersburg sind die Städte seiner Südflanke, indes Preßburg, Brünn, Olmütz, Beuthen, Thorn, Insterburg die städtischen kulturellen Grenzpunkte nach Osten, Hadersleben, Stralsund, Danzig, Königsberg, Memel nach Norden, Emden, Aachen, Trier, Metz und Straßburg solche Kulturzentren nach Westen zu darstellen. Nicht weniger als neun dieser deutschen Kulturherde liegen heute in Feindesland. Wären nicht im Osten zwei große Völkerkeile dem deutschen Sprachgebiete eingedrückt, der polnische und der tschechische, würde es die Gestalt eines mächtigen unregelmäßigen Trapezes besitzen, dessen breite, durch siebzehn Längengrade sich erstreckende Grundlinie an der Wasserkante verläuft, indes die kürzere, nur zehn Längengrade schneidende obere Linie sich dem Gebirgswall der Alpen anlehnt. Die geographische Wissenschaft hat kürzlich die Größe des deutschen Sprachgebiets planimetrisch neu ausgemessen und ihm 652000 qkm gegeben. Von ihm liegen 365000 qkm im Kernland westlich von Elbe, Saale, Böhmerwald, der Enns und dem Großglockner, 287000 im Kolonialland östlich der Elbe. Innerhalb der alten Grenzen des Reiches von 1871—1918 finden wir 72% des deutschen Sprachgebietes, innerhalb der neuen Grenzen jedoch nur 66% desselben. 49000 qkm entfallen auf die Niederlande, Belgien und Luxemburg, 12000 auf Elsaß-Lothringen, 23000 auf die Schweiz, 87000 auf Österreich und Deutsch-Südtirol, 27000 auf die Tschechoslowakei, 20000 auf Polen und Danzig. Dazu kommen noch die weiter abgelegenen Sprachinseln in Krain, Ungarn, Polen und den baltischen Provinzen.

Die Territorien von acht Staaten berührten das im Herzen von Mitteleuropa gelagerte Deutschland Bismarcks. Ihre Zahl stieg mit den aus dem Schoße des Versailler Diktats entstandenen Mittel- und Kleinstaaten auf zehn. Es ist somit eine mannigfache Umklammerung gegeben, eine Kehrseite seiner zentralen Lage in Europa, die für Verkehr und Wirtschaft freilich viel der Vorteile birgt. Von den fünf



Staaten der Ostflanke werden ihrer drei (Polen, Tschechoslowakei und Südslawien) von französischem Willen gelenkt; durch finanzielle und militärische Hilfe sind sie zu Werkzeugen der neuen Umkreisung Deutschlands gestaltet worden. Und von Litauen, das erst kürzlich sich unter den Augen des Völkerbundes des Memelstaates bemächtigte, um sich für den Verlust Wilnas an Polen zu entschädigen, ist schwerlich eine freundliche Haltung zu erwarten.

Eine noch buntere Reihe ergibt sich, wenn wir die Volkssplitter betrachten, die sich um den Sprachboden deutschen Volkstums gruppieren. Es sind im Osten, Süden und Westen: Esten, Letten, Litauer, Masuren, Kaschuben, Polen, Tschechen, Slowaken, Magyaren, Slowenen, Kroaten, Serben, Friauler, Ladiner in Südtirol und in der Schweiz (Rhätoromanen), Italiener, Franzosen, Wallonen, Belgier. Ringsher sehen wir also im weiten Kreise von Nordost zu Ost, Südost, Süd und West achtzehn Völker und Volksteile, die zur Mehrzahl auf Kosten deutscher Erde und deutscher Menschen eine Bereicherung an Gebiet, Kulturgut und Wirtschaft erstreben. In dem großen Ring, der um den deutschen mitteleuropäischen Volksboden gelegt ist, sitzen Rassenverwandte allein im Norden mit Holländern, Dänen, Norwegern und Schweden. Aber auch hier in der Nachbarschaft verwandter Rassen ist Schutz und Sicherheit vor nationalistischen Bestrebungen nicht völlig gegeben. Auf der jütländischen Halbinsel hat der kleine Däne die Niederlage Deutschlands benutzt, um unter Hervorholung alter Streitpunkte sich Beute an Land zu holen.

Schützender Naturgrenzen entbehrte das Deutsche Reich von 1871 nahezu völlig, mit Ausnahme derjenigen der Nord- und Ostsee. Und im Rumpfdeutschland von 1918 sind die Türen und Fenster, die für leichten Einmarsch der Nachbarn offen standen, noch weiter aufgerissen. Im Osten wurde die früher schon ungemein lange und schwer zu verteidigende Grenze um ein Drittel vergrößert und die Reichshauptstadt Berlin ihr auf nur 120 km nahegerückt. Indem die deutschen Flüsse durch das Versailler Diktat fremder Kontrolle unterstellt sind, machte man Rumpfdeutschland geradezu zum Tummelplatz nicht nur der Anlieger, wie Polen, Tschechen, Franzosen, sondern auch der Italiener und Engländer, die in den zur Aufsicht der Flußschiffahrt eingesetzten Ausschüssen vertreten sind. Der deutsche Volksboden eines künftigen Großdeutschlands wird im Westen und Süden günstigere Naturgrenzen zu gewinnen haben, die heute nicht bestehen, und zwar durch Vogesen, Ardennen und die Ketten der Alpen. In Osten und Südosten, wo im Laufe der Jahrhunderte sich die Völker derartig hin und her schoben, daß sie inselartig sich ineinanderbetten, wird die Abgrenzung im Wege von natürlichen oder strategischen Grenzen zur Unmöglichkeit oder zur Ungerechtigkeit für einen der Grenznachbarn. Hier läßt sich wohl nur ein Ausweg schaffen: die Volkstumsgrenze wird zur Kulturgrenze gestaltet. Durch Abstimmung entscheiden sich die Bewohner über ihre Hinneigung zum deutschen oder slawischen Sprach- und Kulturkreis.

Sind Möglichkeiten gegeben, die Errichtung eines „Großdeutschland" in absehbarer Zeit zu erreichen, so daß die heutige Generation solche Gedankengänge pflegen kann? Gewiß, nur schrittweise wird sich die Bildung eines staatlich geeinten größeren Deutschlands vollziehen. Die kulturelle Sammlung des Deutschtums, die Schaffung des Bewußtseins einer deutschen Gesamtkultur und einer unlösbaren Zugehörig-

keit zum deutschen Volkstum, ist das nächste und das am ehesten erreichbare Ziel. Es hat der erste Baustein des Werkes der Zukunft zu sein. Ganz von selbst werden sich dann Folgen politischer Natur einstellen, die mit den Grenzen zwischen Gliedern von Volksgenossen aufräumen. Die Revision der Grenzen im Osten von Rumpfdeutschland beschäftigt heute schon die Staatsmänner fremder Staaten mehr als unsere eigenen. Daß in die „Sicherheiten", wie sie Frankreich für die Räumung der Kölner Zone verlangte, eine Gewähr der Erhaltung des polnischen Korridors sich niemals einbeziehen läßt, dieser Tatsache haben die Verhandlungen von Locarno Anerkenntnis verschafft. Einen bezeichnenden Aufsatz schrieb im Frühjahr 1925 Lloyd George, derselbe, der seinen Namenszug mit unter den Vertrag von Versailles setzte. Wie er die Ost- und Südostfragen Europas beurteilt, ergibt sich aus folgenden Worten: „Immer wieder habe ich darauf aufmerksam gemacht, wie sich einige der durch den großen Krieg befreiten Nationen selber unvermeidliche Schwierigkeiten bereitet haben durch ihre Gier nach Land, das bis vor kurzem anderen Völkern gehört hatte. Nachdem diese neubefreiten Völker Menschenalter hindurch lebendig begraben waren, sind sie aus ihren Gräbern herausgetreten, mit einem wütenden Hunger nach Land und Menschen, den nichts zu stillen vermochte. Polen wird eines Tages seine Gefräßigkeit übel bekommen. Wer wird es dann zu retten vermögen? Polen hat ganze Fetzen von unverdaulichen Ukrainern, Weißrussen, Deutschen, Litauern verschluckt. Nicht zufrieden mit dieser beschwerlichen und erdrückenden Mahlzeit, sucht es jetzt die ganze, durch und durch deutsche Stadt Danzig zu verschlingen. In jenen Teilen Europas bedeutet der Prozeß der Wiederherstellung eine der unvermeidlichsten Sorgen der Zukunft."

Revisionen des Vertrages von Versailles von kleinerem oder größerem Umfange wird also das nächste Jahrzehnt unstreitig bringen. Da heißt es, daß wir deutscherseits uns rechtzeitig klarmachen, wohin unsere Forderungen auf Umstoßung des Friedensvertrags in territorialer Hinsicht gehen. Eine ganze Generation der Tschechen und Südslawen hatte im stillen Wünsche genährt, geformt, sie ausgebaut und begründet, so daß am Schlusse des Weltkriegs in Versailles scharf gefaßte und durch zum Teil gefälschtes Beweismaterial gestützte Formulierungen für aufgestellte Forderungen vorgelegt werden konnten.

Eines verkenne man nicht: wir haben einen Rechtsgrund, die Revision des Versailler Diktats zu fordern, wenn auch unsere Machtmittel zu solcher Umgestaltung der Friedensbedingungen gegenwärtig noch nicht ausreichen. Aber mit dem Grade unserer inneren Erstarkung und der wachsenden Erkenntnis von der Unwahrheit der Kriegsschuldlüge in der Welt und vom Sitze eines bedrohlichen Militarismus in Paris wird auch die Zwangsjacke des Diktats von Versailles und St. Germain fallen. Eine Erschließung der Versailler Geheimakten hat gelehrt, daß die amerikanischen Vertreter in Paris 1918 die strenge Einhaltung der Vorabreden mit Präsident Wilson forderten, die sie, wie das getäuschte Deutschland, als einen rechtsgültigen Vertrag ansahen. Und als Grundlage der Friedensbedingungen und einer Neuregelung der Staatsgrenzen war das Selbstbestimmungsrecht der Völker ausersehen. Die diesbezüglich maßgebende Kundgebung Wilsons lautet bekanntermaßen:

„Es soll weder Annexionen noch Entschädigungen geben, Völker und Provinzen

sollen nicht von einer Staatshoheit in eine andere geschoben werden, als ob es sich nur um Gegenstände oder Steine in einem Spiel handelte. Jede Lösung einer Gebietsfrage muß im Interesse und zugunsten der betreffenden Bevölkerung und nicht als Teil eines bloßen Ausgleichs oder Kompromisses rivalisierender Staaten getroffen werden."

Ins Gewicht für die Lösung des Problems Großdeutschland fällt aber vor allem die zahlenmäßige Stärke der deutschen Menschen, sobald diese mit festem und einigem Willen ein Großdeutschland heischen. Ein Viertel aller Deutschen ist gewaltsam vom Reiche getrennt. Unter Fremdherrschaft kamen von der Zahl der Grenzdeutschen rund 1650000 in Elsaß-Lothringen, in Moresnet und Eupen-Malmedy, 800000 an der Saar, 250000 in Südtirol und im Tarwisgebiet, 200000 in Slowenien, 3750000 n Böhmen, $1^1/_4$—$1^1/_2$ Mill. in Polen, 120000 in Memel, 315000 in Danzig, 40000 in Schleswig, das sind zusammen gut $8^1/_2$ Millionen Deutsche. — Weiter wurde 6730000 deutschen Volksangehörigen in Deutsch-Österreich der einmütig verlangte Anschluß verboten. Das sind zusammen nahezu 16 Millionen unerlöste Deutsche, die zu einem einigen Großdeutschland streben. Eine Irredenta, gegen die, wenn sie unter dem Drucke der Entrechtung und Vergewaltigung eines Tages zur Entfaltung und Entfachung gelangt, jede frühere in Europa als harmlose Kleinigkeit sich ausnimmt! Sie ist dann einunddreißig mal so groß als die französische in Elsaß-Lothringen und die italienische in Tirol wa! Sechzehn Millionen — soviel wie die Bevölkerung der gesamten einundzwanzig nordamerikanischen Staaten westlich des Mississippi ohne Missouri und Iowa, vier Fünftel soviel wie diejenige Spaniens, fast halb soviel wie die Frankreichs!

Die staatlichen Bildungen zur Umfassung der Deutschen haben im Gange eines Jahrtausends notgedrungen, je nach den die weltliche Macht tragenden Kräften und dem Geiste der Zeit, wechseln müssen. Zuerst erstand das mächtige Römische Reich Deutscher Nation. In den Westen und Osten Europas ragte es weit hinein und umschloß alle Deutschstämmigen, dazu freilich viel fremdes Volkstum. Nach seinem Zusammenbruche kam der Deutsche Bund von 1815—1866. Als eine äußerliche Bindung, in der die Eifersucht zwischen dem ehemaligen Träger der Kaiserkrone, Österreich, und dem mächtig aufstrebenden Preußen bald zum Moment der Sprengung werden mußte, hatte er nur kurze Dauer. An seine Stelle trat das Deutschland Bismarcks, dem trotz der Genialität seines Schöpfers die Merkmale eines Kleindeutschlands anhaften mußten. Diesem siebenundvierzig Jahre glanzvoll bestehenden „dritten" Reiche folgte durch den Zwang der Sieger das beklagenswerte Rumpfdeutschland unserer Tage.

Im Leben der ganzen Menschheit wie in dem der einzelnen Völker vollzieht sich jede Entwicklung in Wellenlinien, die Höhen und Tiefen zeigen. Wir sind kein in physischer und seelischer Zeugungskraft absterbendes Volk, soviel Wunden auch durch den Materialismus der Zeit, durch Versagen der Pflichterfüllung, durch Weichen der Persönlichkeit vor den Instinkten und Leidenschaften der Masse seit Beginn des Weltkrieges, aber vielfach auch schon früher, in den Volkskörper sich eingefressen haben. Aus dem engen Wellental eines Rumpfdeutschland wird und soll Schwung und Aufstieg kommen zu einem reiferen und stärkeren Großdeutschland.

In ihm möge der deutsche Mensch sich entfalten, der seinen wertvollen Lebensraum, seinen glücklichen Boden, seine Vermittlerrolle im Herzen Europas durch vollste Ertüchtigung wieder zu erringen weiß ... ein deutscher Mensch, dem nicht Geldsack, Valuta- und Warenspekulation, Bankdiskont und Anleihegeschäfte das einzige große Evangelium sind ... ein deutscher Mensch, der in der Welt seinen Geist, sein Können und seine Führerkräfte einzusetzen vermag gegen angelsächsische, romanische und slawische Einflüsse und neben diesen ... ein deutscher Mensch, der mit Goethe in höchster Pflichterfüllung gegen sich und sein Volk den Weg der Berufung zu gehen entschlossen ist und in dieser Aufgabe ein wahres, befreiendes und erhebendes Glücksgefühl empfindet und hegt.

Im Deutschen Reiche von heute sind nur 70—75 Prozent aller Deutschen Mitteleuropas beieinander. Ein Großdeutschland im kulturellen Sinne bedeute eine Geistes- und Seelengemeinschaft, die im geschlossenen mitteleuropäischen Siedlungsfelde über eine Menschenmasse von reichlich 80 Millionen gebietet und, wenn wir das gesamte Deutschtum in der Welt ins Auge fassen, von 100 Millionen Volksgenossen nicht weit entfernt ist. Scheiden wir die Deutsch-Schweizer im mitteleuropäischen Vorgelände aus, so umschließt ein politisches Großdeutschland der Zukunft in Mitteleuropa doch früher oder später an 75 Millionen Volksgenossen und nicht nur 62 Millionen wie das Rumpfdeutschland unserer Tage. Den Regierenden dieses Staates wie der großen Masse kann nicht auf die Dauer allein die Wohlfahrt der eigenen Pfahlbürger Selbstzweck und Daseinssinn sein. Das Denken der Führer und Geführten muß ein schöpferisches werden, und neue Aufgaben haben in den Kreis der Erwägungen und Pläne einzutreten. Reparations- und Räumungsfragen sind wohl noch für Jahre hinaus notwendiger Gegenstand ihrer Sorgen und Kämpfe, können es aber nicht ständig bleiben. Früher oder später heißt es in Anknüpfung an die Staatsgedanken eines Ministers der Aufbauzeit nach 1813, des großen Reorganisators vom Stein, vor dessen Augen bereits ein mit dem Volksboden Mitteleuropas sich verschmelzendes Reich stand, die Straße zu schreiten zur Einheit des deutschen Volkstums im Schoße eines Großdeutschlands gemäß Recht und Gerechtigkeit, gemäß einem Völkerbundsgedanken, der friedlich sich scheidende Völker im Rahmen ihrer wirklichen Bestandteile, Kräftequellen und Kulturgrenzen zur höchsten wirtschaftlichen und geistigen Vollkommenheit sich entwickeln läßt.

Was ist die Welt?

Von Hans von Wolzogen

Der eine lehrt — es war ein Weiser —:
Das Arge nur regiert die Welt;
Das Gute ist ein Schein, ein leiser,
Der hier und da den Weg erhellt.

Der andre meint — er ist ein Braver —:
Die Welt ist doch im Grunde gut;
Das Arge wirkt nur als Bestrafer,
Wenn einer mal nichts Gutes tut.

Ich aber denke, kampfgewärtig:
Zwei Welten gibt es überhaupt,
Und mit der argen wird man fertig,
Wenn man nur an die gute glaubt.



Der Dämon des Lichts

Ein Rembrandt-Roman von Herbert Martens

(Schluß)

1669

1.

Dusart holt den Meister zum Morgengang, so dachte Cornelis Suythoff, der auf der Südseite der Rosengracht wohnte, schräg gegenüber dem Hause der van Ryn. Ein bescheidenes Dachzimmer, das eher einer engen Schiffskoje glich, diente dem jungen Malermeister zum Leben, wie es sonst nur Studenten zu jener Zeit und zu allen erdenklichen Zeiten bezogen: dunkel, feucht und unbehaglich. Und doch hatte auch dieser enge Raum seine Zierde: das hohe, mit Blumenstöcken bestandene Dachfenster, zu dem eine Leiter hinaufführte. Hier saß Suythoff tagein, tagaus, mit den feinsten Haarpinseln eine winzigkleine Holztafel mit einer erdachten Landschaft belebend: zwei knorrige Eichen nach einem Gewitter, die Luft geschwängert mit Feuchtigkeit; vorn zieht ein Waldpfad vorüber, auf dem zwei Reiter in die hügelige Weite an einem Weiher vorbei hinausziehen, beide mit zinnoberroten Röcken angetan. — Seit Cornelis Vroom die hergebrachte Bildstaffage; die Untermalung in einem rötlichen Ton, und Luft und Wolken hübsch lasiert.

Es war Vorsommer; die Linden auf der Prinzengracht sandten ihren betäubenden Duft herüber; die Schwalben huschten am Fenster vorbei; die Geranien reckten sich hoch empor, als könnten sie dann die Straße besser überblicken. Und ein zärtlich warmer Sonnenschein vergoldete die dunkelsten Erker und Winkel, die roten Giebel der langen Häuserreihe und den Turm der Westerkerk, und vergoldete Suythoffs junges Malerherz, das in einemfort lachte, richtig laut lachte, hatte er doch soeben noch einen glänzenden Blick von Cornelia erhascht, die den Vater bis auf die Straße begleitete. Heute war Sommerwetter drinnen und draußen, und übergenug Seligkeit, um einen ganzen langen Arbeitstag damit zu füllen. Er schob seinen breitkrempigen Hut tief in den Nacken, liebäugelte mit den feinabgestimmten Tönen seines Dutzendwerkleins und schnitt dabei die verliebtesten Grimassen.

Währenddessen lustwandelten die beiden Männer zu den Seilerbahnen, die sich an der Innenseite der Stadtwälle weit nach Süden hinzogen, im Schatten einer schmalen Ulmenallee. Sie hatten sich nicht viel zu erzählen. Der frühe Morgen war so farbenreich wie ein Stilleben von Snyders für ihre empfindlichen Augen, der die feinsten und schönsten Leckerbissen auf rotem Tuch in den herrlichsten Farben zu schildern verstand.

— Dusart, wie schön ist doch die Welt! —

Zwei junge dralle Milchmädchen mit ihrer kupfernen Kanne in jedem Arm schritten vorüber.

— Dusart, das Leben ist doch das Schönste! Ich habe nie den Mut gehabt, dieses rotbäckige frischblütige derbe Leben in seiner ganzen Harmonie der quellenden Freude darzustellen, wie es Rubens gekonnt. Ja, dieser Fürst unter den Großen verstand sein Leben zu meistern. Ich komme mir oft vor wie ein Geist der Finsternis und habe doch mein ganzes langes Leben um das Licht meiner Seele ringen müssen. Der große Peter Paul hatte es leichter. Ihn verstand man, mich nicht.

— Meister Rembrandt, der Weg, den du bis zu Ende gegangen bist, war nicht von lieblichen Gärten und zauberischen Wäldern umsäumt. Er führte durch enge schmutzige Gassen, wo das hungernde und bettelnde Volk an den Türen lungert. Du gingst zu den Armen und Bresthaften, zu den Einfältigen und Irren, um der Menschheit die Leiden dieser Ausgestoßenen zu schildern im Lichte der Bibel. Ach, Meister, du decktest die Blößen und Wunden der Beladenen auf, und ich will nicht wissen, ob du nicht redlicher mit ihnen deinen Überfluß teiltest als die Reichen in ihren Palästen. —

— Du mußt kein Wesen daraus machen! Ich gab, was ich konnte; aber ich hätte zehnmal mehr geben müssen. Es war alles immer nur Stückwerk. —

— Nicht immer, Meister Rembrandt! Dein Werk atmet den Geist der schmerzlichen Liebe. Es ist etwas in dir, was uns Männer aus dem Volk in die Knie zwingt. Der Tag wird kommen, wo die Kinder deinen Namen wie etwas Reines, Sonniges aussprechen werden, und die Eltern werden ihnen recht geben und sie darin bestärken. —

— Dusart, mich ermüdet der Sonnenglanz. Auf der Seite der „Rose", die nach der Raampoort hinabführt, ist es schattig. Dort wollen wir uns niederlassen! —

Von dort aus konnten sie ganz Amsterdam liegen sehen, die trägen Fluten der Amstel, das breite vielverzweigte Becken der Kanäle, den weiten Hafen, auf dessen Reede die großen Kauffahrer und Kriegsschiffe lagen. Zuweilen stieg ein weißes Pulverwölkchen in die blaue Luft: O du uraltes Heimweh der Menschen, das bie diesem Anblick das Herz beschwert, bei dem Anblick des in ferne Weltmeere hinaussegelnden Schiffes!

Dann die hohen steilen Kirchtürme, verwittert und schwarz vor Alter. Die unendlich vielen spitzen Giebeldächer, die rauchenden Kamine; und das Gewimmel der Menschen, der ewig rastlosen, kämpfenden Kreaturen Gottes!

Heute war es windstill: die Rauchsäulen gingen steil in die Höhe, und die Säge- und Gerbermühlen lagen wie tot. Kam aber die frische Seebrise daher, dann rasten die ungeheuer großen und steilen Flügel sausend durch die Luft, dann bebte die Erde, und die Vögel des Landes wurden scheu und unruhig.

An diesem frühen Morgen waren die beiden Zufahrten zur Stadt mit einer unübersehbaren Reihe von Fuhrwerken bedeckt, die alle ihr lebendes Vieh, ihre Gemüse, Milch, Eier und Butter in die Läden und Häuser ihrer Kunden brachten, und auf dies emsig belebte Bild waren die Augen der beiden Männer gerichtet, die sich ins hohe Gras der Zitadelle gelegt hatten.

Plötzlich geriet der lange Zug ins Stocken, der durch die Bloemgracht ins Herz von Amsterdam einbog. Die Fuhrleute und Bauern fluchten und hieben auf die scheugewordenen Gäule ein. Es kam ihnen ein einzelnes schnellfahrendes Gespann entgegen, das in flottester Gangart die Heerstraße erreichen wollte. Der leichte Wagen war mit billigem Hausrat und Gerümpel, das mit Stricken aneinandergebunden war, recht und schlecht beladen. Eine ganze Schar schreiender, johlender Kinder hing an allen vier Seiten des hin und her schwankenden Gefährts und beunruhigte durch gellende Zurufe und Peitschenknallen den behaglich im Halbschlaf dahinzuckelnden Wagenzug. Hinter diesem Störenfried kam eine offene

Reisekalesche daher, in der die bekannten hageren Gestalten Jan Lievens und seiner drei erwachsenen Söhne sichtbar wurden, als sie gerade aus der Raampoort hinausrollte und die Festungsbrücke passierte.

Dusart hatte sie gleich erkannt und begrüßte mit mächtigem Schwenken seines Hutes die unten Vorbeifahrenden. Lievens ließ halten und gebot dem Kutscher, an dem nächsten Kreuzweg zu warten, bis er nachkäme. Dann kletterte er mühsam mit seinen langen steifen Beinen die Böschung hinauf. Temperamentvoll wie immer breitete er dem alten Jugendfreunde die Arme entgegen:

— Mein alter Freund, laß dich noch ein letztes Mal an die Brust drücken. Nach dem Haag soll es gehen, mit Sack und Pack. Ein trauriger Auszug aus dem gelobten Land, wo kein Honig uns Künstlern mehr fließt. Dabei steckt mir wieder die alte Wanderlust in den Gliedern. Fort muß ich, hinaus in die Welt! Nach Antwerpen und Paris, nach Rom und Florenz!

Mein bißchen Ansehen ist hier völlig abgewirtschaftet. Schulden über Schulden! Sprechen wir nicht davon! Da haben wir uns doch, alter Freund, das Leben liebreicher vorgestellt, als wir vor bald vierzig Jahren Arm in Arm durch dieses gleiche Tor singend und unbeschwert einzogen. Wir lasen damals, wie dem mittelmäßigen Maler Bartholomäus Spranger von der Amsterdamer Bürgerschaft der Ehrenwein gereicht wurde, und wir priesen diese Stadt. Es kommt immer anders als es sich der Mensch so gern ausmalt. Beim Horn des Satans, die Kunst ist heut auf Abbruch zu verkaufen, auf dem Trödlermarkt zu verhökern. Mich ekelt vor dieser Stadt voll Lumpengeschmeiß! —

Hierbei spie er kräftig aus, und ein ungeheurer Strom von zyklopischen Flüchen ergoß sich in den warmen Sommertag hinaus, daß es eine Schande war.

— Jan, du kommst wieder, ein neuer Lenz treibt dich zurück, du bist mir immer der beste Freund gewesen. Wer weiß, vielleicht schützt und einigt uns einst das gleiche Kirchenschiff. Ich kann dich nicht halten. Zieh wieder hinaus! Deine Freundschaft und dein tiefes Verständnis für meine Art haben mir die schwersten Jahre lebenswert gemacht. Unsere gemeinsame Jugend war schön wie ein Traum. Dank, Dank, du herrlicher Mensch! —

Lievens hatte noch etwas auf dem Herzen; man sah es ihm an. Er legte seinen langen Arm schützend um den Freund.

— Rem, ich fühle, wir sehen uns nicht wieder. Niemals haben wir die Zeit mit Worten verpraßt. Auch heute nicht. Aber eines muß ich dir noch sagen, ein Letztes: Viel und lang hab' ich über deine Kunst nachgedacht, und ich wäre auch nicht recht dahinter gekommen, was sie so groß macht: da sang mir einmal Jordaens ein altes vergessenes Kirchenlied von dem ewigen Licht, das in der Gestalt des Herrn Jesu auf die Welt kam. Ich will nicht lästern, nein, das liegt mir fern; aber niemals habe ich etwas im Leben empfunden, das so groß und gewaltig, so namenlos tief und ergreifend und doch so zart und fein von diesem ewigen Licht des alten Liedes Kunde gab wie deine Kunst. Das wollte ich dir immer noch sagen! —

Ein letzter Handschlag, ein letztes stummes Abschiednehmen, und Jan Lievens lange Gestalt wanderte hinaus in die Welt, um noch ein letztes Mal sein Glück zu versuchen.

2.

Der einsame Meister saß am offenen Fenster der Malkammer in seinem langen schmutzigen Kittel, an dem er gewohnt war, die Pinsel sorglos abzuwischen; er ließ sich die fröstelnden Glieder von der späten Nachmittagssonne des dritten Oktobertages bescheinen, die nur kärglich hereindrang. Schon längst erregte das gewohnte Straßenbild seine Teilnahme nicht mehr. Es war immer dasselbe Geschrei der Gemüsehändler und Ausrufer, die Leierkastenmusik der erblindeten Gaukler und der gaukelnden Erblindeten, der Bettler aus Not und aus betrügerischer Absicht, die von zerlumpten Kindern begleitet waren. Ein Hanswursttheater lockte die spielende Jugend von beiden Seiten der grachtdurchzogenen Straße um sich, die mangelhaft bepflastert war und eher einer Dorfallee mit ihren scharrenden Hühnervölkchen ähnelte, als einer Seitenstraße der prächtigen Prinzengracht.

Er blieb jetzt am liebsten zu Hause, in den grauen dumpfen Mauern der schmalen Zimmer, vor sich hingrübelnd und kaum noch dem Licht und dem Leben zugetan. Selten beschäftigten ihn noch die Probleme seines Künstlertums. Wie hatte sich ihm seit dem frühen Hereinbrechen des Herbstes alles Sein und Wesen in ein lebloses Grau verwandelt! Waren wirklich erst zwei Sommer dahingegangen, seit er in der verlöschenden Kraft seines unbändigen Temperaments den weinenden König Saul förmlich mit dem Spachtel auf die Leinwand meißelte, seine beiden Kinder als Boas und Ruth, in innigster Zärtlichkeit umfangen, mit der letzten Glut seines geprüften Herzens verherrlichte? Welch eine große erhebende Zeit war dies für ihn gewesen, als er den Borstenpinsel wie einen Zauberstab schwang, mit dem er die Gestalten seiner Visionen ins Leben rief. Er schuf jetzt nur noch seelenlose Gebilde, Schemen des Irrsinns und des Todes.

Oft kam ihn die wilde Lust an, sie alle zu vernichten, diese Zeugen seiner erloschenen Kraft.

Er erhob sich ächzend und ging mit humpelnden Schritten auf die Staffelei zu, um sein letztes Selbstbildnis zu zerstören, diesen gutmütig und blöde dreinschauenden Greis mit den kunstvoll geringelten Locken. Fort mit diesem Plunder, der ihn äffte! Er riß das Bild empor, um es zu vernichten. Da klopfte es trocken an die Tür, als hätten die Knochenfinger des Todes ein mahnendes Wort gesprochen.

3.

— Wer klopft? Wer stört mich bei der Arbeit? —

— Herr, es ist einer von denen, die man nicht gern bei sich sieht. —

— Einer, der kommt, um mich zu quälen? —

— Herr, ich fürchte, es könnte so sein. —

— Ich empfange niemals bei der Arbeit. —

— Das ist das Vorrecht eines großen Meisters. —

— Harmen Becker, ich erkenne deine Stimme, tritt ein! —

— Ich fühle mich geehrt, den Freund meines Volkes begrüßen zu dürfen. —

— Woher stammst du, Harmen? —

— Aus Riga, meine Vorfahren aus dem Ghetto von Kiew. Vor fünfzig Jahren wanderte ich hier ein. —

— Was ist dein Begehr, Jude? —

— Ich heische mein Geld und meinen Anteil an Euren Bildern. Ihr seid in meiner Schuld. —

— Geld habe ich keines, nur Bilder. —

— Mit dem Gelde hat es keine Eile. —

— Dort an den Wänden steht das Werk des letzten Jahres. —

— Meister, ich habe die Bilder geprüft. Es war kein Rembrandt darunter. Hier der gegeißelte Christus: welche mittelmäßige Auffassung! Dort Euer Selbstbildnis: ein einfältig dreinblickender Mann. Und die Rebekka am Fenster, die beiden Bildnisse eines Jünglings: Herr, ein stumpfer Irrsinn steht in ihren Zügen und Augen. —

— Aber Harmen, die Malart, die koloristische Wirkung! —

— Meister, es fehlt die gewaltige Auffassung des menschlichen Seins. Die hattet nur Ihr. Ich sah vor mehreren Jahren ein Bild von Euch, der weinende König Saul. Herr, ich habe innerlich geweint, als ich das Bild betrachtete. Es kam über mich der ganze Jammer meines Volkes. Da pries ich Euch als den Verkünder unserer Schmerzen, als den neuen auferstandenen Propheten. Hier aber rauschen keine Adlerfittiche. Ich kenne die Tatze des Tigers. Dies sind nur Katzenpfötchen, Herr! —

— Was soll ich dir darauf antworten? —

— Großer Meister, es hängt noch in der Besten Kammer ein Bild: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Nach dem Urteil von Christian Dusart und Abraham Franken ist dies Bild seine dreihundert Gulden wert. —

— Harmen, ich gebe dir das Bild nicht. —

— Es wäre bei mir gut aufgehoben, ich bin ein Beschützer der Kunst. —

— Indem du deine Stüber den verhungernden Künstlern darleihst, gebietest du, alter Mann, nach ihrem elenden Tode über kostbares Malwerk. —

— Herr, Ihr seid zu streng. Ich bin ein Handelsmann. —

— Harmen, mit dem Bilde ist es nichts. Solange ich lebe, wird die alte Schuld an Jan Six nicht eingelöst. —

— Warum nicht, Meister? —

— Sie zertrümmerte eine Freundschaft. Warte bis nach meinem Tode. Es währt nicht mehr lang. —

— Meister, es sei, wie Ihr wünscht. —

— Warum gehst du nicht? —

— Ich habe Eure letzten Bilder schlecht gemacht. Jetzt kann ich mich von ihrem Anblick nicht losreißen. Sie üben einen unheimlichen Zauber aus. Ich empfinde in ihnen Dinge, die ich nicht auszudrücken vermag. Vor allem in den Bildnissen Eures Sohnes und der Magdalena, der armen Witwe. Glaubt Ihr, daß man vor seinem Ende den leibhaften Tod in sich trägt? —

— Wie kommst du zu dieser Frage? —

— In jedem dieser Bilder seh' ich diesen leibhaften Tod. Ich muß fliehen um nicht von ihnen verfolgt zu werden! —

Er floh wirklich. Seltsam, wie empfindlich die Instinkte dieses Volkes sind. Das hat mich immer zu ihnen hingezogen. Wie klar werden mir doch viele Dinge am Ende meiner Tage!

4.

Als Cornelia am späten Abend dieses milden Herbsttages aus der Stadt heimkam und müde und beklommen die schmale steile Treppe bei der schlechten Beleuchtung emporstieg, kam in ihr das unbestimmte Gefühl auf, es stände jemand auf dem obersten Treppenabsatz; aber sie mußte sich getäuscht haben und fuhr sich mit der Hand über die Augen, um eine trübe Ahnung zu verscheuchen. Zitternd trat sie in die Malkammer ihres Vaters ein und wich mit einem Aufschrei zurück. Sie fand ihn auf dem Boden liegend, mit dem Gesicht zur Erde, heftig röchelnd. Sie stürzte in die Kammer Rebekkas und weckte die Magd, die schlaftrunken ihr half, den Vater zu entkleiden und zu betten. Während diese die Nachtwache hielt, eilte Cornelia hinüber zu Suythoff, um mit ihm einen befreundeten Arzt herbeizurufen. Der ließ nicht lange auf sich warten und stellte einen Schlaganfall fest, der keine Hoffnung mehr zuließ. Der Tod konnte jeden Augenblick eintreten. Sie begleiteten ihn bis auf die Straße hinaus, und er versprach, am frühen Morgen wieder vorzukommen, indem er Cornelia warm die Hand drückte.

Da saßen nun die beiden jungen Menschenkinder lange noch in der trüben Beleuchtung eines Kerzenlichtes auf der Treppe und gedachten Arm in Arm verschlungen des Sterbenden, den einst ganz Amsterdam vergöttert hatte und von dessen Dasein kaum einer noch etwas wußte. Cornelia war nun bald achtzehn Jahr und für ihr Alter ein großes schönes Mädchen. Sie weinte all ihren jungen Kummer an der Brust des Freundes in einem Schluchzen aus, das kein Ende nehmen wollte.

Und während oben die Seele eines Titaniden den Weg zum ewigen Lichte suchte, feierte hier das Leben seinen ewigen Triumph der Auferstehung.

5.

— Cornelia, mir ist nicht wohl. Die Kräfte verlassen mich. Leg' deine jungwarme Hand auf mein altes, müdes Herz. Dank für deine kindliche Treue. Es hilft! — Du bist blaß geworden, Mädchen! Leg' dich schlafen, gutes Kind! Wir wollen beide einen langen Schlaf tun. —

— Cornelia, bist du noch da? — Sie ging wohl. — Aber Rembrandt, dort kommen ja Hendrickje und Titus! Was der Junge für große blanke Augen hat! Hendrickje, ich muß fort, nach England. Spürst du, wie das Schiff schaukelt? Das Geld liegt in dem untersten Kästchen in der alten Truhe aus Leeuwarden. Es ist nicht viel. Mich schmerzt, daß es so wenig ist.

Jan Six, dein Schuldschein ist immer noch nicht eingelöst. Die Zeiten waren zu hart.

Sei nicht traurig, Saskia! Ich trinke nicht mehr, wirklich nicht. Nie habe ich einen Menschen so verehrend und demütig geliebt wie dich. Ich trank, um deine Augen zu vergessen. Wie träumerisch ernst du dreinblickst. Ach, Saskia!

Das ist ja gar nicht Saskia! Das ist doch meine Mutter! Wo ist Vater? In der Mühle? Beim Fischfang an der Bastei? Wo hast du meinen alten Drachen hingetan? Wie die Mühle dröhnt und brummt! Die alten Delfter Tassen klirren noch immer auf

dem Sims. Darf ich an den Ryn, Mutter? Der Regen wird der alten zerrissenen Hose nicht schaden.

Welch ein silberblauer Himmel über der unendlichen Weite! An der mächtig getürmten Wolkenwand reihet sich Mühle an Mühle — Burgen mit flatternden Fahnen — traumweit verliert sich mein Blick, langsam vergeht mir die Erde — Leben, ich fühle dich nicht mehr — alles zerfließt mir im Licht —

6.

Wenn wir armseligen trostbedürftigen Sterblichen auf das letzte Lager zu liegen kommen, wenn der Tod mit uns zu ringen beginnt, suchen die Augen, die Hände nach einem letzten Halt, an den sie sich anklammern können, wenn alles vor uns verschwimmt: Licht, Liebe und Leben.

Rembrandts müde zitternde Hände fuhren wie suchend auf der Decke umher, hin und her, bis sie ihr vergebliches Tasten aufgaben und in einem zitterigen Krampf allmählich Rast fanden. Der Herbststurm hatte sich aufgemacht und heulte im Kamin, das verglimmende Holzfeuer knisterte noch zuweilen, und die Kerzen waren erloschen ... Aus dem Nebenraum ließ sich das ruhige tiefe Atmen der lieblichen Cornelia vernehmen, und auf dem Flur hantierte schon die treue Rebekka. Auf der Rosengracht begann das Leben sich zu regen, der Straßenlärm wuchs, der Alltag forderte sein klares hartes Recht.

Im fröstelnden Morgengrauen erloschen die großen majestätischen Augen; der Engel dieses Lebens wollte nicht von dem Lager weichen, und der Tod ging so leise, wie er gekommen war.

Nie wieder bis auf den heutigen Tag haben menschliche Augen so tief und innerlich geschaut, nie hat eine menschliche Hand das furchtbare Geheimnis des Lebens so unerschrocken im menschlichen Antlitz entschleiert.

Wie hatte er das Leben geliebt, glühend geliebt, der große Einsame, das dunkle, rätselhafte Leben, das er im menschlichen Sinne nicht meistern konnte. Einsam war er gestorben. Das Schicksal blieb unerschütterlich hart bis in den Tod. Das Leben hatte ihn vergessen.

Nachspiel

Jan Lievens letzte Wanderschaft

1674

1.

Ein paar armselige Menschenjahre sind von Osten nach Westen gezogen, seit Rembrandt den letzten Atemzug tat. Nun liegt er traumlos in der Westerkerk, dessen Turm er vom Söller seiner letzten irdischen Wohnung aus sehen konnte und den er einst mit so großer Liebe gezeichnet hatte. Der Tote in der Westerkerk rührt sich noch nicht. Aber nicht lange wird es währen, bis er seine unheimliche Macht auszuüben beginnt, die großen Verblichenen eigen ist, und die sich unaufhörlich vergrößert, bis sie eines Tages die ganze weite Erde umfaßt und überall, wo empfängliche Herzen leben und leiden, ihren heimlichen Zauber ausstreut.

Abwechselnd im Haag und in Leiden lebt immer noch einer ganz unter seinem Bann. Sein fläm scher Bart ist eisgrau geworden und hängt ihm struppig auf die Brust. Die sonst an ihm auffallende stolze steife Haltung ist diesem Manne verlorengegangen. Er hinkt an einem Stock und verträumt seine Zeit in den Schenkwirtschaften, bis die Wirte ihn verklagen, weil der Besitzlose ihnen in einem einzigen Monat Wein im Werte von hundertfünfzig Gulden vertrunken hat. Er sitzt jetzt, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, in den dunkelsten Ecken und trinkt schweigend, in sich versunken, und murmelt unverständliche Worte vor sich hin. Er gedenkt seines Freundes Rembrandt des Innigen und trinkt ihm in Gedanken zu, er, Jan Lievens der Großartige. Doch er ist nichts weniger mehr als großartig, und sein einst berühmter Pinsel stümpert schon lange auf der Leinwand umher wie ein Zahnstocher in einem zahnlosen Munde. Auch das Fluchen hat er verlernt. Niemals flucht er mehr. Und das viele Drauflosschwadronieren scheint er ganz vergessen zu haben. Er ist genau so schweigsam geworden wie sein toter Freund. Dann ist es hohe Zeit, Jan Lievens, dich endlich aufzumachen, du Rastloser, um dein Ruheplätzchen zu finden! Auf wie lange? Wer will es wissen!

2.

Harte rauhe Kriegsjahre ziehen über das glückliche Land an der Zuidersee. England im Bunde mit Frankreich steht in schwerer Fehde mit dem stolzen Freistaat. Handel und Wandel zwischen Amsterdam und Leiden liegen schwer darnieder. Viele der prächtigen Patrizierhäuser in beiden Städten stehen verödet; den Bürgern sinkt das Sorgenhaupt immer tiefer auf die Brust. Keiner traut dem Nächsten mehr. Viele machen sich auf und wandern aus nach Batavia. Die Lebensfreude hat einen argen Stoß erlitten. Der erstickend schwere Pulverrauch verfinstert die roten, glänzenden, gesundheitsstrotzenden Backen der fröhlichen Frauen die lange Waterkant hinauf von Dünkirchen bis nach Danzig. Die nordischen Meere bekommen das Seemannsblut der Blau- und Rotjacken zu schmecken.

Ein regnerischer Aprilmorgen verdunkelte die unheimlich leeren Straßen Amsterdams. Selbst die Nordseite der Rosengracht war an diesem nebligen Lenztag bestimmt kein angenehmer Anblick für einen Maler. Und doch standen allerhand phantastisch gekleidete junge Kerle auf dem holprigen Pflaster umher, spien in großem Bogen in die Gracht hinein, die nur einen einzigen Kahn in ihrem fast schwarzen Wasser barg, und rauchten stehend oder auf den Grachtmauern sitzend ihre langen Tonpfeifen. Auch in den Fenstern der schmalen hohen Häuser tauchten diese jungen Künstlerköpfe auf. Es war seit Rembrandts einstigem Einzug in die Rosengracht für viele tüchtige Malermeister und Schüler eine frohe Lebensgewohnheit geworden, in dieser Gegend einen Unterschlupf zu finden und ihre Zusammenkünfte an bestimmten Wochentagen auf offener Straße abzuhalten, während die Händler dort ihre Bilder zum Kauf anboten, und in ihren kleinen Buden die Liebhaber unter den heimischen und fremden Kaufleuten mit vielversprechenden Ankündigungen anlockten.

Trotz der hundsjämmerlichen Zeiten gab es nur wenige betrübte Gesichter unter den Künstlern; die meisten lebten in einem friedlichen Frohsinn in den Tag hinein, der in den Kunststädten des Westens seit alters her eifrig gepflegt wurde. Und dies war um so bewunderungswürdiger, als kaum einer von den Jüngern des Apelles

seine eigenen Begräbniskosten sich erübrigen konnte. Ihre Bestattung fiel fast immer der Armenkasse zur Last.

Die umfangreichste der versammelten Gruppen steht an dem grüngestrichenen Kahn, der an der Nordseite angelegt hat, und unterhält sich im Flüsterton über das seltsam zusammengewürfelte und zum Teil stark beschädigte Hausgerät, das die beiden handfesten Schiffer, Vater und Sohn, die kupferne Ringe in den Ohren tragen, an Land schaffen und auf die Straße hinstellen zum Ärger der Gemüsebauern, die den Wagendurchzug versperrt finden. Inmitten des alten Hausrats und Gerümpels sitzt auf einem verschlissenen Lehnstuhl ein alter gebeugter Mann und träumt vor sich hin, als schliefe er. Drei hübsche brünette Mädchen zwischen zehn und fünfzehn Jahren sitzen auf ihren Stühlen um den Greis herum, die sie nach langem Suchen gefunden und herbeigeschleppt haben, und eines nach dem andern tritt auf den Vater zu, den ungepflegten weißbärtigen Vater, und legt seine rosigen Arme zärtlich um seinen Hals, ihm freundliche Trostworte sagend. Die umherstehenden Maler stehen bewegt und sprachlos vor diesem seltsamen Bilde, das eines Rembrandts würdig gewesen wäre. Niemand von ihnen erkennt den alten Mann, bis einer der Maler plötzlich aus dem Kreise heraustritt und seinen Hut tief vor ihm lüpft.

— Jan Lievens, willkommen in unserer Stadt! Erkennt der Meister mich nicht mehr? Christian Dusart ist mein Name. Kann ich Euch dienlich sein? —

Der Angeredete blinzelt scheu empor und muß sich erst besinnen, wo er ist. Sein Gesicht heitert sich auf, als er Dusart erkennt.

— Dusart? Beim Satan, alter Freund, Ihr seid es? Ja, ich habe meinen schweren Kummer. Der Wachtendonck weigert sich, mich in das Haus hier quer gegenüber einziehen zu lassen, das er mir vermietet hat. Der schlaue Fuchs scheint Lunte gerochen zu haben. Notar de Vlieger hatte den Vertrag aufgesetzt. Nun verlangt der Erzgauner Kaution. Dusart, ich kehre ratzekahl aus Leiden und dem Haag zurück. Weiter kam ich diesmal nicht. — Haltet ihr jetzt auf offener Straße eure Versammlungen ab? — Übrigens, mein Sohn, der Jan Andrea, den ich damals wegen seiner Weibergeschichten in den Turm einsperren lassen wollte, ist ein anständiger Kerl geworden. Er hat von der Urgroßmutter aus Antwerpen geerbt und will jetzt die Kaution für mich hinterlegen und die Schiffer entlohnen. Der Satan segne ihn! Wie geht es der Kunst, Dusart? — Wie? Zufrieden? Hundsmiserabel ist's mir ergangen. Ich mußte um sûreté du corps einkommen. Jetzt bin ich Narr Gottes, ich alter Bruder Liederlich nur noch eine Vogelscheuche! — Setzt euch her zu mir auf die Kiste! Seht mir mal ins Gesicht! Was seht ihr dort? Einen alten verschlissenen Mann mit seimigen Trinkeraugen. Mann Gottes, das ist aus dem Jan Lievens geworden, dem einst der König von England, der gute Karl der Erste, den der Pöbel so zärtlich köpfen ließ, und der ganz damit einverstanden war, die Tür offen hielt, um ihn zu ehren. Heute bin ich reif für den Schindanger. Sei's auch! — Dusart, dort hab' ich noch im Sack einen guten alten Kornbranntwein, etwas ganz Edles. Seid so gut, reicht ihn mir her. Und ihr, Kinder, haltet reinen Mund, damit der Jan Andrea es nicht erfährt. Der wird sonst giftig. — Nun, Dusart, erzähl' mir noch von Rembrandt. Er starb in völliger Armut? Lievens, genau wie du. Und Suythoff heiratete Cornelia und zog nach Batavia? Will er dort die Zuckerplantagen malen oder die Häupt-



An der Wümme bei Fischerhude — Gerd Schniewind

seine eigenen Begräbniskosten sich erübrigen konnte. Ihre Bestattung fiel fast immer der Armenkasse zur Last.

Die umfangreichste der versammelten Gruppen steht an dem grüngestrichenen Kahn, der an der Nordseite angelegt hat, und unterhält sich im Flüsterton über das seltsam zusammengewürfelte und zum Teil stark beschädigte Hausgerät, das die beiden handfesten Schiffer, Vater und Sohn, die kupferne Ringe in den Ohren tragen, an Land schaffen und auf die Straße hinstellen zum Ärger der Gemüsebauern, die den Wagendurchzug versperrt finden. Inmitten des alten Hausrats und Gerümpels sitzt auf einem verschlissenen Lehnstuhl ein alter gebeugter Mann und träumt vor sich hin, als schliefe er. Drei hübsche brünette Mädchen zwischen zehn und fünfzehn Jahren sitzen auf ihren Stühlen um den Greis herum, die sie nach langem Suchen gefunden und herbeigeschleppt haben, und eines nach dem andern tritt auf den Vater zu, den ungepflegten weißbärtigen Vater, und legt seine rosigen Arme zärtlich um seinen Hals, ihm freundliche Trostworte sagend. Die umherstehenden Maler stehen bewegt und sprachlos vor diesem seltsamen Bilde, das eines Rembrandts würdig gewesen wäre. Niemand von ihnen erkennt den alten Mann, bis einer der Maler plötzlich aus dem Kreise heraustritt und seinen Hut tief vor ihm lüpft.

— Jan Lievens, willkommen in unserer Stadt! Erkennt der Meister mich nicht mehr? Christian Dusart ist mein Name. Kann ich Euch dienlich sein? —

Der Angeredete blinzelt scheu empor und muß sich erst besinnen, wo er ist. Sein Gesicht heitert sich auf, als er Dusart erkennt.

— Dusart? Beim Satan, alter Freund, Ihr seid es? Ja, ich habe meinen schweren Kummer. Der Wachtendonck weigert sich, mich in das Haus hier quer gegenüber einziehen zu lassen, das er mir vermietet hat. Der schlaue Fuchs scheint Lunte gerochen zu haben. Notar de Vlieger hatte den Vertrag aufgesetzt. Nun verlangt der Erzgauner Kaution. Dusart, ich kehre ratzekahl aus Leiden und dem Haag zurück. Weiter kam ich diesmal nicht. — Haltet ihr jetzt auf offener Straße eure Versammlungen ab? — Übrigens, mein Sohn, der Jan Andrea, den ich damals wegen seiner Weibergeschichten in den Turm einsperren lassen wollte, ist ein anständiger Kerl geworden. Er hat von der Urgroßmutter aus Antwerpen geerbt und will jetzt die Kaution für mich hinterlegen und die Schiffer entlohnen. Der Satan segne ihn! Wie geht es der Kunst, Dusart? — Wie? Zufrieden? Hundsmiserabel ist's mir ergangen. Ich mußte um sûreté du corps einkommen. Jetzt bin ich Narr Gottes, ich alter Bruder Liederlich nur noch eine Vogelscheuche! — Setzt euch her zu mir auf die Kiste! Seht mir mal ins Gesicht! Was seht ihr dort? Einen alten verschlissenen Mann mit seimigen Trinkeraugen. Mann Gottes, das ist aus dem Jan Lievens geworden, dem einst der König von England, der gute Karl der Erste, den der Pöbel so zärtlich köpfen ließ, und der ganz damit einverstanden war, die Tür offen hielt, um ihn zu ehren. Heute bin ich reif für den Schindanger. Sei's auch! — Dusart, dort hab' ich noch im Sack einen guten alten Kornbranntwein, etwas ganz Edles. Seid so gut, reicht ihn mir her. Und ihr, Kinder, haltet reinen Mund, damit der Jan Andrea es nicht erfährt. Der wird sonst giftig. — Nun, Dusart, erzähl' mir noch von Rembrandt. Er starb in völliger Armut? Lievens, genau wie du. Und Suythoff heiratete Cornelia und zog nach Batavia? Will er dort die Zuckerplantagen malen oder die Häupt-



An der Wümme bei Fischerhude — Gerd Schniewind

linge der Wilden? Kinder haben sie auch schon, und der älteste Sohn heißt Rembrandt? Dusart, du mußt nicht ungehalten sein, ich duze dich, das ist dir doch recht? — Also hör'. Mir liegt es so schwer auf der Seele, daß Rembrandts Kunst und die meinige heute von niemand mehr beachtet wird. Sind wir von den Modemalern ter Borch, Pieter de Hoogh und Metsu, die sich hübsch an die Natur halten, an den kühlen grauen holländischen Alltag, und alles blau, gelb und reseda malen, völlig in den Schatten gestellt? Gilt denn die erschütternde seelische Darstellung mit all ihrem mystischen Zauber nichts mehr in der Welt? Ja, Dusart, es ist Zeit, daß auch ich mich aus dem Staube mache. Kinder, dann seid ihr mich, den Gottseibeiuns, los. — Plärrt nicht, ich bin euch allen doch nur eine Last! — Noch ein Gläschen, Dusart? Der mundet, was? Der zerreißt einem ordentlich das ausgedörrte Gedärm. Nun führ' mich, alter Freund, in die Westerkerk. Ich muß dich, Rembrandt, noch einmal wiedersehen! —

Dabei erhob er sich, setzte den verbeulten und verschmutzten Hut zitternd auf den fast haarlosen Schädel und hinkte, auf den Stock gestützt und von Dusart geführt, durch den überall zurückweichenden Menschenknäuel, bis er vor der Kirche stand.

Dusart begleitete ihn bis zu dem schlichten Stein, der Rembrandts irdische Hülle barg; als er ihn verließ, kniete Lievens plötzlich auf dem Grabe nieder und begann den Toten zu rufen:

— Rem, steh' auf! Jan Lievens ist heimgekehrt, um dich abzuholen. Wir wollen nach Batavia, mit dem nächsten Schiff. Mach dich fertig! Mit unserer Kunst ist es doch vorbei: die Modemaler haben gesiegt. Du hättest Bürgerporträtist bleiben sollen und ich bei meinen Greisenköpfen. Du hattest dein Ziel zu hoch gesteckt. Das ärgert die Mitwelt. Man soll keine Seele haben, keinen göttlichen Funken. Wir wollen fortziehn aus diesem Land der Krämer, wo heute ein Krug Schnaps höher bewertet wird als eines meiner Bilder. Gestern noch sah ich Neeltje in Leiden. Sie ist eine trübsinnig ernste Matrone geworden, mit einer weißen bebänderten Spitzenhaube. Doortje ist schon lange tot. Sie lassen dich beide grüßen. Komm, erhebe dich, alter Junge! Laß mich nicht so lange warten! Es ist kalt und grau geworden in der Welt; ich habe nur noch ein Bein, das andere haben sie mir ausgerissen. Bald kommt der eine Arm dran, dann der andere. Wahrlich, wie eine Vogelscheuche steh' ich dann hier! Komm, Rem, es ist die Zeit! —

3.

So geschah es, daß Jan Lievens am Tage seiner Rückkehr nach Amsterdam spurlos verschwand und unter großen Ängsten von seinen Kindern gesucht wurde, befürchteten sie doch, er wäre im Nebel in eine der Grachten gestürzt.

Als sie den Vater endlich nach langem Suchen fanden, bot sich ihren jungen Augen ein erschütterndes Bild menschlicher Herzenseinfalt. Er lag völlig zusammengekrümmt hinter dem Grabstein seines alten Kameraden, unausgesetzt Zwiesprache mit ihm haltend in dem zärtlich-fröhlichen unbekümmerten Ton ihrer Jugend. Da beschworen sie ihn, von dem Toten zu lassen und ihnen in das neue Heim zu folgen, das sie liebevoll für ihn bereitet hätten; aber er weigerte sich, von dem Verblichenen zu weichen.

Als alles Bitten und Flehen nichts fruchten wollte, mußten die Kinder den Diener der Kirche herbeirufen, um ihnen beizustehen, den Widerstrebenden mit Gewalt nach Hause zu bringen, sobald die Dunkelheit hereingebrochen sei.

Dort lebte der Arme nur noch wenige Wochen. — An einem milden sonnigen Junimorgen, als die Erde sich mit Blumen bedeckt hatte, brachten die Amsterdamer Maler Jan Lievens zu Grabe und mit ihm eine letzte welke Blüte einer großen Kunstepoche, die nie wieder in dieser gigantischen Größe über ihr meerumbrandetes Land heraufziehen sollte.

Der ostpreußische Mann

Von Herbert Lipp

Hartknochig, breitstirnig und muskelstraff,
Steifnackig und starr wie die Mole im Haff,
Ein rechter Bär: der ostpreußische Mann.
Rührt ihn nicht an!
Litauer und Polen und wie ihr heißt:
Er beißt!

Langsam nur keimen ihm Liebe und Haß.
Doch, wo er zupackt, da wächst kein Gras.
Sein Feuer birgt tief der ostpreußische Mann.
Rührt ihn nicht an!
Litauer und Polen und wie ihr euch nennt:
Er brennt!

Viel Worte machen ist nicht seine Art.
Aug' fest in Aug' und die Pranke drauf hart!
Das heißt er sich — Schwur: der ostpreußische Mann.
Rührt ihn nicht an!
Litauer und Polen und wie ihr benannt:
Fürchtet die Hand!

Es schuf das Meer sich sein eigen Geschlecht.
Auf lehmschwerer Scholle, da wächst es sich recht.
Grob wie sein Brot ist der ostpreuß'sche Mann.
Rührt ihn nicht an!
Litauer und Polen und was scheel noch sieht:
Hie Stahl und Granit!

Rauh ist die Art. Doch kernig und stolz.
Feindwellen-Bollwerk von Eichenholz,
Trutzig und treu: ostpreußischer Mann.
Rührt ihn nicht an!
Litauer und Polen und was da noch bellt:
Jeder — ein Held!

Auf der Farm und im Busch

Von L. J.

Die folgenden Blätter entnahmen wir den Aufzeichnungen einer seit 13 Jahren in Südwest-Afrika lebenden Kolonialdeutschen. D. E.

Heftig wünschte ich mir als kleines Mädchen die Pantoffeln des kleinen Muck. Sie standen sogar auf meinem Weihnachts-Wunschzettel. Dreimal mußte man sich auf ihnen herumdrehen und sich dabei einen fremden Ort wünschen: hast du nicht gesehen, flog man fort in irgend eine märchenhafte herrliche Gegend.

So als hätte ich nun die Pantoffeln wirklich bekommen, so traumhaft war es mir zumute, als ich eines Morgens auf Farm Kayas in den ersten Frühlichtstrahlen im Ziegenkraal stand, eine ehrwürdige Ziegenmama zwischen den Beinen, ein Kaffernweib daneben mit einem kleinen Zicklein, diesem gut zuredend und das volle Euter in das Maul stopfend.

Ich sah stumm und aufmerksam dieser Tätigkeit zu, sehr bedacht, mir in keiner Weise eine Blöße zu geben, denn dies war mir gleich klar, daß ich sonst verlorenes Spiel bei den Eingeborenen gehabt hätte. Eine weiße Missis muß alles wissen und können. Heroisch überwand ich meine Angst vor dem großen Ziegenbock; er sah mich mit recht bösen funkelnden Augen an, und ich traute ihm nichts Gutes zu. Seine mächtigen Hörner und sein wilder Bart waren für mich, die ich aus der Stadt kam und derartige Tiere nur aus Büchern kannte, reichlich beängstigend. Ich atmete auf, als ich wieder heil außen war und mit meinem Eingeborenenweib nach dem Kuhkraal gehen konnte. Dort erwarteten mich weitere Schrecken. Zwei Schwarze rannten einer wilden Kuh nach, um sie mit einem Riemen zu fangen und an den Hinterbeinen zu fesseln.

So ging der Tag an. Mäh und Muh machte es an allen Ecken, und mir schwirrte der Kopf von all dem Neuen. Gestern hatte ich hier meinen Einzug gehalten. Eine Karre mit vier Ochsen bespannt erwartete mich an der Bahnstation; dabei standen zwei Eingeborene. Der eine davon war so lang, daß er mühelos über alle Dächer gucken konnte, ohne sich zu strecken. Er grinste freundlich, nahm mein Gepäck in Empfang und verstaute es. Ich selbst kletterte ziemlich erwartungsvoll und freudig auf die Karre: dies ward meine erste Fahrt durch den Busch. „Wop!“ schrie der Lange und schwippte mit seiner großen Peitsche. Ein Ruck, meine vier muntern Ochsen setzten sich in Trab. Ich flog nach hinten, die Beine in der Luft. Nachdem ich mich wieder gesammelt hatte, hätte ich mich gerne angenehmen Träumen hingegeben und die herrliche Gegend betrachtet; doch meine Ochsen ließen das nicht zu. In rasendem Galopp ging es weiter über Steingeröll, Baumstämme und Löcher, daß mir Hören und Sehen verging. Krampfhaft hielt ich mich fest, kaum hoffend, noch lebend davonzukommen.

Nach einigen Stunden deutete der riesenhafte Herero in den Busch: „Kayas!“ sagte er. Ich sah zwar nichts als grüne Bäume, nickte aber begeistert. Nun klopfte mir doch etwas das Herz; wie wird es dir ergehen dort, dachte ich, denn ich hatte von einer Farm ziemlich nebelhafte Begriffe. Mit einem heftigen Ruck hielt die Karre. Ein junger Mensch mit einem Räuberhut kam mit wuchtigen Schritten angestapft. „Detloff!“ stellte er sich vor. Er war der Sohn des Farmbesitzers; sein Vater war nach

Deutschland abgereist. Dann kam noch ein Volontär mit Namen Petersen; beide waren erst neunzehn Jahre alt. Ich war gekommen, um den Haushalt zu führen und die beiden zu betreuen.

Das Haus, in welches mich Herr Detloff führte, bestand aus vier ebenerdigen Zimmern, die alle in einer Reihe standen und einer Veranda davor. Mein Zimmer war das erste. Seine Einrichtung setzte sich zusammen aus einem Feldbett, einem Stuhl, einem Tisch und einem Waschtisch. Dann kam das Wohnzimmer, hierauf Herrn Detloffs Zimmer und das des Volontärs.

Mein erster Anblick waren zwei Eingeborenenweiber, die im Hof auf dem Boden saßen; um sie herum lagen Töpfe und Geschirr, die sie in einer schauderhaften Schmutzbrühe wuschen. Sie selbst starrten vor Dreck und rochen auf ein paar Meter Entfernung.

Als ich mich in meinem üppigen Heim etwas gewaschen und umgezogen hatte, kam eine von den schwarzen Perlen, die vorhin im Hof gesessen hatten, und sagte: „Missis, fressen!" Auf diese freundliche Einladung hin begab ich mich dann in das Wohnzimmer. Dieses machte einen überwältigenden Eindruck auf mich: ein Bücherständer, ein Schreibtisch, etliche Stühle und ein Tisch, alles dick mit Staub bedeckt. Auf dem Bücherständer lagen, hübsch durcheinander, allerhand Handwerkszeuge, ebenso auf dem Schreibtisch: Konservenbüchsen, Schüsseln, Maissaat, Ochsenriemen usw. An den Wänden hingen Kleider, Schuhsenkel, mit Wespennestern zugebaut. Ferner einige große Bilder, wovon niemand wußte, was sie vorstellten, da sie von Wespennestern und Fliegenschmutz vollständig überzogen waren. Die Lampenglocke war schwarz. Auf dem Tisch standen drei Emailteller. „Kanakawi!" rief Herr Detloff.

Da erschien die eine Schöne und brachte fest an ihren schwarzen Bauch gedrückt, der aus einem Gewand hervorsah, das mehr aus Löchern bestand als aus sonst etwas, Rührei, Gurkensalat, Tomaten und saure Milch. Nun konnte das Mahl beginnen, nachdem ich noch unzählige Fliegen herausgefischt hatte. Drei Hunde saßen erwartungsvoll um uns herum und wedelten begeistert. Da kein Fußboden gelegt, auch noch nicht einmal die Erde festgestampft war, konnten wir uns häufig vor Staubwolken nicht mehr sehen. Fiel einmal aus Versehen ein Löffel herunter, so sank er ins Bodenlose und war hoffnungslos verloren. Herr Detloff erzählte mir strahlend, daß sie, Petersen und er, die zwei Küchenweiber, Jabura und Kanakawi drei Tage geputzt hätten. (Ich könne auch Kanakaffee sagen, wenn mir Kanakawi zu schwer sei.) Sie hätten sich auf meine Ankunft so herzlich gefreut und alles recht schön machen wollen. Er erwartete sichtbar ein Lob, doch ich blieb verstockt, denn wir betraten gerade das Schlafzimmer von Herrn Detloff. Hier herrschte ein wildes Durcheinander, und nur ein geübter Turner konnte an sein Bett gelangen. Zum Schluß gingen wir in die Küche. Diese spottete jeder Beschreibung. In der Ecke stand eine alte von Dreck schwarze Kiste, von der ein entsetzlicher Geruch ausging. Sie enthielt ein Stück Käse, ein Stück Speck, einige Bügeleisen, Backobst und alte Säcke. Dann waren noch zwei Tische da, mit einer Schmutzkruste bezogen, und ein Herd. Die Wände waren nicht verputzt, schwarz angeräuchert und mit Wespennestern verziert. Der Lehm-Mörtel reiherte herunter. An der Seite hingen einige schwarze Töpfe, und in der Mitte stand ein Fliegenschrank, mit unsauberem Geschirr vollgestopft. Mir grauste. Hier sollte ich bleiben! Dies ist ja mehr als primitiv und



schauerlich. Sofort band ich eine Schürze um, krempelte die Ärmel auf und fing an, aufzuräumen und den gröbsten Schmutz zu beseitigen. Herr Detloff flehte mich zwar an, dies sein zu lassen und mich auszuruhen; sie hätten doch erst sauber gemacht. Die Abenteuer und das Leben im Busch fangen schön an, dachte ich mir, als ich ziemlich ermattet gegen Abend auf der Veranda in einen Liegestuhl sank. Kanakaffee brachte das Abendessen: Milchsuppe, Rührei und Brot, das Fäden zog. Meine beiden Pflegebefohlenen sahen mich noch etwas schüchtern von der Seite an und bemühten sich, mir die Reize und Annehmlichkeiten eines Farmaufenthalts so glänzend wie möglich auszumalen, doch ich blieb skeptisch. Nach dem Abendbrot schlug Herr Detloff auf eine an einem Baum hängende alte Pflugschar. Auf dieses Klingelzeichen erschien nach kurzer Zeit eine Schar wild fuchtelnder und schnatternder Weiber mit alten Blechbüchsen, um ihre Kost zu holen. Herr Detloff stand wie ein Feldherr mitten unter ihnen vor einem großen Kessel Magermilch. Aus diesem schöpfte er nun in die herrlichen Gefäße; dazu gab es noch zwei Becher Mais. Das war die Tagesration pro Mann. (Samstags gab es noch einen Becher Zucker, zwei Handvoll Tabak und etwas Tee.) Ziemlich erschöpft von all dem Neuen wollte ich nun zu Bett gehen, bemerkte aber, daß mein Bett nicht bezogen war und verlangte darauf von Herrn Detloff Leintücher.

Dies brachte ihn in sichtliche Verlegenheit. Ein Leintuch, stotterte er, habe er noch in ganz Afrika nicht gesehen; hier wickle man sich in seine Decken und schlafe gut und prächtig. Ich war recht unangenehm überrascht von dieser Art in Afrika zu schlafen, doch der Not gehorchend wickelte ich mich in die nicht ganz saubern, kratzenden Decken mit dem festen Vorsatz, morgen wieder fortzugehen. Trotz alledem schlief ich recht gut.

Das gleiche Klingeln weckte mich am Morgen. Ich war gerade angezogen, da erschien wieder die Kanakaffee mit der bekannten freundlichen Einladung: „Missis, fressen!" Der Tisch war auf der Veranda gedeckt, zwar nur mit Emailbechern und -tellern; doch die Sonne ging eben auf und verschönte alles mit ihren Strahlen. Meine beiden Pflegebefohlenen waren frisch und munter, von meinem Platz hatte ich die grünen Berge und Fernen vor mir, der Kaffee, den die Jabura anschleppte, war auch gut — so wurde mein Entschluß von gestern wieder etwas wankend. Und als Herr Detloff mir sogar ein Leintuch brachte, das er zu unterst in seinem Koffer entdeckt hatte, entschloß ich mich doch zum Bleiben. Zu diesem Zweck sind wir ja gekommen, wir deutschen Frauen, den Männern in ihrem harten Dasein Freude und Hilfe zu bringen!

Mit diesem löblichen Vorsatz begab ich mich denn an die Arbeit. Die beiden Herren gingen zum Acker, der vier Kilometer vom Hause entfernt war; die Eingeborenen mit den Ochsen und dem Pflug waren schon dort. Nun kamen die Melkweiber mit der Milch, und es wurde entsahnt. Die Milchkannen waren mit einer dicken Kruste Schmutz überzogen, und unzählige Fliegen schwammen auf der Milch herum.

Ein rauhes Feld der Tätigkeit harrte meiner, und es dauerte noch Wochen, bis endlich Ordnung und Sauberkeit einzog, und vor allem, bis ich mir die für einen Farmbetrieb nötigen Kenntnisse aneignete, denn ich wußte durchaus nichts. Aber an Hand guter Bücher lernte ich eine Menge, da ich ja guten Willen und großen Eifer hatte. Es machte mir Spaß, meinen beiden Pflegebefohlenen, wenn sie abends nach



Hause kamen, meine Errungenschaften vorzuführen. Die beiden waren meine eifrigen Bewunderer und fanden alles herrlich und schön. Besonders das Essen schmeckte ihnen wundervoll (mittags schickte ich es ihnen aufs Feld). Daß sie nicht mehr selber kochen mußten, sondern sich einfach an den gedeckten Tisch setzen durften, daß sie stets reine Wäsche vorfanden, das kam ihnen märchenhaft vor, denn schon drei Jahre lebten sie hier im Busch, meistens von Reis und Rührei. Früher war zwar noch der Vater Herrn Detloffs dabei, ein älterer Herr, der die Küche besorgte und das in sehr eigenartiger Weise: die Speisen kochte er nach eigener Erfindung, und an alles kamen reichlich Lorbeerblätter und Nelken. „Für was ham mer se denn", sagte er zu seinem Sohn, als dieser ihn schüchtern bat, beim Milchreis die Lorbeerblätter und Nelken wegzulassen.

Ich hatte ja auch noch manche Zweifel beim Kochen, besonders beim Brotbacken. Zuerst wollte der Teig nicht aufgehen, auch wenn ich ihn drei Tage stehen ließ. Es war schauerlich, was für Zeugs wir da essen mußten, und nur unseren gesunden jungen Mägen können wir es verdanken, nicht bleibenden Schaden genommen zu haben. Aber auch dies gelang zum allgemeinen Jubel eines Tags.

Viel Mühe hatte ich mit meinem „Küchenpersonal". Die Kanakawi, ein Heromädchen, war der Reinlichkeit eher näher zu bringen — ich machte ihr ein paar Blaudruckkleider und ließ sie sich gründlich waschen — doch die Jabura, ein Kaffernweib, war nicht zu kultivieren. Sie lachte, sang oder schlief und stank drei Meter im Umkreis. Ihre Faulheit übertraf alles Dagewesene. Beim Buttern saß sie immer am Boden, das Butterfaß zwischen ihren schmutzigen Schenkeln; mit der einen Hand drehte sie langsam die Kurbel, mit der andern stützte sie ihren Kopf. Dabei schlief sie häufig ein, ein Rippenstoß mußte sie wieder wecken.

Einmal erwischte ich sie, wie sie eben ihre Beine und andere edle Körperteile aus meinem Kochtopf heraus mit Butter einschmierte. Ich war so entrüstet, daß ich ihr den Topf auf das Haupt stülpte, ihr einen Schubs gab und sie hinauswarf.

„Laß dich ja nicht mehr hier sehen, du alte Sau!" rief ich ihr nach, und damit war unser Dienstverhältnis aufgelöst.

Ihre Nachfolgerin Komba, ein Buschmannsmädchen, war ein kleines zierliches Persönchen und ließ sich leicht anlernen. Kanakawi und Komba schwangen also jetzt unter meiner Aufsicht Besen und Putzlappen. Ich versuchte, der Kaffernseele etwas beizukommen, denn am Anfang ist man noch so naiv, bei den Eingeborenen eine Seele zu suchen: ein ganz aussichtsloses Beginnen, da die Eingeborenen in Südwestafrika auf einer recht niederen Stufe der Gesittung stehen und mit wenigen Ausnahmen weder Dankbarkeit noch Anhänglichkeit kennen. Am höchsten stehen noch die Ovambos. Damals hatte ich aber noch andere Ansichten. Wenn sie krank waren, half ich ihnen, und wenn sie eine Verwundung hatten, verband ich sie. Ich studierte aus einem Buch die Hererosprache und schrieb mir die nötigsten Worte auf ein Papier, das ich dann herauszog, wenn ich es brauchte und zum großen Gaudium meiner Küchenmädchen ablas.

Das Hereromädchen Kanakawi weihte mich in ihre Gebräuche ein und schwatzte mir manches vor in ihrem gebrochenen Deutsch untermischt mit Hererobrocken. Unser Viehwächter Reinatsch wollte sie heiraten; deshalb versteckte sie sich immer schamhaft vor ihm, denn solch schamlose Gebräuche wie die Weißen hätten sie nicht.



Diese gingen stets mit dem Gegenstand ihrer Liebe Arm in Arm, was sie mir vormachte, indem sie bei der Komba einhakte und mit gewichtigen Schritten auf und ab wandelte. Ich lachte schrecklich. Auch die Kaffernmädchen seien auf keiner so hohen Stufe wie die Hereros; jene setzten sich immer vor ihren Mann hin und sähen ihn an. Nein, wenn ein Heremädchen heiratet, legt sie sich mit verhülltem Kopf eine ganze Woche in ihren Pontok und „slapt".

Darauf schritt sie mit hocherhobenem Haupt und stolz gemessenem Gang hinweg. Ich blieb beschämt zurück und hatte ausreichende Muße, über die Schamlosigkeit der Weißen und der Kaffernweiber nachzudenken.

Doch der Viehwächter Reinatsch störte mich in diesem nützlichen Tun.

„Missis, o safa, safa, willst du, meinte ich, hast du?" erzählte er mir mit wilden Gebärden. Ich begriff durchaus nicht und trabte mit zum Viehkraal. Eine Kuh war beim Kalben, die Hinterbeine des Kälbchens hingen schon heraus, die Kuh rannte wie besessen herum, doch weiter ging es nicht. Nun sollte ich helfen.

„O safa, safa!" rief jetzt auch ich, denn ich nahm an, daß dies irgend eine Anrufung der Götter um Hilfe sei. Eine weiße Missis muß aber alles können; also redete ich der Kuh gut zu, was Reinatsch sicher für eine Beschwörungsformel hielt, und nach kurzer Zeit ging die Geburt vollends vonstatten. Mein Ruf war gerettet.

Ich war fast immer den ganzen Tag allein, denn Herr Detloff und Herr Petersen gingen in der Frühe aufs Feld und kamen erst des abends zurück. Manchmal war es mir dann recht einsam, obwohl der Tag stets reichlich mit Arbeit ausgefüllt war, denn was eine Farmerin alles tun und können muß, ist gar nicht zu sagen. Doch nach Feierabend freute ich mich sehr, wenn ich in der Ferne die beiden Gestalten auftauchen sah. Meistens brachten sie eine Beute mit, die sie unterwegs geschossen hatten; die Hunde rasten ihnen entgegen, und es war ein vergnügtes Bild, ihr Einzug in die Farm mit Hallo und Hundegekläff.

Nach dem Abendbrot lagen wir drei in unseren Liegestühlen auf der Veranda. Herr Detloff spielte auf der Mundharmonika, und wir andern sangen dazu, lauter alte, liebe Lieder. Diese Stunden waren so friedlich und wunschlos. Nichts störte die tiefe Ruhe, nur das Muhen der Kühe hörte man von fern und das Heulen der Schakale.

Sehr gern machte ich am Spätnachmittag, wenn die größte Hitze vorüber war, kleinere Spaziergänge in den uns umgebenden Wald. Für mich war ja noch alles neu und fremdartig. Die beiden Herren warnten mich immer eindringlich, ja nicht zu weit zu gehen und nie die Pad zu verlassen. Eines Nachmittags — ich war ganz allein zu Hause — hatte ich wieder einmal das dringende Bedürfnis, auf Entdeckungsreisen auszuziehen. Ich zog mir ein derbes Leinenkleid mit kurzem Rocke und ein paar feste Stiefel an, auf den Kopf setzte ich einen Tropenhelm. Darauf erklärte ich noch der Kanakawi, daß ich spazieren ginge, sie solle nicht vergessen, die Hühner und Schweine zu füttern. Ich marschierte los. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" sang ich so recht begeistert vor mich hin. Eine kleine Antilope sprang erschrocken auf und raste davon, aber nicht allzu weit blieb sie stehen und betrachtete sich vorsichtig dieses fremdartige Wesen. Ich hielt ihr eine Rede, daß ich kein Gewehr und nur friedliche Absichten hätte, doch sie traute dem Frieden nicht und lief fort. Ich ging weiter und kam an einen großen wilden Feigenbaum, dessen Luftwurzeln überall herunterhingen. Unten am Baume waren

viele Löcher, in die soeben ein paar Erdmännchen verschwanden, niedliche Tierchen, die Ähnlichkeit mit unseren Eichhörnchen haben. Ach wie schön war es doch hier unter all den hohen Bäumen! So in angenehme Träume versunken, trollte ich weiter. Da, plötzlich faucht etwas. Ich springe zurück und sehe eine große schwarzgelbe Schlange in halber Menschenhöhe um einen Baumstumpf geringelt. Sie spuckte nach mir. Ich verstecke mich schleunigst hinter einem nahen Busch und sehe nun zu meinem großen Erstaunen, wie ein kleines rotes Tier mit spitzer Schnauze und langem buschigem Schwanz auf die Schlange losgeht, nach ihr springt und beißt. Die Schlange verteidigt sich wütend gegen diesen Angreifer. Der Kampf war gewiß schon im Gange, als ich dazu kam und störte; und nur diesem Tier hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht eine volle Ladung Gift in die Augen bekam, denn die Spuckschlange hatte wohl ihr ganzes Gift schon verausgabt. Ich schaute nun sehr neugierig und mäuschenstill diesem Kampfe zu. Es war ungeheuer spannend: immer wieder versuchte das Tier, aus dem Grase anschleichend, die Schlange im Sprung zu überraschen. Da plötzlich biß das Reptil das Tier in die Schnauze und dieses lief fort und verschwand im Gestrüpp. Ich war betrübt, denn meine Sympathien waren ganz auf Seiten des mutigen Geschöpfes. Rasch nahm ich einen Stein auf und warf ihn nach der Schlange. Diese hielt sich immer noch in Furcht vor ihrem Gegner auf dem Baumstumpf und stieß mit weit-offenem Rachen nach dem Boden, wo der Stein hingefallen war. Da warf ich rasch einen zweiten Stein und traf die Schlange auf den Kopf. Sie schnellte noch einmal in die Höhe. Doch ich eröffnete jetzt eine Beschießung mit Steinen, der sie bald erlag. Befriedigt zog ich weiter und nahm mir vor, die Schlange von den Eingeborenen holen und die Haut abziehen zu lassen, da sie sehr hübsch gezeichnet war. Aber weil es noch nicht spät war, wollte ich ein kleines Stückchen weiterwandern. Ich bewunderte einen großen Termitenhaufen. Dann tat sich eine große Fläche vor mir auf und jenseits sah ich eine mächtige Antilope mit struppigem Kopf und Nacken stehen. Die mußt du dir etwas näher ansehen, sagte ich mir. Langsam und vorsichtig schlich ich durchs hohe Gras. Flüchtig ging es mir durch den Kopf, daß ich ja die Pad nicht verlassen sollte, doch ich wollte ja nicht weit und war sicher, sie wieder zu finden. Immer näher kam ich der Antilope. Wie ein Urwelttier mutete sie mich an. Doch plötzlich hatte sie mich gewittert und trabte ziemlich gemächlich, die Hörner nach vorn legend, ab. Ich lief voll Begeisterung hinterher. D.es ging so eine Weile, da war sie außer Sicht. Nun war es aber an der Zeit, nach Hause zu gehen. Die Sonne stand schon tief, und ich hatte Hunger und Durst. Ich suchte eifrig nach dem Wege ohne viel zu überlegen, denn ich war überzeugt, daß ich in östlicher Richtung gehen müßte. Als ich ihn nach einiger Zeit noch nicht gefunden hatte, schlug ich eine andere Richtung ein, immer in der Meinung, gleich die Pad vor mir zu haben. Es fiel mir ein, daß ich auf meiner eigenen Spur hätte zurückgehen können, doch war überall hohes Gras, und ich hatte noch keine geschulten Augen. Ich suchte zwar nach meinen Spuren, konnte aber keine erkennen; auch wurde es jetzt rasch dunkel. Da überfiel mich die Angst. Ich setzte mich unter einen Baum und brütete vor mich hin. Allerhand schreckliche Geschichten von Leuten, die im Busche umkamen, fielen mir ein. Ach, wäre ich doch nicht von der Pad gegangen! Jetzt werden ja schon Herr Detloff und Petersen zu Hause sein und mich wohl bald vermissen, dann werden sie mich sicher suchen. Ein kleiner Trost zog in

mein Herz. Die Zeit ging weiter, grauenhaft still war es ringsherum, der Himmel bewölkte sich und kein Stern war zu sehen. Die Angst kam wieder über mich, und ich horchte mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen in die Dunkelheit. Da hörte ich ein Knurren neben mir, entsetzt sprang ich auf und lief, so schnell ich konnte, blindlings darauf los; einmal rannte ich in einen Dornbaum und zerkratzte mir Hände und Gesicht, dann fiel ich in ein Loch und kletterte mühsam wieder heraus, aber immer weiter lief ich, bis ich mich erschöpft und ausgepumpt niederwarf. Sobald ich mich etwas beruhigt hatte, versuchte ich vernünftig zu überlegen. Ich sagte mir, daß nichts verloren ist, solange man den Mut nicht verliert. Ich beschloß, hier den Rest der Nacht zu bleiben, nicht mehr sinnlos herumzulaufen und dabei vielleicht immer mehr vom Hause abzukommen. Es waren trotz aller guten Zureden, mit denen ich mich tröstete, doch recht bange Stunden, und jedes Geräusch in meiner Nähe machte mich erbeben. Ich schwor mir zu, nie wieder von der Pad zu gehen, wenn ich nur noch dies eine mal mit heiler Haut davonkäme, und ich tat vielerlei Gelübde. Mit Freuden begrüßte ich das erste Tagesgrauen. Hoffnung zog wieder in mein Herz ein, als die Sonne aufging. Die Nacht, die Dunkelheit ist schrecklich, wenn man in Not ist. Mit neuem Mute suchte ich mich nun zurechtzufinden. Ich lief und lief und lief. Manchmal setzte ich mich unter einen Baum, um mich etwas zu erholen. Seit gestern Mittag hatte ich nichts gegessen. Der Hunger quälte mich indes nicht so sehr wie der Durst. Meine Lippen waren gerissen und die Zunge schwoll an. Die Sonne brannte erbarmungslos auf mich herunter. Es war die heißeste Zeit des Jahres, kurz vor dem ersten Regen. Bis Mittag suchte ich immer noch, meine Schritte wurden immer langsamer und meine Gedanken verwirrten sich. Erschöpft sank ich in das Gras nieder und schlief ein. Nach einigen Stunden erwachte ich wieder etwas gekräftigt, nur der Durst quälte mich schrecklich. Nach dem Stande der Sonne war es etwa fünf Uhr. Ich nahm nun meine ganze Kraft zusammen und überlegte, was ich tun sollte. Sie würden mich ja sicher alle suchen und die Eingeborenen würden meiner Spur nachgehen; das beste ist's also, hier sitzen zu bleiben und nicht weiter meine Kräfte zu vergeuden. Diesen vernünftigen Vorsatz befolgte ich auch ein Weilchen, bald aber erfaßte mich wieder die Angst und die Unruhe. Ich mußte etwas tun, um schnell zum Wasser zu kommen, und sicher fände ich den Weg. Vielleicht ist er ganz in der Nähe. Das Tageslicht muß ich ausnützen. So suchte ich denn wieder eifrig und rastlos. Die Sonne ging schon unter, immer müder wurde mein Gang und immer verwirrter mein Kopf. Allmählich wurde mir alles gleichgültig, ich setzte mich nieder und wußte eine Zeitlang nichts mehr von mir. Die Kühle der Nacht brachte mich wieder zu mir. Dies ist nun die zweite Nacht, seit du vom Hause fort bist! Ich gab die Hoffnung auf. Die Nacht war kalt und mich fror; stumpf saß ich da, ich weiß nicht wie lange, da hörte ich einen Schuß. Sofort war alle Dumpfheit von mir abgefallen. Und mein Herz stand fast still vor Freude, als sich die Schüsse wiederholten. Ich sprang auf und lief wie toll durch Dornbüsche, die mich zerkratzten, über Steine und Löcher fallend, immer dem Klang der Schüsse nach. Bald hörte ich Rufen, doch ich brachte keinen Laut aus der Kehle. Laternen und Fackeln blitzten auf, Menschen kamen. Ich stolperte in ein paar Arme und dann wußte ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, stand Herr Detloff neben mir und löffelte mir warmen Tee ein. „Gott sei Dank, daß wir Sie wieder haben, was für Sorgen



haben Sie uns gemacht!" Die Schwarzen standen um uns herum und grinsten freundlich. Ich war glückselig und konnte es noch nicht fassen, nach all der überstandenen Angst und Gefahr wieder unter Menschen und gerettet zu sein. Herr Detloff erzählte mir: als ich die vorige Nacht nicht nach Hause kam, wären er und Petersen mit sämtlichen Eingeborenen fortgegangen, um mich zu suchen. Sie hätten viel geschossen und große Feuer angezündet. Doch konnten sie in der Dunkelheit meine Spur nicht finden. Am anderen Tage war sie in dem hohen Gras nicht mehr zu sehen. Sie hätten sich in zwei Trupps geteilt und das Gelände weithin abgesucht. Endlich hätte einer der Schwarzen ein Stückchen Stoff von meinem Kleide an einem Dornbaum gefunden. Nun wurde mit Hilfe der Hunde meine Spur verfolgt. — Ach wie froh war ich! — Zwei Schwarze wurden nach Hause geschickt, um die Ochsenkarre zu holen, und nachdem ich getrunken und gegessen hatte, war ich neugeboren und konnte meine Abenteuer erzählen. Gegen Morgen kam dann die Karre, und wir fuhren nach Hause. Herr Petersen kam jetzt auch an und schüttelte mir vor Freude fast die Arme aus dem Gelenk. Ich sah ja bös aus, und eine ganze Zeit dauerte es noch, bis meine Kratzwunden geheilt waren. — — Nicht allzulange nach diesem Erlebnis im Busch fiel der erste Regen, und nun wurde eifrig gepflügt und gesät.

Als der Regen nachließ, besprach sich Herr Detloff mit Herrn Petersen, daß sie zusammen vierzehn Tage wegziehen müßten, um Vieh zu verkaufen. Ich sollte solange allein bleiben. Nun ging es an die Vorbereitungen zu dieser Reise. Viele Büchsen wurden gefüllt mit Kaffee, Tee, Salz, Butter, Zucker, Mehl, Reis, Brot usw. Ein großes Faß goß man voll Wasser; dann wurde alles auf dem Ochsenwagen verstaut. Dazu kamen noch Decken und Wassersäcke, und nun konnte die Fuhre losgehen.

„Arme Missis frißt der Löwe, wenn du fort bist, Mistera!" sagte die Kanakawi tieftraurig, doch die beiden lachten nur und meinten, ich sei hier im Busch so sicher wie in Abrahams Schoß. Da ich den Vergleich nicht ausprobieren konnte, mußte ich es schon glauben. Ängstlich war ich ja nicht, aber es ist doch unheimlich, so mutterseelenallein im Busch zu wohnen. Nachts flatterten unzählige Fledermäuse um mich herum, und da der Regen wieder anfing, dröhnte es auf das Wellblech, so daß ich allerlei Stimmen hörte und mir einbildete, es schliche ein Herero heran mit einem geschwungenen Kiri (Hererowaffe). Huh! wie schnell zog ich da die Decke über die Nase! Ab und zu krabbelte mal ein Mäuslein über das Bett, was mir Schauder verursachte, denn ich hielt es für eine Schlange.

So war ich immer froh und angenehm überrascht, wenn der Morgen graute und ich noch lebte. Der Tag war ja stets reichlich ausgefüllt und schnell herum, und so gingen die vierzehn Tage auch vorbei. Eines Abends hörte ich Peitschenknallen, „Wop! wop!" und ein Gerumpel: da kamen sie angerollt, vollgestopft mit Neuigkeiten und allerlei Gutem für die Küche. Eine Oryxantilope hatten sie unterwegs geschossen, ein Tier so groß wie ein Ochse; die wurde rasch zerlegt, und dann ging es an ein Braten und Kochen. Ein großer Teil des Fleisches wurde in Streifen geschnitten, gesalzen und zum Trocknen aufgehängt. Dies wird wie „Bärenschinken" roh gegessen und hält sich lang. Die Hunde, die Eingeborenen, alles bekam Fleisch, und es war ein großes Essen und Jubeln.

„Fräulein Imhoff," sagte Herr Detloff zu mir, „ich habe einen Brief aus Deutschland. In zwei Wochen kommt ein Volontär mit dem schönen Namen Amandus Degenkolb."

In Petersens Stube wurde noch ein Feldbett aufgestellt und sonst noch einige Verschönerungen angebracht. Ein Bild mit einem Burengeneral, der in edler Haltung dasteht und das Lager übergibt — es gehörte zu Herrn Petersens Heiligtümern — wurde aufgenagelt. Die tiefen Löcher in dem Lehmfußboden füllte man etwas aus, damit sich der neue Ankömmling nicht gleich die Beine breche, und nun warteten wir drei mit Spannung dem Tag seines Erscheinens entgegen. Ein neuer Hausgenoß, ein Grüner — wie überlegen fühlte ich mich dagegen schon mit meinen vier Monaten Afrika!

„Er kommt!" schrie Herr Petersen, und schleunigst liefen wir drei der Karre entgegen. Stolz thronte er darauf, umgeben von Koffern, Kisten und Paketchen, lang und mager. Das einzige Abstehende waren seine Ohren.

Ehe die Karre hielt, wollte er schon absteigen, stolperte dabei mit seinen langen Beinen über die Kisten und Pakete und flog in hohem Bogen herunter. Aber sofort sprang er wieder auf und sauste wie ein Besessener im Kreise herum, wilde Töne ausstoßend. „Uah! uah!" schrie er und schrecklich fuchtelte er dabei mit der einen Hand. Wir standen vollständig erstarrt da, bis er Herrn Detloff die Hand unter die Nase streckte und wir sahen, daß ein Finger nach hinten umgebogen war. Herr Detloff packte den Finger ordentlich und renkte ihn mit einem Ruck wieder ein.

„Uah! uah! uah!" schrie der Jüngling und hüpfte noch ein Weilchen im Kreise herum. Allmählich beruhigte er sich jedoch, und wir hatten nun Muße, ihn zu bewundern. Angetan war er mit einem hellen Tropenanzug, Gamaschen, Sporen und einem Schlapphut, einem Revolver im Gürtel und einem Gewehr auf dem Rücken. Nachdem er sich etwas erholt hatte, gab er uns seine Lebensansichten zum Besten. Löwen und Tiger wolle er schießen. Ha, die Jagd, das sei das Höchste! Dabei packte er aus. Drei Gewehre kamen zum Vorschein, ein Drilling, eine Kugelbüchse und ein Mauser, und dann noch zwei Revolver. Wir fühlten uns auch gleich erheblich sicherer; doch unsere Freude war unermeßlich, als er gar ein Grammophon anschleppte. Nun konnten wir nach den neuesten Walzern tanzen.

Gleich ging es los. Amandus machte mit, warf seine langen Beine nach allen Richtungen und vergaß dabei ganz seinen ausgerenkten Finger. Sein Revolver stak noch im Gürtel, das Gewehr hing auf dem Buckel, dazu klirrten die Sporen: es war überwältigend komisch. Wir waren ungeheuer lustig; das Gelächter und den Radau konnte man weit hören.

Überhaupt wurde unser Leben weit unterhaltender seit Degenkolbs Ankunft. Dieser Jüngling sorgte immer für unsere Belustigung. Zuerst war er sehr enttäuscht, daß er die ganze Woche arbeiten mußte und nur Sonntags auf die Jagd gehen konnte. Doch diesen Tag nützte er auch ausgiebig aus; weder Schlagsahne noch Kuchen — sein Leibessen — konnten ihn zurückhalten. Des Morgens mit dem frühesten schwang er sich auf sein altes, klapperiges Muli. Seine begeisterten Erzählungen von seinen Jagdabenteuern waren hinreißend. Mit einem Stück Brot in der Tasche und einer Feldflasche mit Wasser blieb er stets bis zum Abend fort. Dann kam er im Schritt angeritten, entsetzlich auf seinem magern Klepper herum-

rutschend, bald ihm die Sporen gebend, bald ihm gut zuredend. Schon von weitem machte er sich so bemerkbar. Doch dem Muli fiels nicht ein, anders als im Schritt zu gehen; so machte sein Einzug gar keinen heldenhaften Eindruck. Dafür machten es seine Erzählungen um so mehr. Jagdbeute brachte er nie mit, doch dafür reichlich zerrissene Hosen.

Da ich gern einmal eine größere Pad mitmachen wollte, das heißt eine lange Reise durch den Busch, versprach Herr Detloff, mich nach der Etoschapfanne mitzunehmen, um Salz zu holen. Herr Amandus sollte auch mit, doch ohne seine Schießgewehre, was seine Freude erheblich dämpfte. Aber unser Leben war uns zu lieb, um uns der Gefahr auszusetzen, von ihm versehentlich totgeschossen zu werden. Mein Photographenapparat, allerlei Eßvorräte, Mehl, Zucker, Kaffee, leere Säcke für Salz, Spaten und Faß mit Wasser wurden aufgepackt, denn wir wollten drei Wochen fortbleiben. Ein Nachbarfarmer, Herr Ralph, schloß sich auch noch an mit einer Ziehharmonika.

Unter den Klängen: „Muß i denn zum Städtele naus" zogen wir vergnügt auf unserm Ochsenwagen in den Busch fort, das Herz voll Freude und Jugend. Ein Lied um das andere wurde gesungen, begleitet von Herrn Ralphs Ziehharmonika, daß es im Busch nur so widerhallte. Die Schwarzen hatten auch ihre Weiber im Feststaate mit. Sie trugen prächtige Schleppkleider aus Blaudruck. Auf ihren Wollköpfen hatten sie gelbe, rote und lila Kopftücher in den grellsten Farben und so boten wir ein glänzendes Bild.

Allmählich stieg die Sonne immer höher, und unsere sangesfreudigen Kehlen verstummten. Es wurde heiß, und wir sehnten uns nach einem kühlen Plätzchen. Es ging nun auch schon gegen Mittag; man mußte ausspannen. Unter großen schattigen Bäumen wurde Rast gemacht; Komba, die ich mit hatte, machte Feuer und kochte Kaffee. Geschossen war leider noch nichts worden, und so mußten wir eben ohne Fleisch essen. Es schmeckte auch so vorzüglich; den Beschluß machte ein Schläfchen.

Nach einigen Stunden wurden die Ochsen wieder herangetrieben, die einstweilen gefressen hatten, Komba legte unsere Decken zusammen, räumte alles weg und verstaute es wieder. Wir kletterten auf und weiter ging es. Amandus zog ein Spiel Karten heraus, und nun wurde gespielt fast bis die Sonne sank und wahrscheinlich hätten wir uns noch weiter dieser reizvollen Tätigkeit hingegeben, wenn wir nicht unterbrochen worden wären. Der lange Herero puffte Herrn Detloff in die Seite: „Mister, ein Bock!"

Sofort benahm sich Amandus Degenkolb wie ein Besessener, warf seine langen Glieder nach allen Richtungen: „Ein Gewehr, ein Gewehr!" schrie er. Doch dieweil er noch mit den Armen fuchtelte, hatte Herr Detloff den Bock schon geschossen.

Nun hatten wir Kost, wie wurden wir da vergnügt! Nicht mehr lange ging der Treck, und es wurde ausgespannt. Die Ochsen mußten noch einige Stunden fressen, ehe sie festgemacht wurden. Wir suchten uns ein nettes Plätzchen für das Nachtlager. Nun wurde ein Feuer gemacht, der Bock wurde abgezogen, ausgeweidet, in Stücke geschnitten, und dann begann das Mahl. Es schmeckte uns vieren herrlich, da der nötige Hunger vorhanden war. Die Eingeborenen kochten sich Maisbrei und aßen ihn mit dem Jochscheit; ich wunderte mich dabei nur, daß sie keinen Splitter in ihre langen Zungen bekamen, wenn sie das Scheit ableckten. Von dem Bock erhielten

sie auch noch etwas, und so waren wir alle gesättigt und guter Dinge, legten uns ums Feuer, rauchten Pfeife und Zigaretten und erzählten Geschichten.

Die Schwarzen lagen ein wenig abseits an ihrem Feuer und sangen ihre eintönigen Gesänge. Überall herrschte die tiefste Ruhe; die Nacht war nur erhellt vom Sternenglanz und unsere Gesichter beleuchtete malerisch das Lagerfeuer.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Detloff,“ sagte Herr Ralph, „als ich damals den Schakal geschossen hatte? Ich saß am Feuer; hinter mir zog ein Eingeborener den Schakal ab. Als er soweit war, daß das Fell nur noch etwas am Rücken festsaß, drehte sich der Eingeborene zu mir, um mich etwas zu fragen. Wie er sich darauf wieder umwandte, stand der Schakal auf seinen Beinen und lief weg!“

„Owisese!“ rief ich, das heißt: was lügst du; warum sollte ich nicht mit meinem frisch aufgeschnappten Herero etwas prunken?

„Es ist die reinste Wahrheit, mein Bierehrenwort!“ sagte Herr Ralph, und Herr Detloff bekräftigte es. Amandus war ganz hin vor Begeisterung; wenn er doch nur auch einmal so etwas erleben könnte.

Wir lachten, und nun überboten sich die beiden an Jagdgeschichten und machten dem armen Nimrod den Mund wässerig. Bis wir endlich müde wurden, und melodische Schnarchtöne von den Eingeborenen zu uns drangen; da wickelten wir uns in unsere Decken und gaben uns ganz der Mutter Nacht in die Hände, die uns in ihren tiefen Frieden einschloß und uns trotz der Härte des Lagers fest schlafen ließ.

O über diese wunderbaren Nächte im Busch, diese tiefe Stille, die nur manchmal von dem Heulen eines Schakals unterbrochen wird! Man wird fromm und gut dabei...

Die Liebenden

Von Ernst Wisser

Des Märzensturms Gejauchz, Gestöhn!
Mich stößt vom Pfad der mächtige Föhn.

Gottes voll der Himmel! Durch tiefes Blau
Getürmter, zerrißner Wolkenbau.

Eine gelbe Primel am Waldrand sprießt.
Ihr Düften wie Wein ins Blut mir schießt.

Fern schau ich im Wald jung-edles Paar:
Blau blitzende Augen, hell leuchtend Haar.

Seit Monden wuchs hoch die Flamme schon —
Kein Wort verriet es, kein Blick, kein Ton.

Doch heut — war's Sturmes Drang und Schlag,
War's Primel? – sie glitt, an der Brust ihm lag.

„Hör, herrliches Land! Hör, Heimatland!
Hoch soll sie mir blühn, unter Gärtners Hand!“

Da reißt sie sich los, ihr Auge loht:
„Und käme die bittre, die lange Not —?“

„Wohlan, sie komme! Dann zeigt die Tat:
Im Unwetter noch wächst edle Saat!

Ich bin, o Gott, der wildfroh minnt
Und märzlich braust, dein echtes Kind!“

Die Entführung

Von Paul Ernst

In einem entlegenen Teil Spaniens, im vierzehnten Jahrhundert, wuchs bei seinen Eltern auf einem wehrhaften Turm bei geringen Lebensumständen ein frischer Jüngling auf, den wir Florio nennen wollen. Er war nun in dem Alter, da er in die Welt hinausziehen und sein Glück machen mußte. Im Hof wartete schon das gesattelte, nicht mehr allzu jugendliche Pferd und hing geduldig den Kopf, zum Zeitvertreib etwa einmal an einem magern Grashälmchen schnuppernd, das zwischen den runden Pflastersteinen hervorwuchs.

Florio stand im Reiseanzug vor seinem Vater, der, in einem großen Lehnstuhl sitzend, ihm die letzten Ratschläge mit auf die Reise gab. Der alte Herr sagte: „Die Zeiten sind schlechter geworden. Es ist nicht mehr, wie es in meiner Jugend war. Du bist ein Dichter. Zu meiner Zeit machte man seinen Vers, aber das war so nebenbei. Im übrigen verstand man seine Sache, man wußte seinen Gaul zu behandeln und brach seine Lanze."

„Aber Vater," warf Florio ein, „du hast doch selber gesagt, daß ich ein ganz guter Krieger bin."

„Ich spreche nicht von dir, ich spreche allgemein", erwiderte der Vater. „Du wirst ja sehen, wie weit du mit deinem Dichten kommst. Hauptsache im Leben ist, daß man etwas vor sich bringt."

Hier lachte Florio: „Aber Vater, sonst sagst du doch immer: Unsereiner bleibt, was er ist. Das sind nur die Geschäftsleute, die reich werden. Der anständige Mann hat sein Schwert, weiter braucht er nichts, mit dem dient er seinem König."

Der Alte sprach: „Sage ich auch. Ist auch wahr. Na, du wirst ja sehen. Du bist ein guter Junge, du hast auch Verstand, du bist schon gescheiter wie ich. Komm, daß ich dich segne."

Dem alten Mann standen die Augen in Wasser, dem Jüngling rollten zwei Tränen zu beiden Seiten die Wangen hinab. Er kniete, und der Vater legte ihm die Hände auf das Haupt: „Bleibe gut! Der Herr, unser Gott, behüte dich, daß du deine Ehre immer rein hältst. Alles andere ist Nebensache."

Er umarmte den Sohn und küßte ihn auf die Stirn. Der Jüngling sprang auf und drückte die Mutter an die Brust, die still zur Seite gestanden hatte. Dann stürmte er schluchzend aus dem Zimmer. — —

Florio wollte in Madrid sein Glück machen. Er wollte aber auch Ruhm durch dichterische Werke erringen. Er hielt es für selbstverständlich, daß man beides vereinigte. Der Ort, wo man herkömmlicherweise Glück errang, war der Hof. Mit zäher Beharrlichkeit hatte er sich einen Platz im Vorzimmer des Königs errungen, wo er denn in einer dichten Menge stand, von einem Bein auf das andere trat, und mit andern jungen Leuten Gespräche darüber führte, wie man es anzustellen hatte, wenn man sein Glück machen wollte. Der Ort, wo man den Ruhm durch dichterische Werke errang, war das Kaffeehaus. Hier saß man den Nachmittag über, trank eine halbe Tasse Kaffee und besprach die Nachahmung der Alten und ihre Überwindung.

Florio hatte schon etwa einen Monat lang Hof und Kaffeehaus besucht ohne wei-

teren Erfolg, als daß der Dukaten, den ihm sein Vater mitgegeben, in einen Real zusammengeschmolzen war; da machte er eine Bekanntschaft, die von entscheidender Wichtigkeit für ihn wurde.

Ein junger Mann in seinem Alter setzte sich an seinen Tisch mit unzufriedenem Gesichtsausdruck. Er schleuderte seinen weiten Schlapphut mit großer Feder auf den Stuhl neben sich, fuhr sich mit den Fingern durch die zierlichen Locken, bestellte mit erhobener Stimme eine ganze Tasse Kaffee bei dem Aufwärter und saß dann, den Kopf in die Hand gestützt, schwermütig und seufzend, indem er starr auf die Marmorplatte des Tisches blickte. Er sprach abgebrochene Sätze vor sich hin: „Reime! Keinen einzigen finde ich. Wozu überhaupt Verse! Wenn man etwas Vernünftiges zu sagen hat, das kann man in Prosa auch!"

Hier konnte sich Florio nicht enthalten, in höflicher Weise Einwendungen zu machen. Mit wohlgesetzten Worten erklärte er dem jungen Herrn, nachdem er um Entschuldigung gebeten, daß er sich in seine Angelegenheiten mische, daß ein Gedicht etwas ganz anderes sei, als eine Reihe Prosasätze, indem man zum Beispiel in Versen sagen könne, was in Prosa auszudrücken ganz unmöglich wäre, und umgekehrt. Mit Behagen verbreitete er sich über diese Gedanken weiter und sprach, indessen der andere halb zuhörte, bis er ihn endlich unterbrach und fragte: „Sie verzeihen, mein Herr, Ihr Gespräch ist so sachkundig und überzeugend, daß ich sicher bin, in Euch einen Meister der Dichtkunst vor mir zu sehen. Ist es so, oder irre ich mich?" Florio errötete und sagte: „Einen Lehrling, einen jungen Gesellen höchstens —" er konnte aber seinen Satz nicht zu Ende sprechen, denn der andere sprang vom Stuhl auf, umarmte ihn heftig und rief: „Sie sind mein Mann! Sie müssen mir helfen; ich sehe Ihnen an, daß auch Ihnen geholfen werden muß; das kann ich, denn ich bin wohlhabend; wir müssen uns zusammentun."

Es zeigte sich, daß der junge Herr, er hieß Calisto, sehr vermögende Eltern hatte, die ihm alle Wünsche gewährten, und daß er in eine junge Dame namens Lucrezia verliebt war, die einzige Tochter von gleichfalls sehr reichen Leuten, eine wunderbare Schönheit, eine Tugend ohne Tadel, und ein Geist — hier seufzte Calisto; ja, sie hatte einen Geist sondergleichen; und das war es eben; sie dichtete wie ein Engel; und sie verlangte, er solle auch dichten.

Beide Eltern waren einverstanden damit, daß Calisto und Lucrezia ein Paar würden. Calisto wußte ganz genau, daß Lucrezia keinen andern liebte. Aber liebte sie ihn, Calisto? Das war der Zweifel, der brennende Zweifel.

Er zeigte Florio seinen Hut. Der Hut war aus hellgrauem Sammet. Er ließ ihn die Feder durch die Hand ziehen. Nicht wahr? Eine Feder! Es gab da einen einzigen Mann in Madrid, bei dem man eine solche Feder finden konnte, und da mußte man ein guter Kunde sein, um sie zu bekommen; der Mann hatte seine Beziehungen in Marokko, wo der Markt für Straußenfedern ist. Kann man eine solche Feder naß werden lassen? Das kann man doch nicht! Sie läßt sich ja wieder aufkräuseln, aber die Schönheit ist hin; jeder sieht, das ist bloß eine aufgekräuselte Feder. Also, Calisto geht gestern mit Lucrezia im Prado, die Eltern gehen voran, es kommt ein leichter Regenschauer, und Calisto nimmt den Hut unter den Mantel. Lucrezia sagt: „Du liebst mich und denkst an deinen Hut?" — „Ja," antwortet er, „ich liebe dich und

denke an meinen Hut." Das Schauer ist im Augenblick vorüber, Calisto setzt seinen Hut wieder auf, und Lucrezia sagt: „Nun mußt du wenigstens ein Gedicht darüber machen." Ein Gedicht! Wie soll man mit einemmal ein Gedicht machen! Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen!

Wir wollen uns nicht in überflüssige Einzelheiten verlieren. Florio macht das Gedicht für Calisto, der schreibt es schön auf goldumrändertes Papier ab und überreicht es der Geliebten. Lucrezia liest es, sie sieht ihn glänzend an mit ihren Augen und sagt: „Calisto! Ist es möglich! Komm, ich muß dich küssen! Ich habe dich verkannt. Ich hielt dich für dumm. Du bist ja ein Dichter!" Calisto ist etwas verlegen, aber dann faßt er sich; er ergreift Lucreziens Hand und drückt auf sie einen achtungsvollen Kuß. Wie er wieder mit Florio zusammenkommt, steckt er die Hand in die Tasche und zieht einen Real vor. Er sagt: „Es gibt in Madrid viele Dichter. Die Konkurrenz hat die Preise ermäßigt. Gewöhnlich zahlt man für ein Gedicht nur einen halben Real. Aber wir sind Freunde. Ich zahle einen ganzen."

In den nächsten Wochen verdiente Florio täglich einen Real, manchmal auch zwei. Calisto brachte ihm Lucreziens Gedichte, und Florio mußte sie in Versen beantworten. Florio war sparsam. Er sagte sich: „Wer weiß, wie lange diese Einnahme währt. Am Hof kommt man nicht so schnell vorwärts, wie ich dachte. Schulden machen will ich nicht, ich will mich nicht vor andern Leuten bücken; außerdem würde mir auch niemand etwas borgen."

Es war ihm klar, daß der verliebte Gedichtwechsel bald ein Ende nehmen mußte. Er hatte ja Lucrezia nie gesehen — — aber nach den Erzählungen Calistos, nach ihrer reizend mädchenhaften Handschrift, nach ihren Gedichten, welche durch gelegentliche Fehler gegen Stil, Vers und Reim, auch durch eine gewisse Selbständigkeit in der Orthographie etwas ungemein Frisches und Munteres hatten, konnte er sich ein Bild machen: er machte sich ein Bild, und indem er sich mit gutem Gewissen gehen ließ, weil seine Gedichte ja dadurch nur gewinnen konnten, verliebte er sich sterblich in dieses Bild. Er machte auch noch Gedichte für eigene Rechnung. In denen beklagte er seine traurige Lage: daß er niemals einen Blick aus ihren Augen erhaschte, daß er nie an sie ein Wort richten durfte, ja, daß er sie nie gesehen hatte, und daß sie überhaupt nichts davon wußte, daß er lebte; es war, wie wenn ein Mädchen an einem See vorüberging und das Wasser spiegelte ihr Bild, und ein Zauberer bewirkte, daß das Bild im Wasser stehen blieb, nachdem das Mädchen fortgegangen war, und nachher kam ein Jüngling, und auch sein Bild spiegelte sich und blieb, nachdem er wieder gegangen; und nun liebte dieses eine stumme Bild das andere stumme Bild.

An einem Tage, als er sich, wie das die Gewohnheit geworden, mit Calisto im Kaffeehaus traf, bemerkte er, wie der Freund seltsam feierlich und schweigend ihm gegenüber saß. „Was ist Ihnen?" fragte er. „Sollte mein letztes Gedicht zu kühn gewesen sein, oder — ich weiß, ich habe einen schlechten Reim verwendet, den man sich eigentlich nicht erlauben darf. Aber es geschah mit Absicht. Nur so konnte ich die völlige Lebenswahrheit herausbringen, und man muß immer die geringere Schönheit der wichtigeren opfern."

Calisto schüttelte den Kopf. „Das Gedicht war gut und drückte meine Empfindungen ausgezeichnet aus. Sie haben überhaupt immer den richtigen Ton getroffen,



Moorlandschaft — Gerd Schniewind

und ich bin mit Ihnen zufrieden. Wenn ich schweigsam bin, so wird das dadurch verursacht, daß mich viele Gedanken bestürmen. Wir werden uns für einige Zeit nicht sehen. Es ist möglich, daß ich Sie später wieder um Ihre Freundschaft bitten muß. Ich werde Ihre halbe Tasse Kaffee bezahlen. Ihre Wohnung ist mir bekannt, aber vielleicht treffe ich Sie auch wieder hier zur gewohnten Stunde, falls es nötig sein sollte." Er erhob sich, schüttelte Florios Hand, ging zur Kasse und bezahlte.

„Da haben wir es nun", sagte Florio bei sich. „Das letzte Gedicht hat ihm natürlich nicht gefallen. Auf solchen zufälligen Erwerb hin kann man sein Leben nicht einrichten. Nun, für einen Monat habe ich wieder zu leben, man muß sehen, wie man in der Zwischenzeit etwas anderes findet."

Am Abend ging er durch die Straßen. Es wurde dunkel, die Straßen leerten sich; an einer Ecke begegnete er einem jungen Herrn mit einigen Musikanten, der ein Ständchen bringen wollte. Er dachte an Lucrezien, sie wohnte gewiß in einer von diesen vornehmen Straßen. Die Nacht war mondlos. Gelegentlich hörte er ein Flüstern, ein junger Mann stand wohl vor einem Fenster und sprach durch das geschmiedete Gitter mit seiner Geliebten, deren Eltern inzwischen in ihrer Kammer sanft schliefen.

Seine Verlassenheit fiel ihm auf das Herz und die dunkel stille Nacht und daß er nun nicht mehr mit Lucrezien Gedichte wechseln sollte; er dachte an sein hart einsames Lager. Worte, Verse und Reime fanden sich zusammen; er lehnte sich an eine Hausmauer neben einem vorgebauchten Fenstergitter und begann probierend und mit den Fingern der linken Hand den Rhythmus anmerkend, die unfertigen Verse vor sich hin zu flüstern.

Da hörte er dicht neben sich aus dem Fenster ein leises „Pst! Pst!" Er fuhr auf und fragte: „Wer ist da?" — „Ich bin es", wurde geantwortet. „Leise, leise! Warte einen Augenblick, ich habe den Schlüssel schon, ich komme gleich heraus."

Florio sah natürlich ein, daß man ihn für einen andern hielt. Aber was kann da sein? Eben öffnete sich das schwere Haustor leise, durch den Spalt zwängte sich ein Mädchen, das Haustor schnappte wieder zu. „Nun habe ich den Schlüssel inwendig stecken lassen", sagte sie, dann hängte sie sich Florio an den Hals und flüsterte „Schnell, schnell!", sie nahm seinen Arm und zog ihn fort. „Wohin willst du denn? Hier ist es doch!" sagte sie und zog ihn um die Ecke. Da war eine dunkle Masse, ein Wagen mit vier Pferden lang. Er öffnete den Schlag, hob das Mädchen hinein und setzte sich zu ihr. Der Wagen rasselte los und flog die Straße hinab, um Ecken, durch das Tor, die Landstraße entlang wie der Blitz. Das Mädchen hing an Florios Hals und kicherte. „Du hast es nicht erwarten können. Eine Viertelstunde vorher bist du gekommen! Gut, daß der Wagen schon hielt. Ich hatte ja auch schon gewartet!"

In seinem letzten Gedicht, das er an Lucrezien geschrieben, hatte Florio eine Entführung dargestellt. Er hatte sich ja immer gedacht, daß er es eigentlich sei, der Lucrezien liebte, den sie wieder liebte, den nur die Eltern nicht wünschten; nun hatte er gedichtet, daß sie einander um Mitternacht Ziel gegeben, um zusammen zu entfliehen. Calisto hatte das Gedicht beim Abschreiben nicht so genau in sich aufgenommen, der Inhalt war ihm jedenfalls nicht klargeworden, er hatte nur so Allgemeines von Mond, Sternen, Nachtigall und Fliederduft gemerkt.

Halb benommen von seinem Abenteuer, das Mädchen im Arm, dessen Herz ungestüm an seinem schlug, das Köpfchen mit dem duftenden Haar unter seinem Gesicht in dem dahinrasenden Wagen, sagte er den ersten Vers des Gedichtes:

Nacht und Schatten weich sich schmiegend —

und das Mädchen antwortete, sich warm an ihn drückend:

Und es rauscht der schnelle Wagen.

Er fuhr fort:

Du an meinem Herzen liegend —

Und sie schloß:

Und die Pferde weit uns tragend.

Er wunderte sich nicht, daß sie das Gedicht kannte: „Vielleicht träume ich", dachte er und küßte das Mädchen auf die Stirn und auf den Mund, der sich im Dunkeln ihm bot. Sie lachte: „Sieh, wie kannst du küssen! Das habe ich gar nicht gewußt!"

Durch das schweigende Land jagte der Wagen durch Geschrei von Fröschen und das Schluchzen einer Nachtigall. Der Mond kam hoch, und die Bäume warfen schräge Schatten auf die Straße. Das Mädchen zog die Gardinen vor die Fenster des Wagens. „Im Dunkeln will ich träumen," sagte sie, „ich fühle dich und fühle, wie dein Arm mich hält. Weißt du noch, wie du mir die Hand küßtest? Wenn da nicht dieses wunderschöne erste Gedicht gewesen wäre, dann hätte ich dich für dumm gehalten. Aber du bist so. Ach, ich bin dich ja gar nicht wert. Aber ich liebe dich. Alles gebe ich dir. Alles sollst du haben, du bist nun so ein Mensch — das hätte ich dir vorher nie sagen können, da schloß es mir immer den Mund zu, wenn du bei mir warst; nur wenn ich deine Verse las, dann war ich dein; und nun liege ich in deinem Arm und bin dein, nun fühle ich es auch, wenn ich bei dir bin."

Der Wagen jagte dahin. Schwatzen, Lachen, Küsse. Da kam ein Ruck, Lichtschein durch die Gardinen, die Wagentür wurde geöffnet. „Schnell den Schleier vor", sagte sie und verhüllte sich, sie barg ihr Gesicht an seine Brust. Ein Wirt stand vor dem Wagen, machte Bücklinge: „Alles vorbereitet für die Exzellenzen, die Exzellenzen sollen mein Gasthaus loben."

Florio nahm das Mädchen auf den Arm, das sich willenlos tragen ließ und sein Gesicht an seiner Brust verbarg. Er stieg mit seiner Last aus dem Wagen, folgte dem Wirt ins Haus, die Treppe hinauf, in das erleuchtete Zimmer. Der Wirt zeigte auf den Tisch: „Alles, wie Exzellenz befohlen haben. Kalte Küche. Exzellenz haben Verständnis. Wenn man den Braten stundenlang warm halten muß, nachdem er fertig ist, dabei kann keine Kochkunst bestehen. Aber wer weiß das von den Herrschaften? Da wird geklingelt, gleich soll alles da sein — —"

Florio fiel dem geschwätzigen Mann ins Wort: „Die Dame ist müde, Sie sehen —"

„Jawohl, jawohl, bitte vielmals um Entschuldigung", sagte der Wirt und ging rückwärts zur Tür, öffnete sie und schob sich hinaus. „Wenn noch etwas gewünscht wird, da ist der Klingelzug, ich fliege. Und guten Appetit. So eine Nachtfahrt! ..." Damit zog er die Tür hinter sich zu. Er öffnete sie sofort noch einmal und sagte: „Also wie gesagt, da ist die Klingel, wenn etwas gewünscht wird." Damit verschwand er endgültig.

Florio hatte das Mädchen auf seine Füße gestellt. Die wickelte sich den Schleier ab. Zur Hälfte hatte sie ihn abgewickelt, da sah sie Florio ins Gesicht. Entgeistert hielt sie an und starrte: „Wer ist denn das?" Plötzlich lachte sie hysterisch auf: „Ich habe mich von einem Fremden entführen lassen!" Sie lief auf ihn zu, faßte ihn vorn beim Rock und fragte: „Wer sind Sie? Ich klingle. Sagen Sie sofort, wer Sie sind, was Sie von mir wollen!"

Das war nun beides nicht so leicht gesagt. Achtungsvoll führte er sie zu einem Stuhl; sie spürte, daß sie nichts zu fürchten hatte und setzte sich. Er ging im Zimmer auf und ab; er mußte sich erst zurechtlegen, wie und was er sprechen wollte.

„Woher kennen Sie das Gedicht?" fragte sie ihn ungestüm. „Calisto hat das Gedicht nicht selber gemacht! Das haben Sie gemacht?!"

„Ja", erwiderte Florio.

„Dachte ich mir doch, daß der Dummkopf kein Gedicht machen konnte", rief sie aus. „Ausgewachsen bin ich, wenn er neben mir saß und sein Süßholz raspelte. Schnell! Erzählen Sie! Sie sind sein Vertrauter. Er hat Ihnen alles geschwatzt, und Sie haben die Gelegenheit ergriffen und haben mich ihm weggeschnappt?" Sie sagte das, auf dem Stuhl sitzend, mit blitzenden Augen; dabei sah sie ihn sorgfältig prüfend an.

„Ach was! Jetzt halten Sie mich gar noch für einen Lumpenhund!" sagte Florio. „Ich will alles erzählen."

Und nun berichtete er, wie er nach Madrid gekommen war, und wie er all sein Geld ausgegeben hatte bis auf einen Real, und wie er mit Calisto bekannt geworden, und wie der ihm für jedes Gedicht einen Real bezahlt hatte. „Das sieht ihm ähnlich", rief Lucrezia. „Einen Real für ein Gedicht!" Florio holte sich einen Stuhl und setzte sich neben sie, faßte ihre Hand, die sie ihm etwas zögernd ließ, dann fuhr er fort, wie sich Calisto heute von ihm getrennt, wie er nun Sorgen hatte, daß das Einkommen aus den Gedichten fehlte, aber er hatte sich Ersparnisse gemacht, und in einem Monat sah die Sache wahrscheinlich schon wieder ganz anders aus, und dann kann ja auch das Glück plötzlich kommen, und dabei lachte er sie blitzend an, daß sie errötend zur Erde blickte. Endlich schloß er, wie er zufällig sich an das Haus gelehnt und berichtete weiter, wie es nun schon erzählt ist.

Zwei große Karaffen standen auf dem Tisch mit rotem und weißem Wein. Gläser waren da und Teller. Da war eine Schüssel mit einem kalten Rehrücken. Ein großer flacher Schafkäse, Äpfel, Weintrauben. Lucrezia sah prüfend über den Tisch hin und sagte: „Ich habe natürlich nichts zu Abend gegessen. Ich habe Hunger. Wir wollen uns zunächst an den Tisch setzen, ehe wir weiter verhandeln."

Als sie sich gegenübersaßen, nachdem sie den ersten Hunger gestillt, sprach sie ernst: „Wissen Sie auch, daß Sie mit dem Schicksal eines Mädchens gespielt haben? An mich haben Sie wohl gar nicht gedacht, als Sie Ihre Gedichte schrieben?" Florio verfiel in Beteuerungen. Aber sie schnitt seine Rede ab und fuhr fort: „Sie konnten sich wohl denken, daß ich den Narren durchschaute. Plötzlich bringt er mir die Gedichte an. Jetzt wird mir ja klar, daß ich sofort meine Zweifel hatte; aber wer glaubt sich denn selber in solchem Fall? Wie er das Gedicht mit der Entführung vorzieht mit seinem albernen Gesicht, und ich lese es, da faßte mich eine tolle Lustigkeit." Die

Tränen glänzten ihr in den Augen auf, und sie lachte. „Ich war wohl verzweifelt. Was soll denn ein einsames junges Mädchen machen? Keinen Menschen hatte ich, meine guten Eltern verstehen das ja gar nicht, wenn ich ihnen etwas erzähle, das mir aus dem Herzen kommt. Ich sage ihm: Diese Nacht entführst du mich! Du bestellst einen Wagen mit vier Pferden, der wartet an der Ecke. Du bestellst ein Abendbrot beim Wirt in Vallecas. Punkt zwölf Uhr ist Abfahrt! Und, mein Herr Florio, wie Sie heute abend dann da standen — —" hier wurde sie über und über rot und beugte ihr Gesicht auf den Teller, und schwere Tropfen fielen aus ihren Augen auf den Tellerrand.

„Lucrezia, du liebst mich!" rief Florio begeistert aus, kniete vor ihr nieder und schlang seine Arme um sie. Sie wehrte schwach ab: „Lassen Sie mich, was müssen Sie denn von mir denken!"

Am andern Morgen schien die Sonne durch die Fenster. Florio erwachte. In seinem Arm schlief in tiefem Schlaf das reizende Mädchen, im Gesicht einen Ausdruck unaussprechlichen Glücks. Er wagte nicht zu atmen. Da ging das Erwachen durch ihre Züge, die Augen öffneten sich, und noch halb im Traum schlang sie die Arme fester um ihn

Noch war im Haus alles still. Nach irgendeiner Zeit war dann ein Schlurfen auf Steinfließen, ein unwilliges Rufen und Wecken, dann kam Türenschließen, Gegacker und Krähen vom Hühnerhof und allerlei weitere Geräusche.

Sie sagte: „Das ist nun eine schöne Geschichte. Wir sitzen hier und haben eine gute Zeche gemacht. Wie bezahlen wir die?" Florio sprach: „Ich habe zwanzig Realen und noch einiges Kupfer, das wird ja genügen." — „Und dann?" fragte sie und lachte. „Wie denkst du eigentlich eine Frau zu ernähren?" Kaltblütig erwiderte er: „Deine Eltern haben doch kein Kind sonst. Was sollen sie machen?" Sie lachte: „Ja, was sollen sie machen? Ich glaube, meine Mutter hat sich schon selber zuweilen gesagt, daß es mit dem Esel von Calisto nichts geben kann. Meine Mutter macht schon keine Schwierigkeiten. Und mein Vater, der will schließlich wie meine Mutter will." Sie umarmte ihn. „Und ich will, wie du willst." — „Nun, da ist ja alles gut", lachte Florio. „Aber jetzt wollen wir frühstücken."

In Madrid war inzwischen geschehen, was nach den Umständen geschehen konnte. Calisto hatte vergeblich an Lucreziens Tür gewartet, hatte sich dann nach dem Wagen umgesehen und ihn nicht gefunden, hatte wieder vor der Tür gewartet und hatte sich schließlich gesagt, das Ganze sei so ein Einfall eines etwas überspannten jungen Mädchens gewesen, nun sei es ganz gut, daß nichts damit geworden sei; und dann war er nach Hause gegangen, um zu schlafen. Lucreziens Eltern hatten sich am andern Morgen gewundert, daß ihre Tochter nicht aus ihrem Zimmer kam; der Diener hatte berichtet, daß der Schlüssel am Haustor steckte; die Mutter hatte im Zimmer nachgesehen und hatte es leer und das Bett unberührt gefunden. Man hatte gleich zu Calisto geschickt, der war sofort gekommen und hatte alles erzählt und auch von dem Wirtshaus in Vallecas gesprochen. Die Mutter hatte ihm gesagt, er sei so dumm, daß er Prügel verdiene. Der Vater hatte sofort anspannen lassen; und indessen sich der beleidigte Bräutigam entfernte, waren die Eltern nach Vallecas gefahren.

Sie trafen das Pärchen im Zimmer. Florio hatte bezahlt und reichliche Trinkgelder

gegeben und zählte grade die paar Kupferstücke, die ihm noch geblieben, und Lucrezia nähte sich einen Saum am Rock fest, den Florio ihr abgetreten hatte. Lucrezia eilte auf ihre Mutter zu, umarmte und küßte sie, weinte und lachte, streichelte ihr die Backen und sagte: „Ich bin so glücklich, Mutter!" Der Alte starrte verwundert Florio an, der eine leichte Verlegenheit bekämpfte, dann aber auf den Alten zutrat, seine Hand nahm und sprach: „An Adel bin ich Ihnen gleich. Geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau!"

Ja, was sollten die beiden tun? Die Mutter sagte gerührt: „Das Kind ist so glücklich", und Lucrezia hängte sich nun auch an des Vaters Hals. Der Vater machte sich verdrießlich los und knurrte: „Zu ändern ist nun nichts. Meinetwegen!" Da schloß ihn Florio in seine Arme und küßte ihn auf die stoppelige Backe. Der Alte wollte noch ärgerlich sein; aber dann bezwang ihn das Lachen der jungen Leute, die Rührung der Mutter, und er sagte: „Na, wer weiß, wozu es gut ist. Der andere hat mir eigentlich nie gefallen..."

Zwischen Pflug und Buch

Von Georg Kläbe

**Wenn unsrer Väter einer mannbar war,
So griff er nach dem Pflug und zu den Waffen.
Der Mann ward nicht zum Bücherwurm geschaffen.
Sein Tun galt Ackerbau und Kriegsgefahr.**

**So fing ich an. Fünf Jahre Eisenzeit
Fünf harte Jahre, neues Land zu zwingen,
Der Wildnis Halm und Heimstatt abzuringen,
Zu jeder Arbeit Herz und Hand bereit.**

**Zehn Jahre rührten Herz und Hände sich
Um aufzubaun, zu nähren und zu wehren.
Indes der Geist verflachte im Entbehren.
Nun ist er aufgestanden wider mich**

**Und forderte sein Recht und schrie mich an,
Ihn hungert' nach Erkenntnis und nach Wissen.
Nun hab' ich manches liebe Band zerrissen
Und gab mich kalter Weisheit untertan.**

**Der Kopf blieb wacker, doch der Arm ward matt,
Der frische Mannesmut ging mir verloren —
Denn meine Heimat liegt in fernen Mooren,
Und ich bin fremd in meiner Vaterstadt.**

Karl Peters

Ein Gedenkblatt

Kürzlich suchte ich die beiden unverheirateten Schwestern des Gründers von Deutsch-Ostafrika in ihrem Heime im Süden Hannovers auf. Von einer erfrischenden Harzreise waren sie vor einigen Tagen zurückgekehrt und gerade jetzt damit beschäftigt, die Stickerei einer dunklen Tischdecke zu erneuern, die ihr Bruder Karl der Mutter auf seiner ersten Reise nach Sansibar im November 1884 mitgebracht hatte. „Wenn sie auf ist, gibt es eine neue!“ waren damals seine Worte. Gut, daß es noch die alte ist und die treue Liebe der Schwestern bei jedem Nadelstich wieder das bedeutende Leben ihres guten Bruders in den verflossenen 40 Jahren neu erleben kann.

Wie viele Erinnerungen der freundlichen Wohnung zeugen zudem von seinem afrikanischen Werke. Da breitet sich das gefleckte Fell eines Panthers, den er als Führer der deutschen Emin-Pascha-Expedition geschossen hatte. Da sind verschiedene Geschenke des treuen Kabaka Mwanga von Uganda (der später auf einer Seychelleninsel des indischen Ozeans in englischer Gefangenschaft gebrochenen Herzens starb), wie ein Zwerggazellenfell und ein großes braunes Stück Pflanzenrindenstoff, der aus zusammengepreßtem Feigenbast hergestellt ist und von den Ugandabewohnern nach der Bekehrung zum Christentum auf Anordnung des Königs getragen wurde. Hier ist eine helle Seidendecke mit Pfaudarstellung aus Ägypten, darüber ein Bild der Kilima-Ndscharolandschaft, worin zwei Bergriesen mit weißer Schneemütze die deutsche Wacht im Norden Afrikas halten. An den Wänden des Doppelzimmers aber prunken zwei herrliche Sansibar-Erinnerungen aus der ersten ostafrikanischen Gründungszeit: eine gigantische Wanddecke aus roter Seide mit vier goldgestickten Pfauen und eine andere aus blauer Seide mit goldgestickten Ibissen und Lotosblumen. Dann findet sich ein aus einem Elefantenkinnbacken verfertigter Briefbeschwerer, — ein Felsstück mit Goldadern aus dem Manicalande mit dem fabelhaften Furaberge, dessen Name noch auf Aufur und weiterhin Ophir hindeutet, — und dann draußen auf der Veranda, von der man über die Große Bult zu den Waldgründen der Eilenriede herüberschaut, ein Klapplehnstuhl von der Emin-Pascha-Expedition, worauf Karl Peters nach anstrengendem Tagesmarsch eine gefahrvolle Nachtruhe fand, die nicht selten durch das Geräusch eines durch die Posten geschlichenen Feindes gestört wurde. Es ist nur ein kleiner unbequemer Ruhestuhl, den Peters nicht größer wünschte, um die Träger nicht unnötigerweise zu belasten, von denen jeder 70 Pfund auf dem Marsche zu tragen hatte.

Im Wohnzimmer aber stickten die Schwestern gleichsam geheimnisvolle Runen in die dunkle Decke von Sansibar, einen siegfrohen Peterszauber für unsere sorgenreiche, ungewisse, gefahrvolle Gegenwart.

* * *

Zur Zeit, als in Deutschland eine stille Verschwörung gegen Peters sich vorbereitete, um ihn endgültig zu beseitigen, schrieb Frieda von Bülow der Schwester, Fräulein Elli Peters: „Unser schlappes Regiment hält alle jungen lebenskräftigen Elemente nieder und lähmt den Tüchtigsten die Schwungkraft. Was wir brauchen, ist ein Mann, der weiß, was er will und sich nicht fürchtet, sondern entschlossen ist, das, was er will, mit oder gegen die Regierung durchzuführen, wie 1812 die Stein, Blücher, Gneisenau, Bülow, York ... Von ganzem Herzen wünsche ich jetzt, wir möchten einen solchen Befreier und Mann in Ihrem Bruder finden. Die schwere Charakterschulung des Sichbeugens unter einer Leitung, die er übersah und im höchsten Grade mißbilligen mußte, hat auch gerade er durchzumachen gehabt.“

Ein Mann von der abnormen Seelenstärke von Dr. Karl Peters, dem nach dem Urteil unserer schärfsten Köpfe an geistiger Kraft unter den Zeitgenossen auch nicht einer ebenbürtig war, paßte allerdings nicht in das schlappe Regiment der wilhelminischen Zeit, wovon er uns bei politischer Reife hätte befreien können. Nein, er ist seiner ganzen Natur und Leistung nach ein Mann des alten Kurses, getragen vom friderizianischen Geiste, der Preußen und Deutschland groß und mächtig machte, — ein Idealist der Tat, der in seinem Handeln wie der alternde Faust an das Schicksal unserer Söhne und Enkel dachte, die auf neuem Grunde, von wirtschaftlichen Fesseln befreit, sich zu freien Bürgern und Menschen entwickeln sollten, anstatt in Verzweiflung über ihre unselbständige Lage in der Heimat politisch blind den Staat, aus dem sie hervorgegangen, und der in der Welt als vorbildlich galt, zu zerschlagen und ein anarchisches Chaos an seine Stelle zu setzen.

* * *

Während die Leiter des ersten deutschen Kolonialvereins im 19. Jahrhundert „lediglich Propaganda machen wollten, um im 20. Jahrhundert Kolonialpolitik treiben zu können", schritt Dr. Karl Peters bei seiner Rückkehr aus England zu Beginn des Jahres 1884 als Vorsitzender der neuen Gesellschaft für deutsche Kolonisation zur ausführenden Tat, indem er im November desselben Jahres durch einen Abtretungsvertrag mit dem Häuptling von Useguha das erste deutsche Schutzgebiet in Ostafrika erwarb. Auf einer silbernen Petersgedenkmünze, die die Schwester Elli im Andenken an den toten Bruder trägt, zeigt die Rückseite sinnig den damaligen Flug der deutschen Flagge übers Weltmeer zur afrikanischen Palmenküste. 2000 ℳ kostete diese erste Expedition, die den Ausgangspunkt für das spätere Deutsch-Ostafrika bilden sollte. Am 27. Februar 1885 erhielt Dr. Peters sodann vom Fürsten Bismarck den ersten kolonialen Schutzbrief in der deutschen Geschichte, worin der deutsche Kaiser die Oberhoheit über die erworbenen Gebiete übernahm, die damit unter seinen kaiserlichen Schutz gestellt wurden. Hier wird Karl Peters auch amtlich Mitarbeiter des alten Kurses an den Aufgaben des größeren Deutschland über See.

Bald berührte sich auch das koloniale Gestalten von Dr. Peters mit dem Strom der hohen Politik, als der protestierende Said Bargasch von Sansibar seine Flagge neben der deutschen in dem neuen Schutzgebiete aufziehen ließ und Karl Peters Auge in Auge dem Fürsten Bismarck gegenüberstand, dessen Stolz auf empfindliche Weise berührt sein mußte. Peters entwarf damals die Protestnote an die Großmächte und riet dem Fürsten zu der Geschwaderdemonstration vor Sansibar, der sich der Sultan und das englische Kabinett fügte.

Bald hatte der Unermüdliche auch das ostafrikanische Seengebiet und die ganze Küste von der Umbamündung bis zum Kap Delgado erworben, den Frieda von Bülow in einem Briefe vom 14. Juli 1887 aus Sansibar an die Schwester Elli damals folgendermaßen schilderte: „Es scheint, als ob der Sturm in diesem leidenschaftlich strebenden Geiste hier wilder, weil ungehinderter, herbraust. Er fühlt sich hier am Steuerrad der Geschichte und greift mit seiner kleinen, festen Hand in die Speichen."

Heute berührt es uns außerdem sympathisch, aus einem Briefe derselben Dame aus Bombay zu hören, mit welcher Sympathie die Herzogin von Connaught, die Tochter des Prinzen Friedrich Karl, die trotz ihrer englischen Umgebung innerlich durch und durch deutsch geblieben war — sie starb während des Weltkriegs, vielleicht an gebrochenem Herzen —, das entstehende Deutsch-Ostafrika verfolgte und sich über alle neuen Einrichtungen durch eifrige Erkundigungen unterrichtete.

Peters zeigte sich in allem seiner Aufgabe gewachsen. Er unternahm bereits im Sommer 1887 die Absteckung der ostafrikanischen Mittelbahn von Dar-es-Salam ins Hinterland und trat im übrigen für völlige Selbstverwaltung der Deutschostafrikaner ein, die sich sogar ihren Gouverneur selbst wählen sollten. Er steht hier über jeder Parteipolitik und hätte die Unter-

stützung eines jeden Deutschen, der sich und die Seinen in deutschen Kolonien weiterbringen wollte, verdient.

Seine Glanzleistung ist sodann die Führung der deutschen Emin-Pascha-Expedition, durch die die Tanaländer, der Kenia, Uganda, die Nilquellen sowie die Äquatorialprovinz dem deutschen Einflusse erschlossen wurden. Hier wäre der Ausgangspunkt für ein neues Kaiserreich Deutsch-Ostafrika von der Bedeutung des kaiserlichen Britisch-Indien Großbritanniens gewesen. Am oberen Nil vor der Äquatorialprovinz saß der Mahdi, dessen Scharen Hicks Pascha bei El Obeid und Gordon Pascha in Chartum vernichtet hatten. Zur Seite auf hoher Bergveste lag das befreundete christliche Abessinien, das europäisch geschult und bewaffnet ein achtbarer Verbündeter hätte werden können. Im Westen hatte König Leopold durch seinen geheimen Erlaß vom 21. September 1891 die Kongoakte verletzt und ein Eingreifen der beteiligten Mächte ermöglicht. Im Rücken streckte sich Moçambique und Gasaland weit an der Küste entlang, womit Portugal nicht viel anfangen konnte, und gleich daran schlossen sich die beiden befreundeten Burenrepubliken mit ihren vielen holländischen Gesinnungsgenossen im Kapland, den „Kaprebellen". Was hätte hier ein Staatsmann, wie der Große Kurfürst oder Bismarck, und wohl auch ein ungehemmter Karl Peters nicht alles vermocht!

Das gesamte politische Resultat der Emin-Pascha-Expedition aber wurde mit einem dicken Federstrich im Sansibarvertrage vom Juli 1890 getilgt, wo nach Bismarcks Worten Deutschland seine goldene Glaukusrüstung gegen die eherne Diomedesrüstung Großbritanniens austauschte. England erhielt damals die Küste von der Kwaihubucht bis zum Juba, dann Witu, die Tanaländer, das Massaigebiet, den Kenia und Baringosee, Uganda, den oberen Nil und die Äquatorialprovinz. Außerdem verzichtete Deutschland zugunsten Englands auf seine Vorrechte auf Sansibar, Pemba, Patta und Wanda. Der neue deutsche Reichskanzler Graf Caprivi aber sprach damals das wenig erbauliche Wort: „Die Zeit des Flaggenhissens ist vorüber!" Er hatte recht, denn die Zeit des neuen Kurses, der Abwärtsbewegung der deutschen Politik, des Flaggenstreichens und des Untergangs des Kaiserreiches hatte begonnen. Sechs Millionen Menschen hätte Dr. Peters auf dem erworbenen Flächenraume ansiedeln können. Gewerkschaftssekretäre, Agitatoren und Fabrikarbeiter hätten hier auf eigenem Grund und Boden bei zweimaliger Jahresernte glücklicher werden können als in der Vorbereitung des Umsturzes in der Heimat, aus dem doch nur einige Führer persönlichen Gewinn zogen, nicht jedoch die mißbrauchten Massen, und am wenigsten Staat und Volk.

Peters selbst kehrte hochgeehrt nach Beendigung der Expedition nach Deutschland zurück. In einem eigenhändigen Handschreiben zollte ihm der greise Feldmarschall Graf Moltke kurz vor seinem Tode seine Bewunderung und Anerkennung. Bilder und Ansichtskarten feierten ihn allwärts, und mit Teilnahme schaute man auch auf seinen Gefährten, den Somali Hussein Fara, der durch den vorgehaltenen Schild einen auf Peters gezielten Massaispeer aufgefangen und seinem Herrn dadurch das Leben gerettet hatte. Die Provinz Hannover aber ehrte den großen Landsmann durch den Mund Rudolf von Bennigsens.

Selbstlos hatte sich Dr. Peters seinem Volke und Vaterlande geopfert. Selbstlos verwandte er nun die ihm zugedachte Petersspende in Höhe von 150 000 ℳ zum Ankauf eines Dampfers für den Tanganjikasee. Seine eigentliche Tätigkeit in der Gründung Ostafrikas aber hatte ein Ende gefunden. Sie erfolgte im Zeichen des alten Kurses unter inniger Teilnahme des alten Kaisers, dem Peters über seine erste Expedition noch Vortrag gehalten, — mit Billigung Bismarcks, der den Erwerb überhaupt ermöglicht und dem Segens- und Geleitgruß des sterbenden Moltke. Der gesamte Erwerb unseres früheren Kolonialbesitzes ist ja in der Hauptsache noch ein Verdienst des alten Kurses, der noch keine „Weltpolitik" trieb.

Der neue Kurs ist jedoch nicht nur charakterisiert durch die schmachvolle Entlassung Bismarcks, sondern die empörende Beseitigung von Dr. Karl Peters, die Exzellenz von Liebert mit vollem Rechte als einen „Schandfleck des deutschen Volkes und der Justiz" bezeichnete.

Man hatte den Gründer von Deutsch-Ostafrika neben Emin Pascha und Major Wißmann zum „Reichskommissar, zur Verfügung des Gouverneurs von Ostafrika“ ernannt und in das Kilima-Ndscharo-Gebiet geschickt, um „den deutschen Einfluß aufzurichten“ — in Wirklichkeit, um ihn unter irgendeinem Vorwande möglichst bald los zu werden. Das Verhalten von Dr. Peters daselbst wurde von allen Afrikanern, vor allem Major von Wißmann, gebilligt und auch von der Regierung bei verschiedenen Untersuchungen nicht weiter beanstandet. August Bebel brachte es nun durch die Vorlage des gefälschten Tuckerbriefs fertig, dem ehemaligen Staatsanwalt Freiherrn von Marschall nach Absendung des Krügertelegramms auch hier Gelegenheit zu seiner besonderen politischen Befähigung zu geben und dem Auslande das heute so begehrte Material zum Nachweis unserer moralischen Unfähigkeit für Kolonialbesitz zu liefern.

Es folgte die bekannte Dienstentlassung durch die kaiserliche Disziplinarkammer, die alle gestellten Beweisanträge als „unerheblich“ zurückwies und die Ladung vorgeschlagener Zeugen ablehnte. Das Urteil war bereits vor der Verhandlung fertiggestellt, da seine Verlesung doppelt so lange dauerte als die Beratung und Feststellung. Auf dem Wege des Privatprozesses hat im übrigen Dr. Peters 10 Jahre später vor fünf Schöffengerichten den Fehlspruch der Kammer nachgewiesen, ohne indessen trotz des Nachweises der Unwahrheit aller Anschuldigungen die Aufhebung des Disziplinarurteils bei den bestehenden Vorschriften herbeiführen zu können. Er sollte eben in der Kolonialgeschichte das Schicksal von Christoph Kolumbus, Ferdinand Cortez, Sir Walter Raleigh und Lord Clive teilen und sich mit dem Gedanken trösten, daß auch einmal ein Sokrates verurteilt wurde, und zwar durch einen Justizmord, der wenigstens noch den Schein des Rechtes zu wahren wußte.

Bismarcks Entlassung, Krügertelegramm, Petersfall, Burenkrieg und Bülowsche Weltpolitik sind denn auch die Marksteine zum Untergang des deutschen Kaiserreiches geworden.

Mit jeder fruchtbaren Kolonialarbeit mußte es vorbei sein, als das Deutsche Reich vor aller Welt offiziell verkündete, daß man heute im Gegensatz zu Bismarck „Weltpolitik“ treibe, daß nichts in der Welt geschehen solle ohne Zustimmung des deutschen Kaisers, und die deutsche Zukunft auf dem Wasser liege. Was hätte Bismarck wohl erreicht, wenn er in ähnlicher Weise „Reichsgründungspolitik“ getrieben hätte? Die Saat, die er damals sorgsam hütete, wäre nach seinen Worten erstickt worden unter dem Druck von ganz Europa, das unseren Ehrgeiz zur Ruhe verwiesen hätte.

Peters hatte inzwischen in London sich niedergelassen, wo er erst in Park lane und später in Buckingham Gate und Castelnau (Barnes) wohnte. Ein Riesenstern von Massaispeeren mit der verwetterten Fahne der Emin-Pascha-Expedition darüber und gewaltigen Massaischilden aus Rinderhaut zur Seite erinnerte im Hausflur seiner Wohnung an die Zeit, wo er die deutsch-ostafrikanische Flagge uns aus dem Pfeil- und Speerhagel im afrikanischen Busch errang. In London überraschte ihn auch der Ausbruch des Weltkriegs, den er mir bereits seit 1912 verschiedentlich vorausgesagt hatte. Erst im September 1914 gelang es ihm, nebst Gattin, nach Deutschland zurückzukehren und hier für die vaterländische Sache unermüdlich tätig zu sein. Irgendeinen Einfluß auf die Kriegführung vermochte er nicht auszuüben. Ein gütiges Geschick aber hat ihm das Kriegsende erspart. Seine im Kampfe für sein Vaterland unter den Breiten des Äquators geschwächte Gesundheit konnte das rauhe nordische Klima nicht mehr ertragen. Bereits in London hatte er unter schweren Anfällen von Luftröhrenkatarrh zu leiden, die eine bedrohliche Herzschwäche zurückgelassen hatten. Aber frisch und wohlgemut ergab er sich in sein Schicksal und schrieb am 31. Mai 1916 aus Bad Harzburg der Schwester Elli: „Der Kuckuck verurteilt mich eben zu zwei weiteren Jahren Leben. Eines wäre auch genug. 61 Jahre für einen Afrikaner ist ein hinreichendes Konversationslexikonalter.“

Der Kuckuck hatte recht. In der Nacht zum 10. September 1918 erlöste ein sanfter Tod Karl Peters in Woltorf bei Peine von allem Mühsal und Leid unserer körperlichen Welt.



Am 19. September, nachmittags 5 Uhr, erfolgte die Beisetzung auf dem Engesohder Friedhofe in Hannover. Eine ungezählte Menge gab Deutschlands großem Sohne das letzte Geleit. Waldgrün war die Friedhofkapelle geschmückt, der die Natur ihre schönsten Gaben gespendet hatte. Durch die Fächer der Palmen und die Herzen der Blattpflanzen drang der Flammenschein mächtiger Kandelaber. Es schien, als ob in einer neu erstandenen Natur eine überirdische Welt in feurigen Zungen ihren Weihspruch verkündete. An der Gruft aber wurden herrliche Kränze im Auftrage des deutschen Kaisers, des Reichskanzlers, des Staatssekretärs des Reichskolonialamtes, der Schutztruppe, der deutschostafrikanischen Gesellschaft, der deutschen Kolonialgesellschaft, des Magistrats und Bürgervorsteherkollegiums der Stadt Hannover, des Alldeutschen Verbandes usw. niedergelegt. Unbeachtet blieb auch nicht jener Kranz, dessen Schleife die vielsagende Inschrift trug: „In Dankbarkeit seinem Lebensretter E. Krone Leipzig." Feldmarschall Hindenburg, der deutsche Kronprinz, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und so viele andere hatten gleich beim Bekanntwerden der Trauerkunde Beileidstelegramme gesandt.

Karl Peters hatte uns verlassen, als eben mit seiner ungebrochenen alten Jugendkraft 200 deutsche Ostafrikaner und 1100 Farbige einen kühnen Einfall ins britische Rhodesien unternahmen. Zwei Monate später hißte man auf dem Schlosse des alten Kaisers die rote Flagge. Ein Vademekum für jeden deutschen Patrioten ist fürwahr das Leben des tatkräftigen Niedersachsen, der in sich die Kraft besaß, Deutschland im friderizianischen Geiste des alten Kurses mit gesinnungsgleichen Mitarbeitern zusammen zur ersten Weltmacht mit dem Gewinn einer überseeischen Kaiserkrone emporzuheben, wenn das Volk noch das felsenfeste Gottvertrauen und den Idealismus seiner Ritterorden, Reformatoren und Glaubenskämpfer besessen hätte. In der Politik gibt es nach Bismarck Momente, die nicht wiederkehren. Deutschland hat die ihm gewährte Probezeit zur Heraufführung eines neuen großen Zeitalters erster Weltgeltung in den 90er Jahren nicht bestanden.

Dr. H. T. Schorn

Bauernnot

Es ist erschütternd, mit welcher Gleichgültigkeit das deutsche Volk eine Entwicklung vor sich gehen sieht, die verhängnisvoller ist als selbst der Friede von Versailles. Durch die Parteihetze verblendet, setzen wir den Kampf aller gegen alle fort und sehen nicht, daß das Fundament unter unsern Füßen weicht, daß der deutsche Nährstand stirbt, naturnotwendig sterben muß, wenn es auch nur noch kurze Zeit so weitergeht.

Die Lage des Arbeiterstandes ist nicht glänzend; in der Industrie häufen sich die Zusammenbrüche; die Arbeitslosigkeit wächst; der Beamte klagt berechtigterweise darüber, daß er mit seinem Gehalt nicht mehr auskommt; am furchtbarsten aber ist die Lage des Bauern.

Wir stehen in einer Bauernnot, wie sie gleich groß, abgesehen von verheerenden Kriegen, nie gewesen ist. Wenn sich das nach außenhin nicht in viel mehr Zusammenbrüchen bäuerlicher Wirtschaften deutlich macht, als es gegenwärtig der Fall ist, so hat das seine Ursache in dreierlei. Es sind einmal Kredite gegeben worden zur Beschaffung von Saatgut, Bergung der Ernte usw., die die wirkliche Lage noch verschleiern. Der Bauer legt sich zweitens in seiner Lebensführung Beschränkungen auf, die über das Maß dessen hinausgehen, was er sich selber und seiner Familie gegenüber verantworten kann, es ist drittens kein Käufer da, der es wagt, das Risiko, das heute mit dem Erwerb einer Bauernwirtschaft verbunden ist, auf sich zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß die Geldknappheit in allen Kreisen die gleiche ist.

Um bei dem letzten anzufangen: Die in fast jeder Nummer der Deutschen Tageszeitung zum Verkauf angebotene landwirtschaftlich genutzte Fläche schwankt zwischen hundert und hundertfünfzigtausend Morgen. Getätigt werden aus den oben angedeuteten Gründen so gut wie keine Verkäufe. Auch Zwangsversteigerungen verlaufen ergebnislos aus den gleichen Grün-

den. Es hat gar keinen Zweck, die Wechsel zu Protest gehen zu lassen und auszuklagen. Die Zwangsversteigerung erbringt im günstigsten Falle die Kosten des Verfahrens, ohne an der Sache selbst etwas zu ändern. Roggen wurde nicht einmal zu 6—6,50 der Zentner abgenommen. Die Ernte war völlig eingefroren. Wer nicht unbedingt muß, bietet auch heute noch nicht an; denn die Preise decken die Gestehungskosten nicht. Die Berliner Börsenpreise sind völlig belanglos, da sie in Wirklichkeit fast niemals gezahlt werden.

Zur Stillung des Kreditbedürfnisses sind kurzfristige Kredite ausgegeben worden. Dazu kam in letzter Zeit der amerikanische 100-Millionen-Kredit. Er ist zwar langfristig, aber die deutsche Landwirtschaft hat ihn nur in beschränktem Maße aufgenommen und aufnehmen können. Statt 10 000 ℳ werden durchschnittlich nur 8600 ℳ gegeben. In zehn Jahren ist das Kapital durch die Verzinsung weit überzahlt und muß dann noch als Ganzes zurückgegeben werden. Amerika aber kann warten. Die Zeit arbeitet für die amerikanische Hochfinanz. Wohl ist der erste Versuch mißlungen, die Lage aber verschlimmert sich, und wer sich heute noch mit letzter Kraft gegen die vernichtende Verschuldung wehrt, greift, wenn er gar keinen Ausweg mehr sieht, schließlich doch nach dem trügerischen Strohhalm. Der Übersee-Kredit ist mit dem wurmgespickten Angelhaken verglichen worden, den der Fischer auswirft, nicht um die Fische zu füttern, sondern um sie zu fangen. Bei Fortbestehen der gegenwärtigen Verhältnisse geht der deutsche Grund und Boden nicht langsam, sondern schließlich rapid in die Hände des internationalen Großkapitals über, gerät auch der Nährstand dem Ausland gegenüber in Zinssklaverei.

Die inländischen kurzfristigen Saatgut-, Erntebergungs- usw. Kredite sind aufgenommen worden. Man kann vielleicht sogar sagen, sie sind zu rasch und zu leicht aufgenommen worden. In der Hauptsache hat sie der Landwirt wirtschaftlich genutzt. Wenn es nicht durchweg geschehen sein sollte, so sind das noch Inflationserscheinungen, für die der Bauer bei der allgemeinen Entmoralisierung und der einmal durchaus verständlichen „Flucht in die Sachwerte", die innerlich noch immer nicht ganz überwunden ist, nicht voll verantwortlich gemacht werden darf. Daß aber die Kredite in der Hauptsache wirtschaftlich, d. h. produktionsfördernd, genutzt worden sind, beweist die eine Tatsache, daß die deutsche Landwirtschaft im vergangenen Erntejahr allein für 500 Millionen Mark künstliche Düngemittel aufnahm.

Nun sind die Wechsel fällig, Deckung ist nicht vorhanden. Wird die Einziehung schematisch und rücksichtslos betrieben, dann geht die Landwirtschaft zugrunde. Zur selben Zeit, da das Bauerntum in seinen Schulden erstickt, da seine Vertreter in ihrer Not bei dem Reichspräsidenten Hindenburg selber vorstellig werden, hält die Reichsbank Devisenreserven in einer Höhe fest, daß sich der Abgeordnete Dr. Quaatz veranlaßt sieht, zur Begründung einer Anfrage im Reichstage festzustellen: Zur Sicherung dieser Kredite sowie der Zahlung der Dawestribute ist bei der Reichsbank eine Devisenreserve geschaffen worden, die dem Vernehmen nach einen außerordentlich hohen Wert darstellen soll.

Das Erschütterndste jedoch ist die Einschränkung der Lebensführung im Bauernhause. Der Bauer ist niemals ein Verschwender gewesen. Er hat sich immer mit sehr bescheidenem Essen begnügt. Wie es aber heute steht, dafür nur ein Beispiel.

In der Hohen Rhön hat das Bauerntum immer besonders schwer zu ringen gehabt. Das Dorf Oberweid beispielsweise liegt 600 Meter hoch, die Felder klettern bis zu 7 und 800 Meter Höhe hinan, die Wege zu ihnen haben Steigungen von 40—60 %. Abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten der Bearbeitung, der raschen Abnutzung des Viehes und der Ackergeräte, sind die Erträge auf dem ton- oder basalthaltigen Boden überhaupt nicht nennenswert. Der Ertrag von 2 Morgen Weizenacker belief sich im Tale, d. h. am Fuße der Berge, an sich aber immer noch etwa 600 Meter hoch gelegen, auf zusammen 4 Zentner.

Infolge dieser Verhältnisse, die durch Erbteilung verschlimmert werden, hat sich das Halbbauerntum besonders stark entwickelt. Die Männer suchen in den benachbarten Großstädten, in Kalischächten und Basaltwerken Arbeit und kommen nur am Sonnabend heim. Die ganze

Arbeit in der Wirtschaft liegt auf den Schultern der Frau. Sie nimmt heute den Wecker mit auf das Feld, um die Stunde nicht zu verpassen, in der sie die Kinder zur Schule schicken und ihnen das Essen herrichten muß. Von Familienleben ist keine Rede mehr. War es früher möglich, den Arbeitsverdienst des Mannes wenigstens zum Teil zu sparen, um damit wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so reicht er heute nicht mehr aus zur Bezahlung der Zinsen und Abgaben. In einem Falle hat sich solch ein Halbbauer ein kleines Haus gebaut. Er ist restlos verschuldet. Um das Haus trotzdem zu erhalten, besteht die Ernährung für Frau und Kinder pro Woche in zwei trockenen Broten. Die Luxusausgabe eines halben Jahres, d. h. die Ausgabe, die vielleicht noch hätte vermieden werden können, betrug 25 Pfennige. Und das Ergebnis? Ein Kind ist bereits gestorben, die Frau liegt infolge Unterernährung schwer krank.

Zugegeben, daß der Fall besonders kraß ist — hundert ähnliche liegen vor —, so ist es doch ganz allgemein so, daß der Bauer mit Recht die Nase rümpft, wenn ihm Sparsamkeit gepredigt wird. Er kann nicht mehr leben. Von Sparen ist überhaupt keine Rede.

Ein zweites Beispiel: Ein kleiner Bauer aus der Schleizer Gegend weist nüchtern zahlenmäßig nach, daß seine Wirtschaft, die an sich durchaus in Ordnung ist, automatisch um mindestens 400 ℳ jährlich verschuldet.

Steuern, Abgaben, Zinsen enteignen den Bauer.

Wer aber erfaßt den sich vollziehenden Prozeß in seiner ganzen Furchtbarkeit?

Aus Kriegs- und Inflationszeit her besteht noch immer eine bauernfeindliche Stimmung. Zugegeben, daß sie heute nicht mehr so feindlich ist wie vor zwei oder drei Jahren. In ihren Auswirkungen aber erreichen Schadenfreude und Gleichgültigkeit, die an die Stelle der Feindschaft getreten sind, dasselbe. Man freut sich, daß es dem Bauer, dem es angeblich lange genug gut ging, nun auch einmal schlecht geht. Man ist gleichgültig gegen seine Not; denn einmal hat man mit sich selber genug zu tun, zum anderen wird es nicht so schlimm sein. Der Bauer ist gewohnt zu klagen. Man übersieht, daß, was heute noch Bauernnot ist, morgen Volksnot sein wird.

Es ist völlig müßig, vor extensiver Wirtschaft zu warnen. Sie ist da, wird wachsen und wird sich auswirken in immer kläglicheren Ernten. Geht es so weiter, dann wird es jedem zukünftigen Feinde noch viel leichter sein, Deutschland zur belagerten Festung zu machen und auszuhungern, als ihm das im Weltkrieg war.

Der wirtschaftliche Verfall beschleunigt den moralischen. Die Tröstungen der Religion verfangen nicht mehr, die Mahnungen zu Fleiß und Treue werden in die Luft gesprochen. Wozu noch sich plagen, wenn der Zusammenbruch doch nicht aufzuhalten ist? Ist ein rasches Genießen, daure es solange wie es daure, nicht richtiger? Noch ist es nicht zum alleräußersten gekommen, aber wir stehen dicht davor.

Und was dann, wenn die letzte Stütze bricht? Es ist rasch gesagt: Bolschewismus, Zinssklaverei, Herrschaft des internationalen Großkapitals. Es ist ebenso leicht gesagt als das Wort: Krieg. Was Krieg bedeutet, haben wir furchtbar lernen müssen. Bolschewismus ist schlimmer als Krieg.

Wir stehen in allerernstesten Schicksalsstunden. Vor einiger Zeit habe ich an derselben Stelle über die „Schuld am deutschen Bauerntum" gesprochen. Die Schuld von damals ist Kinderspiel gegen die von heute.

Soll Deutschland tatsächlich nach so kurzer Blütezeit den Weg Roms gehen?

Wir müßten und würden uns schweigend beugen, wäre Hilfe, Änderung, Rettung nicht möglich. Sie sind aber möglich und werden durchgeführt werden, sobald eine Voraussetzung erfüllt ist. Eine einzige nur, aber eine von grundlegender Bedeutung. Es gilt zu erkennen, daß Bauernnot Volksnot und Bauernschicksal Volksschicksal ist.

Dies erkennen und die Brücke zwischen Stadt und Land ist geschlagen; es ist dem Bauer geholfen und dem Städter. Deutschland rettet sich selbst, wenn es seinen Bauernstand rettet; es ist verloren, wenn es seinen Nährstand sterben läßt.

Gustav Schröer



Deutsche Grenzbauern

Grüaß di Gott!" ertönte es aus kräftigen Männerkehlen hinaus in die frühe Morgenstunde. Es war unfern der Grenze des deutschen Volkes an einem leuchtenden Sommersonntage. Die steirischen Männer in ihrer kleidsamen grünen Jacke mit der dunkelgrünen Bastelung, den Hirschhornknöpfen und mit dem flotten grünen Hut standen vor dem Bahnhofsgebäude der Landstation an der Grenze und brachten ein fröhliches Willkommenlied den reichsdeutschen Gästen dar, die eben mit dem Zuge der Kleinbahn eingetroffen waren. Schlichte, kernige Worte rief der Sprecher den Ankommenden zu: „Reichsdeutsche Brüder, wir danken euch, daß ihr uns nicht vergeßt, daß ihr zu uns gekommen seid, um zu sehen und zu hören, was wir an der südlichen Grenzmark Deutschlands für unser Deutschtum leiden und zu leiden bereit sind."

Wenige kurze, aber von dem warmen Gefühl des Empfanges durchdrungene Worte der eben Angekommenen knüpften das herzliche Band, das sich in diesen Minuten entspann, enger und fester. Unter den Klängen steirischer Sänge und altbekannter Marschlieder zog man in schnell gefundenen Gruppen durch den Wald und der Grenze näher. Und dabei wurde geplaudert. Man sah in das Herz jener Volksstämme und Volksgenossen, denen das Schicksal eine Aufgabe für ihr Volkstum gestellt und dafür reif gemacht hatte.

Ja, so sieht es an der Grenze aus! Es ist gerade, als ob mit jedem Schritt, den man sich von der Mitte des Reiches der Grenze zu entfernt, die Wesenszüge des Deutschtums stärker und kräftiger ausgeprägt werden. Es ist, als ob der Kampf, der die Herzen bindet und die Glieder geschmeidig macht, auch alle Eigenarten schöner und umrissener entwickelt, als die Verschwommenheiten des alltäglichen Seins des großstädtischen Lebens im Innern des Reichs.

„Reichsdeutsche Brüder" war das Wort des Empfanges, und in diesem Wort lag alle Sehnsucht und alle Hoffnung jener Deutschen, die fern dem Reich harren auf die Stunde, wo ihnen das Recht auch zuteil wird, das aller Welt verkündet wurde, das Recht, dem Staate anzugehören, der Ausdruck ihres Volkstums ist, und zu der sie sich nach Blut, Sprache und Kultur zugehörig fühlen.

„Reichsdeutsche Brüder!" In diesen Worten lag der ganze verhaltene Schmerz, das nicht haben zu können, was man ersehnte, noch nicht mit jener Gemeinschaft in staatlicher Bildung zu sein, mit der man sich Bruder fühlt.

Dann sahen wir die Orte, wo die Demarkationslinie lief, wohin die Feinde ihre Hand ausstreckten, die sie besitzen wollten, — bis irgendwo oben in den Bergen unbekannte Bauern, — wer nannte ihre Namen vorher und wer nennt ihre Namen noch — aus dem Gefühl für die Not ihres Landes, mit ihrem Herzblut bezahlend, zur Waffe griffen und Strich für Strich heimatlichen Bodens in harten Kämpfen wieder eroberten.

Durch grünende Wiesen, rauschende Wälder, auf schmalen Pfaden, die große Straße kürzend, gelangten wir in das Grenzdorf. Fahnen, Blumen, Willkommensgrüße, und das Orchester des Dorfes schmetterte den Gästen seine Weisen entgegen. Wieder nur schlichte Worte des Willkommens, schlichte Worte des Dankes, kräftige Händedrücke von Mann zu Mann; und tiefer als große Reden in vollgefüllten Sälen, tiefer als alle modernste, vollkommenste Dialektik wirkte dieses lebendige Empfinden von Mensch zu Mensch mitten unter blauem Himmel, in blühender, grünender, fruchttragender Natur.

„Gott zum Gruß, Ihr teuren Steirer," — „Gott zum Gruß, Ihr Brüder aus dem Reich!"

Nach kurzem Imbiß gingen wir den Weg an der Grenze entlang weiter. „Dort um dieses Kirchlein kämpften wir. Wir haben es besessen, aber der Frieden hat es uns geraubt."

Der Friede, als ob das Gefühl des ganzen Hasses eines seiner Rechte und Freiheit beraubten Volkstums sich empörte, ob der Männer am grünen Tisch, die in Unkenntnis der wirklichen Verteilung stammesverwandter Völker Grenzen aus Willkür und Machtinstinkten gezogen

hatten. Dort standen und stehen noch die Steine, weiße, granitene Quadern, rohbehauen, mit dem Namen des furchtbaren Diktates von Saint Germain und der Jahreszahl 1919.

Mehr denn einmal haben in den ersten Jahren des Scheinfriedens die Grenzleute diese Steine den Berg hinuntergestürzt, ihren Unmut über das unvollkommene Werk des Zwangsfriedens zum Ausdruck bringend. Aber allmählich hat die Wirklichkeit mit ihrer immer wieder auf die umliegenden Gemeinden umgelegten Kosten für die Neuinstandsetzung der Grenzen dazu geführt, daß man seltener zu diesem Ausdrucksmittel seines Unwillens über die künstliche Grenze griff. Aber noch zuckte es in den Fäusten der jugendlichen Bauernburschen, die ohne viele Worte, aber allzuschnell mit der Tat bereit waren, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, wenn man an diesen Steinen mit ihnen vorbeizog.

Wir stiegen eine Höhe hinunter, stiegen ziemlich tief und steil hinab in ein enges, geschlängeltes Tal, durch das brausend und gischend über Steine und Felsblöcke die Wasserfluten sprangen. Ein verfallener Steg ohne Schutz, ohne Geländer aus morschem Holz führte uns hinüber anstatt der nun zerfallenen Brücke, die einst zwei Fahrwege miteinander verband und mit ihren traurigen Trümmer als Erinnerung an vergangene Zeiten und als Sinnbild des Zerstörten wenige Meter weiter uns vor Augen trat.

„Was ist mit dem Haus los?" fragte ich den Führer, mit der Hand auf ein zerfallenes Holzgebäude steirischer Bauart weisend, das wenige Meter vor uns lag. „Hat man um dieses Tal gekämpft? — Sind die Bewohner gefallen? — Warum wächst in diesem Garten jetzt nur Unkraut, steigt aus der Esse kein Rauch, gähnen uns leere Fensterhöhlen an, und sind Stall und Heuschober schon zusammengefallen?" — Keine Kugelspuren zeigten die Trümmer dieses Hauses. Kein Brandschwarz deutete auf ein Brandunglück. — „Warum ist alles verlassen, einsam, öd und still?" fragte ich erstaunt weiter. Langsam kam die Antwort und in den Worten des Gefragten lag die ganze Trauer dessen, was die neue Grenze im Volkstum vernichtete infolge ihrer wirtschaftlichen Unmöglichkeit. „Von diesen Bergen ging dereinst das Holz im Frühjahr mit den Wasserkräften hinunter, um im Flachland verarbeitet zu werden. Heut' gehört das Flachland Fremden. Zölle verbieten, daß das Holz zu ihnen hinunterwandert, und auf der anderen Seite stehen als unüberwindliche Schwierigkeiten die Höhe der Transportkosten einer Nutzung der Holzmengen entgegen. — Dieser breite Pfad, der vor Jahren, als es noch ein Österreich gab, viel gegangen wurde, ist still und verwaist, seitdem die Grenze hinter diesem Berg liegt." Manch bitteres, galliges Wort mußte ich hören. Die Insassen der Häuser, Berg- und Waldbauern, die ihre Milch- und landwirtschaftlichen Produkte zu Tal fuhren, wurden brotlos, als die neue Grenze ihnen die Lebensmöglichkeit nahm. Die armen Waldbauern, die im Holz arbeiteten, mußten andere Siedlungsstätten suchen, und darum lagen diese Häuser verlassen da, beraubt ihrer Bewohner. Nur der Garten erzählte noch, weil trotz allen Unkrauts sich immer wieder die einmal gepflanzten Blumen, Kräuter und sonstigen nützlichen Gewächse vermehrten und bezeugten, daß hier vor Jahren Menschenfleiß und Sorgfalt glückliche Heimstätten hatte. So sind Dutzende von Familien, Hunderte bis Tausende von Menschen aus den umliegenden Orten ausgewandert. Erschreckend stand vor unserem Auge, was ein unachtsamer Federstrich für Unglück und Elend in der Welt anzurichten imstande ist.

Armes Heimatland, das solche Rächer statt Richter fand!

Langsam nur löste sich das Auge von diesem Blick schmerzenden Friedens. Der Pfad ging wieder bergan. Tropfen für Tropfen tröpfelte von dem düster grauen Himmel, und mühsam stiegen wir den schlechten, verwahrlosten Grenzpfad hinan, mit achtsamen Füßen den Wasserpfützen ausweichend, die die frisch sprudelnden Quellen in dem lehmigen Boden bildeten. Ein Schuß hallte schaurig durchs Tal, vielfältig Echo spendend; und während wir noch nach der Herkunft des Schalles Ausschau hielten, dröhnte und donnerte es zum zweiten und dritten Male.

Hütewinken, Willkommenrufe tönten uns entgegen.



Die Waldbauernschaft der Berge empfing ihre Gäste nach wälderischem Brauch. Der Schießmeister nahm sein Böllereisen aus dem Holzfeuer, trocknete seine rußigen Hände an dem Tuch ab und trat auf uns zu, allen die Hände mit einem herzlichen Willkomm und „Grüß Gott" schüttelnd. Und dann kam der Bürgermeister, begrüßte uns ebenso kräftig, und weiter ging's den Berg hinan.

An einer der ersten Hütten zu halber Höhe des Berges netzte frischer Apfelmost die ausgetrockneten Kehlen. Noch wenige Minuten, und wir waren bei den Waldbauern bewillkommnet.

Dort war das Kirchlein, dessen weißgekalkte, armselige Mauerwand noch die Spuren der Maschinengewehrgarben, noch die breiten, durch abgeplatzten Mörtel gekennzeichneten Kugelspuren zeigte.

„Hier war es," sagte einer der Ältesten, „grade, als er über die Mauer flüchten wollte, traf ihn die Kugel." „Er war einer unserer tüchtigsten Dörfler, Familienvater." Und er machte eine lange Pause zwischen seinen Worten. „Und der andere fiel vor der Mauer just im Augenblick, als er fliehen wollte," er zögerte, als ob er das Wort „fliehen" entschuldigen müsse, und fuhr dann fort. „Weib und Kind und die anderen waren schon in Sicherheit gebracht. Nur einige Männer waren noch zurückgeblieben, als die feindlichen Legionäre das Dorf überfielen. Auch er war verheiratet und ließ drei Kinder zurück." „Als wir wiederkamen, haben wir sie dort begraben." Und er wies auf das Kreuz, das frisch den gemeinsamen Grabhügel zierte, wo die Waldbauern lagen, die ihre Treu und Liebe zur Heimat mit dem Leben büßten. Aber nach langer Pause fuhr er wieder fort, und es leuchteten seine Augen, als wenn lebendigeres, frisches Blut auf einmal seinen gekrümmten Rücken sich wieder aufstremmen ließ, als wenn die traurigen Augen plötzlich Feuer bekommen hätten. „Dann, dann aber kam unsere Jungmannschaft dort unten unter dem Schutz des Waldes heran. Zwischen diesen Schanzen lagen die Feinde mit ihren Maschinengewehren versteckt. Aber wir kannten die Gegend besser, und unsere Kugeln trafen. 20 gegen 300. Aber sie ließen uns das Feld, und seitdem ist das Dörflein unser geblieben und nicht wie die anderen in Feindeshand geraten."

Wir hatten alle bei den Worten des Mannes jene Stunden miterlebt, die hier eine Schar Volksgenossen durchgemacht hatte. Wir hatten ihre Not und Angst, ihre traurigen Nächte im Walde, ihre Furcht und Sorge um die Heimat, die Angst der Frauen und Mädchen um ihre Burschen und Männer und das „Nun danket alle Gott" nach dem Sieg und das Zittern und Zagen vor dem Diktat des Friedens mit- und nacherlebt.

Aber wir mußten eilen. Unser Weg führte weiter. Wieder durch Wald, wieder über Höhen, wieder durch Täler, immer dicht an der Grenze entlang.

Aus dem Walde tretend, auf einer mittleren Hochfläche, frei und klar von der wieder scheinenden Sonne beleuchtet, stand allein auf weiter Flur eine Holzkate, klein und unscheinbar.

„Dieses ist unsere Schule," sagte unser Führer. „Der Bauer hat dem Lehrer eine Stube abgegeben. Dort sind die Kinder der Gemeinde drinnen."

Trotz des Pfingstfeiertages war der Schulraum voll, voll von großen und kleinen Mädeln und Buben. Solche mit hellen, blauen Augen und blonden Haaren und dann die mit den tief schwarzen Augen und dem dunklen, fettigen Haar, solche mit spitzen Nasen und Stumpfnäschen, mit feinen weißen Schürzchen und den grauen Leinenkitteln, alles durcheinander gemischt, pausbackig, erwartungsfroh. Ein kahler, weißgekalkter Raum, etwas eng für diese Menge, man mußte vor- und nachmittags Schule geben, um die Kinder unterzubringen, die zu lernen wünschten.

Ein junger Lehrer, eine männliche Erscheinung, mit den Augen der Jugend voll gläubiger Hingabe, gemischt mit den ernsten Linien trotzigen, gefaßten Mannesalters. Es war nicht leicht, ohne Anschauungsmittel unter diesen engen Verhältnissen jene Kinder der verschiedensten Jahrgänge gemeinsam in den Elementarfächern zu unterrichten. Und diese Schulstube hatte nur ihre kahlen Wände und eine armselige Tafel.

Von wie weit kamen diese kleinen Kinder her! Wieviel tausend Schrittchen mußten sie bergauf, bergab durch Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein machen, ehe sie von Haus zur Schule

und von Schule zum Haus gelangten. Aber sie saßen da mit hellen, leuchtenden Kinderaugen, als die reichsdeutsche Tante ihnen Märchen erzählte, und als die Lieder frisch-fröhlicher Wandervogeljugend ihnen die Weisen eines Volkes vorspielten, deren Jüngste sie waren.

„Ja, diese Schulverhältnisse verdanken wir der Grenze," sagte der Lehrer zu uns. „Das Schulhaus der Gemeinde sprach man dem Gegner zu, und nun müssen die Kinder von drei Gemeinden hier zusammenkommen."

Der junge Lehrer erzählte von seinen Nöten und Schwierigkeiten, aber er hegte die Hoffnung, daß der deutsche Schulverein ihm für den Winter ein Haus bauen werde, das die Möglichkeit bot, alle Kinder unterzubringen und zu unterrichten.

Wir trennten uns mit einem Händedruck, in der Gewißheit, einen Mann an der Grenze zu wissen, der an seinem Platz seine Pflicht tat, in der großen Arbeits- und Lebensgemeinschaft eines Volkes.

Hell lachte die Sonne nach, denn es waren Junitage, und lange stand das strahlende Gestirn am Himmel. Ein wunderbarer Tannenwald nahm uns auf, und über durchweichte Wege, die mehr Gießbächen glichen, zogen wir wieder einige hundert Meter bergauf.

Auf der Spitze des Berges stand ein einstöckiges, aus rohen Stämmen gezimmertes Haus. Schon von weitem tönten uns lustige Melodien entgegen. Ehe wir noch die Tür des Hauses erreicht hatten, brach die Musik ab, und Arm in Arm traten in sonntäglicher Tracht Bauernburschen und Dirnen heraus. Nach kurzem Willkomm traten wir ein.

Eine besondere Überraschung wartete unser.

Von jenseits der Grenze waren Gäste gekommen, treudeutsche Stammesgenossen, denen ein feindliches Diktat die Zusammengehörigkeit mit ihrem Volk und ihrer Heimat verbot.

Auf heimlichen Wegen durch die dichten Tannen und unter dem Dunkel der Nacht hatten sie die Grenzwache umgangen, um sich mit ihren stammesverwandten Freunden im sicheren Schutz des Grenzwirtshauses hier oben am Pfingstsonntage zu treffen.

Männer harter Arbeit, Leute aus Industrie und Handel, Vertreter des Volkes in Stadt- und Landtag, Reichsdeutsche und Deutsch-Österreicher und die Muß-Angehörigen eines fremden Staates, zufällig alle beieinander.

Und nun hörte man alle die Leiden um das Volkstum unter fremder Gewalt aus dem eigenen Munde der Betroffenen. Leiden, die viel tausendmal schlimmer waren, als sie je die Mär der Zeitungen uns brachte. Herzliche Worte banden neu die alte Stammesverwandtschaft. Tiefes Mitfühlen und Miterleben gab gegenseitig neue Kräfte. Man besprach neue Pläne, während rosiger Silcherwassergemisch die trockene Kehle feuchtete, beredete hin und her. Über allem stand der eine Wunsch und die eine Hoffnung auf den kommenden Tag.

Trotz des langen Tages wollte die Sonne doch zur Neige gehen, schon war ihr Strahl leicht gelber getönt, und wir hatten noch einen weiten Weg vor uns.

Nirgends ist uns die Trennung so schwer geworden wie hier.

Die Jüngsten wollten nicht lassen voneinander im wirbelnden Tanz, und die Älteren waren warm geworden beim Gespräch um Kampf und Leben für Volk und eigenes Dasein. Lang und immer neu war das Händeschütteln. Immer wieder klang ein Lied von uns zu ihnen und von ihnen zu uns, als schon Hunderte von Schritten uns trennten. Immer noch band ein Jodler wieder die Scheidenden, bis der letzte Jauchzer echolos verhallte und die Strahlen der Sonne schon ein lichtes Orange bekommen hatten. Und dann im Geschwindmarsch zur Station.

In verschlossenem Wagen durch den Korridor ehemals deutschen, nun fremden Landes. Gebannt in dem Raum des Wagens, beaufsichtigt von den rotgezierten Legionären des fremden Volkes. Eine Stunde, gefüllt mit langem Geplauder über den tiefen Ernst des Erlebten. Und dann winkten die deutschen Alpen wieder und gaben eine ruhige Nacht in ihrem Schutz und Tage tiefen Nachdenkens über die Not der Grenze ... tausend Meter hoch, unter sternenklarem Himmel.





Eichen am Moor — Gerd Schniewind

Die Grenzsteine lagen tief verborgen unter dem Schnee, und man wußte nicht, ob man die Grenze des deutschen Staates schon verlassen hatte.

Da tauchte in der Dämmerung des frühen Winterabends, kaum erkennbar in dem hohen Schnee und der veränderten Gestalt, die Baude auf.

Schnell die Bretter von den Füßen, die Windjacke vom Schnee befreit, die Bretter verstaut, dann hinein in die wärmende Gaststube.

Eine stattliche Anzahl von Gästen war um die Tische versammelt. Der Wirt drückte die Hände der Altbekannten. Aus dem zahnlosen Mund des Alten kamen nur wenige Worte des Dankes, aber um so herzlicher war der Druck seiner Hände.

Wohl tat die Wärme nach diesen Stunden durch Eis und Schnee.

Das Gesicht brannte wie Feuer, nachdem es die Eisnadeln zerpickt und gepeinigt hatten.

Nie hat die Erbsensuppe so gut geschmeckt wie an diesem Abend. Und während alles, um die Tische sitzend, munter plauderte und aß, kamen immer neue Gäste in die Stube hinein, mit blinzelnden Augen aus der Dämmerung, sich langsam an das Licht gewöhnend, am warmen Ofen sich auftauend, um dann irgendwo einen freien Stuhl im Kreise von Bekannten und Freunden zu finden.

An dieser Stätte feierte man seit Jahr und Tag deutsche Silvester, deutsche Lieder erklangen, deutsche Reden wurden gehalten.

Nicht alles waren deutsche Laute, die man heute hörte.

Von zwei Tischen klangen monotone Laute im scharfen Rhythmus, etwas melancholisch und unverständlich für uns in Melodie und Laut.

Unruhe entstand an den deutschen Tischen. Es ging einer von Tisch zu Tisch, nachdem er mit dem Wirt gesprochen. Man sagte sich etwas leise, man gab sich die Hände und verstand. „Was sagt man?" fragte es auch an unserem Tisch.

Es kann heute nichts sein mit der deutschen Feier, obwohl sie alle da waren, die Gäste vom Reich und von den Grenzgebieten, die Unbefreiten und die Österreicher, vom Westen, Osten, vom Süden und Norden, alle Stämme vereint.

Die feindliche Macht hat dem Wirt bei Strafe der Enteignung verboten, daß eine deutsche Feier stattfand.

Es dürften keine Reden gehalten werden, nur Lieder dürften wir singen, und er bäte uns um Himmelswillen, jeden Streit zu vermeiden, denn die Aufpasser von der Grenze seien da. Nun wußten wir Bescheid.

Großgewachsene, schöne junge Menschen aus deutschen Turnbünden und deutschen Universitäten, alte Herren und junge Mädchen füllten den Saal.

Frohe Burschen- und Turnerlieder erklangen, dann ab und zu wieder ein Lied der Weihnacht, der stillen ernsten Zeit, ein Lied voll Schmerz und Trauer.

Und in den Pausen klang laut, doch schwach begleitet, der Tschechen Sang von den zwei Tischen durch den Raum

Kein Wort erklang dagegen. Gebändigte Kraft saßen Deutschlands Jungmannen dabei.

Und dann nahte die Mitternachtsstunde.

Die Kerzen des Weihnachtsbaumes leuchteten in flackerndem Glanz hell auf. Der Zitherspieler hatte die lustigen Weisen vertauscht mit ernsten Klängen, und das tiefe, stille heilige Lied der Weihnacht durchklang, von ehrfurchtbebenden Lippen gesungen, durch den Raum.

Es war, als ob eine Spannung über allen lag, die sich nicht lösen konnte und nicht lösen wollte in der üblichen Weise der Silvesterfreude.

Mitternacht war vorbei.

Kein tschechisches Lied ertönte mehr. Die Tische waren leer geworden, von denen man aufgepaßt hatte. Frei war der Raum, frei war die Luft, und nun klangen mit Stimmengewalt, daß das Licht der Kerzen am Baum wild aufflackerte, klangen alle die verhaltenen

Vaterlandslieder, alle die Lieder von Volksmut und Heimatsorge aus freigewordenen fesseltragenden Brüsten in den Raum, drangen hinauf durch die geöffneten Pforten in die Neujahrsnacht.

Es war ein Fühlen, daß diese Stunden über Mitternacht die Schar dort oben verband. Und die Tränen traten dem Alten in die Augen, der die dritte Generation seines Stammes war, die in dieser Höhe lebten.

Ach, wie schwer war es ihm geworden, das Gebot zu halten. Doch sollte er Weib und Kind und sich von der Scholle verbannen, auf der Vater, Großvater und Urgroßvater groß geworden waren?

Es war 5 Uhr morgens, daß wir drei noch Übriggebliebenen an dem warmen Herd in der Küche zusammen saßen und plauderten, plauderten über Völker- und Menschenschicksale.

Wer ahnt von denen im Flachlande, was Schicksal für den Mann in den Bergen bedeutet. Tausende von Metern weit von den anderen bewohnten Gebäuden, tagelang abgeschnitten von aller Welt, ausgeliefert den elementaren Mächten der Natur. Ergreifend war es, wie er von dem Schneesturm erzählte vor 30 Jahren, wie man den Spuren nachlief eines verloren gegangenen Menschen, wie 2 Pferde erfroren, wie der Bruder auf der Suche nach Hilfe für einen Verirrten selbst den Fuß erfror und zeitlebens Krüppel wurde. Hier konnte man von Schicksalen sprechen. Hier waren Geschicke erlebt. Hier wo man Menschenleben so schwer erkämpfte, da verstand und fühlte man inniger und bewußter den Kampf um das Los eines Volkes.

Hier verband sich das harte Ringen um das Leben mit dem schweren Grenzschicksal eines um sein Recht betrogenen Volkes.

„So ist das Leben und Leiden an Deutschlands jetzigen Grenzen.“

Germanentum und Ackerbau

Im Anschluß an die beiden Aufsätze: Religion und Rasse von Karl Bleibtreu sowie die Erwiderung von Wilhelm Emil Mühlmann im Oktober- und Februarheft des Türmers möchte ich auf die Arbeiten von Dr. R. **Braungart**, Professor der Landwirtschaft, hier hinweisen, besonders, weil in diesen Tagen (leider gekürzt) dessen letztes Werk: Die **Nordgermanen** bei Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, überarbeitet von Geheimrat Professor Dr. Dettweiler (Universität Rostock) erschienen ist. Bis auf Fachkreise ist wenig über die Arbeiten und die Persönlichkeit Braungarts bekannt. Nur einmal, vor bald fünfundzwanzig Jahren, ging sein Name durch alle Zeitungen, als eins seiner hervorragenden kulturhistorischen Werke: Der Hopfen und die Brauerei in Geschichte und Sprache (München bei R. Oldenbourg, 1901) auf Gerichtsbeschluß eingestampft werden mußte, weil Braungart sich in dieser Arbeit hatte hinreißen lassen, sich mit einer führenden Persönlichkeit aus dem Brauereigewerbe auseinanderzusetzen, statt die Zeitung hierzu zu benutzen.

Braungart wurde am 4. Dezember 1839 in Bad Kissingen geboren, besuchte die Latein- und Realschule zu Würzburg und hernach die landwirtschaftliche Zentralschule Weihenstephan-Freising (heute landwirtschaftliche Hochschule); war hierauf mehrere Jahre in Böhmen auf den Gütern des Grafen Thun-Hohenstein und anderen tätig, wirkte hier zuletzt als Dozent für Bodenkultur in Liebwerd-Tetschen und kam 1865 wieder als Direktorialassistent nach Weihenstephan-Freising. Am 1. Januar 1869 wurde er daselbst zum Professor der Bodenkunde, allgemeinen und speziellen Pflanzenbaulehre und des landwirtschaftlichen Maschinen- und Gerätewesens ernannt. Zu dieser Zeit breiteten sich in unmittelbarer Nähe von Weihenstephan gegen Westen auf der Münchener Hochebene noch in vielen hunderten von Hektar die staunenswerten



Spuren sehr breiter, langer, hochgewölbter, mit Gras und Wald bedeckter, wahrscheinlich uralter Ackerbeete aus. Heute sind sie zum größten Teil, darunter die ausgeprägtesten, niedergepflügt.

In den siebziger Jahren wogte gerade wieder einmal der Streit der Meinungen, ob diese merkwürdigen, jedem auffallenden, offenbar vorgeschichtlichen Spuren eines hochentwickelten Ackerbaues von den alten vorgeschichtlichen Germanen herrühren könnten. Braungart, der großen Anteil an der Klärung dieser Frage nahm und sie gewissermaßen als Lebensaufgabe betrachtete, schlug nun den Weg ein, zunächst die Grundsätze, die zu der Anlage solcher Hochäckerbeete führen konnten, klarzulegen, um dann an der Hand vergleichender Geländeforschungen — auch bei Nancy, Jever, Barby, in Belgien, Dänemark, Österreich, England und Spanien, wahrscheinlich auch noch anderwärts befinden oder befanden sich solche Hochäckerfelder — das Volk, das sie angelegt und auch bebaut hat, zu ergründen. Dieser Weg führte naturgemäß zur Erforschung der Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Ackergeräte und Gebräuche bei der Ackerbestellung der einzelnen Volksstämme. Es war dies ein schwieriges Beginnen, da weder in der alten noch neueren Literatur auf diesem Gebiete vorgearbeitet war und die Beweisstücke auf zwei, eigentlich drei Erdteile zerstreut lagen, dazu noch in schnellem Verschwinden, da Eisenbahn, Handel und Industrie unter den alten Geräten und Gebräuchen immer mehr und mehr aufräumten und moderne Industrieerzeugnisse an deren Platz stellten.

Außerordentliche Beharrlichkeit, nie erlahmende Geduld, verbunden mit einer großen Sachkenntnis und einem sehr sicheren Blick für das, was wertvoll, eine hervorragende Kombinationsgabe und dazu die rechte deutsche Gründlichkeit, getragen von einer stets opferbereiten Liebe zur Sache: haben R. Braungart in gut fünfzigjähriger Forschungsarbeit eine Materialsammlung schaffen, Tatsachen aufdecken und mit Irrtümern aufräumen lassen, die von größtem Wert für die Erforschung der germanischen Frühzeit bleiben werden. Niedergelegt sind die Ergebnisse seiner Arbeiten vor allem in dem 1881 erschienenen und schon lange vergriffenen Werke: „Die Ackergeräte in ihren praktischen Beziehungen wie nach ihrer urgeschichtlichen, ethnographischen Bedeutung", mit Atlas und 48 Tafeln. Dann folgten 1912 und 1914: „Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker" und „Die Südgermanen". Das Werk „Die Nordgermanen" fand sich bei seinem Tode 1916 für den Druck fertig vor.

In dem Werk: Die Ackergeräte, kommt Braungart unter Beibringung eines gewaltigen Tatsachenmaterials zu dem Ergebnis, daß Mitteleuropa die Wiege des Ackerbaues gewesen ist. Hier wurde aus den verschiedenen Handgeräten, wie Hacke, Schaufel, Spaten, Grabgabel auf einem verhältnismäßig kleinen Raum der Pflug in einer Mannigfaltigkeit ausgebildet, wie sie sonst kein Land der Erde aufzuweisen hat und dazu in einer Zweckmäßigkeit und Anpassung an Boden und Kulturart, die den Kundigen in Staunen setzen muß. Die einzelnen Pflugtypen, die in ihren primitivsten Formen über ganz Südeuropa und über das westliche und südliche Asien zerstreut sind und teilweise heute noch in der Hand der Bauern dort vorkommen, finden sich bei uns in Mitteleuropa nur noch fossil im Schoß der Erde, in der Hand der Bauern nur noch in schwachen, dem kundigen und geübtesten Auge erkennbaren Spuren.

Nach Braungart konnten so zweckmäßig konstruierte Ackergeräte, wie sie von Mitteleuropa aus verbreitet worden sind (man denke nur an den Keilpflug, der durch kein anderes Prinzip hat ersetzt werden können, weil keines sich, was Einfachheit, geringe Zugkraft, leichte Handhabung usw. betrifft, mit ihm messen kann, auch der moderne Dampf- wie auch Motorpflug beruht auf demselben Prinzip), nur von Menschen erfunden und gebaut werden, die mit Leib und Seele dem Ackerbau zugetan und keine Säufer und Nichtstuer waren, die den ganzen Tag auf der Bärenhaut lagen, wie noch heute in Geschichtsbüchern zu lesen ist, sondern sehr fleißig und seßhaft waren, wie jeder, der Ackerbau heute mit Erfolg betreiben will, es auch noch sein muß.

In dem Werke „Die Urheimat der Landwirtschaft" vertieft Braungart diese Erkenntnis sehr gründlich und weist daneben vor allem nach, daß der Ackerbau der Germanen von Rom keine Befruchtung empfangen hat, daß auch die Slawen, wie so vielfach geschrieben, keinen Anteil an

der Ausbildung verbesserter Ackerbaumethoden gehabt haben, sondern alles, was sie besitzen, den Germanen, besonders den Ostgoten, die mit den Alanen lange in Rußland seßhaft waren, entlehnt haben. Gerade diesem Kapitel sind große Abschnitte in diesem umfangreichen Werke gewidmet, und es ist zu wünschen, daß bei der Anmaßlichkeit der Polen und Tschechen sie bekannter wären.

Die Hauptstärke dieses wie auch der beiden späteren Werke: Die Süd- und die (leider nicht vollständig vorliegenden) Nordgermanen beruht aber darin, daß es Braungart unternommen hat, an der Hand der in den verschiedenen Gegenden vorkommenden spezifischen Ackergeräte, so vor allem an den heut nur noch in der Erinnerung der alten Leute und in einzelnen Fällen wohl auch auf den Böden noch vorhandenen Doppeljochen, den Eggenformen u. a. die Grenzen und Wandergebiete der verschiedenen germanischen Volksstämme festzustellen. Die Ackergeräte, die bei den germanischen Volksstämmen heilig gehalten wurden — auch heut behandelt man sie auf dem Land mit ehrfurchtsvoller Scheu und das Fortnehmen oder Herausziehen eines in der Furche stehen gebliebenen Pfluges gilt als ein fluchwürdiges Vergehen — haben sich in ihrer Ursprünglichkeit bis zu der Zeit, wo die Eisenbahnen ihren Siegeslauf über die Welt antraten, besser erhalten als Sprache und Wort, die bisher in erster Linie für derartige Forschungen herangezogen wurden. Braungart schreibt an einer Stelle: „Durch Studium der Orts-, Personen-, Berg- und Flußnamen ist hier (es handelt sich ums Donautal) in die verworrenen Verhältnisse keine Ordnung ohne Berücksichtigung der Geräte usw. zu bringen. Die Slawen haben überall in der Regel alle sprachliche Erinnerungen voraufgegangener Bevölkerungen rücksichtslos beseitigt, und obwohl sie leicht fremde Sprachen lernen, ihre eigene überall mit solcher Zähigkeit festgehalten, daß sie ganze Völker slawisiert haben. Gerade im Süden der Ostmark gibt es ganze Gebiete, wo alles, Feldanlage, die Ackergeräte, der Hausbau usw. urdeutsch sind, selbst viele Personennamen, aber die Bevölkerung spricht und denkt slowenisch. Es ist bekannt, daß die tschechischen Slawen in der Hussitenzeit alle deutschen Ortsnamen bis an die Grenze auslöschten und tschechische an ihre Stelle setzten. Die Deutschen haben aber trotz ihrer kulturellen Überlegenheit von jeher jeden fremden Namen festgehalten, höchstens ihn etwas mundgerecht gemacht. Ja sie haben sich sogar slawische Personen- und Familiennamen gegeben." Man muß heute dem voll beipflichten, nachdem der Weltkrieg getobt und den wahren Charakter der einzelnen Völker ungeschminkt gezeigt hat.

Wie stehen nun die Ergebnisse Braungarts zu den Ausführungen in den beiden Aufsätzen Religion und Rasse? Zunächst ist Braungart der Ansicht, daß der Mensch aus der Piozärzeit stammt, denn alle Versuche, ein wildes Vorkommen von Weizen und Gerste namentlich in Asien zu finden, sind ergebnislos geblieben, da es sich bei den entdeckten Arten höchstwahrscheinlich um Kulturflüchtlinge handelt. Weizen und Gerste machen vielmehr den Eindruck obertertiärer Arten, die nur durch die Hand des Menschen über die Eiszeit hinweg erhalten geblieben sein können; und Braungart schließt daraus, daß diese Menschen, die uns dies durch enorme Zeitabschnitte aufbewahrten, keine Übergangsmenschen, sondern Leute mit Geist waren. Menschen, die, wenn auch in primitiver Form, vielleicht nur mit Handgeräten schon Ackerbau da trieben, wo die Natur nicht verschwenderisch ihre Gaben ohne heißes Mühen und Streben als Erntesegen hergibt — und das ist in den Hochländern. Hier werden wohl auch zuerst Tiere mit dem ausschließlichen Zweck, sie zur Verrichtung von Arbeitsleistungen zur Verbesserung der Lebensführung zu verwenden, gezähmt worden sein. War das Tier aber erst mit in die Menschenfamilie aufgenommen, so ergibt sich nach meiner Überzeugung daraus zunächst eine noch bessere Verteilung in den Verrichtungen bei der Feldwirtschaft, so daß Mann und Frau gegenseitig noch mehr aufeinander in einem Maße angewiesen waren, das ihren Wert immer mehr ausglich und sie auch körperlich dementsprechend sich entwickeln ließ. Ihre Interessen waren in solcher Gemeinschaft derart miteinander verknüpft, daß sie sich als eins fühlten, danach handelten und auch vollständig ineinander zu einer Einheit einlebten.



Nach den Forschungen Braungarts unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß von den Ariern die germanischen Stämme, von den Iraniern das Avestavolk, die Meder, alten Perser und Osseten — sie haben untereinander auch außerordentlich viel Berührungspunkte — reine Ackerbauer waren. Beide führten den Ackerbau zu staunenerregender Höhe. Diese, indem sie außerordentlich zweckmäßige und den Bodenverhältnissen und Kulturarten angepaßt verschiedenartige Geräte schufen, jene, indem sie das Land aufs trefflichste be- bzw. entwässerten. „Schöpfer der Körperwelt, du heiliger", so heißt es in der Zentavesta, „Wo wird zum dritten die Erde am meisten erfreut? Wo man am meisten, o Sohn des Spitama, Zarathustra, Getreide erzeuget und Gras und fruchttragende Bäume, wo man dürres Land in bewässertes verwandelt und Sumpf in trocknes Land!" Da sie auch Obstbau hatten, so mußten sie seßhaft sein, denn dieser geht nur auf weite Sicht zu treiben. Was der Vater pflanzt, davon hat oft erst der Enkel den vollen Nutzen.

Daß Arier und Iranier ein und derselben Erde entstammen, hat die Sprachwissenschaft einwandfrei nachgewiesen, daß sie von den Stammvätern der Germanenstämme aber schon im Neolithikum sich getrennt haben müssen, dafür führt Braungart die Pfluggerätegleichheit nämlich zwischen dem Fund bei Papau (Thorn), Dostrup (Dänemark) und Dobergatz (Berlin) und den heut noch vielerorts in Indien, Persien und in dem Kaukasus gebrauchten Pflügen und Anspanngeräten an. Fragt man, wie es kommt, daß gerade bei den einzelnen Stämmen der Iranier — Braungart weist erschöpfend nach, daß diese auch rein nichts von den Kuschiten (Babyloniern) sowohl was die Geräte als auch die Feldwirtschaft betrifft angenommen haben — dies Hauptackergerät so ursprünglich sich erhalten hat, so muß zunächst gesagt werden, daß das Schwergewicht im Feldbau dort in der Bewässerung liegt. Ist die Wasserfrage gelöst, dann läßt die Natur in diesen Ländern es ganz von selbst ohne angestrengte Ackerbearbeitung, wie sie bei uns nötig ist, wachsen. Die Ackergeräte zu verbessern, dafür lag eben kein Bedürfnis vor, und da man sie als von den Göttern empfangen ansah, so hielt auch fromme Scheu davon ab, etwas an ihnen zu ändern.

Ebenso wie die indischen Pflüge und Anspannvorrichtungen ist der Hesiodsche Pflug (900 vor Christus) und der der Göttin Kora eine direkte Nachbildung von dem zu Dostrup und Papau. Die Achäer (Graeco-Romanen) müssen demnach in derselben Periode wie die Iranier gewandert sein.

Einen Hauptteil seiner Forschungen hat Braungart auch der Klärung der heut noch offenen Frage über die Herkunft und Kultur der Kelten zugewandt. Trotz eifrigsten Mühen hat er nur wenig an typischen Ackergeräten, Feldbearbeitungsmethoden, Felbeinteilung feststellen können. Immer wieder führen gefundene Eigenheiten auf die Frühgermanen zurück. Braungart kommt daher zuletzt zu dem Schluß, daß die Kelten ein ähnliches Zwischenglied wie die Litauer und Letten zwischen den Slawen und Germanen, so diese zwischen den Graeco-Romanen und Germanen darstellen. Auch bei den Slawen selbständig entwickelten Ackerbau nachzuweisen, ist ergebnislos geblieben. Es mag dies erstaunlich sein. Man muß aber berücksichtigen, daß, als die Slawen aller Stämme sich vom tatarischen, türkischen und mongolischen Joch befreiten und ernstlich anfingen, Ackerbau zu betreiben, sie in allen Ländern, in die sie eindrangen, bereits indogermanische und germanische Ackergeräte vorfanden. Dann wird ein Hauptgrund auch mit darin liegen, daß besonders der russische Bauer erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von der Leibeigenschaft, dieser halben Sklaverei, befreit wurde. Ein Leibeigener bringt keine Initiative auf, Ackergeräte für besseren Feldbau zu erfinden, und der Grundherr, der russische Latifundienbesitzer, kümmerte sich früher sicher gar nicht um die Geräte, mit welchen seine Leibeigenen seinen Grund und Boden bestellten.

Überblickt man die Forschungsergebnisse Braungarts in ihrer Gesamtheit und ruft sich all die Gegenden und Volksstämme ins Gedächtnis zurück, wo Germanen einmal nach den heut dort gebräuchlichsten Ackergeräten, Feldbaumethoden und der Feldeinteilung gesessen haben und von den zugewanderten oder früher unterjochten Völkerschaften vollständig aufgesogen sein müssen,



so überkommt einen bittere Wehmut. Denn gerade die Völkerschaften, die ihr Bestes dem Germanentum in der Hauptsache verdanken, stehen heut in Feindschaft gegen uns.

Die Vorliebe zum Ackerbau war den Ariern angeboren. Von den Germanen wird durch römische Schriftsteller immer wieder berichtet, daß sie von ihren Herzögen Land zum Bebauen nach siegreichen Zügen verlangten. Ebenso lag das Gefühl in ihnen, daß in der Reinhaltung der Sitten ihre Kraft und Zukunft ruht. Was besagt es anders, wenn in dem ältesten uns gebliebenen indogermanischen Schriftwerk, in der Zentavesta, so oft mit Abscheu davon gesprochen wird, daß in den Häusern der Mazdaverehrer Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber lebten. Die Frau war im iranischen Altertum — bei den vedischen Indern, Germanen und bei den Griechen des homerischen Zeitalters — dem Mann gleichberechtigt. Der Mann sah in dem Weib nicht allein die Gefährtin seines Lebens, sondern noch mehr die Ergänzung seines Gefühllebens; das Weib im Manne den Erwecker der reinen keuschen Weiblichkeit, mit dem sie innere Ausgeglichenheit und Zufriedenheit als Einheit erstrebt. Dort, wo sich dies Verhältnis bei den arischen Stämmen verschoben, tritt, wie die Geschichte so eindringlich vor Augen führt, immer bald Verfall ein. Im gesunden Verhältnis der Geschlechter und in dem Sinn für Natur, für Feldbau und Vieh offenbart sich am ersten reines Ariertum.

Bleiben diese beiden als wirksame Kräfte wach, dann bleibt auch Europa das Kulturzentrum der Welt.

Georg Schäfer

Deutsch-Südtirol und wir

Der furchtbare Druck, der seit Übernahme der Regierungsgewalt in Rom durch den Fascio auf Südtirol lastet, mußte im gesamten deutschen Volke einen um so größeren Gegendruck hervorrufen, als es sich um urdeutschen Volksboden handelt, der, vom Zauber des Südens umsponnen, jedem Deutschen ganz besonders am Herzen liegt, möge er an der Wasserkante seine Heimat haben, am Rheine, an der polnischen Grenze oder in den Alpenländern.

Der nunmehr von vaterländischen Verbänden im Reiche und in Österreich ausgehende Verruf Italiens und seiner Erzeugnisse für deutsche Reisende und Bezieher stellt den Gradmesser für die völkische Not dar, die Italien über unseren wehrlosen südlichsten Vorposten und dessen Heimat gebracht hat, von der es mit den Waffen in der Hand nicht einen Quadratzoll zu erobern imstande war. Der Südtiroler Abgeordnete Dr. Reut-Nicolussi hatte in der denkwürdigen Sitzung vom 6. September 1919, in der der österreichische Nationalrat den Staatsvertrag von St. Germain genehmigte, in einer ergreifenden Abschiedsrede von einem „entsetzlichen Ringen" gesprochen, das nun für die der italienischen Staatshoheit überantworteten Deutschen anheben würde. Er hat mit seiner Prophezeiung recht behalten.

Anfänglich kam wohl die welsche Herrschaft ihren neuen Staatsgenossen deutscher Zunge halbwegs entgegen; diese Zeit, in der die Brennerdeutschen durch Rom sogar eine bessere Behandlung erfuhren, als unsere übrigen durch die Willkür der Friedensbestimmungen anderen Fremdstaaten angegliederten Volksgenossen, war kurz und bald dahin. Das Erwachen war um so grausamer, als sich ja immerhin breite Kreise Südtirols durch die bei der Übernahme des Landes erfolgten und vielfach wiederholten Zusagen des offiziellen Italiens in der Hoffnung wiegen ließen, daß die fremde Regierung ihre deutsche Väterart und Muttersprache achten werde.

Noch heute verkünden an den Wänden der Häuser und in den Torbögen Bozens und anderer Orte Südtirols Reste des Manifestes des italienischen Generalleutnants Pecori-Giraldi vom 18. November 1918 das Versprechen der römischen Regierung, den deutschen Südtirolern „die eigenen Schulen, die eigenen Einrichtungen und Vereine zu erhalten". Alle weiteren

Kundgebungen waren auf diesen Ton gestimmt, mit dem sich das neue Regiment im Spätherbste 1918 in Tirol eingeführt hatte.

Vor allem versicherten aber die in der Thronrede vom 1. Dezember 1919 gefallenen Worte des Königs auch Südtirol des Entschlusses des durch seine freiheitlichen Traditionen gewiesenen Italiens, die lokalen und autonomen Einrichtungen und Gebräuche in den neuen Provinzen bestens zu beobachten.

Alle diese Zusicherungen sind zerflattert im Winde; ärgeres Leid ist über Südtirol gekommen, als es selbst die Schwarzseher für möglich gehalten hätten. Auch diesmal hat es sich erwiesen: Italien hält seine Versprechungen nicht. Weh demjenigen, der ihm Glauben schenkt!

Das Ziel der gegenwärtigen Regierung ist fraglos die völlige Unterdrückung des Deutschtums in Südtirol. Die deutsche Sprache soll mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden in den Tälern der Etsch, des Eisaks und der Rienz, die unsere bajuwarischen Vorfahren vor mehr als 1200 Jahren besiedelt und besittet hatten. Nur derjenige Deutsche soll auf seinem Südtiroler Heimatboden ruhig leben dürfen, der sich dem Entnationalisierungsprogramm fügt, das mit schrankenloser Willkür durchgeführt wird. Die seitens Salandras im Sommer 1923 in der römischen Kammer gefallenen Worte, „im Nationalstaate Italien bestünden, juridisch gesprochen, auf Grundlage der Verträge keine anderssprachigen Minderheiten", sollen wohl die Rechtsgrundlage für das barbarische Vorgehen der heutigen italienischen Gewalthaber abgeben. Darf man sich daraufhin überhaupt noch über die Erwiderung des Unterrichtsministers Casati auf die Beschwerde unserer deutschen Abgeordneten am Monte Citorio bezüglich der Unterdrückung des deutschen Schulwesens in Südtirol wundern? Nach Casati „verfolgten die gegenständlichen Verfügungen nur den Zweck, die Deutschen zu entnationalisieren"! Diese offenen Worte bekräftigten nur das schon früher erfolgte zynische Eingeständnis eines hohen italienischen Verwaltungsbeamten: „Italien braucht keine deutsche Schulen, denn es braucht keine Deutschen!"

Schon heute ist das Land Walthers von der Vogelweide von deutschen Schulen so viel wie gesäubert. Die italienische Zwangsschule ist das Hauptinstrument, mittels welchen das Deutschtum Südtirols ausgemerzt werden soll. Die italienische Schule muß — koste es, was es koste — aus dem deutschen Barbarenkinde einen nicht nur italienisch sprechenden, sondern auch italienisch fühlenden Kulturträger machen. Die Erfahrungen der bisherigen italienischen Schuljahre südlich des Brenners sind erschreckend. Wie sollen auch unsere Kinder von einem Unterricht irgendeinen Nutzen ziehen, der ihnen von Lehrern erteilt wird, die sich ihnen ja nicht einmal verständlich machen können? Die chaotischen Verhältnisse auf diesem Gebiete werden drastisch durch folgende Tatsache gekennzeichnet. In einer deutschen Landgemeinde wußte einer der besten Schüler am Ende des ersten Jahrganges nicht, ob 5 mehr sei als 10 oder umgekehrt.

„Porco tedesco" ist der Lieblingsausdruck, mit dem der welsche Lehrer seine deutschen Schüler bezeichnet. Wäre die Sache nicht so traurig, so müßte man über diesen Kosenamen gerade für deutsche Kinder, die es an Reinlichkeit wohl mit den italienischen aufnehmen können, nur lächeln.

Die Unterdrückung der deutschen Sprache in den Ämtern, ihre Zurückdrängung im gesamten öffentlichen Leben Südtirols ist bekannt. Vor kurzem erfolgte sogar das Verbot an die südlich des Brenners noch geduldeten wenigen deutschen oder der deutschen Sprache mächtigen Richter, Rechtsbelehrungen an die ihr Recht suchenden Deutschen in deutscher Sprache zu erteilen! In einem Staate, der von heute auf morgen alle Namen, die an Tirol erinnern, wie „Südtirol", „Tiroler" usw., abschafft und deren Gebrauch unter Sanktion der Strafgesetze stellt, wie es der allgewaltige Präfekt von Trient unter dem 7. August 1923 dekretierte, ist eben alles möglich.

Erinnerungen an alte, langverklungene Zeiten der Barbarei tauchen in uns auf, wenn wir das gegenwärtige Schalten und Walten auch des offiziellen Italiens in den gesegneten Tälern

der Etsch, des Eisacks und der Rienz beobachten. Daß in solchen von den Behörden selbst begünstigten Verhältnissen sich Gewalttaten Privater gegen deutsche Personen und deutsches Eigentum häufen und — was das Traurigste ist — fast immer ungesühnt bleiben, ist nicht verwunderlich. Der Brennerdeutsche ist der Willkür des erstbesten Vertreters des Staatsvolkes ausgeliefert. Er ist insbesondere für die welschtiroler Irredentisten um Senator Tolomei herum ein Objekt, an dem man sich sein Mütchen kühlen und seinen eingefleischten Haß gegen alles, was deutsch ist, ungehemmt stillen kann.

Vor kurzem erklang eines schönen Abends — wie so oft — in einer Bozener Gastwirtschaft heller Zitherklang, der die bekannten Worte begleitete: „Tirol isch lei oan's, isch a Landl a kloan's, isch a schian's, isch a fein's und das Landl isch mein's!“ Weiter kam der Sänger nicht. Von einem wuchtigen Hiebe eines zugereisten Welschen getroffen, sinkt er zu Boden. Man kennt den Verbrecher gut: er ist der Mann, der im Jahre 1924 den greisen Altbürgermeister Perathoner angefallen und mißhandelt hatte.

Ein anderes Mal schloß in Kastelrut ein italienischer Sommergast den dortigen Kirchturm ab, dessen Inneres der Türmer Tirler soeben einigen Damen zeigte. Als der mit Hilfe von Nachbarn endlich wieder befreite Tiroler dem welschen Täter seinen Mutwillen vorhielt, wurde er von diesem mit einem Stocke derartig hergerichtet, daß er alsogleich in ärztliche Behandlung abgegeben werden mußte. Als die Frau des Verletzten daraufhin den Helden jammernd zur Rede stellte, bekam sie nur die Worte an den Kopf geschleudert: „Packe dich, wenn du nicht erschlagen werden willst; ich vertrage deutsche Fratzen nicht!“ Unsere Gesichter, unser Äußeres scheinen es den heutigen Italienern überhaupt angetan zu haben. Hat doch selbst ihr von Größenwahn überquellender Führer Mussolini in einer der letzten Kammersitzungen uns die Ehre angetan, sich mit dem Aussehen der deutschen Italienfahrer zu beschäftigen ...

Die angeführten Vorfälle genügen wohl zur Beleuchtung der grenzenlosen völkischen Not, die gegenwärtig in Südtirol herrscht und das frühere deutsche Paradies seinen unglücklichen Bewohnern zur Hölle gemacht hat.

Lange genug hat sich das deutsche Volk, dessen Ehre durch die jedes Rechtsempfinden tief verletzende Mißhandlung seiner Brüder am Südabhange der Alpen schwerstens getroffen ist, auf Worte beschränkt und immer wieder Italien ins Gewissen geredet, Südtirol gegenüber von einer Politik abzulassen, die ihm von keinerlei Nutzen sein kann.

Alle unsere freundschaftlichen Versuche, unsere südlichen Nachbarn zur Besinnung zu bringen, waren vergeblich. Die Not der Südtiroler schreit zum Himmel.

Und so mußte es zum Italienverruf kommen. Das deutsche Volk erwacht aus der Ohnmacht, die der Zusammenbruch und seine Auswirkungen über es gebracht hatten; es wird sich seiner Kraft wieder bewußt und damit auch seiner Pflicht, sie in die Wagschale zu werfen zugunsten seiner Ärmsten, der Südtiroler. Es greift gezwungenermaßen zu den wirtschaftlichen Waffen gegen Italien, dessen Volkswohlfahrt in hervorragendem Maße gerade vom Zustrom deutscher Reisender und von der Ausfuhr seiner Waren, insbesondere seiner Naturerzeugnisse, nach den deutschen Landen abhängig ist.

Daß München in der Abwehrbewegung des Gesamtvolkes gegen welschen Größenwahn und Mutwillen führen werde, war vorauszusehen. Ist es ja doch der südlichste Splitter des bayerischen Stammes, der auf seinem kerndeutschen Heimatboden auf Leben und Tod ringt, und dem Hilfe gebracht werden muß. Ganz Tirol, von Kufstein bis zur Salurnerklause, wird Bayern die ihm geleistete Schützenhilfe niemals vergessen und dankt aus treuem deutschen Herzen allen deutschen Stämmen für ihr offenes Einstehen für seine heiligen Belange.

Unterstaatssekretär des Äußern a. D. Pflügl (Wien)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ludwig Finckh

Zu seinem 50. Geburtstag am 21. März 1926

In einem der verstecktesten Winkel des deutschen Vaterlandes, ein paar Steinwürfe von der Grenze, lebt ein Mann, der wie wenige den Ehrennamen eines deutschen Dichters verdient. Sein Leben als Dichter und Mensch stand und steht unter dem einen funkelnden Stern: „Deutsch-and, ich muß dich lieben". So beginnt eines seiner schönsten Gedichte.

Ich spreche von Ludwig Finckh. Er lebt und schafft in Gaienhofen, einem Dörfchen am Südwestzipfel des Bodensees, zwei Stunden von Radolfzell, der nächsten Bahnstation; vom jenseitigen Ufer des schmalen Seearms grüßen die Berge des Schweizer Thurgaus herüber. Über Ludwig Finckh möchte ich, den zufälligen Anlaß seines 50. Geburtstages nützend, zu allen sprechen, die noch altmodisch genug sind, stolz auf ihr Deutschtum zu sein (so schwer einem das auch oft die Zeitumstände machen), die ein paar volle Verse immerhin noch höher werten als eine Aktie, und die selbst rein und demütig genug sind, um vor allem Ehrwürdigen die Kniee zu beugen: vor Gott, Heimat, Natur, Weib. Und ich spreche über Ludwig Finckh besonders gern an dieser Stelle: ist doch der „Türmer" der berufene Hüter deutscher Kultur und metaphysischer Werte.

Ludwig Finckh ist ein unverfälschter Schwabe und, was den Fall verstärkt, ein Sohn der alten Reichsstadt Reutlingen. Wollte man für künftige Jahrhunderte Typen deutscher Volksstämme in Spiritus aufbewahren — als Vertreter urwüchsigen Schwabentums nähme man zweckmäßig einen Reutlinger! Finckh vereinigt also in sich alle Vorzüge und liebenswürdigen Schwächen der alemannischen Erzähler — es sind die Vorzüge und Schwächen seines Stammes. Er hat zu allererst die beglückende Erzählergabe an sich, wie sie vom alten Hebel und seinem „Schatzkästlein" her sich auf alle Alemannendichter vererbt zu haben scheint (G. Keller, Federer, Schaffner; Js. Kurz, Schieber, Supper, Schussen, Hesse); er hat das Eigenwillig-Knorrige sowohl wie das Verträumt-Besinnliche schwäbischer Landschaft, schwäbischen Volkes (gerade die Vereinigung von ausgesprochenen Gegensätzen ist ja Reiz und Stärke des Schwabentums); er hat die bodenständige, kernhafte Gesinnung, die in der Heimatscholle wurzelt, die körnige Sprache, bei ihm oft lyrisch-weich abgetönt, aber immer saftig; er weiß Ernst und Humor barock zu mischen; sein episches Schifflein hat weltanschaulichen Tiefgang und doch auch die Wimpel fröhlichen Schnurrantentums gehißt. Das ist die eine Seite. Auf der andern stellen wir fest: die meist etwas zügellose Führung der Handlung mit der Vorliebe fürs Episodische, den Mangel an „Kompositionstechnik", der einem an sich berechtigten Abscheu des Schwaben vor allem übertriebenen Ästhetizismus entspringt, oft aber zu einer Vernachlässigung der „Form" führt. Und so sind denn unter Finckhs gestaltender Hand keine weithin überragenden Kunstwerke entstanden (dazu fehlt der Hintergrund künstlerischer Dämonie), aber warmherzige, tiefinnerliche Gebilde, die — jeder volkserzieherisch Tätige weiß das — meist tiefer ins Volk dringen und ihm beglückendere und erhebendere Werte vermitteln als manche Erzeugnisse scheinbarer „Höhenkunst", die viel voraussetzen. Womit nicht gesagt sein soll, daß Finckhs Schaffen jener „Heimatkunst" zuzuzählen sei, die ohne künstlerische Instinkte arbeitet. Echte Heimatkunst dringt immer über ein Stammesgebiet hinaus.

Ich habe in den letzten Wochen alle Bücher Finckhs, mir fast durchweg aus früheren Jahren bekannt, noch einmal überlesen, um mich ganz in seine Art einzuleben. Und mußte feststellen,

daß sie mich heute wie einst bewegten, obgleich doch wahrlich keine welterschütternden Schicksale in ihnen gestaltet werden, obgleich der Kritiker manches auszusetzen hätte. Und ich weiß mich in dieser Ergriffenheit mit Tausenden anderer Leser verbunden.

Nun: das Geheimnis der Finckhschen Kunst liegt einfach in ihrer schlichten Gediegenheit, ihrer lebensechten Mischung von handfester Realistik und phantasievoller Romantik, ihrer bezaubernden Helligkeit. Denn ein Zug zur Idylle geht durch alle seine Bücher — und deshalb werden sie von jenen abgelehnt, die nur in pathologischen Verstiegenheiten und psychoanalytischer Seelenwühlerei echte Kunst sehen. Kein Zweifel: Handlung und Gestalten seiner Schöpfungen ähneln sich stark. Überall wird die Entwicklung eines Lebens gegeben, das von der schwäbischen Heimat aus in die nähere oder fernere Fremde vorstößt, um schließlich, in engerer oder weiterer Kurve, wieder auf schwäbische Erde zurückzufinden. Wege der äußeren und inneren Läuterung, oft augenscheinlich stark autobiographisch bestimmt, werden aufgezeigt, das „Hörner-Abstoßen" junger Menschen wird uns anschaulich vorgeführt: ihr Ringen um das Glück oder was sie dafür halten, ihre Sehnsüchte nach Weltweite und Weltbeglückung und Weltweisheit, ihre Stationen auf dem Kalvarienberg der Liebe, ihr Leiden und Siegen und Verzichten. Kurz: Bildungs- und Erziehungsromane im kleinen stellen seine Geschichten dar. Denn „Romane" sind's eigentlich nicht (und der Dichter vermeidet diese Bezeichnung auch auf allen Titelblättern) — zuviel lyrische Töne schwingen mit, zu locker gefügt ist das Gerüst des Aufbaus, zu viel Anekdotisches spielt herein.

Da ist der Lehrerssohn im „Rosendoktor", erst Jurist, dann Arzt geworden, weil er ein Sucher nach dem in der Welt der Formeln und Paragraphen verschütteten wahren und schönen Menschentum ist, im Grunde ein Dichter und darum letzten Endes einsam. Da ist der Gentinger Wirtssohn August Reiff in der „Reise nach Tripstrill", den die schwäbische Wanderlust in die Welt treibt, der durch allerlei Landschaften und Berufe zieht, bis nach Algerien hinein und von da zurück zur verloren geglaubten Braut, mit der er am Gestade des Schwäbischen Meeres sein Nest baut. In dieser beschwingten Geschichte lebt echt Eichendorffsche „Taugenichts"-Romantik. Und da ist in „Rapunzel" der Konrad Vogelmist — in echter Schalkhaftigkeit trägt der Held dieses duftigen Buches diesen „wüsten" Namen — aus Holzelfingen, dem Albnest, dessen Lebensstationen vom Bauernbüblein bis zum düftelnden Mechanikus und Erfinder festgehalten sind: am engsten von Finckhs Helden ist die Lebenskurve dieses Sinnierers, der kaum über das Reutlinger Oberamt hinauskommt und doch alles Glück und Leid in seiner Enge erlebt. „Rapunzel" ist mir Finckhs liebstes Buch, eines der sonnigsten Idyllen unseres Schrifttums, in dem alle guten Geister des Frohsinns und innigster Naturverbundenheit spuken. Und da ist Kaspar Brucklacher im „Bodenseher", der Schäfersjunge von der Achalm, an die sich die Stadt Reutlingen wie an eine Mutterbrust gebettet hat, der neben den studierenden Brüdern als einfacher Volksschüler aufwächst, Anstreicherlehrling und -geselle wird, bis ihn schließlich der Dämon in der Brust zu einer anderen Art Malerei treibt. Und schließlich ist da in der „Jakobsleiter" der Gutspächtersohn Martin Rockenstiel von der Alteburg bei Reutlingen, der ebenfalls aus seiner idealistischen Hilfebereitschaft heraus Arzt wird.

Diese kurze Übersicht über L. Finckhs Hauptwerke — von einer eingehenden Besprechung muß hier aus Raumgründen abgesehen werden — zeigt also wohl, daß der Umkreis seines künstlerischen Schaffens begrenzt ist, aber dafür beherrscht er ihn. Sagen wir's ruhig: die lichten Farben überwiegen bei ihm. Ich erinnere mich nicht, daß bei ihm Leute sich oder andere erschießen oder ertränken oder erdrosseln, obgleich sie oft genug Grund dazu hätten. Denn bei aller Sonnenfreudigkeit, bei allem Idealismus ist Finckh kein seichter Optimist: er läßt seine Helden und Heldinnen durch viel Trübsal und Leid gehen, reicht ihnen den Becher vergifteter Liebe, schüttelt sie im Sturm böser Gewissensbisse, erspart ihnen nichts: läßt sie an Gott und Welt zweifeln. Aber nicht verzweifeln! Und ich glaube einfach deshalb, weil sie gute Mütter haben. Jedes Buch Finckhs ist ein hohes Lied der Frau, der Gattin, der Mutter, der Familie. Man lese nur

einmal das zweite Kapitel in „Rapunzel“! Oder das dreizehnte im „Rosendoktor“! Längst ist es den Einsichtigen klar, daß der vielberufene — fast schämt man sich, das abgegriffene Wort auszusprechen — „Wiederaufbau“ unseres Vaterlandes nicht von Vereinen und Orden und Parteien und Zeitungen ausgehen kann, sondern in der Familie seine Keimzelle haben muß. Und alle Familienkultur wiederum, als Grundlage der nationalen Kultur, gründet sich auf die Verehrung der Frau. Und wir wollen es Ludwig Finckh nicht vergessen, daß er durch seine Bücher in diesem Sinne wirkte.

Nur kurz verweisen kann ich an dieser Stelle auf Finckhs Lyrik und kleinere Schriften. „Rosen“ und „Mutter Erde“ sind die bezeichnenden Titel seiner Verse. O. J. Bierbaum hat einst von den „Rosen“ gesagt, daß hier „ein tüchtiger, ehrlicher, aus innerster Ergriffenheit liebevoll zum Schönen und Guten gewandter Mensch sich als Bekenner eines innigen und schönen Glaubens meisterlich äußert“. Das kann man unterschreiben. Und auch in „Mutter Erde“ — „Mutter und Erde“ könnte der Band auch heißen — klingen neben harmloseren Strophen die Töne der epischen Werke in funkelnderer, reinerer Form auf: die Töne von Heimat, von Weib und Kind.

„Wir müssen Herzen von Knaben
Bewahren und die Stirn von Stein.
Wir müssen saubere Hände
Halten und am Ende
Größer als unsere Väter sein.“

Und:

„Steh ich in fremdem Schwarme,
O Deutschland, reck die Arme,
Nimm mich an deine Brust
Daß ich die Wurzeln hebe
In meines Vaters Grabe,
Das hab ich nicht gewußt.“

Von den übrigbleibenden Werken, Geschichten, Skizzen, Plaudereien, erwähne ich hier nur die Titel: „Biskra“, die feinsinnige, von leiser Schwermut überhauchte Beschreibung einer Reise zu einer afrikanischen Oase, „Seekönig und Graspfeifer“, „Inselfrühling“, „Sonne, Mond und Sterne“. Der Freund der Finckhschen Muse wird auch hier viel Liebenswertes finden, besonders die Studien über Land und Leute am Bodensee, dem „Auge Deutschlands“. in glücklichstem Plauderton vorgetragen.

Wer das Schaffen von Ludwig Finckh aufmerksam verfolgt hat, das so tief in der deutschen Familie wurzelt, den kann es nicht verwundern, daß der Dichter zu einer planmäßigen Familienforschung kam und auf diesem so lange vernachlässigten Gebiet geradezu bahnbrechend wirkte. In drei Büchlein hat er über Sinn und Wert der Ahnenforschung gesprochen, und gerade hier kommt ihm seine Gabe, witzig und populär zu schreiben, im liebenswürdigsten Plauderton die ernstesten Dinge zu sagen, besonders zugute. Wer einmal sein „Ahnenbüchlein“, seinen „Ahnengarten“ und seinen „Ahnenhorst“ studierte und auf sich wirken ließ, und dann nicht sehr, sehr nachdenklich wurde, dem ist wahrlich nicht zu helfen! Endlich sollte es auch der letzte Deutsche wissen, daß es nicht gleichgültig ist, von wem er abstammt, daß im Blute jedes einzelnen die Geister seiner Vorväter und Vormütter wirklich und wahrhaftig spuken, daß das Blut eben „ein ganz besondrer Saft“. Und daß es auch keine Rassenhygiene geben kann ohne planmäßige Familienforschung. Die berühmte Forderung des Philosophen „Erkenne dich selbst!“ hängt in der Luft ohne die gleichzeitige Mahnung: „Steige zu den Quellen deines Geblüts nieder!“ Alles ist ja jetzt noch in den ersten Anfängen, und es eröffnen sich die reichsten Aussichten: wissenschaftlich betriebene Ahnenforschung als Zweig der Anthropologie ist geradezu

von staatspolitischer Bedeutung. Und nicht zum wenigsten auch Ausgangspunkt zu einer vertieften Vaterlandsliebe.

Immer weiter wird der Ring: als Dichter hat Ludwig Finckh die Familie, als Urzelle aller schönen Menschlichkeit, aller Kultur, in den Mittelpunkt gestellt, von da aus ist er dem erhabenen Geheimnis der Blutsäfte nachgegangen und zum Bahnbrecher für die Ahnenforschung geworden. Und auf diesen Wegen konnte es ihm natürlich nicht entgehen, wie seit Jahrhunderten deutsches Blut in alle Welt hinausströmte, einfloß in die Lebensadern anderer Völker, anderer Staaten. Es ist doch so: kaum gibt es irgendwo eine deutsche Familie, die nicht, und sei es nur in Form dämmeriger Sage, von Verwandten im Ausland wüßte. Und der Dichter und Ahnenforscher kannte auch den bösen Dämon, der uns Deutschen im Blute geistert: daß wir „draußen", außerhalb des Reiches, nur allzuschnell in den anderen, in den Fremden aufgehen. „Glückliche Fähigkeit der Assimilierung und Akklimatisierung" nennt das wohl gedankenloser Optimismus, der echte Patriot aber muß betroffen sein von der Tatsache, daß Amerikaner deutschen Geblüts gegen uns den Weltkrieg entscheiden halfen; daß Spanien und Frankreich ihre Kriege in Marokko und Syrien mit den vorwiegend deutschblütigen Truppen ihrer Fremdenlegionen auskämpfen; daß in Böhmen und Rumänien und Rußland und Tirol und im Elsaß, daß überall deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Kinder in Gefahr sind, dem deutschen Volkstum verloren zu gehen.

Klar und folgerichtig führte also Finckhs Weg vom Frauenlob und Ahnenforscher zum Patron des Auslanddeutschtums. Deutsches Blut in fremden Ländern soll deutsch bleiben, heute mehr denn je. Jeder Auslanddeutsche soll ein Vorposten des deutschen Geistes, ein Pionier deutschen Volkstums sein. Und die Erfahrung lehrt, daß unsere Brüder in der Fremde sich gerne von der Heimat aufrütteln lassen, daß sie sich danach sehnen, in geistiger Verbindung mit dem Mutterland zu bleiben. Viel, sehr viel wurde in dieser Beziehung vor dem Krieg gesündigt, als es doch noch leichter war, die kulturellen Zusammenhänge zu pflegen. Man schlage beliebige Memoirenwerke von alten Auslanddeutschen auf und aus allen wird dieselbe Klage tönen: die Heimat — und zwar die offizielle: die Amtsstellen, die Diplomatie und Bureaukratie so gut wie die inoffizielle: die Angehörigen, die Vereine, die Vertreter des deutschen Geistes —, die Heimat also hat sich nicht um die Ausgewanderten und die deutschen Minderheiten in fremden Staaten gekümmert, hat sie ihrem Schicksal überlassen, und dieses Schicksal hieß in allzuvielen Fällen: Entdeutschung. Wer irgendwie glaubt, daß der deutsche Geist eine Weltmission habe, der muß die Bedeutung gerade des Auslanddeutschtums und gerade in unserer Zeit anerkennen. Man muß es Ludwig Finckh danken, daß er in Wort und Tat auf alle die damit verbundenen Probleme hinwies. „Bruder Deutscher" nennt sich sein Büchlein, aus dem sich jeder unterrichten kann, worum es eigentlich geht. Und er ist auch selbst viel umhergereist, hat Einblicke getan in Leben und Treiben. Wünsche und Bestrebungen unserer Auslanddeutschen und hat sie durch sein Wort gestärkt. Und kaum gibt es heute einen Auslanddeutschen in Tiflis oder Prag oder Schanghai oder Chikago, der nicht um den Namen Ludwig Finckhs wüßte und seine zähe, opferwillige, hingebende Arbeit anerkennte.

Ich möchte in diesen Zusammenhang auch seine Erzählung „Der Vogel Rock" stellen, in der das Schicksal einiger vor dem Krieg nach Kolumbien ausgewanderter Schwaben und ihr Erleben des großen Kriegs in der Fremde geschildert wird. Vielleicht tritt hier die künstlerische Gestaltung gar zu sehr zurück hinter der „Tendenz", ein Bild deutscher Art im Ausland zu geben und die Heimat aufzurütteln. Was er auf einer Reise durch die Tschechoslowakei sah und hörte, davon plaudert er in der „Sudetendeutschen Streife": spricht von dem, was deutsche Kultur „draußen" geleistet hat, deckt die bewußten Geschichtsfälschungen der amtlichen Tschechei auf und gibt den hoffnungsvollen Ausblick, wie in den deutschstämmigen Menschen dort der Glaube an ihr Volkstum und der nationale Wille der Selbstbehauptung gerade jetzt lebendiger als je sind, seit sie durch das irrsinnige Friedensdiktat von Versailles den „Segen" des Minoritätenschutzes genießen. — — —

Auf der Höhe von Gaienhofen steht des „Rosendoktors“ Haus. Und in der Nacht auf den 21. März, in der der Frühling die Herrschaft antritt, in der Helle und Dunkel „in gleichen Schalen ruhn“ — in dieser Nacht, so stelle ich's mir vor, wird ein seltsamer Gespensterreigen sich um den föhnumbrausten First und Giebel des Doktorhauses bewegen: alle Gestalten aus des Dichters Büchern haben sich zu dankbar-frohem Bunde gesellt, um ihrem Schöpfer zu huldigen. Voran Rapunzel, das „Sonnenwirbele“ von Würtingen, ihren erblindenden Konrad an der Hand, und das tapfere Rösle Kuraß von Genkingen, ihren ausreißerischen Springinsfeld Georg warm und fest haltend, und die Judit von der Achalm und das Rickele von der Alteburg, — viele, viele junge Mädchen und junge und alte Mütter, und alle tragen sie einen Kranz von Rosen im Haar und achten nicht der Dornen, denn sie sind Frauen ... Und alte Schäfer werden an Rosendoktors Haus vorbeiziehen und Mond und Sterne begucken und Weisheit raunen: der Vater Brucklacher von der Achalm und der alte Christoph Haller von Würtingen und der alte Luz, auf einem Lindenblatt blasend, und auch der Großvater Michael Rockenstiel hat sich zugesellt und ... und ... und alle, die ein deutscher Dichter schuf. Und grüßend wird sich der gespenstische Reigen in dieser ersten Frühlingsnacht, da vor fünfzig Jahren ihr „Vater“ in der Reutlinger Apothekerswiege lag, vor dem Rosenhaus neigen und in Sternennebel sich auflösen. Und nur ein zarter, süßwürziger Duft von Rosen wird noch das Haus auf der Gaienhofer Anhöhe umschmeicheln ...

Dr. Karl Fuß

Savits, der Vorkämpfer eines volkstümlichen Nationaltheaters

Im Mai 1915 starb in München Professor Jocza Savits, der langjährige Oberregisseur des Hof- und Nationaltheaters, ein Mann hoch in den Sechzigern, krank und vereinsamt. Als Angehöriger der Bühne ist er in diesen Kreisen bekannt, für die er, als Begründer der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, im höchsten Sinne sozial gewirkt hat. Als Schauspieler und Regisseur in Weimar unter Karl Alexander tätig, wo er am Hoftheater das Fach des jugendlichen Liebhabers — den Romeo und andere Rollen — mit Glanz und Auszeichnung spielte, ging er dann an das Hof- und Nationaltheater in Mannheim, um dort die leitende Stelle einzunehmen; jedoch sagten ihm die Verhältnisse nicht zu, so daß er nach einem Jahre zurücktrat und für das Amt des Intendanten Max Martersteig empfahl. Er selber ging 1885 als Oberregisseur nach München an das Hof- und Nationaltheater, wo er eine umfassende und segensreiche Tätigkeit als Oberregisseur entfaltete. Insbesondere verdankte man ihm die Einrichtung einer umgebildeten Szene, die als „Shakespeare-Bühne“ unter Mitwirkung und Förderung Rudolf Genées und Paul Marsops vom Theatermeister Lautenschläger hergestellt wurde und deren Eigenart Savits in einem Einführungsheft auseinandersetzte. Sie bestand 1887—1905. Naturgemäß stellte sie, eingebaut in das alte Hoftheater und beengt durch die Rücksichten auf Wünsche des Intendanten, einen Zwitter vor; sie war mehr ein Versprechen als eine Erfüllung; dennoch aber muß man heut über die Verständnislosigkeit, mit der ihr zumal die weitere Kritik begegnete, erstaunt sein. Die Zuschauer gingen bei dieser vereinfachten Bühne willig mit. Literarisch aber war es doch kein geringes Ereignis, daß ein Dutzend der größten Werke Shakespeares in der ursprünglichen Form, ohne Umstellung, Kürzungen und Striche gespielt wurde; bei blitzschnellen Verwandlungen ohne störende Pausen; das oberflächliche Urteil vermag freilich die grundsätzliche Tragweite eines solchen künstlerischen Ereignisses nicht zu verstehen. Am Ende einer ehrenvollen Bühnenwirksamkeit, die sich der weitesten Anerkennung aller kunstsinnigen Kreise erfreute, erhielt Savits vorzeitig den Abschied. Es war dies unter Amtsführung des neuen Generalintendanten von Speidel, eines hohen Soldaten, der bis dahin wohl wenig Beziehungen zum

Theater hatte. Um diese Verabschiedung etwas zu beleuchten, sei die bezeichnende kleine Anekdote mitgeteilt, die ich aus Savits' eigenem Munde habe. Danach bestellte der neue Intendant sich drei Regisseure in sein Zimmer und eröffnete ihnen, daß er militärische Pünktlichkeit liebe und daher die Schauspielvorstellungen, wie sie zu bestimmter Stunde beginnen müßten, so auch genau zu demselben Zeitpunkt beendet sein müßten; die Länge der Stücke müsse man eben danach einrichten. Während die beiden anderen Fachleute einen Widerspruch gegen diese ungeheuerliche Zumutung nicht erhoben, äußerte Savits sich dahin: das wäre ebenso, wie wenn der Herr General-Intendant beföhle, man solle in der Pinakothek alle Bilder gleich groß machen. — Kurze Zeit darauf hatte Savits seinen Abschied.

Savits hat den ihm aufgezwungenen Ruhestand bitter empfunden. Erst allmählich gewöhnte er sich daran, griff, alten Neigungen gemäß, zur Feder und entfaltete auf Grund umfangreicher Studien und umfassender Belesenheit, eine höchst bedeutende literarische Tätigkeit. Sie ist, trotz mannigfacher empfehlender Anzeigen und Besprechungen, der Lesewelt noch sehr wenig bekannt. Für die Bühnenfachleute muß Savits als ein Einspänner gelten, da er die ausgetretenen Pfade völlig verläßt und neue einschlägt, auf denen ihm bisher niemand zu folgen vermochte; für die Lesewelt aber ist er nicht grade ein bequemer Schriftsteller, da er ernste Versenkung und Hingabe an große Ziele fordert. Es ist ein höchst merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie dieser Mann, der sein ganzes Leben selbstlos der Bühne und den Idealen der dramatischen Kunst geweiht hat, auf Grund praktischer Tätigkeit zu kühnsten Schlüssen und Ergebnissen kommt, die, wenn sie durchgeführt würden, nichts weniger als einen völligen Umsturz und eine Wiedergeburt unseres Bühnenwesens bedeuten würden. Diese Probleme sind aber so wichtig und einschneidend nicht nur für das Theater, sondern vor allem für die Poesie, daß man nicht, wie manche getan haben, an ihnen vorbeigehen oder sie mit einigen leeren Worten abfertigen darf.

Zunächst eine kurze Aufzählung der wichtigsten Schriften von Savits. Er hat eine Reihe kleiner verstreuter Abhandlungen über den Schauspieler und seine Kunst geschrieben; Molière, einem seiner Lieblingsdichter, hat er viel Zeit und Studien gewidmet, die in der glänzend stilisierten kleinen Schrift „Die Erstaufführung von Molières Tartüff in Paris" wohl ihren bedeutendsten Niederschlag erfuhren. Vielleicht im dunklen Gefühl, daß seine Lebensjahre gezählt seien und ihm nur noch wenig Zeit übrig bliebe, um seine Gedanken der Welt mitzuteilen — keine Kraft aber mehr, sie zu verwirklichen —, sammelte er mit Bienenfleiß und Eifer allen erreichbaren Stoff, um das Gebäude, das ihm vorschwebte, aufzuführen, seinen Grund fest und unerschütterlich zu machen und es gegen jeden Ansturm zu schützen. Dies ist ihm auch in vollendeter Weise gelungen. Zunächst faßte er seine Untersuchungen und Ergebnisse zusammen in dem Buche „Von der Absicht des Dramas" (München, Etzold), indem er mit einer Darstellung des historischen Ursprungs unserer Prunk- und Ausstattungs-Bühne deren Kritik verbindet und die Begründung für eine grundlegende Bühnenreform vorträgt. Dann gab er in der kleinen Schrift „Das Natur-Theater" (München, Piper) eine Untersuchung über das Wesen, die Leistungen und Aussichten des Theaters unter freiem Himmel, wie er es aus eigener Anschauung in Thale und Hertenstein kennengelernt hatte. Endlich faßte er seine gesammelten Ansichten in einem Hauptwerke zusammen „Shakespeare und die Bühne des Dramas" (Bonn, Cohen).

Ein tragisches Geschick verhinderte Savits, der nach dem Verlust seiner treuen Lebensgefährtin ohne Kinder vereinsamt zurückblieb, das Erscheinen dieses Werkes noch zu sehen und die Wirkungen zu erleben, die allmählich immer stärker, von Jüngern und Freunden verbreitet, von seinen Schriften ausgingen; die reinste Freude, die seinem hochstrebenden Geiste vergönnt war. Bald nachdem er einen Verleger gefunden und über das Schicksal des Buches beruhigt war, nahm der Tod ihm die Feder aus der Hand.

Versuchen wir nunmehr auf knappem Raum einen Abriß der Savits'schen Lehre zu geben. Auf Grund langjähriger Erfahrungen hatte sich ihm allmählich die Überzeugung aufgedrängt,



daß das System unserer Bühnenausstattung dem Zwecke des Dramas gar nicht förderlich sei, vielmehr ihm widerstreite. Mit Erfolg strebte er danach, die Szene zu vereinfachen. Er machte umfassende Studien, um sich über die Entstehung unserer Theaterbauten und Gepflogenheiten, den Ursprung unserer Ausstattung und unseres Dramas zu unterrichten. Die hergebrachte Akteinteilung, die das Drama in fünf Teile zerreißt und allgemein befolgt wird, erschien ihm fragwürdig. Noch fragwürdiger der Übelstand, daß bei zahlreichen Verwandlungen, wie sie z. B. Shakespeares Stücke und Goethes „Götz" und „Faust" verlangen, der Zwischenvorhang unzählige Male fällt und der Zuschauer dadurch immer wieder rücksichtslos aus der Illusion herausgerissen wird, während doch die Aufführung eines Dramas „gleich einem holden erquickenden Traum" sein soll. Diesen Übelstand beseitigte zum Teil die moderne Drehbühne; aber sie ist überaus kostspielig und gestattet die Möglichkeit raschester Verwandlung für alle Stücke dennoch nicht. Das System der Ausstattung krankt offenbar an einem Fehler. Worin liegt er?

Mit dem hier vorliegenden Problem hat sich eine Reihe bedeutender Männer beschäftigt, deren Forschungen und Ergebnisse Savits uns vorführt. Es handelt sich, neben Lessing, vor allem um Tieck, Immermann, Anselm Feuerbach, die Grafen Baudissin und Schack, Otto Ludwig, Wilhelm Jordan. Sie haben bereits klar erkannt, daß das Drama seinem Wesen nach Dichtung und Darstellung sei und nichts anderes, und sie waren daher Gegner einer naturalistischen Ausstattung. Sie verlangten sinnvolle Andeutungen für die Phantasie, aber keine Nachahmung der Wirklichkeit. In den Zeiten dürftiger Bühnenanlagen, in England und im alten Spanien, wo man in hölzernen Scheunen ohne Ausstattung, nur mit prächtigen Kostümen bei Tageslicht spielte, erreichte das Drama in Shakespeare, Lope de Vega und Calderon seine höchste Blüte; in Zeiten des üppigsten Prunkes und der sinnfälligsten Bühnenausstattung, wie bei dem Hoftheater von Antiochia u. a., geriet das Drama völlig in Verfall. In solchen Zeiten, wie denen des Beginns der welschen Oper, hatte man große Massen von Statisten, Tänzern und Tänzerinnen, hatte tausenderlei Künste und Lichteffekte; alle Hilfsmittel der Musik, des Gesanges und der ausschweifendsten Ausstattung waren aufgeboten, und doch war das Ergebnis ein höchst klägliches. Umgekehrt wirkte das nationale Drama Alt-Englands und Spaniens wie das der Griechen bei höchster Erhebung des Geistes durch die Einfachheit der Mittel. Auch in Alt-Griechenland spielte man unter freiem Himmel; der Schauplatz war nur angedeutet, und man mutete alles der Einbildungskraft der Zuschauer zu, während man ihr heut nichts zumutet.

Diese Tatsachen geben zu denken. Savits ward immer mehr deutlich, daß der Weg, den unser Theater, namentlich seit der Vorherrschaft der Oper — auch in der Kunstform Richard Wagners — eingeschlagen hat, uns immer mehr in die Fesseln des Ausstattungswesens verstricken müsse; kurz gesagt, daß er ein Irrweg sei. Der Aufwand an Mitteln, den man treibe, stehe in keinem Verhältnis zum Werte des Gebotenen. Gleichwohl glaube alle Welt, man müsse, um dem darniederliegenden Drama aufzuhelfen, immer mehr Ausstattungsprunk, Musik, Tanz, malerische und bildende Kunst, Lichteffekte und Maschinen aufs Theater bringen, so daß die moderne Bühne nachgerade ein Maschinenraum wird, auf dem der Schauspieler ein beengtes und keineswegs ungefährdetes Dasein führt. Es ist sogar eine Theorie vom Zusammenwirken aller Künste aufgestellt worden, die in dem sogenannten musikalischen Drama ihren Ausdruck gefunden hat. Aber diese Theorie ist falsch. Das Drama besteht nur aus Dichtung und Darstellung. Neben ein Drama eine Malerei oder eine Musik als gleichberechtigt stellen zu wollen, ist genau so sinnwidrig, als ob man eine Beethovensche Symphonie durch ein daneben gestelltes Gemälde von Böcklin erläutern wolle. Grade dieses Unsinns aber machen wir uns schuldig, wenn wir neben die Aufführung eines Dramas einen gemalten Hintergrund, plastische Gegenstände und dergleichen stellen: das ist unkünstlerisch und gradezu barbarisch; denn, wie die Griechen, Briten und Spanier zurzeit der Blüte ihres Dramas deutlich fühlten: das Drama ist eine Illusion, die sich in ununterbrochener Folge durch das Spiel der Darsteller in den Köpfen

der Zuschauer vollzieht. Daher denn bei diesen Völkern die Darstellung bei Tageslicht inmitten der Zuschauermenge stattfand; ihre Einbildungskraft war stark genug, sich in den Traumzustand zu versetzen.

Diese große Wahrheit ist es, die uns verloren gegangen ist und die Savits neu entdeckt hat. Es ist das hohe, nicht genug zu würdigende Verdienst dieses Mannes, mit dem er das Werk seiner Vorgänger abschließt und krönt. Die Mitwelt hat trotz vielfacher vereinzelter Zustimmungen, seine Leistung noch nicht begriffen, geschweige denn sie sich zu eigen gemacht. Sie wird dies aber tun müssen, wenn anders sie einen Fortschritt des Theaters herbeiführen will.

Die Entwickelung, die unser Bühnenwesen genommen hat, erweist sich also, bei näherem Zusehen, als ein Irrweg. Diese Erkenntnis auszusprechen, dazu gehört kein geringer Mut; denn die Richtung der Gegenwart geht darauf aus, uns immer stärker in das Ausstattungswesen zu verstricken. Wie aber sind wir dazu gekommen? Savits antwortet, daß schon bei Goethe, in den Anfängen unseres neueren Theaters, der Irrtum beginne. Goethe habe nämlich wohl in seiner Jugend den raschesten Wechsel des Schauplatzes und den raschesten Wechsel der Phantasie als eine Grundbedingung der Shakespearischen Kunst erkannt, aber als Bühnenleiter sei er doch dem Herkommen der französischen, der klassizistischen Bühne erlegen. Statt den Weg des individualistischen Charakterdramas, wie es die Briten und Spanier entwickelt hatten, auch hinsichtlich der Zurüstung der Szene zu beschreiten, wählte er den konventionellen Weg der Franzosen. Wie er deren Werke herüberholte und aufführte, um „den Spielpan zu bereichern", so „richtete er den Shakespeare ein", das heißt, man hielt es für unmöglich, Shakespeare in unverfälschter Form aufzuführen: man strich und kürzte, stellte um und dichtete sogar um — wie denn „Romeo und Julia" und „Macbeth" von Goethe und Schiller höchst bedenklichen Maßnahmen unterworfen wurden; kurz, man scheute sich keineswegs vor einem Eingriff in den großen Dramatiker, der mit dem Wesen seiner Werke schlechterdings nicht mehr vereinbar ist. An diesen auf mangelhafter Erkenntnis beruhenden Mißgriffen hat nun das ganze folgende Jahrhundert leider festgehalten. Jeder Dramaturg, Bühnenleiter und Regisseur glaubt sich berufen, Shakespeare für das Theater zu verbessern — da er, wie man vorgibt, — so nicht aufführbar sei; er wird gekürzt, beschnitten, Szenen werden vor- oder zurückgeschoben, zusammengeschoben oder umgestellt, vor allem damit die Unzahl der Verwandlungen auf ein kleines Maß, etwa ein Dutzend, herabgemindert und dadurch die Mühe der Ausstattung verkleinert werde. Daß dem Theatermeister zuliebe das innere Gefüge des Gedichts völlig zerstört wird, kümmert diese Bearbeiter gar nicht. Savits ist der erste, der eindringlich gegen diesen Frevel seine Stimme erhoben hat.

Er hat auch gezeigt, daß es sehr wohl anders geht. Denn das Verdienst eben seiner Aufführungen Shakespeares — und an Stelle dieses Genius könnte man jeden anderen setzen — bestand ja eben darin, daß er durch die Tat zeigte, wie man die Werke eines Dramatikers unverkürzt und unverstümmelt, wie sie gedacht waren, auf der Bühne der Gegenwart zur Darstellung bringt.

Man darf also den Namen „Shakespeare-Bühne" nicht mißverstehen. Savits wählte Shakespeare nur als das große Beispiel, an dem er seine Lehre erläuterte. Man könnte statt des Ausdrucks „Shakespeare-Bühne" auch sagen: schlichte und volkstümliche Bühne. Aber, wird man einwenden, mißt denn Savits nicht, in den Spuren gleichgesinnter Vorgänger wandelnd, der Gestaltung der Szene eine zu große Wichtigkeit bei? Ist es wirklich für die Dichtung so wichtig, ob das Bühnenbild so oder anders zurechtgemacht wird?

Da ist nun zu antworten: daß die Herrichtung der Szene, des Bühnengerüstes, schlechterdings ausschlaggebend ist für die Anlage und Gestaltung des Dramas: für seine Form. Savits hält mit Recht deshalb die Gestaltung des Schauplatzes für so wichtig, weil von ihr die gesamte dramatische Kunst und Dichtung abhängt: ein Punkt, über den sich die Ästhetik der Gegenwart keineswegs klar geworden ist.

Bekanntlich geht das Streben der neuern Bühnenschriftsteller dahin, einen Wechsel des Schauplatzes innerhalb der Akte möglichst zu vermeiden und sich mit fünf verschiedenen Schauplätzen für das ganze Stück zu begnügen. Ja, am bequemsten sind dem Theatermeister Stücke, wo die Szene drei oder vier Akte hindurch dieselbe bleibt: wie bei den beliebten Pariser Zimmer- oder Konversationsstücken. Diese Technik der Franzosen, die den Bedingungen des Fabel- und Phantasiedramas grade entgegengesetzt ist, hat der reifere Ibsen in seinen Gesellschaftsstücken übernommen und damit für Europa Schule gemacht. Will man, auf Grund einer irrigen Lehrmeinung, das „Bühnenbild plastisch gestalten", so muß man richtige Türen, Türklinken, Hausrat, Uhren, Bäume usw. verwenden; und diese Nachahmung der Natur unterscheidet sich in nichts von dem üblen Brauch alter fahrender Komödianten, die beim Sterben aus einer versteckten Schweinsblase Blut hervorquellen ließen. Will man nun die Erfordernisse einer Szene durch möglichst naturgetreue Nachahmung darstellen, so sind, bei häufigem Szenenwechsel, umständliche und zeitraubende Umbauten oder kostspielige Drehbühnen und dergleichen notwendig; und der Bühnenleiter wird für die Aufführung Stücke bevorzugen, die ihm möglichst wenig Umstände und Kosten machen. Er wird also, da er glaubt, ohne Ausstattung nicht auskommen zu können, solche Stücke zurückweisen, die mannigfachen Wechsel des Schauplatzes erfordern, d. h. alle Werke, die sich vornehmlich an die Phantasie wenden. Mit anderem Wort: in unserem Bühnenwesen herrscht eine starre Pariser Konvention, und von dem wahren Geiste Shakespeares, der uns befreien würde, sind wir durch einen Abgrund getrennt.

Dies ist der Grund, warum Savits eine vereinfachte Bühne fordert: nicht in der Art Shakespeares als eine altertümelnde Spielerei, aber in seinem Geiste. Mit dieser Forderung befindet er sich im Einklang mit den besten Kennern der Nation, mit Tieck und mit Anselm Feuerbach, der da betont: „es bedarf bescheidener Andeutungen, nicht sinnverwirrender Effekte". Es ist ein Unding und eine Unmöglichkeit, während zweier Stunden sechzig verschiedene Schauplätze durch naturalistische Bühnenbilder vor das Auge bringen zu wollen; aber es ist notwendig, daß der Dichter die unbeschränkteste Bewegungsfreiheit hat, uns während zweier Stunden mittels der Einbildungskraft auf sechzig und mehr Schauplätze zu entführen: über Zeit und Raum hinweg. Erst wenn unsere Bühne dies wieder erringt, was die primitive Bühne Spaniens und Altenglands vermochten, ist die Vorbedingung für eine dramat sche Entfaltung gegeben, die gegenwärtig gebunden und gefesselt ist durch die Schranken eines konventionellen Theaters. Hierin also liegt die bedeutendste Erkenntnis von Savits: daß eine wahre Blüte unserer dramatischen Dichtung erst möglich sei durch eine grundsätzliche Veränderung und Umbildung unserer Bühnenzurüstung. Wir können niemals hoffen, zu einem wahren Nationaltheater, wie es andere Völker besitzen, zu kommen, wenn wir uns nicht eine Szene schaffen, die den innersten Bedürfnissen des Genius unserer Nation entspricht.

Aber auch für die Schauspielkunst ist das Problem von entscheidender Bedeutung: die Prunk- und Ausstattungsbühne begünstigt den rednerischen Stil; eine weit in den Zuschauerraum vorspringende Bühne dagegen, die den Schauspieler von wenigstens drei Seiten zeigt, ihn mitten unter die Zuschauer versetzt, ihn völlig von jedem Bühnenbilde loslöst und ganz auf sich selbst stellt, verlangt von seiner Kunst das Höchste, wofern er die Zuhörer in die Illusion, in den Traumzustand versetzen will, so daß sie beim Anblick des Spieles der Darsteller das Drama erleben. Dies und nichts anderes ist dramatische Kunst. Alles andere sind nur ablenkende, verwirrende und störende Beihilfen. Erst, wenn wir das natürliche Verhältnis wieder hergestellt haben, haben wir den Dichter und die freie schöpferische Phantasie wieder zum Herrn des Theaters gemacht. So, und nur so, werden wir durch das Mittel der volkstümlichen Bühne eine Dichtung der Volksgesamtheit erlangen.

Dr. Ernst Wachler

Gerd Schniewind

Zu unsren Bilderbeilagen

In technischer Vollendung geben unsere Bildtafeln Aquarell-Landschaften Gerd Schniewinds wieder, des Künstlers, von dem wir in früheren Heften bereits Holzschnitte veröffentlicht haben. Im Holzschnitt und im Aquarell ragt dieser prächtige Niedersachse hinaus über andere Meister seiner Zunft. Es wird Aufgabe der Völkerpsychologie sein, nachzuweisen, daß dem deutschen Maler wegen seiner aus der Überlieferung des Handwerks stammenden Gediegenheit die Holzschneidekunst, wegen seiner ins Große und Weite greifenden Wesensart aber die für die Nähe nicht verwendbare Wasserfarbe besonders gemäß ist. Jedenfalls beweist Schniewinds Entwicklungsgang, der ihn zwangsläufig von dem großartigen Körpermaler Sascha Schneider, dessen Meisterschüler er war, zur norddeutschen Landschaft und zu Mackensen führte, daß er ein wurzelechter deutscher Künstler ist. Alljährlich reist Schniewind in die niedersächsischen Moore, in jene weitgedehnten Räume, die trotz ihrer Anspruchslosigkeit einen Reichtum an Farben besitzen, wie ihn nur die durchsichtige Luft der Küstenlandschaft erklärt. Der Grundton aller dieser Farben ist das helle Blau des Himmels im eigentlichen und im Spiegelbild des Wassers: der Kanäle, Flüsse, Brüche und Lachen; ihm entgegen tritt das branstige Braun der Heiden, Torfstiche, Ackerfurchen und Sandgruben. Schniewinds typische Bilder haben sämtlich diese beiden Farben als Grundakkord. Sofort erkennbar und charakteristisch sind die Arbeiten Schn.s auch an den eigenartigen Baumsilhouetten, mag es sich um sturmgepeitschte Birken handeln oder um Erlen, Weiden und Eichen. In mächtigen Kurven seines breiten Pinselstrichs wird er auch der windgeballten Wolkenphänomene Herr, wie im hauchzarten Auftrag der feuchtklaren Ferne nachgewitterlicher Himmel.

Es ist begreiflich, daß ein Maler von diesem Weltgefühl und dieser Verklärungskraft auch im Holzschnitt über das rein Handwerkliche hinaus nach höheren künstlerischen Werten strebt. In Vorwürfen, wie sie ihm alte Kirchen und Märkte, der Hamburger Hafen, ein bunter Papagei, das genieblitzende Antlitz Regers bieten, mag ihm das leicht gelingen. Die Stichprobe für seine Meisterschaft auf diesem Gebiete stellen aber die Industrieholzschnitte dar, die Brückenförderwerke, Kohlenkrane und Kühlwerke der Leuna-Werke, der Eisenbahnhof einer Großstadt usf. Trotz aller verstandesmäßigen Sachlichkeit schwingt dennoch in diesen Blättern etwas Irrationales mit, jener unerklärbare Geist der modernen Technik, den eben nur der echte Künstler sichtbar machen kann. —

Schniewind steht im 40. Lebensjahr, in der Vollkraft seines Schaffens. Man wird noch manche gute Arbeit von ihm erwarten dürfen. Dr. Konrad Dürre

Joseph Haas, ein deutscher Künstler

Zu unsrer Musikbeilage

Unter den süddeutschen Tonkünstlern der Gegenwart steht Joseph Haas wohl mit in vorderster Reihe. Mehr und mehr haben die letzten Jahre seinen Namen in die Öffentlichkeit getragen mit steigendem Erfolg und wachsender Anerkennung. Er gilt als einer unserer Besten und Sympathischsten, und nicht mit Unrecht. So dürfte ein Wort der Einführung am Platze sein, denn mehr noch als in der Öffentlichkeit verdient er vor allem mit seiner intimen Kunst in den Kreisen häuslicher und geselliger Musikpflege Eingang und Beachtung. Und wenn die vitale Forderung unserer künstlerischen Zukunft die Wiedergeburt musikalischer Kultur aus dem Geist einer ernsten Hausmusikerneuerung erheischt, dann dürfen wir in Haas einen unsrer besten



Freunde und Helfer erkennen. Die glückliche Verschmelzung verschiedenartiger Vorzüge läßt ihn dem Einfachen wie dem Anspruchsvollen gleich anziehend erscheinen; es ist die Gestaltung seiner Kunst aus modernem Empfinden und höchstentwickelter Künstlerschaft, zugleich aber auch die feste, breite Verwurzelung im Boden der Volksseele, aus dem die tiefsten und reichsten Quellen seines Schaffens fließen. Da herrscht kein eigenwilliger Zwang erklügelnder Reflexion. Es ist süddeutsches Wesen, süddeutsche Art n reinster Spiegelung, in glücklichster Gestalt, überstrahlt von warmer Herzlichkeit und ungeschminkter Natürlichkeit.

Unweit Dinkelsbühl, in Maihingen (Mittelfranken), einem Ort von kaum fünfhundert Seelen, erblickte er am 19. März 1878 das Erdenlicht. Wie bescheiden auch hier die äußeren Verhältnisse, die den heranwachsenden Knaben umgaben — das Glück war täglicher Gast, war die ungetrübte, unberührte Welt von Familie, Natur und Musik. Inmitten dieser Dreiheit verlebte er die denkbar glücklichste Jugend, deren Widerschein so oft die späteren Werke mit einem stillen, heimlichen Leuchten durchglüht. Früh zeigte sich seine musikalische Begabung und die ersten Anregungen verdankte er dem Elternhaus, wo allezeit eine ernste, ausgedehnte Musikpflege in Ehren stand. Alban Haas, von vortrefflicher musikalischer Bildung und überdies in seiner Kantorschaft auch zum Organistendienst verpflichtet, spielte mit Gewandtheit mehrere Instrumente, während Mutter Therese eine sympathische Stimme besaß, die sie dem Knaben vererbte und ihn als Achtzehnjährigen unter Begleitung seines Vaters allein das Choralrequiem singen ließ. Dennoch trotz früher Begabung war Haas nichts weniger als ein Wunderkind, er wuchs in normaler gesunder Entwicklung heran und fand mit seinem Talent bei den Eltern eine verständige Unterstützung. — Mehr wohl der Not gehorchend als der eignen Neigung ward Joseph zum Lehrerberuf bestimmt; demgemäß fügte sich der Gang seiner Studien: über Volksschule und Gymnasium zur Präparandenanstalt und Lehrerseminar, überall zugleich auf die Fortbildung seiner musikalischen Anlagen bedacht. Es folgten die ersten praktischen Lehrjahre, die Zeit der ersten Anstellungen, oft nur von kurzer Dauer, von einem zum anderen Ort ihn verschlagend, schließlich nach Augsburg (1898), wo er ein Jahr verweilend, gleichzeitig die städtische Musikschule besuchte und alle dienstfreie Zeit benützte, die persönliche Neigung zu pflegen, um bald darauf nach München versetzt, auch hier wieder das musikalische Lernen fortzusetzen und nebenher durch mehrere Semester hindurch musikgeschichtliche Vorlesungen an der Universität zu belegen. Natürlich regte sich auch der Komponist; mit der Begeisterung des Schülers und Anfängers ließ er ein Werk dem anderen folgen, doch ohne Druck und ohne Verleger, schnell wieder vergessen und wohl von keinem anderen Wert als dem der nützlichen Übung. So ging der erste Abschnitt seines Lebens zur Neige, die Zeit des Suchens, Drängens und Strebens. Denn ohne die Schulpflichten zu vernachlässigen, fühlte er, wie allmählich der musikalische Trieb die Übermacht in ihm gewann und ihn verlockte, die Last einer aufgezwungenen Lebensführung abzustreifen. Aber dazu genügte ihm das Erlernte noch nicht; er empfand das Unvollkommene und Lückenhafte einer Bildung, die in ihrer vielfach unterbrochenen, ungeregelten Aufnahme nur ein zersplittertes Wissen vermitteln konnte, das notwendig des einheitlichen Ausgleichs und Abschlusses bedurfte. So drängte es ihn zunächst, sich der Zügel eines angesehenen, erprobten Lehrers zu unterwerfen.

Nach wiederholt vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, die persönliche Bekanntschaft Max Regers zu gewinnen, der schnell die Begabung des Volksschullehrers erkannte und sich seiner annahm, um ihn hinfort in die feste Zucht eines methodischen, tiefer dringenden Studiums (freilich von vorne beginnend) einzuführen. Damit nicht genug, folgte Haas bei Regers Leipziger Übersiedlung ihm nach, um weiterhin den bereits als Wohltat empfundenen Einfluß und Unterricht zu genießen, wobei er zugleich als Schüler des dortigen Konservatoriums sein musikalisches Weltbild verbreiterte und systematisch entwickelte. Preisgekrönt mit dem Nikisch-Stipendium (für beste Kompositionsleistung) verließ er 1908 die Stadt und kehrte an den Münchner Volkskatheder zurück, im alten Geleise der Pflichten, doch als ein anderer wie er ge-



gangen, ein Neuer und Hoffnungsvoller an der Schwelle höherer Künstlerweihe. Und er überschritt sie, als Max Pauer ihn 1911 auf Grund der erfolgreichen Uraufführung einer Violinsonate (durch Professor Wendling auf dem Stuttgarter Tonkünstlerfest) an das Württembergische Landeskonservatorium berief. Das war der Tag der Erfüllung, der eigenen Freiheit und Befreiung aus unerträglich werdenden Banden. Ein neuer Lebenslauf begann.

Gerade zehn Jahre war er in Stuttgart tätig, Namen und Ansehn begründend, dann rief ihn das bayrische Mutterland an hervorragende Stelle der Münchner Staatsakademie und Hochschule für Musik, wo er sich in kurzer Zeit Verehrung und Hochachtung erwarb. Und jüngstens erst, wohl nicht zuletzt dank seiner außergewöhnlichen Klarheit und Sicherheit seines Urteils, zog ihn die bayrische Staatsregierung als Ratgeber heran, um sich seine Kräfte auch in Dingen des staatlichen Musikwesens und der Kirchenmusikpflege beider Konfessionen in weitestem Umfange zu sichern.

Das sind die äußeren Staffeln und Stufen seines Werdeganges, in denen der Künstler und Mensch zum Charakter reifte, um sich in eigener Haltung zu bewähren. Es war ein besonnenes, zielbewußtes Schreiten, nicht stürmisch-sprunghaft von nervös überreizter Hast. Und innerhalb dieser Bahnen entfaltete sich sein Wachstum sicher und fest, weder wunderdinglich noch altklug, weder im Eigendünkel der Überhebung noch in stolzer Selbstgenügsamkeit, ohne indes des ringenden, gärenden Kampfes zu entbehren, den jeder um Läuterung und Tiefe willen bestehen muß. Stand er anfangs ganz im Banne von Richard Strauß, so war es eine Gefolgschaft, die mehr der Naivität jugendlicher Begeisterung und Eroberungslust als technischem Können und innerer Befähigung oder gar tieferer Verwandtschaft entsprang. Unvollkommen war seine musikalische Bildung; es fehlte ihr noch die tiefere Durchdringung und höhere Einheit, folglich auch der lebendige Atem persönlicher Eigenkräfte. Was er in dieser Entwicklungsspanne an Liedern, Klavierstücken, Motetten, Singspielen, ja selbst Symphonischen Dichtungen schuf, waren Versuche, durch Nachahmung und Anlehnung beschränkt, bald mehr, bald weniger glücklich, sicherlich auch hie und da eine achtbare Talentprobe.

Auch die zweite Entwicklungszeit steht noch im Zeichen eines anderen, nun freilich in ernsterer, besinnlicherer Weise. Haas wird Regerianer, und diese Gefolgschaft sollte für ihn Ausgangspunkt der Entdeckung seines eigensten Ich werden. Als Regerianer findet er, was ihm an höherer Reife und Vollendung bislang gebrach. Langsam lösen sich schlummernde, ungeahnte Kräfte, bis am Ende der Schüler die letzte Hülle durchbricht. So zeigen die ersten Werke dieses Abschnittes naturgemäß des Lehrers Geist und Sprache, aber sie sind sauber, bestimmter und straffer, klar und konsequent in der Durchführung eines einmal aufgenommenen Gedankens, nicht mehr abschweifend, flüchtig und formlos. Allmähliche Versuche einer Selbstbefreiung tauchen auf, und wie aus unscheinbaren Keimen heraus wächst die Haassche Natur, Ring um Ring, deutlich verfolgbar, um schließlich mit Glück den Bann zu sprengen als Meister auf eignen Füßen. So verhalf die Studienzeit unter Reger zur eigentlichen Prägung seines Künstlertums, Reger verdankte er den Gebrauch der Sprache, in der allein sein Fühlen und Erleben den rechten, vollendeten Ausdruck finden konnte. Vielleicht kein anderer seiner Zeit hätte ihm das zu geben und lehren vermocht. Sein innerstes Wesen, eben seine Musikantennatur, verlangte nach der absoluten Musik, und gerade der von Reger beschrittene Weg ihrer Erneuerung führte ihn dorthin.

So zeigt sich bei ihm das Regersche Gut in eigner Weise wirksam, ja erscheint als organische Weiterführung in glücklichster Verschmelzung mit Haasscher Eigentümlichkeit. Denn bei aller Gemeinsamkeit besteht ein unverkennbarer Gegensatz, der durch grundlegende Verschiedenheit ihres Wesens und Empfindens bedingt war. Reger haftet eine innere Problematik und Zwiespältigkeit an, die zeitlebens nicht mehr von ihm wich oder doch spät erst einem Ausgleich näherkam.

Haas dagegen steht jeder Zwiespältigkeit fern; ungebrochen, durch keine Fesseln der Skepsis

und des Pessimismus beengt, erscheint seine Musikantennatur in unverwüstlicher Kraft und Frische, frei und froh bis zum Übermut, aber auch wieder ernst, tief ernst in unverstellter, ehrlicher Empfindung. Das macht seine Kunst so liebenswert und warm. Hier lacht eine goldne Lebensfreude, ein herzhaft-sonniger Humor, eine sinnenfrohe Weltbejahung mit jener naiven, echten Urwüchsigkeit, die Heimat und heimatliche Volksart getreulich widerspiegelt, bald derb und kräftig, bald schalkhaft und schelmisch oder versonnen und verträumt wie ein Blick aus der selig blauen Tiefe eines Kinderauges, wie ein Lockruf aus deutschem Märchenwald mit all seinen spukenden Gestalten, Kobolden und Geistern. Es bleibt eines der schönsten Eigenmale Haasscher Kunst, daß so bei all ihrer absoluten, kammermusikalischen Erlesenheit und Edelkultur doch stets ein schlichter, volkstümlicher Grundton mitschwingt, der sie auch dem Einfachsten verständlich und zugänglich macht. Dieser lebendig quellende Strom eines tief und reich veranlagten Gemütes bewahrt vor ästhetischer Spielerei und abwegigen Launen. Bei allem Reichtum an Witz und Geist, an Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit atmet diese Kunst ihrer innersten Seele nach Einfachheit, Bescheidenheit und Natürlichkeit. Mit den kleinsten Mitteln weiß Haas Lichter aufzusetzen, die in ungetrübter, warm durchleuchteter Helle funkeln. Erstaunlich die Sicherheit der Gestaltung, die in der Fülle übersprudelnder Gedanken und Einfälle sich nicht mit flüchtiger Verkittung begnügt, aber auch nicht im Detail unterliegt, sondern maßvoll mit ebenso großer Hingabe als Selbstzucht waltet stets in Unterordnung und Rücksicht auf das Ganze. Nichts aber soll nur billiges Füllwerk und stumpfe, reizlose Nebensächlichkeit sein. Wer einmal die oft unscheinbaren Schlüsse (etwa der unübertroffenen „Hausmärchen", „Gespenster" und „Wichtelmännchen" oder der Zyklen „Deutsche Reigen und Romanzen", „Schwänke und Idyllen" für Klavier) aufmerksam verfolgt, der wird staunen, wie da in wenigen Takten auf kleinstem Raum ein eignes Leben erblüht und nicht in einem konventionellen Schlußakkord erstarrt. Das ist Poesie, musikalische Dichtkunst, die ihren Reiz weniger von der Farbe als vor allem von der Linie und Zeichnung empfängt.

So vermag diese Kunst auch in ihrer Wirkung Geist und Gemüt zu fesseln; sie läßt das eine nicht auf Kosten des anderen leer verkümmern. Darin liegt ein Hauptreiz der Haasschen Kammer- und Hausmusik, die immer mehr gewinnt, je tiefer man sich in sie versenkt; je intimer und unmittelbarer ihre Aufnahme, desto reicher die Entfaltung ihrer Feinheit und lebendigen Kraft! Diese Kunst schielt und lauert nicht auf rauschenden Beifall, auf Effekt und Erfolg; sie verlangt Liebe und liebevolle Hingabe, da aber wird sie ein Born der Freude, der Erhebung und Erholung sein, urgesunde, urdeutsche Musik!

Haas hat uns eine stattliche Fülle dieser köstlichen Gaben geschenkt, dennoch wäre es durchaus verfehlt, wollte man in ihm nur einen Meister der intimen Kunst, einen Kammermusiker und „Hauspoeten à la Spitzweg" erkennen. Gerade der letzte Vergleich ist nicht sehr glücklich gewählt und hat vielfach schiefe Anschauungen erweckt. Der intimen, kammermusikalischen Kunst gehört nur *eine*, wenn auch bislang die überragende Hälfte seines Schaffens. Wir haben sie hier in den Vordergrund gestellt, einmal ihrer Verbreitung wegen, dann aber insbesondere, weil die künstlerisch-ernste Erneuerung unserer Hausmusikpflege alle anderen Fragen musikalischer Kultur an Bedeutung und entscheidender Tragweite für unsre Zukunft übertrifft, und darum das, was diesem Geiste dient, in bevorzugtem Maße unsere Beachtung beansprucht. Schließlich wird der Künstler, der durch seine intime Kunst in Kammer- und Hausmusik unsre Liebe und Zuneigung genießt, auch mit seinen großen Schöpfungen ein weitaus leichteres Verständnis und ernsteres Interesse finden, als es lediglich durch vereinzelte Konzertaufführungen möglich ist. Haas aber hat in größerem und großem Rahmen nicht minder Hervorragendes geleistet, ja seine neuere Entwicklung scheint ihn stärker als zuvor nach dieser Seite hinzudrängen. Fiel schon vor Jahren ein Werk wie die Konzertsonate in A-Moll (für Klavier) durch die unerhörte Wucht und Kühnheit seiner Sprache auf, so zeigt jetzt eben auch die jüngste Schöpfung, eine Variationen-Suite über ein altes Rokoko-Thema, wie sehr dieser Künstler als sicherer Beherrscher und Gestalter

Immerhin ist England die einzige Feindesmacht, die einen Hauch des vielgerühmten Locarnogeistes verspüren läßt. Wer traut hingegen einem Briand über den Weg, trotz seiner Liebenswürdigkeiten in der Weinlaube von Ascona? Ist es wirklich so, daß er persönlich die Belegziffern der zweiten und dritten Zone gerne verringern möchte, allein an dem Starrsinn der Generale scheitert? Es könnte sein, daß er sich nur allzu gerne hindern läßt. Seine Gentlemans-Zusagen haben von vornherein einen wenig gentlemanischen Doppelsinn und Doppelboden besessen.

Locarno hat die Franzosen gegen unsren Angriff gesichert. Was behält die Besetzung dann noch für einen logischen Sinn? Im vorigen Tagebuch verglich ich unsren Eintritt in den Völkerbund demjenigen Frankreichs in die heilige Allianz. Damals gaben die russischen, österreichischen und preußischen Truppen die besetzten Gebiete sofort frei. Nichts war folgerichtiger. Wenn man einander in die Rechte verspricht, Frieden zu halten, dann ist's Tücke, wenn die Linke derweil in der Rocktasche heimlich die Pistole entsichert.

General Walch, der Vorsitzende der Überwachungskommission, in den Kleinseherkünsten des Federchensuchens und Härchensammelns seit Jahren bis zur Meisterschaft bewandert, hat wieder einen dicken Bericht eingesandt, wonach Deutschland mit seiner Abrüstung im stärksten Rückstand sei. Das bedinge eine beträchtliche Verlängerung seines und seiner Mitarbeiter Berliner Aufenthaltes. Diese Herren von der Kommission werden hoch bezahlt und sehen daher dem Erlöschen ihrer Obliegenheit mit geschäftsmännischen Schmerzen entgegen. Von welchen Nichtigkeiten doch unser Schicksal heutzutage abhängt! Man hat gesagt, die Weltgeschichte wäre anders gelaufen, wenn Kleopatra eine Warze im Gesicht gehabt hätte: denn dann hätte bei Actium mutmaßlich Marc Anton gesiegt. Vielleicht würde auch uns der gute Wille endlich bescheinigt, wenn man die Gehälter dieser Nutznießer unsres vorgeblich bösen Willens frischweg auf die Hälfte verminderte.

Noch schwerer als die Kontrollkommission werden wir natürlich die Besatzungen der zweiten und dritten Zone los. Und doch wäre dies, wie auch der Lord Parmoor in der Pariser „Volonté“ anerkennt, nach Locarno nicht weniger als selbstverständlich. Sogar in Versailles, wenige Tage, bevor man uns den Schmachfrieden aufzwang, am 16. Juni 1919 nämlich, unterschrieben Wilson, Lloyd George und Clemenceau eine gemeinsame Erklärung zum Artikel 431 des Friedensvertrages, daß, wenn Deutschland guten Willen zeige, brav erfülle und Bürgschaften gebe, die Besatzungen früher zurückgezogen werden könnten. Heute schweigt man dieses Aktenstück tot und will sich auf nichts einlassen. Auf welcher Seite lauert denn da der böse Wille?

Der bayerische Ministerpräsident Held verweist darauf, daß die zähe französische Rheinlandpolitik sich jetzt auf die Pfalz verlegt. Es werden dort die Belegschaften vermehrt; in Diedenhofen und Hinterbronn aber harrt das erkaufte Separatistengesindel neuer Winke. Offenbar hofft man, wenn nicht mehr auf den ganzen Rhein, so doch immer noch wenigstens auf das Vorgelände Elsaß-Lothringens. Je deutlicher dies wird, desto mehr muß aber jedes Vertrauen auf redliche Absichten Frankreichs schwinden. Nicht nur bei uns. Parmoor nannte bereits Locarno einen neuen Betrug in der langen Kette von Täuschungen, die mit Wilsons vierzehn Punkten begannen.

Wie eine Vogelscheuche mutet es an, daß neben England als Bürge für unsre Rheinbelange und für den Locarno-Geist auch Benito Mussolini unterschrieben hat.

Der Mann wird immer merkwürdiger; beim Studium seines Wesens treffen sich der Politiker, der Geschichtsforscher und der Nervenarzt. Den einen interessiert der Charakter an sich, der offenbar zwischen Genie und Irrsinn pendelt, wobei noch zweifelhaft, bei welchem von beiden er endet. Die anderen seine Wirkung auf die Seele des Volkes, die gerade wegen des pathologischen Einschlags desto stärker ist und daher verhängnisvoll werden kann für die Zukunft Europas. Dadurch gewinnt man neue Gesichtspunkte, sowohl für die Geschichte, die nichts ist als geronnene Politik, wie auch für die Politik, dieses Gefäß voll flüssiger Geschichte.

Ich bekenne herzhaft, daß ich Mussolinis Auftreten begrüße. Es ist durchaus zum Besten der armen Südtiroler. Hätte er dort still aber zäh gearbeitet, deren Hilferufe wären wie zwischen Polsterwänden erstickt. Ganz wie damals, als man sie, ohne ihren Willen zu hören, an Italien gab. Jetzt aber schaut die ganze Welt nach dem Brenner, und die englische Presse tobt. Sie nennt Mussolini einen tollen Hund und einen hysterischen Feuerfresser. Das wird zwar niemals den Völkerbund bewegen, seine satzungsgemäße Pflicht zugunsten der Minderheiten zu tun. Denn England braucht Italien zu nötig gegen die Türken, und Frankreich freut sich über alles, was gegen das Deutschtum geht. Aber in Amerika droht der Senat mit der Ablehnung des sehr günstigen italienischen Schuldenabkommens, das der schlaue Volpi in Washington erschlich. So könnte der moralische Druck auf Rom gleichwohl so hoch werden, daß er die Gepeinigten doch noch entlastet.

Italien war es, das in Cäsar, den Renaissancegeprägen und Napoleon die Muster zum Übermenschen jenseits von Gut und Böse entwickelte. Mussolini hielt sich offenbar für den Mann, der diese Liste zu vergrößern bestimmt sei. Durch seine ungeheure Willenskraft, die zu raschen Erfolgen führte, geblendet, konnten auch andere es glauben. Aber gerade die letzten Wochen haben schwer enttäuscht. Nichts an ihm erinnert an jene Borgia-Naturen, in denen der Bösewicht sich so geistvoll, so gepflegt, so durchgebildet und anmutig zu geben verstand, daß man nicht weiß, ob man bewundern oder schaudern soll. Mussolini ist von alledem nur ein Zerrbild. Die Grazien sind völlig ausgeblieben. Der Duce ist immer noch der Proletarier, als welcher er in das politische Leben eintrat; er scheint Plumpheit für politische Methode zu halten, und wenn er so herauspoltert, was Italien erstrebe und von jedem Nachbarn fordern müsse, dann denkt man an jenes Wort, das in den Tagen zwischen Tilsit und Leipzig, als Napoleon auf seiner Höhe stand, Blücher zu sagen pflegte, so oft er von einem neuen Erfolg des Korsen hörte: „Ein dummer Kerl ist er doch.“ „Nicht Cäsar, nur Caligula“, so wurde er jüngst im Reichstage genannt. Vielleicht wäre der Gerber Kleon die beste Vergleichsfigur aus der Geschichte. Der gewaltige demagogische Einschlag seines Wesens ist es, der ihn so gefährlich macht. Bei dem leicht entflammten, phantasiereichen Volke führt er, sofern nicht beizeiten abgestoppt wird, Italien und, falls dieses darüber einen Amoklauf antreten sollte, noch allerlei Nachbarländer obendrein, unter Umständen vielleicht ganz Europa in den Abgrund.

Schaut und lernt! Zieht Schlüsse aus dem, was ihr seht und berichtigt euer Denken nach der Erfahrung! Mussolini ist für sich allein schon ein vollständiger

Matrosen taten, hat es in den Abgrund gestürzt. Dante würde die Täter in seine Eishölle stoßen; in jene Giudecca, wo Satan den Judas Ischariot für den Verrat am Heiland in seinem fürchterlichen Maule ewig aufs neue zerfleischt!

Hinter dem Reichstag will das Preußenhaus nicht zurückbleiben. Es hat daher eine Femekammer aufgemacht, oder wie es amtlich heißt, einen „Untersuchungsausschuß zur Aufklärung der Beziehungen zwischen Fememorden, deutschnationalen Abgeordneten und Arbeitgeberverbänden". Hier ist Kuttner Berichterstatter, einst der Führer der revolutionären Soldateska Berlins, also gleichfalls eine höchst sinnvoll auserkorene Persönlichkeit; und worauf es hinaus will, das verrät der bezeichnende Name. Diese Fememorde, die jetzt aufgedeckt werden, sind wahrlich ein schauderhaftes Zeichen deutscher Seelenverwilderung in der Nachkriegszeit. Es erschüttert um so tiefer, weil es sittliche Zersetzung auch dort verrät, wo man bisher noch den guten alten gesunden deutschen Geist voraussetzte. Ein Teil der Fälle hat bereits seine Sühne gefunden; die anderen abzuurteilen, ist Sache der Gerichte, und zwar der Gerichte ganz allein. Dieses Richterspielenwollen von gänzlich Unberufenen hingegen ist eine furchtbare Gefahr, wogegen jeder Einspruch erheben muß, der es wohl meint mit dem Vaterlande. Denn es führt zur Konventsherrschaft und durch sie in den Abgrund.

Die deutsche Seele ist krank. Viel kränker, als wir glaubten. Vor unsren Augen entschleiern sich erschreckende Beweise. Es ist wie nach dem Dreißigjährigen Krieg; aus gleicher Ursache entspringt gleiche Wirkung. Und wie damals können unsre Pastoren beten: „Herr, komme herab, ehe denn dein Volk sterbe". F. H.

(Abgeschlossen am 19. Februar)

Wie eine Vogelscheuche mutet es an, daß neben England als Bürge für unsre Rheinbelange und für den Locarno-Geist auch Benito Mussolini unterschrieben hat.

Der Mann wird immer merkwürdiger; beim Studium seines Wesens treffen sich der Politiker, der Geschichtsforscher und der Nervenarzt. Den einen interessiert der Charakter an sich, der offenbar zwischen Genie und Irrsinn pendelt, wobei noch zweifelhaft, bei welchem von beiden er endet. Die anderen seine Wirkung auf die Seele des Volkes, die gerade wegen des pathologischen Einschlags desto stärker ist und daher verhängnisvoll werden kann für die Zukunft Europas. Dadurch gewinnt man neue Gesichtspunkte, sowohl für die Geschichte, die nichts ist als geronnene Politik, wie auch für die Politik, dieses Gefäß voll flüssiger Geschichte.

Ich bekenne herzhaft, daß ich Mussolinis Auftreten begrüße. Es ist durchaus zum Besten der armen Südtiroler. Hätte er dort still aber zäh gearbeitet, deren Hilferufe wären wie zwischen Polsterwänden erstickt. Ganz wie damals, als man sie, ohne ihren Willen zu hören, an Italien gab. Jetzt aber schaut die ganze Welt nach dem Brenner, und die englische Presse tobt. Sie nennt Mussolini einen tollen Hund und einen hysterischen Feuerfresser. Das wird zwar niemals den Völkerbund bewegen, seine satzungsgemäße Pflicht zugunsten der Minderheiten zu tun. Denn England braucht Italien zu nötig gegen die Türken, und Frankreich freut sich über alles, was gegen das Deutschtum geht. Aber in Amerika droht der Senat mit der Ablehnung des sehr günstigen italienischen Schuldenabkommens, das der schlaue Volpi in Washington erschlich. So könnte der moralische Druck auf Rom gleichwohl so hoch werden, daß er die Gepeinigten doch noch entlastet.

Italien war es, das in Cäsar, den Renaissancegeprägen und Napoleon die Muster zum Übermenschen jenseits von Gut und Böse entwickelte. Mussolini hielt sich offenbar für den Mann, der diese Liste zu vergrößern bestimmt sei. Durch seine ungeheure Willenskraft, die zu raschen Erfolgen führte, geblendet, konnten auch andere es glauben. Aber gerade die letzten Wochen haben schwer enttäuscht. Nichts an ihm erinnert an jene Borgia-Naturen, in denen der Bösewicht sich so geistvoll, so gepflegt, so durchgebildet und anmutig zu geben verstand, daß man nicht weiß, ob man bewundern oder schaudern soll. Mussolini ist von alledem nur ein Zerrbild. Die Grazien sind völlig ausgeblieben. Der Duce ist immer noch der Proletarier, als welcher er in das politische Leben eintrat; er scheint Plumpheit für politische Methode zu halten, und wenn er so herauspoltert, was Italien erstrebe und von jedem Nachbarn fordern müsse, dann denkt man an jenes Wort, das in den Tagen zwischen Tilsit und Leipzig, als Napoleon auf seiner Höhe stand, Blücher zu sagen pflegte, so oft er von einem neuen Erfolg des Korsen hörte: „Ein dummer Kerl ist er doch.“ „Nicht Cäsar, nur Caligula“, so wurde er jüngst im Reichstage genannt. Vielleicht wäre der Gerber Kleon die beste Vergleichsfigur aus der Geschichte. Der gewaltige demagogische Einschlag seines Wesens ist es, der ihn so gefährlich macht. Bei dem leicht entflammten, phantasiereichen Volke führt er, sofern nicht beizeiten abgestoppt wird, Italien und, falls dieses darüber einen Amoklauf antreten sollte, noch allerlei Nachbarländer obendrein, unter Umständen vielleicht ganz Europa in den Abgrund.

Schaut und lernt! Zieht Schlüsse aus dem, was ihr seht und berichtigt euer Denken nach der Erfahrung! Mussolini ist für sich allein schon ein vollständiger

Lehrgang praktischer Politik. Unsere Völkischen hatten vergessen, wie frevelhaft dieser Mann im Jahre 1915 sein Volk in Treubruch und Krieg gegen uns gehetzt; sie träumten sich in ihm einen verstohlenen Helfer zurecht. Nun sehen sie, daß Fuchs auch dann Fuchs bleibt, wenn sein Balg die Haare wechselt. Kann es anders sein? Nationalismus ist jedem Nationalismus feind; wo der Welschfaszist auf den Deutschfaszisten stößt, da ballen sich die Fäuste, und sie ringen um das Recht des stärkeren Volkstums.

Noch schlimmer werden freilich die Sozialdemokraten enttäuscht. Schon lange hassen sie in Mussolini den abtrünnigen Genossen; daher ihr grenzenloses Mitleid mit den sonst so wesensfremden Südtirolern. Dieser lombardische Gewaltwüterich schlägt aber auch alle ihre Sehnsuchtsbilder schonungslos in Scherben. Parlamentarismus und Demokratie liegen bereits zertrümmert; nun muß man auch noch am Pazifismus verzweifeln.

Erweist nicht Mussolinis schreihälsiges Quos ego, daß auch der Frömmste nicht kann in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt? Hat die Kuh den Schwanz verloren, dann merkt sie erst, wozu er gut war. Wir wurden angeraunzt, nicht trotzdem, sondern weil wir abgerüstet sind.

Und endlich der Völkerbund! Mussolini hat für Genf nichts als Götz von Berlichingensche Ansinnen, gleichwohl empfängt er regelmäßig die höfliche Gegeneinladung in einen von den sechs so begehrten Ratssesseln. Er hat den Satzungen ins Gesicht gespien, aber der römische Senat jubelte ihm zu; die Prinzen, Annunziatenritter, Präfekten, Bischöfe und Geistesgrößen desselben Italiens, das doch auch ein Genfer Gründerstaat ist...

Womit der eine gekocht ist, damit ist der andere gebrüht. Zettelt nicht zugleich Frankreich die nichtswürdigsten Bündeleien? Mehr übel als wohl hat es uns einen Ratssitz zugesagt. Nun will es hintenherum wieder nehmen, was es vorn gab. Damit unser Einfluß den seinigen nicht schwächt, sollen Polen, Spanien, Brasilien auch in den Rat.

Abermals dreht es uns damit ein Locarno-Wort im Munde herum und abermals erkennt man einen der berüchtigten Advokatenkniffe jenes Herrn Briand, dessen Vorname Aristide dem athenischen Vorgänger so schreiende Unehre macht. Was wir vollwichtig erkauften, soll uns auf die Hälfte entwertet, was wir in Goldfranken erwarten durften, in Inflationsscheinen bezahlt werden.

Das schafft eine verteufelt ernste Lage. Wir werden deutsch zu reden haben in Genf. Aber auch lateinisch in Berufung auf die Treu und den Glauben des „rebus sic stantibus" aus dem römischen Rechte. Dringt dies nicht durch, dann ziehen wir unser Wort zurück und bleiben dieser G. m. b. H. fern, die sich wieder einmal als die Gesellschaft mit bösen Hintergedanken bloßstellt. Wo Diplomaten, da Ränke; man weiß es nicht anders. Allein nirgends werden mehr Hintertreppen beschlichen, mehr Gruben gegraben und mehr Fallen gestellt, als gerade in diesem Völkerbundsrat, gegründet „zur Pflege gegenseitigen Verständnisses".

Solche immer neuen Erfahrungen machen illusionslos. Nichts schwerer überhaupt, als Politiker zu sein und Idealist zu bleiben. Unsere besten Staatsmänner packte zuzeiten die Berufskrankheit kalter Weltverachtung. Bitter sagte Bismarck,

wir alle seien Menschen nur bis übers Knie, dann aber fange gleich das Luder an; Friedrich der Große mahnte in seinem politischen Testamente den Nachfolger, nie zu vergessen, welcher gottverfluchten Rasse wir angehörten.

Draußen sucht Volk dem Volke zu schaden, drinnen nicht minder böse, ja boshaft, Partei der Partei.

Gegen den Unfug der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse hat der „Türmer“ schon früher sein Mahnwort eingesetzt. Sie behaupten, klären zu wollen, allein sie verdunkeln nur; sie legen nicht bei, sondern verhetzen die Öffentlichkeit im schnöden Parteiinteresse. Sie sind Wahlmachenschaften auf Reichskosten; sonst nichts.

So wurden jüngst die Verhältnisse in unserer Kampfflotte kurz vor dem Umsturz auf den Tisch des Hauses gebreitet. Einstimmig hatte der Ausschuß den Genossen Dittmann zum Berichterstatter bestellt. Die beteiligten Vertreter der Rechtsparteien müssen kindlichen Gemütes sein. Denn Dittmann war zum mindesten Mitwisser, wenn nicht Mitanstifter und Mitschuldiger an den Meutereien, worüber er ein unbefangenes Bild geben sollte. War das nicht, als ob Poincaré nach Genf berufen würde zu einem Gutachten über die Schuld am Kriege?

Was dabei heraussprang, das war naturgemäß die einseitigste Parteigehässigkeit, die überdies noch den dreisten Versuch machte, als amtliche Denkschrift zu laufen. Eine Woche lang schrie die sozialdemokratische Presse Zeter über entsetzliche Justizmorde an zwei „standrechtgemeuchelten“ Opfern eines irrsinnigen Militarismus. Großberliner Stadtväter von zinnoberroter Wollfärbung beschlossen eine Reichpiesch- und eine Sachse-Straße. Aus der Matrosenmeuterei wurde unter unflätigen Beschimpfungen unsrer Seeoffiziere mit behender Taschenspielerkunst eine „Meuterei der Admirale“.

Prinz Max von Baden, der letzte kaiserliche Reichskanzler, hatte nämlich erklärt, ihm sei der Oktoberplan eines verzweifelten, großen Flottenstoßes gegen die englische Küste nicht bekannt gewesen. Also, so folgert Dittmann, waren unsre Seestrategen Verbrecher, die Heizer aber, die sich weigerten und die Feuer aus den Kesseln rissen, Retter des Vaterlandes. Vierzehn Tage später machten sie freilich nach der kleinen Revolution gegen die Admirale die große gegen denselben Reichskanzler; aber daran denken die Herren Splitterrichter in ihrem bewußten Pharisäertume lieber nicht.

Prinz Max hat übrigens noch mehr gesagt. Nämlich, daß er, wäre er gefragt worden, den Angriff gutgeheißen hätte. Es wäre allerdings ein Wagnis gewesen, allein ein Sieg hätte dem deutschen Volke einen gewaltigen Auftrieb zum Durchhalten gebracht. Dies alles habe die Matrosenmeuterei durchkreuzt und dadurch „der nationalen Verteidigung das Rückgrat gebrochen“.

Damit erhebt sich aufs neue der furchtbare Vorwurf vom Dolchstoß, und zwar aus dem Munde des damals maßgebenden Kanzlers. Allein die Schreier, die jenes andere Wort von ihm zu Tode hetzen, indem sie eine Formfrage zur Schandtat stempeln, werfen dieses unter den Tisch und machen den dümmsten Frevel der Weltgeschichte zu einem preislichen Verdienst. Was die Admirale wollten, war eine Yorktat, wie die von Tauroggen, und konnte das Vaterland retten; was die

Matrosen taten, hat es in den Abgrund gestürzt. Dante würde die Täter in seine Eishölle stoßen; in jene Giudecca, wo Satan den Judas Ischariot für den Verrat am Heiland in seinem fürchterlichen Maule ewig aufs neue zerfleischt!

Hinter dem Reichstag will das Preußenhaus nicht zurückbleiben. Es hat daher eine Femekammer aufgemacht, oder wie es amtlich heißt, einen „Untersuchungsausschuß zur Aufklärung der Beziehungen zwischen Fememorden, deutschnationalen Abgeordneten und Arbeitgeberverbänden“. Hier ist Kuttner Berichterstatter, einst der Führer der revolutionären Soldateska Berlins, also gleichfalls eine höchst sinnvoll auserkorene Persönlichkeit; und worauf es hinaus will, das verrät der bezeichnende Name. Diese Fememorde, die jetzt aufgedeckt werden, sind wahrlich ein schauderhaftes Zeichen deutscher Seelenverwilderung in der Nachkriegszeit. Es erschüttert um so tiefer, weil es sittliche Zersetzung auch dort verrät, wo man bisher noch den guten alten gesunden deutschen Geist voraussetzte. Ein Teil der Fälle hat bereits seine Sühne gefunden; die anderen abzuurteilen, ist Sache der Gerichte, und zwar der Gerichte ganz allein. Dieses Richterspielenwollen von gänzlich Unberufenen hingegen ist eine furchtbare Gefahr, wogegen jeder Einspruch erheben muß, der es wohl meint mit dem Vaterlande. Denn es führt zur Konventsherrschaft und durch sie in den Abgrund.

Die deutsche Seele ist krank. Viel kränker, als wir glaubten. Vor unsren Augen entschleiern sich erschreckende Beweise. Es ist wie nach dem Dreißigjährigen Krieg; aus gleicher Ursache entspringt gleiche Wirkung. Und wie damals können unsre Pastoren beten: „Herr, komme herab, ehe denn dein Volk sterbe“. F. H.

(Abgeschlossen am 19. Februar)

Wassermann sagt nun zu der Plagiat-Anschuldigung: „Ich habe diese Arbeit als Studie für einen großen Kulturroman unternommen, hatte aber den Plan dann aufgegeben und diese Studie als solche in der dichterischen Form einer fiktiven Chronik veröffentlicht. Ich konnte mir um so weniger denken, daß die Benutzung Prescotts unbemerkt bleiben würde, als dieses Werk die klassische, ja fast einzige Darstellung jener Epoche ist. — Wäre es nicht eine Trivialität, würde ich mich auf Goethe berufen und seine Äußerungen über Plagiatschnüffelei und Plagiatbezichtigung ... ich wollte einen bereits mit sicherer Hand gezeichneten historischen Vorgang einfach nachzeichnen ...“

Zu gleicher Zeit deckt der „Magdeb. Gen.-Anz.“ in seiner Nummer vom 3. Januar eine andere lehrreiche „Benutzung“ auf. Der Dramaturg der Magdeburger Städtischen Bühne, Dr. Harald Güthe, zeichnet in Heft 7 der Theaterblätter einen Aufsatz „Strindberg“ mit seinem Namen, vergißt aber hinzuzufügen, daß — wie im Falle Wassermann mit geringen Stilverschwulstungen — Wort für Wort bereits Albert Soergel in seiner neuen Folge der „Dichtung und Dichter der Zeit“ geschrieben hat.

Der Theaterbesucher schleppt natürlich nicht den dicken Soergel in der Tasche herum, und ein Wassermannscher Novellenleser kennt nicht die amerikanischen Geschichtsschreiber, am wenigsten im Urtext. Es ist also 99 zu 100 zu wetten, daß man getrost plündern kann, ohne Gefahr, entdeckt zu werden. Und da diese Gefahr nicht besteht, wozu soll man den eigentichen Urheber der hübschen Idee, des prächligen Stoffes nennen! Der eigene Name tut's besser.

„In meinem Fall galt es nicht, eine Armut zu verschleiern, daran wird niemand zweifeln, der meine Schriften kennt, noch weniger war die Lockung vorhanden, mich mit fremden Federn zu schmücken, noch dazu so leicht erkennbaren“ — sagt Wassermann mit dem ganzen Brustton der Entrüstung und in Anerkennung seines eigenen literarischen Wertes.

Nein, Herr Jakob Wassermann, so steht's denn doch nicht! Dieser Diebstahl ist eben für deutsche Leser nicht leicht erkennbar. Weshalb gaben Sie denn nicht dem Vorgänger die Ehre, zum mindesten in einer Fußnote auf die Quelle hinzuweisen? Aber — und das ist das traurige Symptom unserer Zeit: Diebstahl in jeglicher Art wird als unanständig im neuen Deutschland gar nicht empfunden. Worte wie Anstand oder Würde oder Ehrfurcht sind ein unbekannter Begriff geworden. Die aufgestochene Barmat-Kutisker-Beule, die politischen Skandale stinken zum Himmel; bis in das kleinste Nest spülen die unsauberen Wogen einer heuchlerischen, durch und durch verlogenen Zeit, an der nichts mehr gesund ist.

Für Verleger und Schriftleitungen, die noch Wert darauf legen, zu der alten guten Garde zu gehören, bei der das Wort von Treu und Redlichkeit noch Geltung hat, sollten diese „Benutzer“ fremden Gutes ein für allemal erledigt sein. Als ich vor 25 Jahren als junger Dachs in meiner Schrift zum Sudermann-Harden-Streit „Das Elend der Kritik“ die Forderung für den Kritiker aufstellte: „Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Freundlichkeit ist die Voraussetzung jeder echten Kritik und — auch jeder echten Kunst“, rief mir Julius Hart zu: „Warte nur, in zehn Jahren wollen wir uns wieder sprechen, ob du dann noch deinen Idealismus behalten hast!“

Es sind nun zweieinhalb Jahrzehnte dahingegangen, und ich habe mir mit vielen andern, Gott sei Dank, diesen Idealismus trotz all der Niedertracht, der Vergiftung, der Verlodderung der Nachkriegszeit bewahrt. Und wir müssen diesen Idealismus als Keimzelle der Gesundung, eines neuen Aufstiegs hochhalten und reinhalten. Und darum müssen wir jeden, der sich so unanständig — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — benimmt, fremdes Gut für eigenes auszugeben, so energisch auf die Finger klopfen, daß er sich künftig nicht mehr „vergreift“. NB. Da wir übrigens von Wassermann sprechen: er nennt einen seiner neueren Romane ganz gelassen „Oberlins drei Stufen“, meint aber mit diesem immerhin seltenen Namen nicht den historischen Oberlin, sondern irgendeinen obskuren Bürger. Unser jüdischer Mitbürger

Vom Reichsehrenmal

Zu Ehren und zum Gedächtnis der Toten des Weltkrieges werden in allen Gauen deutscher Lande Denksteine und Ehrenmäler errichtet oder Eichen und Haine gepflanzt. In Kirchen und Schulen, in Stadt und Land gedenken deutsche Männer und Frauen ihrer gefallenen Söhne und Brüder.

Eine allgemeine Bewegung hat das deutsche Volk ergriffen, die ein herrliches Zeugnis ablegt von seiner inneren Gesundung und Beseelung. Aus dieser Erkenntnis heraus ist der große Gedanke geboren, ein einzigartiges Denkmal zu schaffen, welches allen Volksgenossen ein gemeinsames Heiligtum bedeutet: Das Reichsehrenmal.

Mannigfaltig sind die Vorschläge, die über Art und Ort dieses deutschen Kriegerehrenmales bekannt wurden. Ein Beschluß des „Reichsratausschusses zur Errichtung des Nationaldenkmals für die im Weltkriege Gefallenen" stellt zwei Pläne in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses:

Die Schaffung einer Weihestätte in der Reichshauptstadt oder die Errichtung eines Heiligen Haines im Herzen Deutschlands.

Bedenklich erscheint gegenwärtig der Bau eines prunkhaften Monumentalwerkes, welches unermeßliche Summen Geldes kosten würde und vielleicht in einem Kunststil Gestaltung fände, der weiten Kreisen unseres Volkes unverständlich, ja geradezu befremdend bliebe. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der unsere Künstler den angemessenen künstlerischen Ausdruck erkennen und offenbaren können, den ein monumentales Reichsehrenmal darstellen muß, um dem gesamten deutschen Volke ein erhabenes Heiligtum zu sein, welches nicht nur die Erinnerung an die blutigen Opfer und Schlachten des Weltkrieges wachruft, sondern auch eine Weihestätte bedeutet, die den Gottesfürchtigen zum Gebete ruft und den Spötter zur Besinnung mahnt.

Als das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig erbaut wurde, waren hundert Jahre seit jenem furchtbaren Ringen der europäischen Mächte vergangen; und nahezu zweitausend Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde entstand das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg.

Die Aufgabe unserer Zeit ist es, ein Ehrenmal zu schaffen, an dem Kinder und Kindeskinder weiterbauen, wenn sie den geschichtlichen Abstand gewonnen haben, der die tieferen Zusammenhänge im Weltenschicksal erkennen läßt. So wollen wir zu dem eigentlichen Denkmal nur den Grundstein legen, dessen Inschrift der Opfer des Krieges gedenkt.

Diese heilige Stätte muß in einer stillen Landschaft inmitten des deutschen Reiches begründet werden, nicht aber in Berlin, wo sie vom Gewühle der Weltstadt, von Politik und Parteikampf umgeben ist.

Unsern Vätern und Ahnen war der deutsche Wald zu allen Zeiten ein geweihter Boden, eine geheiligte Stätte des Schweigens und das Symbol des göttlich Erhabenen. Darum schlug Ernst Moritz Arndt im vergangenen Jahrhundert vor, zu Ehren der gefallenen Helden einen Heiligen Hain zu pflanzen. Dichter und Maler haben diesen Gedanken weitergesponnen, und die gegenwärtige Zeit ist reif, ihn zu verwirklichen.

Ein „lebendiges Ehrenmal", wie Cornelius Gurlitt in Wort und Schrift empfohlen hat, einen Heiligen Hain muß das deutsche Volk schaffen, in dessen Mitte der Grundstein für das spätere Denkmal liegt. Die Wächter sind Frontsoldaten, denen eine Siedlung als Heimstatt dient.

Deutschlands Jugend wird sich an dieser Stelle versammeln und um berufene Führer scharen, die ihr von den großen Taten und Opfern des Krieges erzählen, um Ehrfurcht und Begeisterung in ihre Herzen zu säen. Diese Saat wird zu blühendem Leben erwachen und die Gesundung und den Wiederaufbau unseres Vaterlandes bezeugen. Das Grünen und Wachsen der Eichen des Heiligen Haines, der das Reichsehrenmal umgibt, bedeutet ein Gleichnis von diesem unversiegbaren Leben, das der unsterbliche Geist unserer gefallenen Krieger beseelt.

Karl August Walther

Nachwort. Der Verfasser gibt im Verlag Georg D. W. Callwey in München eine

scheint, das Treiben der Kunsthändler, die uns mit dem bunten billigen Schund aus italienischen Bilderfabriken überschwemmen, bedeutet eine ernste Gefahr. Wenn man noch die guten Künstler zu uns brächte, aber diese ekligen Schmarren!"

„Gurlitt importiert Zitronen und Apfelsinen, womit er den Markt für einheimische Birnen und Äpfel verdirbt."

„Was früher der Priester, der Fürst, der Patrizier dem Künstler war, Beschützer, Brotherr, geistiger Leiter, das ist heute der Kunsthändler, unter Umständen sogar der Besitzer des Künstlers im Sinne des Sklavenhalters. Der Kunsthandel wurde oberster Gebieter. Gurlitt hat den Böcklin durchgedrückt und monopolisiert, Pächter den Menzel an sich gebracht. Das ist das Endergebnis der künstlerischen Entwicklungen im Zeitalter des Bourgeois im 19. Jahrhundert."

Diese Äußerungen des kunstverständigen und märktekundigen Hamburger Galeriedirektors Alfred Lichtwark sind wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Treibens auf dem Berliner Bildermarkt und sollen hiermit der Vergessenheit entrissen werden. P. D.

Der Völkerroman

Als Karl Anton Postl, bekannt unter dem Namen Charles Sealsfield, seine berühmten amerikanischen Romane schrieb, hob eine neue Art von Romanschriften an. Nicht mehr ein einzelner Mensch war der „Held" des Romans, sondern ein ganzes Volk, ja ganze Völker. Sealsfield ersetzt den Charakter und die Schicksale eines einzelnen Menschen durch „unmittelbare Wiedergabe großer sozialer und historischer Bewegungen". Ja, er nannte eines seiner berühmtesten Werke: „Das Kajütenbuch" im Untertitel geradezu: „Nationale Charakteristiken".

Unter Sealsfields Nachfolgern ragen bemerkenswert hervor Willibald Alexis mit seinen Romanen aus der Geschichte Brandenburgs und Freytag mit seinen „Ahnen". Dann trat eine Pause ein. Die bedeutenderen Schriftsteller schienen Sealsfields großes und anregendes Beispiel vergessen zu haben und wandten sich wieder im wesentlichen der Schilderung des Charakters und der Schicksale eines einzelnen Menschen zu. (Man könnte allenfalls Goedsche-Retcliffe erwähnen, dessen vierbändiger Roman „Biarritz" soeben neu erschienen ist [geb. 22 M, Deutscher Volksverlag, München]. Dieser Roman enthält das berühmte Kapitel „Auf dem Judenkirchhof zu Prag" [S. 126 ff.], nach dem mutmaßlich die „Protokolle der Weisen von Zion" gefertigt sind. Hermann Ottomar Friedrich Goedsche, der unter dem Namen Sir John Retcliffe schrieb, ist unstreitig großzügig und packend, aber in künstlerischer Beziehung oft bedenklich und gehört literarhistorisch in die Nähe von Eugen Sue. D. T.)

Die Fülle des Problems, die Wucht des Gegenstandes, die Weite und Höhe des Zieles finden wir nun neuestens in den Romanen der Gräfin Edith Salburg aus Österreich. Diese bedeutende Frau vereinigt viele unerläßliche Voraussetzungen für das Gelingen der großen Aufgabe. Sie erlebt unmittelbar das Völkerringen um Freiheit und nationale Kultur; sie steht mitten drin in diesem Kampfe, sie ist mit ihm persönlich verknüpft, und doch steht sie wieder auf einer solchen Höhe, daß sie das gesamte Blachfeld klar und leidenschaftslos überschauen kann. Ihre hohe Geburt und gesellschaftliche Stellung, ihre Blutsverwandtschaft mit den hervorragendsten Männern und Frauen aus deutschem, slavischem, magyarischem, italienischem Geschlecht läßt sie blutsmäßig, instinktsicher mit feinem Kulturgefühl und vollendeter Formbeherrschung Kunde geben von der Fülle der Gesichte, Gestalten, Charaktere, dem unlöslichen Zusammenhange und doch auch wiederum naturnotwendigen, furchtbaren Zusammenprall eng benachbarter und schicksalsverbundener, aber ihrem Wesen nach grundverschiedener Rassen und Völker.

In ihrer Kinderstube erhielt sie bereits bedeutende Anregungen, die Irrungen und Wirrungen des Völkerchaos der österreichisch-ungarischen Monarchie aus nächster Nähe zu betrachten und zu ergründen. Sie lebte im heimatlichen Steiermark, in Wien, in Böhmen, in Ungarn, in Rumänien, in der Slo-

wakei, in Italien. Sie lernte die österreichischen Alpen und die ungarisch-siebenbürgisch-rumänischen Karpathen kennen. Sie lernte die Sprachen und damit die Seelen dieser Nationen, ihre blutige Geschichte seit der Nibelungenzeit; sie erfuhr die Ansichten der bedeutendsten Männer und Frauen dieser Völker über ihr eigenes und das feindliche, aufs Messer bekämpfte Volk. Sie beobachtete den furchtbaren Völkerkampf aus zentralem Gesichtspunkt, aus der kaiserlichen Wiener Hofburg, gleichsam aus dem strategischen Knotenpunkt heraus. Sie erkannte, daß das Haus Österreich aus habsburgischem Blute, getreu seinen Ahnen, gar nicht anders handeln konnte, als es handelte, nämlich die an Österreich geketteten, angeheirateten Länder und Völker beamtenmäßig, national geschlechtslos und widernational zu „regieren". zum eigenen Unheil und zum Unheil aller „regierten" Völker am schicksalsreichen Nibelungenstrom. Sie war aber auch wiederum ständig Zeuge der Wirkungen dieses „Regierens" auf die unterjochten Völker. Sie konnte mit eigenen Augen wahrnehmen, wie die verfehlte habsburgische Politik trotz aller zentripetalen Absichten schließlich reichszertrümmernd wirken mußte. Als Nichte des Feldzeugmeisters Benedek erhielt sie Einblick in die Geheimnisse des Konflikts zwischen Österreich und Preußen.

Ihr eignet ein scharfer Blick für das wesentlich Völkische, aber auch für das Persönliche, Individuelle. Sie ist in ständiger Fühlung mit den großen, alten, geschichtemachenden Familien der Metternich, Lobkowitz, Starhemberg, Khevenhüller, Martinitz, Slavata, Kolowrat, Pronay, Wesselényi, Széchenyi, Zichy, Esterhazy, Batthyanyi, Andrassy, Karolyi, Kossuth und so fort. Sie verkehrte am Kaiserhof und berichtet uns vieles, was uns fesselt, in großer Anschaulichkeit und Farbenglut. Ihre gesellschaftliche Stellung bewirkte, daß innerhalb der von ihr geschilderten Salons jede trennende Scheidewand zwischen ihr und den Magnaten und ihren Frauen fiel, so daß wir hineinsehen können in die von der Gräfin geschilderten Seelenregungen und Kämpfe der Rassen, Völker und Einzelmenschen.

Zu alledem kommt das Wichtigste: echtes Künstlertum! Die Form, der innere Rhythmus, als notwendiger Ausfluß göttlicher Schöpfungsgesetze, wird von ihr instinktsicher beherrscht und der jeweiligen Frage und Lage organisch angepaßt. Die Dialekte und Mundarten der Völker, Stämme, Gesellschaftsschichten handhabt sie meisterlich. Nirgends erleben wir blutlose Konstruktion, sondern überall den Pulsschlag des Lebens.

Man hat sie eine „politische" Dichterin genannt. Verdient sie diesen Namen? Nein und ja; je nachdem wir Politik als etwas Triviales oder Schicksalsmäßiges betrachten. Tendenz im kleinlichen Sinne eignet diesen „politischen" Romanen nicht. Aber glühende, adlige Liebe zum Vaterlande, zur vaterländischen, völkischen Kultur, staatsmännischer Sinn, klarer, entschlossener Wille.

Unter den Werken dieser beachtenswerten Frau ragen am bedeutendsten hervor: „Böhmische Herren", „Hofadel in Österreich", „Reaktion" und „Revolution" („Hammerverlag", Leipzig). Sie bilden ein Ganzes, das sich „Dynasten und Stände" nennt. In diesen vier Romanen handelt es sich im wesentlichen um innere Kämpfe. Den Zusammenstoß mit Preußen schildert der Roman: „Wilhelm Friedhoff". Unter diesem Namen verbirgt sich der Seeheld Tegetthof, der Sieger in der Seeschlacht bei Lissa gegen Italien. Aber auch der hochsinnige Feldherr Benedek, der für die Sünden der Wiener Hofkamarilla büßen muß, wird hier erschütternd geschildert. Wer nun etwa glauben sollte, daß die seltene Frau nur „Politik", wenn auch im hohen Sinne, in ihren Romanen schildert, der wird sofort eines Besseren belehrt, wenn er sich in den Roman: „Judas im Herrn" vertieft. Er findet hier ein ergreifendes Seelengemälde des völkischen Kampfes und Widerstreites zwischen deutschböhmischen Christen und ihrem zum Christentum übergetretenen Bischof aus jüdischem Blute. Auch hier sehen wir, daß der tiefblickenden Dichterin das ganze Volk über dem Einzelmenschen steht. Mit feiner Seelenanalytik wird hier der Unterschied von Religion und Rasse in erschütternder Tragik gezeigt. Einen ähnlichen Stoff, aus der Gegenwart, behandelt ihr neuestes Buch „Hochfinanz".

Überblickt man das Ganze dieser Gesellschaftsromane, dann könnte man bei oberflächlicher Betrachtung zu düsterem Schlusse kommen und das Schicksal unseres deutschen Volkes hoffnungslos ansehen. Aber, wer tiefer schaut, der legt diese Bücher zwar erschüttert, aber doch hochgemut aus der Hand; denn eine innere Reinigung hat sich in seinem Geiste vollzogen, eine Läuterung in dem Chaos von Ansichten, Lehrmeinungen und Gefühlen. Die Erkenntnis nämlich, daß es sich hier um eine biologische Revolution handelt: Wir sehen in Flammenschrift, daß wir verhaftet sind auf Gedeih und Verderb in das Schicksal der Nationen; daß aber das Schicksal der Nationen nur dann sich harmonisch und glückhaft gestalten kann, wenn die Völker eine ihrer Eigenart nach Form und Inhalt entsprechende nationale Kultur auskristallisieren und festhalten in allen Stürmen der Zeit und des Schicksals. Dr. A. S.

Briefe des Königs von Uganda

an Karl Peters mögen hier im Anschluß an Dr. Schorns Aufsatz über den deutschen Kolonialpionier mitgeteilt werden. Die Übersetzung aus der Suahelisprache verdanken wir dem Missionar Pastor Roehl, Musau. Der Inhalt der Briefe wird durch die Ausführungen Dr. Schorns verständlich.

1.

Mwanga, König von Buganda, entbietet Dr. Karl Peters seinen Gruß und wünscht ihm mitzuteilen, daß er soeben einen Brief vom 7. Februar erhalten hat, worin erwähnt ist, daß sich eine Expedition auf der Suche nach Se. Exzellenz Emin Pascha in unmittelbarer Nähe befindet. Mwanga wünscht ebenso Dr. Karl Peters zu benachrichtigen, daß Dr. Emin von Mr. H. M. Stanley befreit worden ist und daß er und alle seine Offiziere und Beamte sich nach Sansibar über Usukuma und Ugogo begeben haben. Wenn indessen Dr. Peters hierher kommt, wird der König von Buganda ihn willkommen heißen. Es gibt hier sechs europäische Missionare, zwei Engländer und vier Franzosen, von denen Dr. Peters weitere Nachrichten von der Küste und Europa erfahren könnte.

In Buganda hat es Krieg zwischen den von Arabern geführten Mohammedanern und den zum Christentum Bekehrten gegeben, aber mit Mr. Stokes Hilfe sind die Christen siegreich gewesen.

2.

An Dr. Karl Peters.

März 24. 1890

Ich begrüße Dich sehr. Nach dem Gruße sage ich Dir: Gehe jetzt nicht weg, warte hier ein wenig! Kalema ist jetzt nahe, vielleicht wird er morgen eintreffen. Und wenn Du fort gehst, werden meine Leute von Furcht ergriffen werden. Sie werden sagen: Der Deutsche sieht Kalema kommen, um zu kämpfen, da fürchtet er sich und flieht. So bleibe nun hier zusammen mit mir, damit meine Soldaten hingehen, um jetzt zu kämpfen.

Ich bin Dein Freund

König Mwanga.

Grundeigentum

„Eigentum ist ein Urgefühl, kein Begriff, ... Eigentum im eigentlichsten Sinne ist immer Grundeigentum, und der Trieb, Erworbenes in Grund und Boden zu verwandeln, immer das Zeugnis für Menschen von gutem Schlage. Die Pflanze besitzt den Boden, in dem sie wurzelt. Es ist ihr Eigentum, das sie mit Verzweiflung ihr ganzes Dasein hindurch verteidigt“ ... sagt Spengler. Das platzt in unsere Zeit wie ein Quaderstein zwischen Mauersteine. Der tiefe wurzelfeste Charakter des Grundeigentums ist bei den Menschen der Zivilisation aufgelöst und in sein Gegenteil verkehrt. Denn Spekulation ist eigentlich das, was dem Grundeigentum extrem entgegengesetzt ist. Das können die Menschen der Großstadt nicht verstehen. Sie, die nicht mit der Scholle aufgewachsen sind, nehmen zum Grund und Boden eine ebenso verstandesmäßig begriffliche Stellung ein wie zu allen andern Dingen ihrer Umgebung. Darum ist es auch ein Irrtum, zu glauben, diese Menschen könnten glücklich werden durch neue Gesetzesparagraphen, wie Art. 155 un-

weiß wohl nichts vom gefeierten Pfarrer des Steintals Johann Friedrich Oberlin, weiß auch nichts oder will nichts wissen von Lienhards Roman „Oberlin", der in 150 Auflagen vorliegt. Was würde man wohl sagen, wenn jemand Pestalozzis oder Fröbels oder Lavaters „Drei Stufen" einen Roman widmete — und gar nicht die historischen Persönlichkeiten meinte, sondern erfundene Bürger mit solchen Namen belegte? Auch dies eine Frage des Taktes! Friedrich Dietert

Berliner Handel mit Kunst

Am 11. Januar starb in Berlin der Kunsthändler Paul Cassirer durch Selbstmord infolge ehelichen Zwistes. Die Berliner Presse, soweit sie mehr international gerichtet ist, erschöpfte sich in Lobpreisungen des Verstorbenen und seiner Verdienste um die Künste, konnte doch aber nicht ganz die Tatsache unterdrücken, daß er „als echter Geschäftsmann mit der ausländischen Bildereinfuhr, die sein Lager und seine Ausstellungen füllte, viel Geld verdiente", ließ es sogar zweifelhaft, ob er durch sein eifriges Eintreten für die Werke französischer Maler und für den Impressionismus eine Entwicklung der feinen, innerlichen, individuell gestalteten deutschen Art nicht für lange Zeit erdrosselte.

Scharf über diesen Kunsthändler urteilte ein anerkannter Sachverständiger, Alfred Lichtwark (1852—1914), zuletzt Direktor der Hamburger Kunsthalle, in seinen Briefen an den Senatsausschuß. Ein Teil dieser Briefe wurde von seinem Nachfolger veröffentlicht, ein anderer Teil aber nur in zwanzig Exemplaren gedruckt und ist nur in der Bücherei der Hamburger Kunsthalle zugänglich.

Wiederholt kennzeichnete Lichtwark die Tätigkeit gewisser Kunsthändler. So schrieb er am 10. Februar 1904: „Cassirer hatte uns wesentlich nur als Einfallstor für französische Kunst gedient. Wo er auftritt, sucht er gegen die deutsche Mißtrauen zu erwecken mit Ausnahme seiner Hauskünstler." Am 14. Mai 1904 klagt er: „Der Kunsthandel ist wieder frisch dabei, die ganze deutsche Kunst als zweiten Ranges zu stempeln, und es sieht aus, als sollte es im zwanzigsten Jahrhundert noch unter demselben Fluch weitergehen. Ein Volk, das sich nicht schätzt, kann seine künstlerische Erzeugung nicht auf der höchsten Stufe halten." Noch am 20. April 1912 berichtet er: „Cassirer brachte die impressionistischen Hauptwerke nach Deutschland. In Paris hatten sie keinen Markt. Gegen die Preise guter deutscher Meister waren sie billig." Am 1. Februar 1912 äußert er: „Man kauft alles, was nach noch nicht Dagewesenem wittert. In Paris weiß man's und nutzt es aus. „De la merde (Dreck), mais assez bon pour les allemands." „Wo was Gutes in der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts auftaucht, heißt es jetzt sofort: das ist Corot, das ist Constable, das ist Courbet! (Meier-Graefe.) Leider trifft es oft genug zu. Aber mit diesen Formeln uns alle Eigenheit abstreiten zu wollen, das ist doch um einen Koller zu bekommen." Wie Lichtwark damals erwähnte, nannte man Herrn Meier-Graefe spöttisch den Velasqueztöter und Grecoapostel, kurzweg Meier-Greco.

Wie Lichtwark am 1. Oktober 1904 berichtete, klagte ihm Uhde, „das deutsche Kunstleben sei von einer Verschwörung des Kunsthandels bedroht oder schon geknechtet. Eine Gruppe kapitalskräftiger Händler mit Cassirer in Berlin an der Spitze als Vollstrecker der Pariser Gruppe Durand-Ruel sucht den deutschen Markt allen deutschen Künstlern mit Ausnahme Liebermanns zu sperren, hat einflußreiche Zeitschriften gegründet, hält die Tagespresse unter dem Daumen, läßt Bücher schreiben und Prachtwerke drucken, die gegen alles Deutsche Stimmung machen und für eine kleine Gruppe gewinnen sollen, mit denen sie gerade spekuliert."

„An den Ausstellungen hat sich der Kunsthandel entwickelt, der heute der Herr unendlicher Erzeugungsgebiete und zahlloser Begabungen ist."

Schon in einem Briefe vom 19. Dezember 1891 hatte Lichtwark gemeldet: „Schulte ist in das Parterre des Redernschen Palais (in Berlin) gezogen, wo er aus dem Gewinn an schlechten Bildern siebzigtausend Mark Miete zahlen kann. Hauptmasse italienische Einfuhr, dazwischen einige wenige gute Sachen. Mir

scheint, das Treiben der Kunsthändler, die uns mit dem bunten billigen Schund aus italienischen Bilderfabriken überschwemmen, bedeutet eine ernste Gefahr. Wenn man noch die guten Künstler zu uns brächte, aber diese ekligen Schmarren!"

„Gurlitt importiert Zitronen und Apfelsinen, womit er den Markt für einheimische Birnen und Äpfel verdirbt."

„Was früher der Priester, der Fürst, der Patrizier dem Künstler war, Beschützer, Brotherr, geistiger Leiter, das ist heute der Kunsthändler, unter Umständen sogar der Besitzer des Künstlers im Sinne des Sklavenhalters. Der Kunsthandel wurde oberster Gebieter. Gurlitt hat den Böcklin durchgedrückt und monopolisiert, Pächter den Menzel an sich gebracht. Das ist das Endergebnis der künstlerischen Entwicklungen im Zeitalter des Bourgeois im 19. Jahrhundert."

Diese Äußerungen des kunstverständigen und märktekundigen Hamburger Galeriedirektors Alfred Lichtwark sind wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Treibens auf dem Berliner Bildermarkt und sollen hiermit der Vergessenheit entrissen werden. P. D.

Der Völkerroman

Als Karl Anton Postl, bekannt unter dem Namen Charles Sealsfield, seine berühmten amerikanischen Romane schrieb, hob eine neue Art von Romanschriften an. Nicht mehr ein einzelner Mensch war der „Held" des Romans, sondern ein ganzes Volk, ja ganze Völker. Sealsfield ersetzt den Charakter und die Schicksale eines einzelnen Menschen durch „unmittelbare Wiedergabe großer sozialer und historischer Bewegungen". Ja, er nannte eines seiner berühmtesten Werke: „Das Kajütenbuch" im Untertitel geradezu: „Nationale Charakteristiken".

Unter Sealsfields Nachfolgern ragen bemerkenswert hervor Willibald Alexis mit seinen Romanen aus der Geschichte Brandenburgs und Freytag mit seinen „Ahnen". Dann trat eine Pause ein. Die bedeutenderen Schriftsteller schienen Sealsfields großes und anregendes Beispiel vergessen zu haben und wandten sich wieder im wesentlichen der Schilderung des Charakters und der Schicksale eines einzelnen Menschen zu. (Man könnte allenfalls Goedsche-Retcliffe erwähnen, dessen vierbändiger Roman „Biarritz" soeben neu erschienen ist [geb. 22 M, Deutscher Volksverlag, München]. Dieser Roman enthält das berühmte Kapitel „Auf dem Judenkirchhof zu Prag" [S. 126 ff.], nach dem mutmaßlich die „Protokolle der Weisen von Zion" gefertigt sind. Hermann Ottomar Friedrich Goedsche, der unter dem Namen Sir John Retcliffe schrieb, ist unstreitig großzügig und packend, aber in künstlerischer Beziehung oft bedenklich und gehört literarhistorisch in die Nähe von Eugen Sue. D. T.)

Die Fülle des Problems, die Wucht des Gegenstandes, die Weite und Höhe des Zieles finden wir nun neuestens in den Romanen der Gräfin Edith Salburg aus Österreich. Diese bedeutende Frau vereinigt viele unerläßliche Voraussetzungen für das Gelingen der großen Aufgabe. Sie erlebt unmittelbar das Völkerringen um Freiheit und nationale Kultur; sie steht mitten drin in diesem Kampfe, sie ist mit ihm persönlich verknüpft, und doch steht sie wieder auf einer solchen Höhe, daß sie das gesamte Blachfeld klar und leidenschaftslos überschauen kann. Ihre hohe Geburt und gesellschaftliche Stellung, ihre Blutsverwandtschaft mit den hervorragendsten Männern und Frauen aus deutschem, slavischem, magyarischem, italienischem Geschlecht läßt sie blutsmäßig, instinktsicher mit feinem Kulturgefühl und vollendeter Formbeherrschung Kunde geben von der Fülle der Gesichte, Gestalten, Charaktere, dem unlöslichen Zusammenhange und doch auch wiederum naturnotwendigen, furchtbaren Zusammenprall eng benachbarter und schicksalsverbundener, aber ihrem Wesen nach grundverschiedener Rassen und Völker.

In ihrer Kinderstube erhielt sie bereits bedeutende Anregungen, die Irrungen und Wirrungen des Völkerchaos der österreichisch-ungarischen Monarchie aus nächster Nähe zu betrachten und zu ergründen. Sie lebte im heimatlichen Steiermark, in Wien, in Böhmen, in Ungarn, in Rumänien, in der Slo-

wakei, in Italien. Sie lernte die österreichischen Alpen und die ungarisch-siebenbürgisch-rumänischen Karpathen kennen. Sie lernte die Sprachen und damit die Seelen dieser Nationen, ihre blutige Geschichte seit der Nibelungenzeit; sie erfuhr die Ansichten der bedeutendsten Männer und Frauen dieser Völker über ihr eigenes und das feindliche, aufs Messer bekämpfte Volk. Sie beobachtete den furchtbaren Völkerkampf aus zentralem Gesichtspunkt, aus der kaiserlichen Wiener Hofburg, gleichsam aus dem strategischen Knotenpunkt heraus. Sie erkannte, daß das Haus Österreich aus habsburgischem Blute, getreu seinen Ahnen, gar nicht anders handeln konnte, als es handelte, nämlich die an Österreich geketteten, angeheirateten Länder und Völker beamtenmäßig, national geschlechtslos und widernational zu „regieren". zum eigenen Unheil und zum Unheil aller „regierten" Völker am schicksalsreichen Nibelungenstrom. Sie war aber auch wiederum ständig Zeuge der Wirkungen dieses „Regierens" auf die unterjochten Völker. Sie konnte mit eigenen Augen wahrnehmen, wie die verfehlte habsburgische Politik trotz aller zentripetalen Absichten schließlich reichszertrümmernd wirken mußte. Als Nichte des Feldzeugmeisters Benedek erhielt sie Einblick in die Geheimnisse des Konflikts zwischen Österreich und Preußen.

Ihr eignet ein scharfer Blick für das wesentlich Völkische, aber auch für das Persönliche, Individuelle. Sie ist in ständiger Fühlung mit den großen, alten, geschichtemachenden Familien der Metternich, Lobkowitz, Starhemberg, Khevenhüller, Martinitz, Slavata, Kolowrat, Pronay, Wesselényi, Széchenyi, Zichy, Esterhazy, Batthyanyi, Andrassy, Karolyi, Kossuth und so fort. Sie verkehrte am Kaiserhof und berichtet uns vieles, was uns fesselt, in großer Anschaulichkeit und Farbenglut. Ihre gesellschaftliche Stellung bewirkte, daß innerhalb der von ihr geschilderten Salons jede trennende Scheidewand zwischen ihr und den Magnaten und ihren Frauen fiel, so daß wir hineinsehen können in die von der Gräfin geschilderten Seelenregungen und Kämpfe der Rassen, Völker und Einzelmenschen.

Zu alledem kommt das Wichtigste: echtes Künstlertum! Die Form, der innere Rhythmus, als notwendiger Ausfluß göttlicher Schöpfungsgesetze, wird von ihr instinktsicher beherrscht und der jeweiligen Frage und Lage organisch angepaßt. Die Dialekte und Mundarten der Völker, Stämme, Gesellschaftsschichten handhabt sie meisterlich. Nirgends erleben wir blutlose Konstruktion, sondern überall den Pulsschlag des Lebens.

Man hat sie eine „politische" Dichterin genannt. Verdient sie diesen Namen? Nein und ja; je nachdem wir Politik als etwas Triviales oder Schicksalsmäßiges betrachten. Tendenz im kleinlichen Sinne eignet diesen „politischen" Romanen nicht. Aber glühende, adlige Liebe zum Vaterlande, zur vaterländischen, völkischen Kultur, staatsmännischer Sinn, klarer, entschlossener Wille.

Unter den Werken dieser beachtenswerten Frau ragen am bedeutendsten hervor: „Böhmische Herren", „Hofadel in Österreich", „Reaktion" und „Revolution" („Hammerverlag", Leipzig). Sie bilden ein Ganzes, das sich „Dynasten und Stände" nennt. In diesen vier Romanen handelt es sich im wesentlichen um innere Kämpfe. Den Zusammenstoß mit Preußen schildert der Roman: „Wilhelm Friedhoff". Unter diesem Namen verbirgt sich der Seeheld Tegetthof, der Sieger in der Seeschlacht bei Lissa gegen Italien. Aber auch der hochsinnige Feldherr Benedek, der für die Sünden der Wiener Hofkamarilla büßen muß, wird hier erschütternd geschildert. Wer nun etwa glauben sollte, daß die seltene Frau nur „Politik", wenn auch im hohen Sinne, in ihren Romanen schildert, der wird sofort eines Besseren belehrt, wenn er sich in den Roman: „Judas im Herrn" vertieft. Er findet hier ein ergreifendes Seelengemälde des völkischen Kampfes und Widerstreites zwischen deutschböhmischen Christen und ihrem zum Christentum übergetretenen Bischof aus jüdischem Blute. Auch hier sehen wir, daß der tiefblickenden Dichterin das ganze Volk über dem Einzelmenschen steht. Mit feiner Seelenanalytik wird hier der Unterschied von Religion und Rasse in erschütternder Tragik gezeigt. Einen ähnlichen Stoff, aus der Gegenwart, behandelt ihr neuestes Buch „Hochfinanz".

Überblickt man das Ganze dieser Gesellschaftsromane, dann könnte man bei oberflächlicher Betrachtung zu düsterem Schlusse kommen und das Schicksal unseres deutschen Volkes hoffnungslos ansehen. Aber, wer tiefer schaut, der legt diese Bücher zwar erschüttert, aber doch hochgemut aus der Hand; denn eine innere Reinigung hat sich in seinem Geiste vollzogen, eine Läuterung in dem Chaos von Ansichten, Lehrmeinungen und Gefühlen. Die Erkenntnis nämlich, daß es sich hier um eine biologische Revolution handelt: Wir sehen in Flammenschrift, daß wir verhaftet sind auf Gedeih und Verderb in das Schicksal der Nationen; daß aber das Schicksal der Nationen nur dann sich harmonisch und glückhaft gestalten kann, wenn die Völker eine ihrer Eigenart nach Form und Inhalt entsprechende nationale Kultur auskristallisieren und festhalten in allen Stürmen der Zeit und des Schicksals. Dr. A. S.

Briefe des Königs von Uganda

an Karl Peters mögen hier im Anschluß an Dr. Schorns Aufsatz über den deutschen Kolonialpionier mitgeteilt werden. Die Übersetzung aus der Suahelisprache verdanken wir dem Missionar Pastor Roehl, Musau. Der Inhalt der Briefe wird durch die Ausführungen Dr. Schorns verständlich.

1.

Mwanga, König von Buganda, entbietet Dr. Karl Peters seinen Gruß und wünscht ihm mitzuteilen, daß er soeben einen Brief vom 7. Februar erhalten hat, worin erwähnt ist, daß sich eine Expedition auf der Suche nach Se. Exzellenz Emin Pascha in unmittelbarer Nähe befindet. Mwanga wünscht ebenso Dr. Karl Peters zu benachrichtigen, daß Dr. Emin von Mr. H. M. Stanley befreit worden ist und daß er und alle seine Offiziere und Beamte sich nach Sansibar über Usukuma und Ugogo begeben haben. Wenn indessen Dr. Peters hierher kommt, wird der König von Buganda ihn willkommen heißen. Es gibt hier sechs europäische Missionare, zwei Engländer und vier Franzosen, von denen Dr. Peters weitere Nachrichten von der Küste und Europa erfahren könnte.

In Buganda hat es Krieg zwischen den von Arabern geführten Mohammedanern und den zum Christentum Bekehrten gegeben, aber mit Mr. Stokes Hilfe sind die Christen siegreich gewesen.

2.

An Dr. Karl Peters.

März 24. 1890
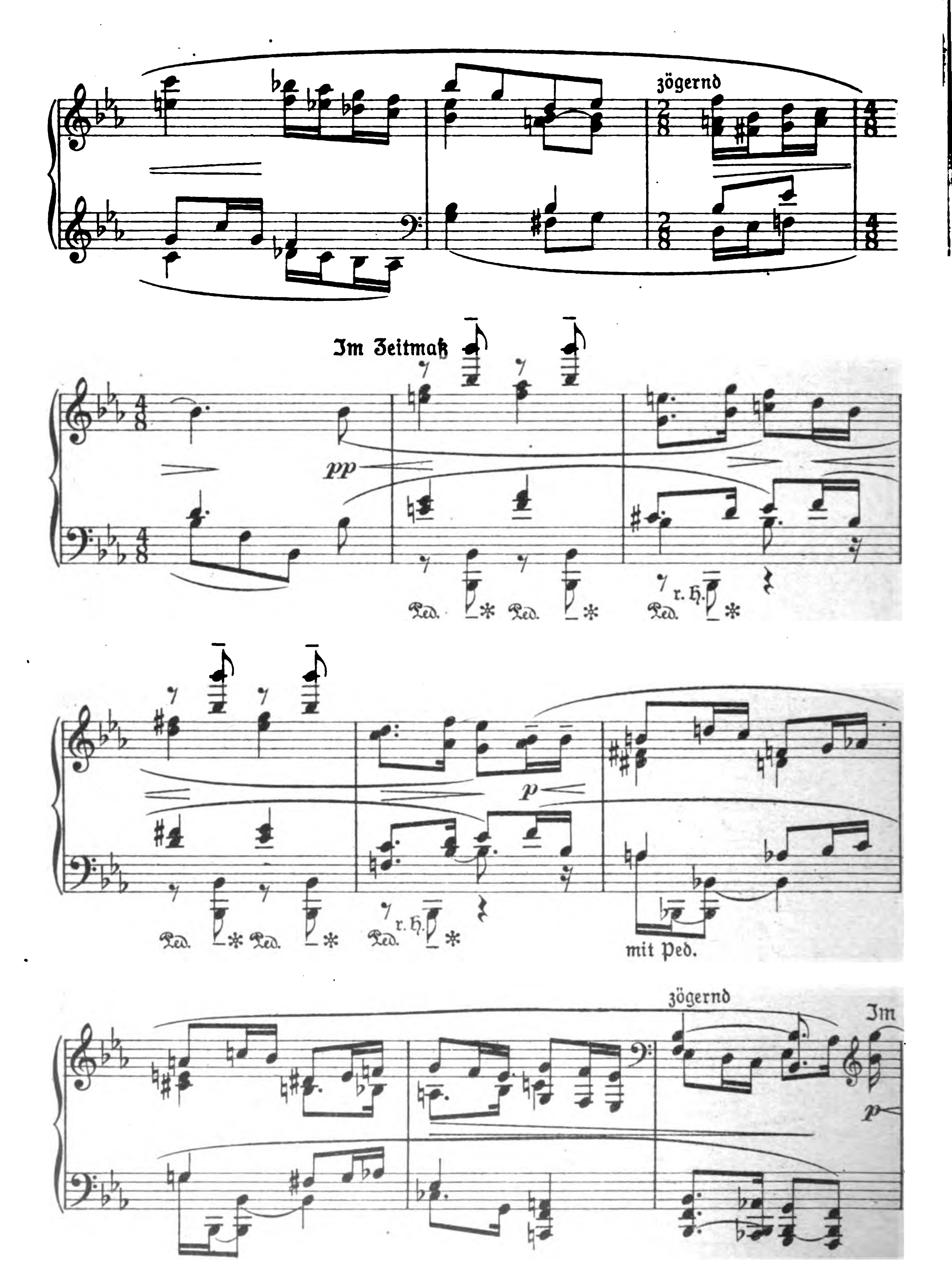
Ich begrüße Dich sehr. Nach dem Gruße sage ich Dir: Gehe jetzt nicht weg, warte hier ein wenig! Kalema ist jetzt nahe, vielleicht wird er morgen eintreffen. Und wenn Du fort gehst, werden meine Leute von Furcht ergriffen werden. Sie werden sagen: Der Deutsche sieht Kalema kommen, um zu kämpfen, da fürchtet er sich und flieht. So bleibe nun hier zusammen mit mir, damit meine Soldaten hingehen, um jetzt zu kämpfen.

Ich bin Dein Freund
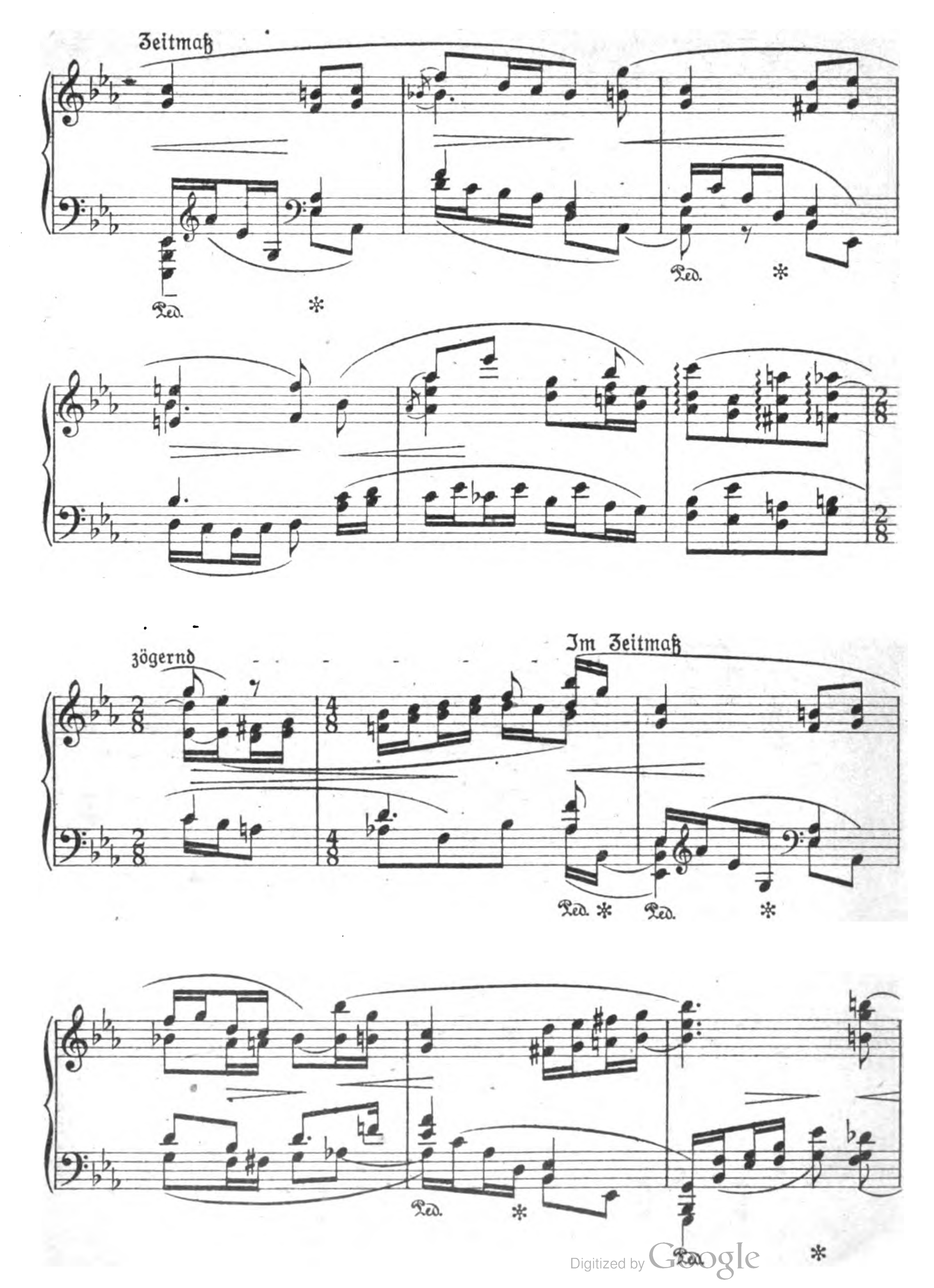
König Mwanga.
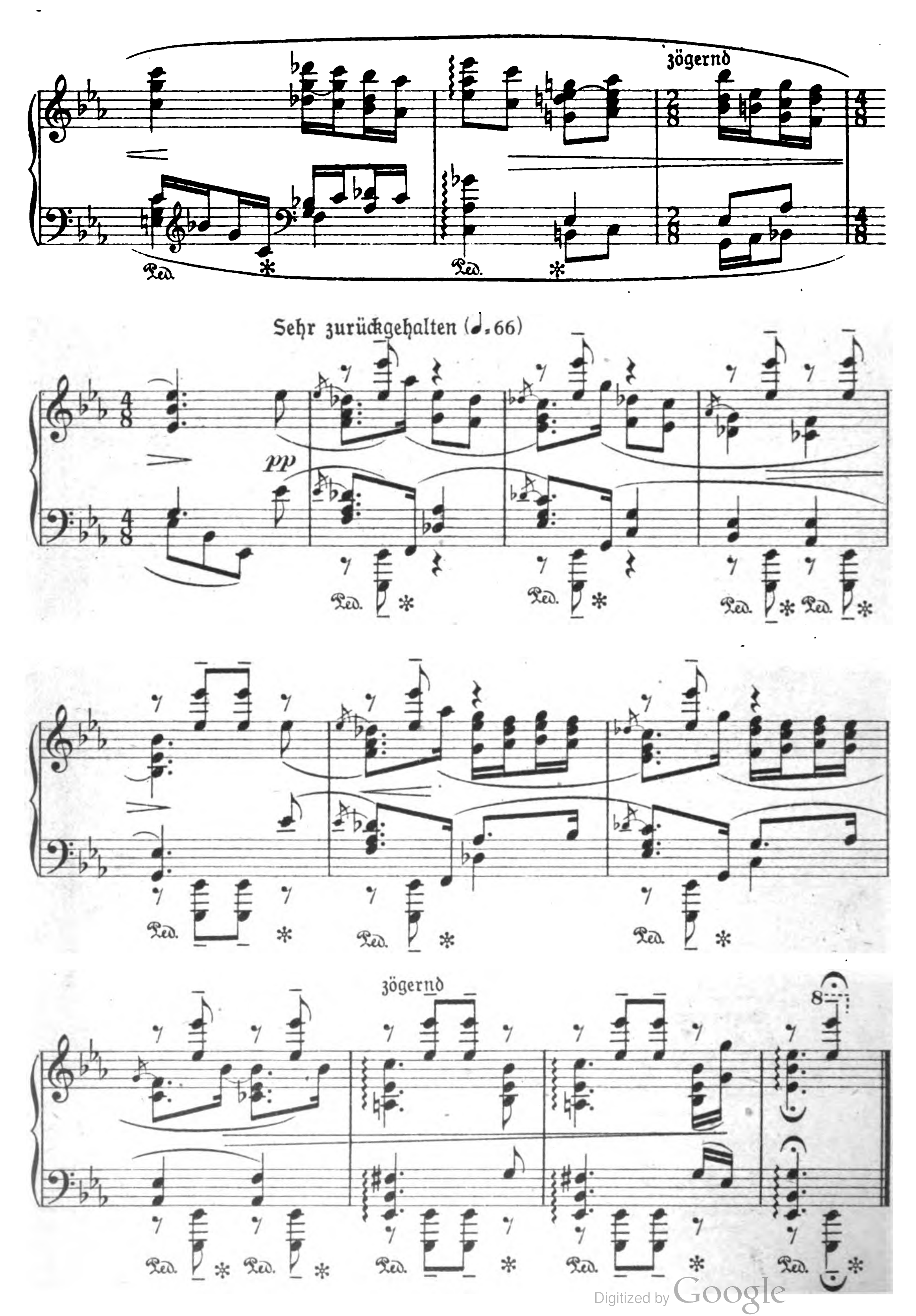
Grundeigentum

Eigentum ist ein Urgefühl, kein Begriff, ... Eigentum im eigentlichsten Sinne ist immer Grundeigentum, und der Trieb, Erworbenes in Grund und Boden zu verwandeln, immer das Zeugnis für Menschen von gutem Schlage. Die Pflanze besitzt den Boden, in dem sie wurzelt. Es ist ihr Eigentum, das sie mit Verzweiflung ihr ganzes Dasein hindurch verteidigt" ... sagt Spengler. Das platzt in unsere Zeit wie ein Quaderstein zwischen Mauersteine. Der tiefe wurzelfeste Charakter des Grundeigentums ist bei den Menschen der Zivilisation aufgelöst und in sein Gegenteil verkehrt. Denn Spekulation ist eigentlich das, was dem Grundeigentum extrem entgegengesetzt ist. Das können die Menschen der Großstadt nicht verstehen. Sie, die nicht mit der Scholle aufgewachsen sind, nehmen zum Grund und Boden eine ebenso verstandesmäßig begriffliche Stellung ein wie zu allen andern Dingen ihrer Umgebung. Darum ist es auch ein Irrtum, zu glauben, diese Menschen könnten glücklich werden durch neue Gesetzesparagraphen, wie Art. 155 un-



zögernd
Im Zeitmaß
pp
Ped.
r. H.
p
mit Ped.
zögernd
Im
p
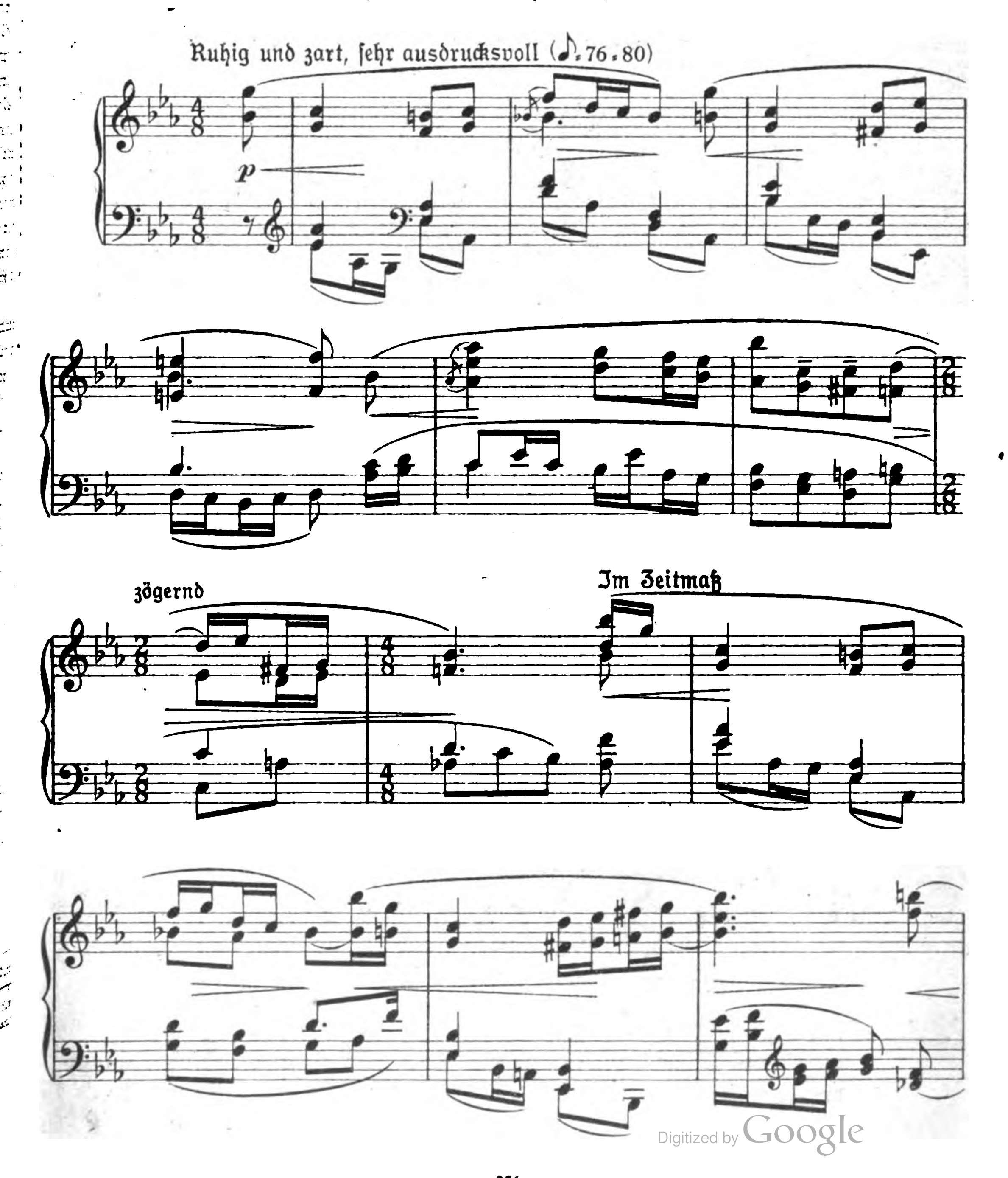

Zeitmaß
Ped.
zögernd
Im Zeitmaß
Ped.
Ped.
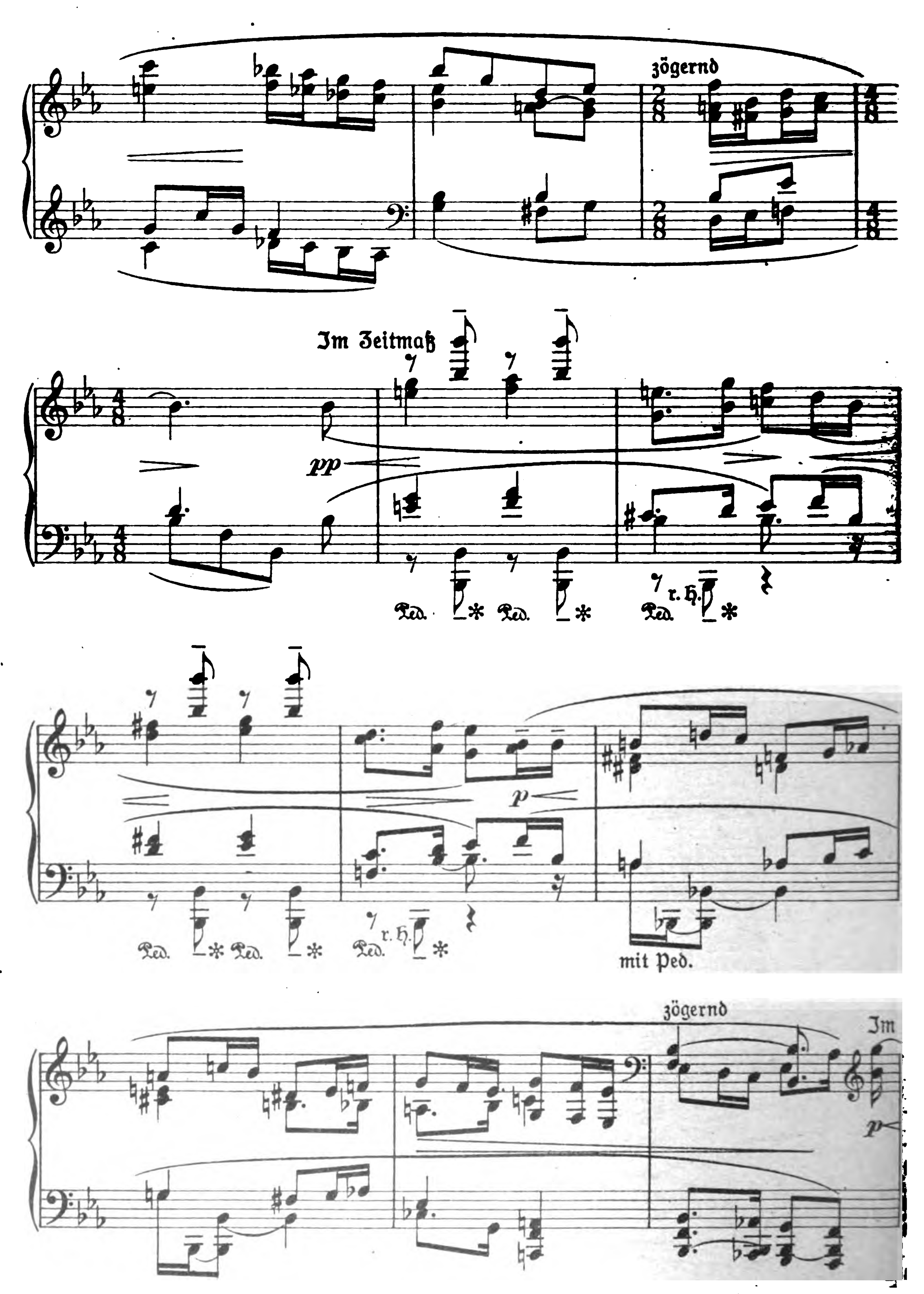

zögernd
Sehr zurückgehalten (♩. 66)
pp
Ped.
zögernd
8

Joseph Haas
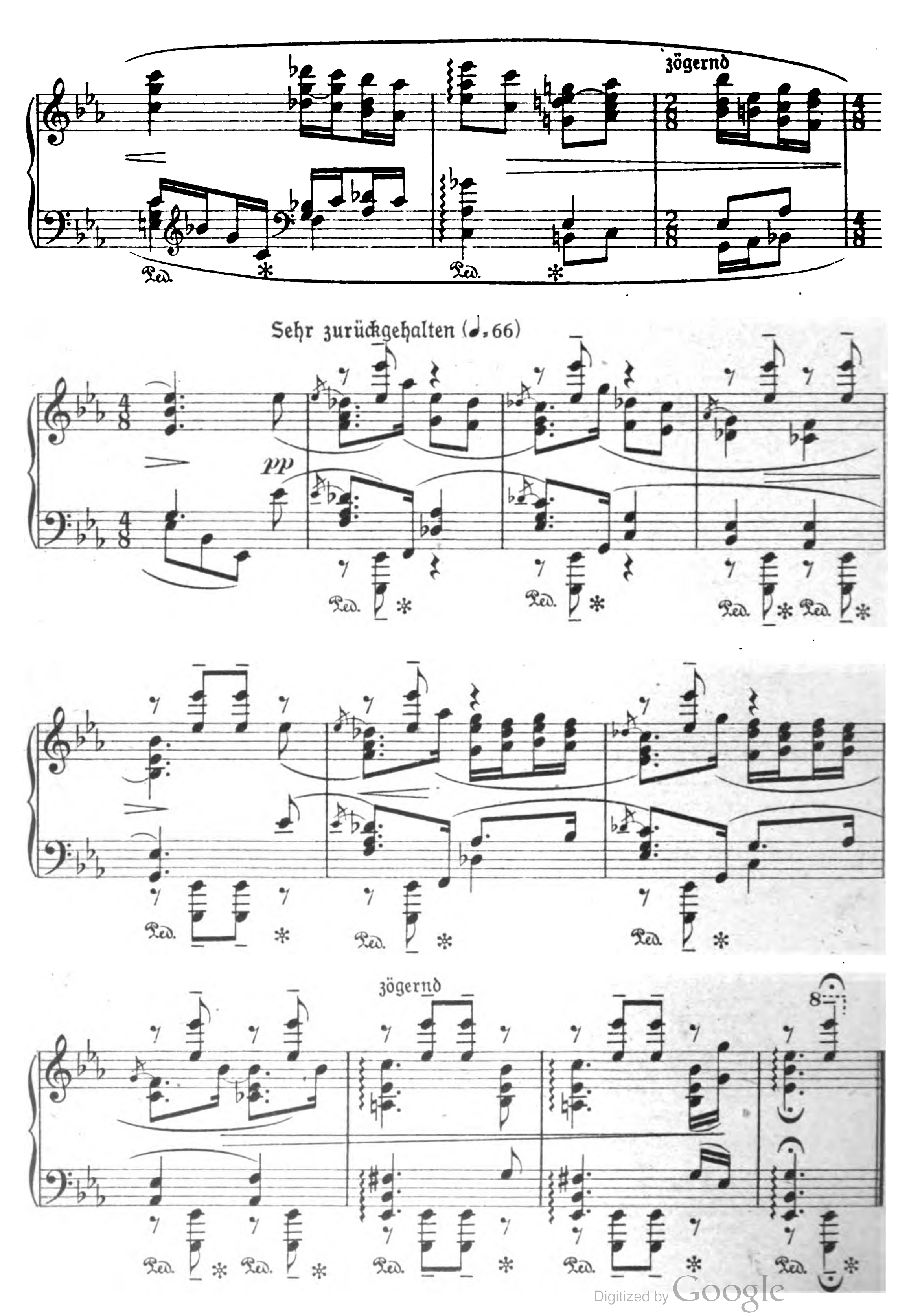
Aus: „Schwänke und Idyllen“ (Op. 55, 9)

(Ein Zyklus von Fantasietten für Klavier)




zögernd
Im Zeitmaß
pp
Ped. * Ped. * Ped. r. H. *
p
Ped. * Ped. * Ped. r. H. *
mit Ped.
zögernd
Im
p




zögernd
Sehr zurückgehalten (♩. 66)
pp
zögernd
8
Ped.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 3788



